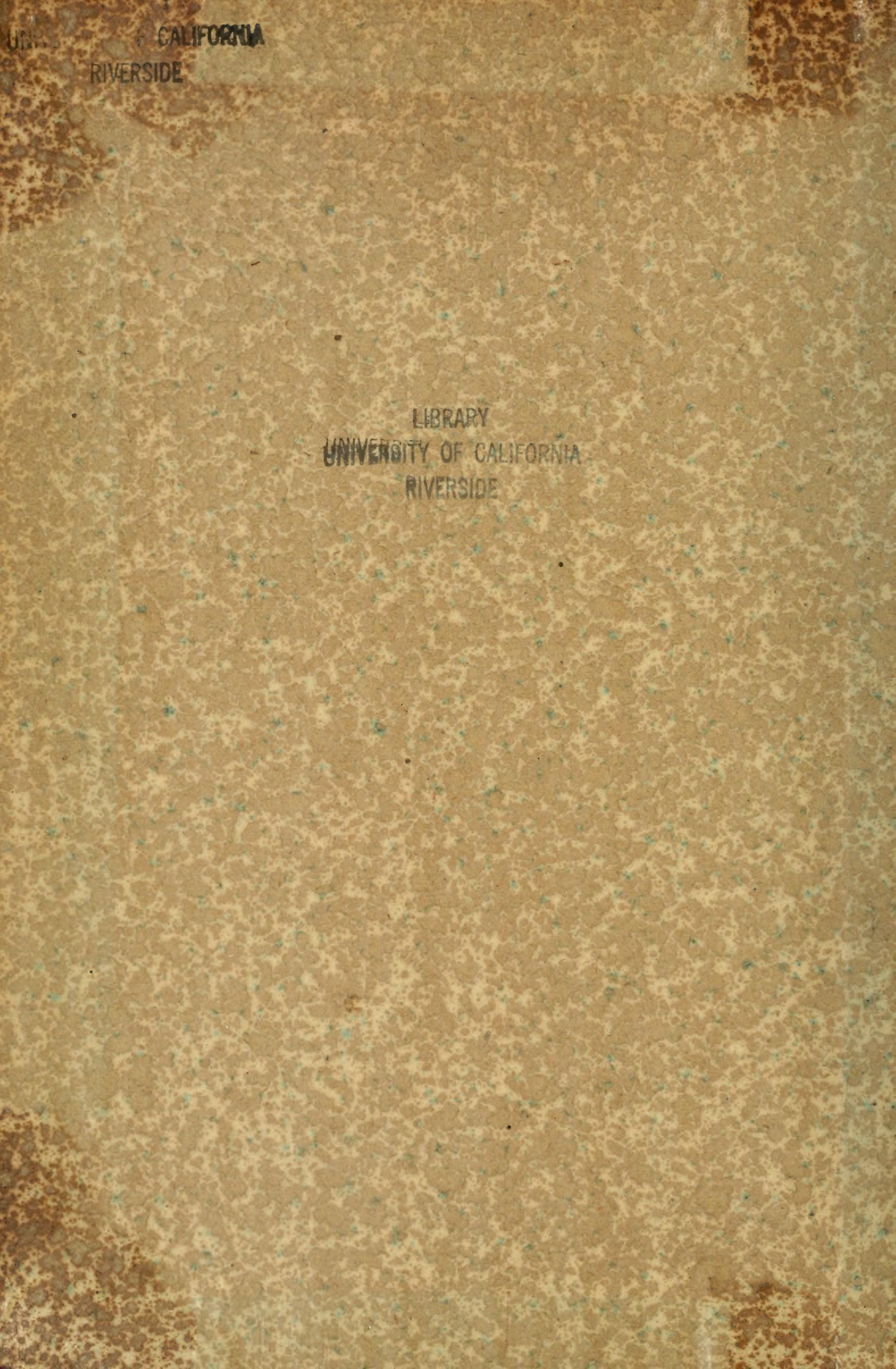




Im fernen Osten.



Kreitner. Graf Széchenyi. Loczy.

Im fernen Osten.

Reisen des Grafen Bela Széchenyi

in Indien, Japan, China, Tibet und Birma

in den Jahren 1877—1880.

Von

Gustav Kreitner

k. k. Oberlieutenant und Mitglied der Expedition

Mit zweihundert Original-Holzschnitten und drei Karten.

Wien 1881.

Alfred Hölder

k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler

Rothenthurmstraße 15.

Druck von R. v. Waldheim in Wien.

Seiner

Apostolischen Majestät

dem Kaiser und Könige

Franz Josef I.

in tiefster Ehrfurcht gewidmet.

Der Verfasser.

Vorwort.

Mit dem Abschlusse meines Reisewerkes: „Im fernen Osten" fühle ich mich verpflichtet, in erster Linie dem Leiter der Expedition, deren Mitglied zu sein mir vergönnt war, meinen Dank und rückhaltslose Anerkennung seiner Verdienste um die glückliche und erfolgreiche Durchführung der großartig angelegten Forschungsreise zu zollen. Graf Bela Széchenyi hat im Geiste seines Vaters, dessen für die geistige Entwicklung seines Volkes segensreiches Wirken die Geschichte verzeichnet, mit der Ausrüstung dieser Expedition die Vortheile seiner gesellschaftlichen Stellung, sein ganzes Wollen und Können zu Nutz und Frommen der Wissenschaft zu schönster Geltung gebracht. Seiner Energie und Umsicht ist es zu danken, wenn wir heute mit innerer Genugthuung auf die erzielten Leistungen und Erfolge zurückblicken dürfen. In diesem Bewußtsein verschwinden die Mühsalen und Beschwerden, welche wir zu ertragen hatten, verlieren die Gefahren und Anfeindungen, welchen wir auf der zur Hälfte im Sattel, zur anderen Hälfte zu Fuß zurückgelegten, großen Strecke preisgegeben waren, an Herbheit der Erinnerung.

Als Geograph der Expedition war mir die günstigste Gelegenheit geboten, Land und Leute in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit, in ihren Wechselbeziehungen genauer als sonst kennen zu lernen, und ich hoffe, beide, fern von allem blendenden, aber meistens unwahren Beiwerk, vorurtheilsfrei geschildert zu haben und dem geehrten Leser im Rahmen der Erzählung unserer abwechslungsreichen Reise-Erlebnisse bald heiterer und ergötzlicher, bald ernster und entscheidender Natur, ein Bild der großen Reiche und Länder des fernen Ostens vorgeführt zu haben, dessen Treue von allen Kennern anerkannt werden dürfte. Eben die gesellschaftliche Stellung des Führers der Expedition und die damit verbundenen besonderen Begünstigungen desselben seitens der Regierungsbehörden China's ermöglichten mir einen tieferen

Einblick in das sociale und öffentliche Leben jenes alten Culturvolkes, das mit hartnäckiger Beharrlichkeit dem Einflusse abendländischer Civilisation trotzt.

Soweit der für weitere Kreise berechnete Charakter meines Buches es zuließ, wird auch der Fachmann — im reicheren Maße als sonst bei ähnlichen Werken — wünschenswerthe Hinweise und Daten auf die Topographie des Landes und die Bevölkerung finden.

Um eventuellen Einwürfen im vorhinein zu begegnen, will ich gleich hier hervorheben, daß ich alle Namen nach dem Gehör niederschrieb. Da besonders die chinesische Sprache so vielerlei Betonungen enthält, die mit unseren Buchstaben unmöglich wiedergegeben werden können, so scheute ich mich, die bestehenden Aushilfstafeln, welche vor der Anwendung erst gründlich studirt werden müssen, um eine neue zu vermehren. Ich trachtete vielmehr eine annähernd richtige Aussprache durch den ausschließlichen Gebrauch der deutschen Schreibweise zu erzielen.

Die dem Werke beigegebenen Karten sind theils nach meinen Original-Aufnahmen, theils mit Zuhilfenahme der vorhandenen besten Quellen entworfen und gezeichnet.

Ich kann es schließlich nicht unterlassen, meinem geehrten Verleger Herrn Alfred Hölder für die Opferwilligkeit, mit welcher er meine Reisebeschreibung ausstattete, meinen herzlichsten Dank auszusprechen.

Nicht minderen Dank sage ich meinem Reisegenossen und Freunde Ludwig von Loczy, der mir, so wie Herr Dr. A. Niederleithinger (Schiffsarzt auf dem „Pollucе") viele Skizzen zur Completirung meiner Zeichnungen bereitwilligst überließ, und endlich allen jenen Herren in Indien, China, Japan und Birma, die mir während meines Aufenthaltes in den betreffenden Ländern mit Rath und That in der liebenswürdigsten Weise zur Seite standen.

Wien, im September 1881.

Gustav Kreitner,
k. k. Oberlieutenant.

Inhalt.

Verzeichniß der Illustrationen.

*) Die Unterschrift der Illustration lautet irrthümlich: Gebirge längs der Grenze zwischen Hu-peh und Schen-si.

Inhalt des Anhanges.

Karten.

I.

Von Triest nach Bombay.

Abreise von Triest. — Unsere Expedition. — Port Saïd. — Ankauf von Insekten. — Ein Leichenzug. — Der Suez-Canal. — Zuwachs an Passagieren. — Ihr Leben am Schiffe. — Dschiddah. — Das Grab der Eva. — Bazar-Scene. — Weihnachtsabend. — Ausflug zu dem Gebirge Dschebel Buogger. — Cholera in Mekka und auf dem Schiffe. — Sclavenmärkte in Dschiddah. — Bombay.

Ein leichter Dunstschleier, der Vorbote eines nahen Sirocco, umflort die grauen Kalkmauern des Karstes, die immergrünen frischen Gelände der formenreichen Küste, die hellen Häuserterrassen, das buntschillernde und bewegte Treiben im Hafen Triests. Eigenthümliche Lichtreflexe der in der stahlgrauen Fluth der Adria eben untertauchenden Sonne hüpfen und spielen von Rumpf zu Rumpf, von Mast zu Mast der auf der Rhede verankerten Schiffe. Aus den Essen eines stattlichen Dampfers kräuseln sich mächtige Rauchwolken empor, während eine kleine Flottille von flinken Booten, von schreienden und gesticulirenden Matrosen bemannt, sich an das Fallreep desselben drängt. Es ist der Lloyd-Postdampfer „Polluce“ *), der in wenigen Stunden zur Ausfahrt klar gemacht ist, und unsere vorerst nach Bombay bestimmte, aus folgenden Mitgliedern bestehende Reisegesellschaft an Bord trägt: Graf Bela Széchenyi, Chef einer Expedition zur Erforschung von Ost- und Central-Asien; Gabriel Balint de Szent Kotolna, Linguist; Ludwig von Loczy, Geologe, und den Verfasser, Geographen der Expedition.

*) Das Lloydschiff Polluce (Pollux) wurde 1873—74 auf den Werften des Lloyd-Arsenals zum speciellen Zwecke der Fahrt durch den Suez-Canal mit geringerem Tiefgange erbaut, hat ein Deplacement von 1800 Tonnen, die Propellerschraube wird durch eine Maschine von 200 Pferdekraft getrieben. Die innere Einrichtung der Cajüten ist von großer Eleganz und äußerst comfortabel.

Wir zählen den 4. December 1877, 7 Uhr Abends, der Lichtkranz des Molo San Carlo, von röthlichen Dunstkreisen umrahmt, schimmert gedämpft zu uns herüber, nur das Feuer des Leuchtthurmes fließt hell hinaus auf die unruhig werdende Fläche der See. Capitän Ragusin, eine wettergebräunte, Vertrauen einflößende Seemannsgestalt, der Commandant des Schiffes, gibt den Befehl zum Lichten des Ankers, die Ketten winden sich ächzend durch die Lucken auf das Gangspill, das Schiff erbebt unter den Stößen der in Bewegung gesetzten Schraube und hinaus geht es in die See nach Süden, zur ersten Etappe auf der weiten Reise nach den Ländern der aufgehenden Sonne.

Während der Nacht hatte sich die Siroccobrise derart versteift, daß unser Schiff unter dem schweren Seegange zu stampfen anfing und ich am nächsten Morgen die ersten Anzeichen des die überwiegende Mehrzahl aller Neulinge zur See überfallenden Uebels der Seekrankheit zu fühlen begann. Es tröstete mich nur der Gedanke, daß auch meine Gefährten Neptun den üblichen Tribut leisten mußten, selbst Graf Széchenyi, der schon in früheren Jahren des edlen Waidwerkes halber manche Reise über das große Wasser nach Amerika und Afrika unternommen hatte, blieb nicht verschont.

Am 6. gegen 5 Uhr Abends befanden wir uns in der Höhe von Brindisi. Die italienische Küste lag auf 8—10 Seemeilen vom Schiffe, deutlich sahen wir die Stadt mit dem Hafen, die benachbarten Ortschaften, Kirchen und Gehöfte. Der Zorn des Meeresgottes mußte sich bereits gelegt haben, denn schon am 8. December beruhigte sich das Meer, der Sirocco hatte nachgelassen. Es schien mir an dem prachtvollen, frühlingsfrischen Morgen wie ein Traum, vor acht Tagen auf dem Semmering gefroren zu haben.

Im Norden unseres Courses lag Cap Matapan. Bläulich-graue Felszacken ragen in die zarten Wolken, schroffe, röthlichgraue Wände stürzen zum Meere ab. Gleich dem Cap Spartivento Calabriens ist es ein verrufener Windtheiler, in dessen Umgebung die See selten glatt ist. Vergebens forscht das Auge nach menschlichen Niederlassungen, an den mit spärlicher Vegetation bewachsenen Hängen gewahren wir nur einige Ziegen und Schafe an den

gefährlichsten Stellen hinanklimmen, um hie und da einen dürftigen Halm zu erbeuten. Der 9. und 10. waren für mich elende Tage. Ich rührte mich kaum aus der Cabine und fand Muße, die mannigfachen Wandelbilder vor meinem Geiste Revue passiren zu lassen, welche unser harrten, in die Details der Aufgabe einzudringen, zu deren Lösung wir für Jahre von der Heimat Abschied genommen hatten.

Nach dem Tode seiner Frau entschloß sich Graf Bela Széchenyi, der älteste Sohn des größten Ungars, zu einer Forschungsreise in Asien, am 22. September 1876 erhielt ich von ihm die Aufforderung, ihn auf seiner projectirten Reise als Geograph zu begleiten. Die Reiseaufgabe gipfelte in der geographischen und geologischen Erforschung von Ost- und Central-Asien und nicht, wie vielfach behauptet wurde, ausschließlich in der Aufsuchung des Stammlandes der Ungarn.

Amerikanische Blätter brachten seinerzeit die fabulöse Erzählung, daß die Expedition in der Wüste Gobi von einem räuberischen Nomadenvolke gefangen genommen und zum Tode verurtheilt worden war. In diesem kritischen Augenblicke habe der Graf irgend eine ungarische Ansprache an uns gerichtet. Der Häuptling, der diese Worte gehört, sei auf die Kniee gesunken, habe die Hand des Grafen mit Küssen bedeckt und unter Freudenthränen im reinsten Ungarisch sein Glück betheuert, Landsleute zu sehen rc.

Allerdings sollte das Studium der Sprachverwandtschaften auch einen wichtigen Theil der Expeditions-Aufgaben bilden. Unglücklicherweise aber erkrankte das Mitglied Linguist Balint in Schanghai so bedenklich, daß er auf ärztlichen Rath hin in die Heimat zurückkehren mußte. Dadurch, und weil es schwierig war, im fernen Osten eine solche Kraft zu ersetzen, entfiel auch die Möglichkeit, gründliche Sprachstudien durchführen zu können.

Graf Széchenyi, von der richtigen Idee geleitet, daß jeder Erfolg in hohem Grade von einer zweckentsprechenden Ausrüstung abhängig sei, scheute weder Mühe noch Kosten, sich mit allen Ausrüstungsgegenständen zu versehen, deren Anschaffung er theils selbst für nothwendig erachtete, theils ihm von erfahrenen Reisenden in der Heimat und im Auslande anempfohlen wurde.

Die mir zur Verfügung stehenden Instrumente bestanden aus einem astronomischen Universal-Instrumente (mit dem Fernrohr in der Achse) für die Reise, einem Spiegelkreise, einem kleinen Theodoliten, einigen Compassen rc., ferner aus einem See- und einem Taschen-Chronometer, einem Quecksilber-Reisebarometer, mehreren Aneroid-Barometern, verschiedenen Thermometern rc. Ebenso war der Graf mit Jagd- und Vertheidigungswaffen auf das beste versehen und ich kann behaupten, daß vorher noch nie eine Reisegesellschaft das Innere Asiens in einer so vorzüglichen Ausrüstung betreten habe, als wir.

Am 11. begrüßte uns der Leuchtthurm von Damiette, das erste Wahrzeichen des pharaonischen Wunderlandes, und um 9 Uhr Morgens rasselten die Ankerketten in die Tiefe. Wir sind in Port Saïd. Wohin das Auge schaut, begegnet es einem anderen Farbenspiele. Alles ist fremd und neu: Gesichter, Trachten, Sitten, Sprache. Ein Wald von Masten, Schiffe aus aller Herren Ländern, füllt den geräumigen Hafen. Neben uns, an derselben Boje verankert, lag der englische Dampfer Chimborazo aus Liverpool.

Auf seinem Deck herrscht ein buntbewegtes Leben. Frauen, Mädchen, alte und junge Männer, Kinder promeniren auf und ab, schäkern, scherzen und spielen, ein vielgestaltiges Bild, das grell von der Ruhe auf unserem Schiffe absticht, denn die Mitglieder unserer Expedition sind bisher die einzigen Passagiere auf demselben.

Port Saïd ist auf dem Wüstensande erbaut. Trotz der kurzen Zeit seiner Existenz hat es sich bereits zu einer Hauptstation des ganzen Handelsverkehres im Orient emporgeschwungen. Die Häuser der in Port Saïd ansässigen Europäer sind luftige Ziegelbauten, meist einstöckig und mit Ziegeln gedeckt. Jedes Stockwerk besitzt eine hölzerne Veranda, die rings um das Haus läuft. Die Fenster sind, sozusagen, das ganze Jahr hindurch mit großen, grünen Jalousien geschlossen. Von den Dächern wehen zahllose Consulats- und Firmenflaggen in allen Farben.

Die Stadt besteht aus zwei Theilen: dem europäischen und dem arabischen Viertel. Im ersteren reiht sich ein Kaufladen mit farbenprächtiger Auslage an den andern, doch wer ihre Schwelle übertritt, möge viel Geld in seinen

Beutel thun. Horrende Preise für meist mittelmäßige Waare ist die Signatur des hiesigen Marktes. Das europäische Viertel mit seinen regelmäßigen, geradlinigen Straßen, den zahlreichen Hotels, Cafés und sonstigen Vergnügungs-Localitäten entbehrt des orientalischen Anstrichs, nur die Rudel im Schmutze der Straßen wühlender, herrenloser Hunde mahnen uns daran, daß wir europäischer Ordnung ferne gerückt sind. Aus den offenen Thüren der stark besuchten Restaurants und Cafés tönen uns Abends heimatliche Weisen



Cap Matapan.

entgegen, es sind zumeist böhmische Mädchen, welche hier musiciren, in den Nebengemächern wird Roulette gespielt.

Die Nähe des arabischen Viertels verräth uns in unliebsamer Weise schon der Geruch.

Zu beiden Seiten einer geraden Hauptstraße, die ebenso wie im europäischen Stadttheile der Brennpunkt des Handels und der Schauläden ist, gruppiren sich planlos und ohne jeden symmetrischen Gedanken elende Holzbaracken, aus deren Labyrinth wir hie und da einige stockhohe Gebäude, den Besitz wohlhabender Araber, emporragen sehen. Das erste Stockwerk, in der

Anlage breiter als die Parterreräume, birgt auch den Harem. Den verlockenden Schilderungen von der Sauberkeit des Inneren solcher Häuser vermochte ich keinen rechten Glauben zu schenken.

Auf dem Heimwege begriffen, bestürmte uns eine Schaar in echt nationales Gewand gehüllter Jungen, welche verschiedene Producte europäischen Gewerbefleißes, als da sind Bürsten, Wichse 2c., feilboten, lange vergebens, bis mein Gefährte Loczy sich bewogen sah, die Kehlengeläufigkeit und Ausdauer derselben auf eine eigenthümliche Weise zu belohnen. Unter dem schallenden Gelächter der ganzen Schaar bot er für ein „Amele", eines jener Parasiten, welche hier zu Lande den socialen Unterschied von Reich und Arm nivelliren, einen halben Piaster. Flugs hatte ein junges Mädchen, welches in der Mitte des Knäuels stand, ein Amele, und bald sahen wir uns förmlich von den Armen der sich an Gefälligkeit überbietenden Schaar belagert. Drei Stück Amele wanderten in Spiritus.

Loczy griff nun in die Tasche und schon rauften einige Arme in der Luft, um das Geldstück zu erhaschen, das noch Niemand gesehen hatte. Obwohl ich von den mit aller Kraft der Lunge hervorgestoßenen Worten keines verstand, errieth ich doch die Ursache des leidenschaftlichen Concurrenzstreites. Denselben beizulegen, gab es keine Hoffnung, also der Sieg dem Stärkeren. Und nun, nachdem Loczy drei Geldstücke in den Sand geworfen, entspann sich ein Gefecht, als gälte es das Paradies des Propheten zu erkämpfen.

Die Kunde von den Amele kaufenden Fremdlingen hatte bald die Truppe hoffnungsvoller Jünglinge vermehrt, aus ihrer Mitte drängte sich ein 17jähriger, verschmitzter Araberjüngling vor, der soeben ein Prachtexemplar Amele in den weiten Falten seines Gewandes gefangen hatte, welches er zum Kaufe anbot. Er erhielt dafür einen halben Piaster. Die älteren Araber schüttelten lachend über unser Gebahren den Kopf; der Verkäufer folgte uns aber mißmuthig und forderte einen höheren Lohn. Wir waren bereits in der Barke, die uns zum Schiffe bringen sollte, und noch immer raisonnirte er, ein schlechtes Geschäft gemacht zu haben. Da wollte er das abstoßende Schiffchen mit seinen sehnigen Armen an das Ufer zurückreißen, aber ein kräftiger Hieb mit einem Bambustocke lehrte ihn Bescheidenheit.

Am folgenden Tage besuchten wir den Friedhof und begegneten, vom Zufalle begünstigt, eben einem mohamedanischen Leichenzuge. Von einem egyptischen Soldaten angeführt, schritten die Männer an der Spitze des Zuges, hierauf folgte ein Schwarm klagender und heulender Weiber mit dicht verschleierten Gesichtern. Hinter dem Sarge beschloß eine zweite Gruppe Weiber den Zug. Der in weiße Linnen eingehüllte Leichnam lag auf einer Holztragbahre, welche vier kräftige Männergestalten trugen, ein sargähnlicher Deckel mit einem thurmartigen Aufsatze wölbte sich über den Todten.

Ob die Trauer der Frauen aus dem Herzen kam, wer vermöchte es zu sagen, die leidenschaftlichen Ausbrüche des Schmerzes um den Dahingeschiedenen schreibt der Koran vor, dunkel ist noch die Zukunft der Seele des Todten, vielleicht lassen sich die Engel des Todes erweichen und führen sie zu Allah und nicht zur Hölle.

Wir sind am Friedhofe angelangt. Das viereckige Gräberfeld ist beiläufig 300 Schritte lang, 150 breit und in drei Räume getheilt, welche durch Holzzäune von einander getrennt sind. Das östliche Drittel gehört den Christen, das mittlere den Mohamedanern, das westliche den Juden. Die Gräber der Islambekenner sind aus Ziegel gemauerte, in mehreren Etagen über einander angelegte Gewölbe von 2 Meter Länge.
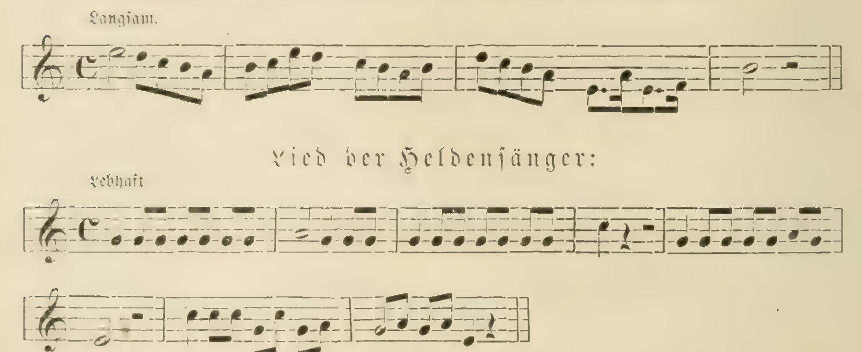
Während der egyptische Soldat die Kleidungsstücke, welche auf dem Leichnam lagen, unter die Leidtragenden vertheilt und alle Arme danach haschen, steigert sich die Walwala (Todtenklage) der Frauen zu einem erschütternden Geheule, unter dessen Begleitung der Leichnam durch die im Norden befindliche Oeffnung in ein solches Gewölbe geschoben wird, so daß das Haupt nach Süden — nach Mekka weist.

Eigenthümlich ergriff mich eine andere Scene. Abseits auf einem anderen Grabe saß eine Frauengestalt, welche ein tieftrauriges, wehmüthigmonotones Lied sang, jede Strophe von einem herzzerreißenden Schluchzen unterbrochen.

Am Wege zur Stadt begegneten wir einer Truppe arabischer Sänger. Ein jeder der Künstler bearbeitete sein Tam-tam. Vier bildeten den Chor, ein schmächtiger, blasser, schwarzbärtiger, ich möchte sagen bildhübscher Araber

sang vor. Nachmittags trafen wir die Gesellschaft wieder. Der Vorsänger schrie noch wie vorher, nur schien er etwas heiser und ganz sinnesverwirrt geworden zu sein. Ich glaube, daß es keinen heimatlichen Helden mehr gab, dessen Thaten und Tugenden er nicht schon besungen hätte.

Lied der trauernden Frau am Friedhofe:



Am 13. December um 7 Uhr Morgens verließen wir Port Saïd und dampften durch den Suez-Canal, das gigantische Werk der Neuzeit. Der Canal hat eine Breite, welche nach dem Augenmaße geschätzt, zwischen 70—130 Schritten variirt, er ist jedoch nicht in seiner ganzen Breite fahrbar, das eigentliche Fahrwasser ist durch Holzpflöcke markirt. Von 5 zu 5 Seemeilen sind Ausweichestationen errichtet, da des engen Fahrwassers halber stets nur ein Schiff die Strecke zwischen zwei solchen Stationen befahren kann. Die Stationen stehen untereinander in telegraphischer Verbindung und signalisiren durch Semaphore den Schiffen die entsprechenden Avisos.

Der Suez-Canal ist 80 englische Meilen lang, die Trace bis Ismaïlia im Allgemeinen eine gerade, südlich verlaufende Linie, welche dann etwas nach Südost abbiegt, um nach Durchkreuzung der Amers-Seen wieder südlich nach Suez zu führen. Die Umgebung ist trostlos, Sandwüste, stellenweise versumpft, ohne Vegetation. In dieser unabsehbaren Ebene erheben sich nur einige unbedeutende Sandhügel, welche gleich den Schneewehen ihre Gestalt dem Spiele des Windes verdanken. Fata morgana ist immer sichtbar, und zwar scheint es, als wäre die Sandebene am Horizonte durch einen Wasser-



Port Said.

streifen begrenzt, hinter welchem sich kleine Sandhügel erheben. Bei geringer Aenderung des Beobachtungsortes seiner Höhe nach ändert sich auch die Breite des Wasserstreifens. Je tiefer der Beobachtungsstandpunkt, desto schmaler der Streifen.

Gegen Abend passirten wir Ismaïlia. Das niedliche Städtchen in Mitte eines Fleckens Grün war ein wahrer Augentrost. Die Sommer-Residenz des Vicekönigs überragt die anderen Gebäude, die anmuthige Villa Lesseps', des genialen Erbauers des Canals, bildet hingegen den anziehendsten Punkt der ganzen sandumgürteten Niederlassung, an deren Südende sich der Bahnhof befindet.

Die Schifffahrt im Canal ist nur von Sonnenaufgang bis Untergang gestattet*). Um halb 6 Uhr ankerten wir daher eine Stunde südlich von Ismaïlia und am nächsten Tage um 3 Uhr Nachmittags vor Suez. Die Stadt liegt eine Stunde vom Handelshafen entfernt. Die See war bewegt, deshalb blieben wir an Bord und schickten die Correspondenzen mittelst einer Dampfbarcasse zur Post.

Wir erhielten in Suez Zuwachs. Circa 60 Mohamedaner, die auf einem P. & O. Schiffe**) zumeist aus Java nach Suez gekommen waren, schifften sich auf das Lloydschiff ein, um möglichst billig ihr Pilgerziel Mekka zu erreichen, und lagerten nun in bunten Gruppen auf dem Vorderdeck. Einige unter ihnen waren ganz, andere halb nackt, die Mehrzahl nur mit einem Hemde bekleidet.

---

*) Nach Dr. C. v. Scherzer's Mittheilungen über den Welthandel passirten den Suez-Canal im Jahre

1875	1494	Schiffe	mit 2,940.700	Tonnengehalt,
1876	1587	„	„ 3,072.000	„
1877	1633	„	„ 3,419.000	„

Die Zolleinnahme in diesen drei Jahren betrug 91·5 Millionen Francs. Seit der Eröffnung des Suez-Canals bis Ende 1877 wurden von 9384 Schiffen, welche denselben passirten, 189·8 Millionen Francs an Gebühren entrichtet. 70% der Fahrzeuge segelten unter britischer Flagge. Oesterreichische Schiffe brachten 1875 92.000 Tonnen, 1876 76.000 Tonnen, 1877 73.000 Tonnen durch den Canal.

Die Zollgebühr beträgt seit 1877 — 9 Francs 50 Centimes pro Tonne.

**) Peninsular and Oriental Company. Der Engländer nennt die Schiffe kurzweg (deutsche Schreibweise) Pi end O-Schiffe.

Eine verwitterte, zerklüftete Felsmasse im Osten fesselt unsern Blick, es ist der Sinai, das bekannte Wahrzeichen aus der Geschichte des Monotheismus. Kein Wäldchen, kein Baum spendet dort drüben Schatten; sengende Sonnenstrahlen fallen schier scheitelrecht auf den nach dem befruchtenden Naß lechzenden Boden. Ein kleiner Palmenhain, ein Asyl inmitten des starren Todes, winkt vom Fuße des Berges herüber. Fast möchte ich an eine Neckerei einer Fata morgana glauben, doch der Capitän wirft auf meine Frage flüchtig das Wort: „Mosesquelle" hin.

Bald darauf passirten wir die Untiefe, an welcher die Egyptier, als sie die fliehenden Juden verfolgten, ihr Grab in den Wellen fanden. Eine Sandbank zieht von Osten nach Westen, die zur Zeit der Ebbe hie und da trocken liegt. Die einzige Stelle, an welcher das Meer eine solche Tiefe besitzt, daß auch große Schiffe — wohl vorsichtig — passiren können, ist durch ein Leuchtschiff markirt.

Die nächsten drei Tage waren wunderbar ruhig, dafür die Hitze enorm. Selbst während der Nacht zeigte das Thermometer 30, ja 31° C. Ein arabischer Pilote leitete das Schiff, um es durch die Korallenriffe nach Dschiddah (Djedda) zu steuern.

Schon des Morgens machten die Pilger Toilette; sie wuschen sich und warfen sich in ihre besten Gewänder. Da konnten wir Männer sehen, in eine Toga von tadellosem Weiß gehüllt, deren weite Falten malerisch die braune Gestalt umwallten. Die Mehrzahl trug jedoch bunte Wollhemden und um den Leib gewunden einen rothen oder gelben Shawl. Die Kleidung der Vornehmeren bestand aus gleich zugeschnittenem Seidenzeuge.

Die Damen, welche ihre Gesichtsschleier während der Fahrt abgelegt hatten, beeilten sich, sich wieder zu verhüllen. Ihre Kleidung bestand aus einem blauen Wollhemde, einer weißen bauschigen Leinwandhose, endlich aus einem Seidenüberwurf, der sackähnlich über den ganzen Körper hing. Der Schleier aus weißer Leinwand hatte für die Augen zwei Oeffnungen ausgeschnitten und reichte wie ein breites Band von der Stirne bis zu den Knieen. Ein großes, blau und weiß gestreiftes Kopftuch, das gewöhnlich wie ein Dach mit den beiden Armen über den Kopf gehalten wurde, vervollständigte die Tracht.

Gegen 9 Uhr bereiteten die Pilger ihr Frühstück. Es bestand aus Reis und in der Sonne getrockneten, dann auf glühenden Kohlen geschmorten Fischen, endlich aus Datteln, Bananen und Orangen. Nach dem Frühstücke verpackten sie ihre Schlafdecken, Strohmatten, Eßgeräthe ꝛc. in Kisten und erwarteten geduldig den Moment des Ankerns.

Der Scenenwechsel, welcher nun platzgriff, läßt sich kaum beschreiben. Die vor wenig Augenblicken ruhig abwartenden Gruppen schienen in hellem Aufruhr gegen einander. Ueber den Köpfen des Gewühls von Malaien, Arabern und Türken balancirten Kisten und Koffer, von allen Seiten unter Schreien und Schimpfen reclamirt. Hier entwickelt sich eine artige Balgerei, dort nimmt der Dialog eine allzu drastische Form an — mit einem Male Stille, welcher unisono ein ausgelassenes Lachen folgt; es war eine nur nothgedrungene Ruhepause, nach welcher der Höllenlärm von Neuem beginnt, um erst am Lande dem Ernste und der Ruhe zu weichen.

Endlich waren die Mohamedaner ausgeschifft und auch wir konnten daran denken, an das Land zu fahren. Die Bootfahrt zur Stadt dauert eine halbe Stunde, da Korallenriffe das Fahrwasser sehr einengen.

Aus der Ferne gesehen, machte die Stadt einen wunderbaren Eindruck. Die zwei bis drei Stock hohen Steinhäuser sind ohne die geringste Symmetrie am Meeresstrande erbaut. Die regelmäßig angebrachten Fensteröffnungen an den Hauptfronten der dächerlosen Häuser, welche mit reich geschnitzten Holzrahmen geschlossen werden können, nehmen oft die ganze Breite eines Wohnzimmers ein. In den Nebenfronten sind in verschiedener Höhe kleine, unregelmäßige Fensteröffnungen angebracht. Die Wohnungen der oberen Stockwerke gehören den Frauen; im ersten Stocke hat der Hausherr seinen Sorgendivan aufgeschlagen.

Zwei große Moscheen mit ihren schlanken Minarets überragen die Häusermassen und heben sich sehr wirkungsvoll von dem Dschebel Heddah, den von spärlicher Vegetation bedeckten, sedimentären Felsmassen im Hintergrunde ab.

Wir besichtigten zuerst den Bazar, welcher in einer Curve, die oft in spitzen Winkeln abbiegt, das Herz der Stadt bildet. Ein nicht unangenehmer,

schwüler Duft afficirt unsere Geruchsorgane, Millionen von Fliegen umschwärmen mit echt orientalischer Zudringlichkeit den Fremdling. Zahlreiche herrenlose Hunde nagen an Allem, was sie nur einigermaßen vor tödtlicher Langeweile schützen kann.

Die Bewohner der Stadt (Dschiddah mag circa 20.000 Einwohner zählen) kümmern sich wenig um die weißen Ungläubigen, höchstens daß die Kinder uns zur Bewunderung ihrer blendend weißen Zähne und scharlachrothen Zunge auffordern. Die Verkaufsbuden ähneln schmutzigen Fleischbänken und sind in der Höhe von 8—10 Meter mit fortlaufenden Holzbrettern eingedeckt.

Classischen Stoicismus in den Zügen, harren hier der nur mit einem Keuschheitsgürtel umgürtete Verkäufer, dort wieder eine verschleierte Frau der spärlichen Kunden. An Auswahl fehlt es keineswegs, hier finden wir: Teppiche für ein Plätzchen zum Haschischrauchen, Pantoffel für in Seide gekleidete Haremsgestalten, Turbane für glatt rasirte Schädel, dort wieder Muscheln, Feigen, Datteln, Orangen, Kaffee, Wasser, Holzfragmente (in kleinen Bündelchen zu 1/2 Franc 2c. 2c.), nur die Zeiten sind böse, die freigebigen und jeder Knauserei abholden Frenghi und Inglesi von Einst sind seltener geworden, hinreichend Zeit also, an dem Kohlenfeuer das Nargileh in Brand zu setzen und den narcotischen Duft einathmend, von der Glanzzeit der Pilgerzüge gegen Mekka zu träumen, oder dem Schmoren der perlenartig auf einem Spieße aneinandergereihten Hammelfleischstückchen (Kebab) zuzusehen.

Zwölf Stunden gegen Osten, dort hinter den blauen Bergen liegt die geheimnißvolle Stadt. Hunderttausende von Pilgern wandern alljährlich zum Grabe des Propheten. Mekka gilt für Jeden, der nicht Mohamedaner ist, als unnahbar. Vor Kurzem sollen zwei Engländer unmittelbar vor einem Feste sich zum Islam bekehrt haben, um in das Heiligthum eintreten zu können.

Auch hörte ich in Dschiddah, daß ein anderer Engländer, der sich vor einem halben Jahre, als Araber verkleidet, einer Caravane anschloß, in Mekka erkannt und verhaftet wurde. Vor den türkischen Gouverneur gebracht, empfing ihn dieser sehr ernst und machte ihn aufmerksam, daß er nur als Mohamedaner zurückkehren dürfe, eine Sentenz, welcher sich der kühne Eindringling bedingungslos unterwerfen mußte.

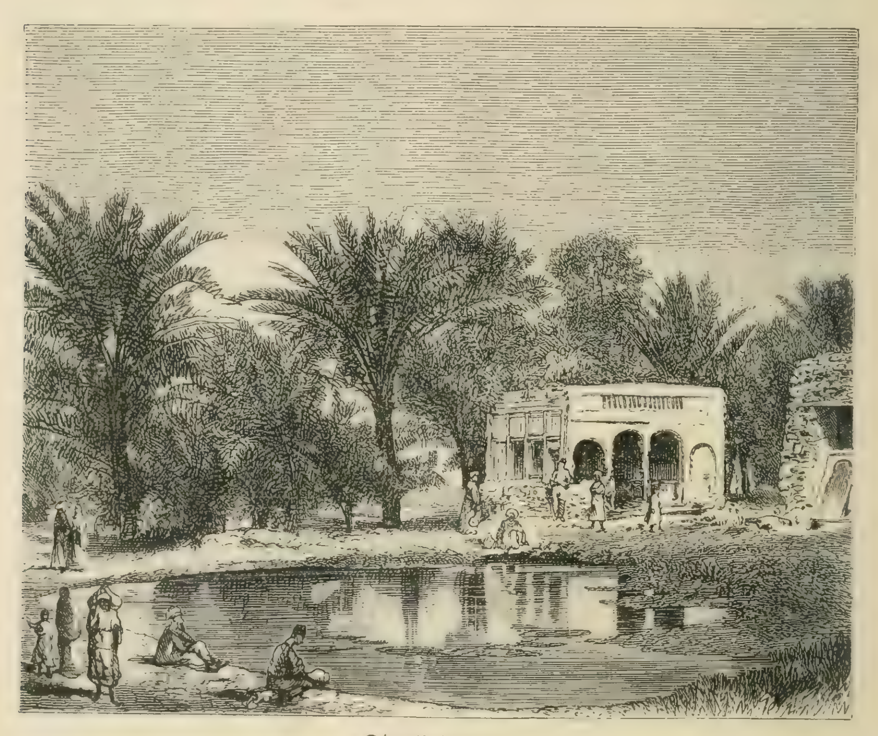
Einer unserer ersten Spaziergänge galt dem Grabe Eva's, der Mutter der Menschheit, auf dem mohamedanischen Friedhofe. In der Länge von 120 und in der Breite von 6 Schritten ist es von einer verwitterten, 1 Meter hohen, oben abgerundeten Korallenmauer eingeschlossen. Trockener grauer Sand bedeckt die Gebeine der armen Eva. Am Fuße des Grabes befindet sich ein kleines Denkmal aus Granit, mit arabischen Sprüchen beschrieben. Eine Palme breitet wehmüthig und traurig ihre saftig grünen Zweige darüber aus.

Vor dem Portale stand ein mit einem weißen Tuche überzogener Tisch, auf welchem vier Maria Theresien-Thaler glänzten. Bei unserem Erscheinen begrüßte uns ein stolzer Araber, indem er die rechte Hand auf die Brust legte und sich dann verneigte. Eine Handbewegung voll unbeschreiblicher Grandezza lud uns ein, die Thaler zu verdoppeln. Graf Széchenyi zog ein Francstück hervor und wollte es auf den Tisch legen. Blitzschnell hatte es der Araber in der Hand, besah es und reichte es mit stolzer Resignation zurück, zeigte dann mit der Hand zu dem kleinen Mausoleum, unter welchem der Kopf Eva's liegen soll, und ging endlich voraus, uns zeitweilig winkend, nachzufolgen. Wir betraten die Vorhalle des Mausoleums, vier leere Wände.

Der Araber breitete auf dem Boden Strohmatten aus, damit unsere Schuhe das Heiligthum nicht entweihten. Dann öffnete er die Thüre der eigentlichen Gruft. Ein dunkler Raum, in dessen Mitte sich eine Art Katafalk erhob, gähnte uns entgegen. Würdevoll hob er den schwarzen Wollstoff, der ein Holzgerüste bedeckte, in die Höhe, neugierig bückte ich mich, um ein Geheimniß zu ergründen, und sah — nichts. Abermals lud uns der Führer ein, schwere Thaler in den Abgrund zu werfen, und wieder hatte der Silberfranc das frühere Schicksal. Bevor wir aber den Friedhof verließen, bat der Schelm doch noch um den zweimal zurückgewiesenen Obolus.

Nicht weit vom Friedhofe entfernt ist ein Sanddamm aufgeworfen, innerhalb welchem die Brunnen ausgegraben wurden, welche die Stadt mit Trinkwasser versorgen. Die runden Brunnenlöcher sind 4—5 Meter tief. Das Wasser ist demnach filtrirtes Meerwasser. Ein viereckiges Stück Leder, dessen Enden mit Stricken zusammengebunden sind, dient als Schöpfeimer. Ununterbrochen kommen und gehen die Kameele, welche das Wasser zur Stadt tragen.

Als wir in die Stadt zurückkehrten, passirten wir die türkische Hauptwache. Der Posten war 10 Mann stark und wurde von einem Officier befehligt. Letzterer hatte sein Quartier, einen Strohdivan, auf der Straße. Die Mannschaft war mit Hinterladern bewaffnet. Die Fragmente ihrer Beschuhung beurkundeten die Absicht einer gleichmäßigen Adju-



Die Mosesquelle.

stirung, sonst war jeder nach seinem Geschmacke und seinen Mitteln entsprechend gekleidet.

Dschiddah besitzt drei Thore; das an der Südseite ist gewöhnlich abgesperrt, während das östliche und nordöstliche sehr frequente Passagen sind. Hier lagern alle Caravanen, die von Mekka kommen oder dorthin abgehen. Trotzdem uns ein Araber beim Mekkathore warnte, für „Inglese“ sei es nicht gestattet, weiter zu gehen, vollführten wir unsere Promenade unbe-

Das Sinaï-Gebirge.

helligt hin und zurück. Tags darauf besuchten wir das von der Stadt eine Viertelstunde entfernte, im Süd-Osten gelegene Dorf Schi-ech. Circa 100 Hütten im Grundrisse eines Quadrates von 6 bis 10 Schritt Seitenlänge bilden das Dorf. Die Wände der Häuser bestehen aus höchst dürftigem Flechtwerk oder krummen Stangen, welche mit Strohmatten belegt sind. Das Dach, ebenfalls aus Flechtwerk, wölbt sich kegelförmig zu einer Spitze. Der Eingang, eine viereckige Oeffnung, kaum hoch genug, um uns in tief gebeugter Stellung hindurchzulassen, kann mit einer Strohmatte verdeckt werden. Zwei bis drei Luftlöcher von einem halben Schuh Gevierte in den vier Wänden vermitteln die Ventilation. An die meisten der Wohnhütten schließt sich ein größerer runder oder rechtwinkeliger von Flechtwerk umzäunter Raum, der Ziegen- oder Kameelstall an.

In die Stadt zurückgekehrt, besuchte der Graf den türkischen Vice-Gouverneur, um mit ihm die Möglichkeit eines projectirten Ausfluges zu den Gebirgen zu besprechen. Diesem schien das Project nicht sonderlich zu gefallen und er war bestrebt, den Grafen davon abzubringen. Er sagte unter Anderem: Der Gouverneur weilt eben in Mekka und kommt erst in einigen Tagen zurück. Die Türkei hat wenig Einfluß auf die Araber, ganz Central-Arabien zahlt keinen Kreuzer Steuer, stellt keinen einzigen Soldaten, der Sultan gilt nur als kirchliches Oberhaupt der Moslemiten. Gesetzt, daß wir den Ausflug mit militärischer Begleitung machen wollen, so stoße dies auf riesige Schwierigkeiten, es stehe uns bevor, mit einigen Kugeln begrüßt zu werden. Wenn wir auch die Excursion auf eigenes Risico ausführen würden, so sehe dies die Türkei selbst nicht gerne. Er wolle übrigens sogleich einen Boten nach Mekka senden, um dem Gouverneur unser Anliegen zu melden, und hoffe uns seine Entscheidung in zwei Tagen einhändigen zu können.

Auf dem Heimwege begegneten wir im Bazar unseren liebenswürdigen, immer heiteren Schiffsdoctor Niederleithinger*), der soeben einen persischen Teppich um den Preis von 64 Rupien (indische Silbermünze à 98 kr. ö. W.) erhandelt und vorläufig ein halbes englisches Pfund Angeld geleistet hatte. Am nächsten Tage holte er den Teppich ab und wollte den Kaufpreis in

*) Die Ansicht von Dschiddah ist von seiner Hand gezeichnet.

Napoleons auszahlen. Die Araber machten bedenkliche Mienen. Sie wollten die Napoleons in Maria Theresien-Thaler, letztere wieder in Rupien umrechnen, weil sie dabei einen halben Napoleon (ungefähr 5 Rupien) gewonnen hätten. Circa zehn Schritte nebenan standen die Tische der Geldwechsler.

Unter diesen Umständen wäre es das Vernünftigste gewesen, die Goldstücke dort umzuwechseln und dann den Händlern die 64 Rupien auf die Hand zu zählen. So aber hatten die Araber das Gold bereits in den Taschen und rechneten an den Fingern. Eine Stunde verging, ohne daß das geringste Einvernehmen erzielt werden konnte. Erst nachdem der Doctor sein Geld kategorisch zurückbegehren wollte, gaben sich die Kaufleute zufrieden. Ebenso kostete es viele Mühe, das Angeld zurückzuerhalten. Schließlich hatten diese Leute, deren ganzes Trachten darauf abzielte, den Käufer zu schädigen, noch die Frechheit, zu behaupten, sie seien betrogen worden.

Den Weihnachtsabend des Jahres 1877 feierten wir am Bord des Pollux. Die Tafel mit 13 Gedecken schmückte ein theuer erkaufter Tamarindenbaum. Nach dem copiösen Abendessen verlosten wir die gegenseitig im Bazar gekauften kleinen Geschenke, endlich arrangirte Dr. Niederleithinger ein Concert. Die Officiere des Schiffes — nicht allein tüchtige Seefahrer — entpuppten sich plötzlich als vorzügliche Musiker. Unser Orchester (bestehend aus zwei Zithern, zwei Violinen, einer Flöte) spielte unermüdlich bis in die späte Nacht und es mochte der neue Tag nicht mehr ferne sein, als wir unsere Cabinen aufsuchten.

Schon am nächsten Tage überraschte uns der Unter-Scherif mit dem aus Mekka angelangten Erlaubnißscheine. Die Vorbereitungen waren rasch getroffen. Mittags miethete der Graf drei Maulthiere zu dem Preise von drei englischen Goldpfunden; der Unter-Scherif commandirte drei Mann als Escorte und fixirte den Aufbruch für 8 Uhr Abends. Der Escorte hatten sich zwei Volontärs in der Anhoffnung eines guten „Bakschisch“ (Trinkgeld) angeschlossen. Die Leute waren als Araber gekleidet und mit Handscharen bewaffnet. Wir selbst hatten wohlweislich die Revolver mitgenommen.

Ein türkischer Unterofficier, den wir mit dem schmeichelhaften Titel Effendi auszeichneten, befehligte die Bedeckung. Er mochte 40 Jahre alt sein, doch sein Knebelbart war bereits grau, sein Aussehen verrieth sogleich den

routinirten Troupier und in seinen Mienen sprach sich ein stolzes Selbstbewußtsein aus. Sein Rath, an Stelle der Hüte uns türkischer Fez zu bedienen, wurde von uns gern befolgt.

Das Stadtthor war bereits gesperrt und die Wache mußte aus dem ersten Schlummer gerüttelt werden. Ein herrlicher Sternenhimmel wölbte sich über unseren Häuptern, Venus und das Sternbild des Orion glänzte in besonderer Pracht. Unter der Führung eines Soldaten ritten wir nun 1½ Stunden in nordnordwestlicher Richtung. Wir umgingen einige Dörfer, deren wachsame Köter, etwas Ungewöhnliches witternd, mit bewunderungswürdiger Ausdauer zu kläffen begannen. Unser Führer schien kein besonderes Orientirungstalent zu besitzen, denn zweimal stieg er vom Pferde, um sich in den Dörfern nach dem Wege zu erkundigen. Eine durch Kameelspuren markirte Linie führte nun in gerader Richtung zum Polaris durch die Wüste. Breite, sanft geböschte Sandwellen, von spärlichem Graswuchse bedeckt, wechselten mit versumpften Mulden ab.

Unermüdlich und schweigsam drangen wir vorwärts. Eine Fluth matten Silberlichtes überschwemmte gegen 11 Uhr die wellige Bodenfläche. Am Horizonte erscheint der Mond und verleiht mit einem Schlage der drückenden Oede des weiten Wüstenplans gespenstiges Leben. Jede Sandwelle scheint in Bewegung zu gerathen, während die tiefen Schatten unseres Zuges wie im Fluge auf- und niedersteigen. Die kühle frische Nachtluft ist uns ein wahres Labsal, bald jedoch wird sie empfindlich kalt, ein starker Thau durchnäßt die Kleider, das Thermometer zeigt 6° C. Um 3 Uhr Morgens gebot der Führer Halt. Die Araber hatten bald ein Plätzchen im Sande ausfindig gemacht, wo sie sich ausruhen konnten, und es währte nicht lange, so ließ sich ein Schnarchquintett vernehmen. Obwohl wir zu wachen uns vorgenommen hatten, konnten wir schließlich der Versuchung, es unserem Führer nachzuthun, nicht widerstehen und fanden für einige Stunden stärkenden Schlaf, aus welchem wir gegen 5 Uhr Morgens geweckt wurden, und unseren Weg fortsetzend, in kaum zwei Stunden am Ziele anlangten.

Ein 40 Meter hoher Rücken, Dschebel el Vnogger, vulcanischen Ursprunges, bildet einen Riegel, der, von Westen nach Osten ansteigend, sich

dem 2000 Meter hohen Tschebel Heddah vorlagert, indem er nach Süd-Süd-West abbiegt. Die schwach geböschten Hänge sind mit schwarzen Basaltblöcken übersäet, zwischen welchen kleines Gerölle (meistens Quarz und verschiedene Halbopale) aufgeschichtet ist, das vom Hauptgebirge hieher geschwemmt wurde. Dadurch wird aus einiger Entfernung der Eindruck hervorgerufen, als wären die Hänge mit frisch geackertem Humus bedeckt. Die Kuppen erheben sich 15—20 Meter über die Sättel und sind in schmaler, sargähnlicher Form senkrecht der Hauptrichtung des Gebirgszuges aufgesetzt. Die wasserlosen Thäler entwickeln sich muldenartig zu beiden Seiten der Sättel und sind in den Tiefenlinien mit feinem Sande ausgefüllt. Die Vegetation ist arm und spärlich, hin und wieder fristet ein Grashalm, eine Cactus- oder Malvaceenart ihr kümmerliches Dasein.

Ueber einen der Sättel führt der Weg im Zickzack weiter in die Wüste und gegen Mekka. Der Weg dahin führt durch öde, wüste, sandige Steppen nach Osten; kein Wasser, kein Baum bietet dem ermattenden Pilger Stärkung und Labung, und wenn er nach zwölfstündigem mühsamen Marsche endlich in den Felsschluchten am Fuße des Tschebel Heddah das erste Nachtlager aufgeschlagen, muß er um sein Leben zittern, denn wie eine Windsbraut kann jeden nächsten Augenblick eine Horde von Wegelagerern das Lager überfallen.

Mit der Erklimmung des Passes aber erblickt der Fromme in weiter Ferne schon die sieben schlanken Minarets der heiligen Moschee. Neuer Muth, frische Kraft strömt bei dem Betrachten des Bildes in die Muskeln, das Auge verklärt sich und die Schritte verdoppelnd, zieht der Pilger weiter dem Ziele seines Lebens entgegen, er achtet nicht mehr auf die Trostlosigkeit der Natur, denn er fühlt sich begeistert und dem Irdischen entrückt.

Der Weg von Tschiddah nach Mekka nimmt zwei bis drei Tage in Anspruch. Die oft mehrere Tausende starke Caravane tritt den Marsch häufig zur Nachtzeit an. Die Stundenausrufer (bei Reisen trifft diese religiöse Pflicht der Reihe nach abwechselnd die Männer) verkünden durch ihren monotonen Gesang den aus allen Welttheilen in Tschiddah versammelten Mohamedanern die Stunde des Aufbruches. Auf den Lagerplätzen vor dem Ostthore der Stadt entsteht nun eine Verwirrung sonder Gleichen. Die Lagerfeuer werden ausgelöscht, die

Kessel gereinigt, die armseligen Effecten zusammengesucht und in ein Bündelchen geschnürt, hier hört man das heisere Schreien nach den Kameelen, dort den Streit um den Besitz des Kameelmistes, des einzigen Brennmaterials für die nächsten Tage, ein Jeder will die Kürbisflasche mit Wasser füllen, einzelne Kameele erhalten wieder als Ladung die mit Wasser angefüllten Ziegenfellschläuche; fruchtlos müht sich in einer Gruppe ein kranker Greis ab, sich von seinem Lager zu erheben, um dem Zuge zu folgen; er ist zu schwach — er bleibt zurück, denn seine letzte Stunde naht.

Der Zug rangirt sich, d. h. der Vortrab ist bereits aufgebrochen, die Muthigsten oder Erwartungsvollsten von Allen sind außer Sicht und nur eine ferne Staubwolke kennzeichnet ihre Spur. Nach und nach haben auch die Frauen die Kameele bestiegen, die Männer wandern größtentheils zu Fuß und in bunten, bald laut betenden, bald stumm und in Gedanken versunkenen Gruppen setzt sich der ganze Troß in Bewegung.

Der Lagerplatz wird leer — aber nur für kurze Zeit, denn neu Angekommene beziehen die Stätte und brechen schon am nächsten Tage weiter gegen Osten auf. Zahllos sind die Müh- und Drangsale, die der Armen auf dem Wege nach dem Grabe des Propheten harren. So Mancher unter ihnen empfiehlt noch ehe er die geweihte Stätte des Islam betreten, unter den Lanzenstichen der Beduinen seine Seele Allah. Es ist nichts Seltenes, daß selbst größere Caravanen trotz militärischer Bedeckung von den Wahabiten angegriffen werden.

Blitzschnell überraschen diese, aus den Felsschluchten hervorbrechend, die Pilger, während der allgemeinen Verwirrung rauben sie Alles, was sie ergreifen können, und verschwinden ebenso schnell als sie kamen, in den Bergen. Im Kampfe ziehen die Pilger sehr oft den Kürzeren, denn ihnen geht die Localkenntniß ab, und was vermag der kurze Handschar gegen die Feuerwaffe, welche, aus den Ritzen der Steinblöcke hervorlugend, den Tod unter die Reihen der Pilger sendet. Selbst am Ziele warten der Pilger noch manche schwere Stunden. Das Drängen und Treiben in dem überfüllten Mekka, die mit entblößtem Haupte bei dem schwarzen Steine zu verrichtenden Andachtsübungen, die verpestete Luft, Epidemien 2c. kosten Vielen Gesundheit und Leben. Doch

alles dies vermag die Begeisterung eines Moslims nicht zu dämpfen, auf den Ehrennamen eines Hagg (Hadschi) ist er stolz, er ist ein gut Theil seines irdischen Glückes. Decimirt durch Krankheit und Unglücksfälle aller Art, lagern sie nach einigen Wochen, sehnsüchtig des Schiffes harrend, das sie der Heimat zuführt, wieder vor den Thoren der Hafenstadt.



Eingang zum Bazar in Tschiddah.

Wir fanden zu beiden Seiten dieses schmalen Weges Steine, auf welchen arabische Zeichen, Zahlen und Inschriften eingemeißelt waren. Auf den Sätteln, manchmal auch auf Kuppen sahen wir Gräber in der Weise gekennzeichnet, daß die eigentliche, trocken eingemauerte Ruhestätte von einem Steindamme umgeben war. Die Inschriften auf diesen Steinen enthielten Erinnerungsdaten an die Bestatteten.

Oede, aber nicht menschenleer sind diese weiten Strecken, wo sich nur allenthalben ein grüner Fleck entfaltet, hier in den Mulden, dort an den



Dschiddah.

sanften Thalhängen, weiden Kameele und Schafe, von Hirten gehütet, deren Ruf kein guter ist. Der Pilger kennt und fürchtet sie als feige Meuchelmörder. Versteckt hinter den großen Felsblöcken, jagen sie dem nichts Arges Ahnenden das tödtliche Blei in den Rücken. Auch wir sollten an die Herrschaft dieser hinterlistigen Gesellen gemahnt werden, denn während unseres frugalen Frühmahles fiel ein Schuß in unserer Nähe, glücklicherweise ohne zu treffen. Später, als wir das Gebirge durchstreiften, erblickten wir jenseits des Thales vier Araber, welche, halbgedeckt durch große Steine, mit schußbereiten Flinten all' unser Thun und Treiben aufmerksam beobachteten. Ein Mann unserer Escorte beeilte sich, sie mit allen Mitteln der Beredsamkeit zum Rückzuge in's Gebirge zu bewegen.

Um 10 Uhr bestiegen wir die Maulesel, um den Rückweg anzutreten. Der Weg über den mit Muscheln gemengten Sand war sehr eintönig, die Sonne brannte, der Boden schien zu glühen und nur selten erfrischte ein kühles Lüftchen die drückende Atmosphäre. Um 2 Uhr hatten wir Dschiddah in Sicht und drei Stunden später fühlten wir wieder das schwankende Deck des Polluce unter uns.

In Mekka ist die Cholera ausgebrochen! So lautete die neueste Nachricht der aus Mekka zurückgekehrten Pilger. Ein officieller Bericht, dem zufolge in Mekka am ersten Tage 36, am zweiten 130, am dritten 60 Krankheitsfälle vorgekommen und daran anknüpfend in Dschiddah einige einen tödtlichen Ausgang nahmen, bekräftigte die Botschaft. Allgemein besorgt, daß das Uebel schnell um sich greifen könnte, trachteten die europäischen Einwohner Dschiddah's, die Stadt zu säubern, indem die Pilger sofort einbarkirt wurden.

Ein edler Wetteifer entbrannte. Alle für solche Wallfahrten eigens ausgemusterten und dem heiligen Berufe geweihten englischen Zwei- und Dreimaster concurrirten mit dem Lloyd. Wären die Pilger wohlhabende Leute oder könnten sie die fixen Preistarife für die Seefahrt lesen, sie würden gerne und gewissenhaft die Thaler auf die Schiefertafel der Schiffscasse niederlegen, so aber sind sie arme Teufel und leben nicht wie wir vom Gelde, sondern von der Wallfahrt und Orangen. Sie geben die paar Silbermünzen, welche aus der Familientruhe hervorwanderten, ihren armen, mageren Kindern zum Spiele

und diese danken mit schwachem Lächeln auf dem kranken Gesichte den Eltern für die freudigen Gefühle, welche der Klang des Silbers in ihrer Brust hervorruft.

Wie viel die 800 Pilger, welche den Pollucc nun zum Tempel orientalischer Gerüche umwandelten, für die Reise nach Bombay zahlten, wer kann das wissen! Die Plätze werden licitirt. Der Engländer spricht zum Pilger: Komm' mit mir. Du zahlst 50 Rupien und fährst schnell. Gehe nicht zum Lloyd, dort zahlst Du mehr und die Fahrt ist langsam. Der Lloyd entgegnet: Wenn Du auf einem anderen Schiffe reisest, so mußt Du auch das Wasser bezahlen. Wir fahren sicher und ohne Gefahr, und der Preis beträgt nur 45 Rupien. Darauf hin fällt der Fahrpreis des Engländers auf 40 Rupien. Endlich schenkt der Pilger einer oder der anderen Anpreisung Gehör; er bietet für die Fahrt bis Bombay 10 Rupien und für 20—30 Rupien erhält er das Billet.

Verehrter Leser, der Du einen Schafstall höchstens aus Oeconomie- oder Gesundheitsrücksichten betrittst, der Du bei der Reinigung eines Canals rasch um die nächste Straßenecke' biegst; komme auf das Schiff Pollucc, wandle unter den 800 Frommen, welche die Schrecken der Cholera gesehen, schaue getrost in die Pfannen der offenen Feuerplätze am Deck, in welchen es verdächtig schmort und brodelt, fürchte Dich vor keiner Feuersgefahr, denn wir schwimmen auf dem Meere und das Schiff ist versichert, scheue Dich vor keinem Blatternkranken, denn wir haben eine Apotheke am Schiff, aber hüte Dich, tief und aus voller Brust zu athmen. 800 Pilger!

Häringen gleich zusammengepreßt, bedecken sie das Zwischendeck des Pollucc, vertraulich lehnt sich Mann an Weib, Weib an Mann, Alle im seligen Bewußtsein, Mekka, die Kaba gesehen zu haben. Nun, da sie wieder unter den Ungläubigen (Allah verdamme sie) zu wohnen gezwungen sind, suchen sie sich die Zeit damit zu vertreiben, indem sie in den geheimnißvollsten Falten ihrer luftigen Gewänder jene sich zärtlich anschmiegenden steten Begleiter und treuen Freunde ihrer Existenz aufsuchen, welche die blumenreiche arabische Sprache Amele nennt.

Die Kleidung der schwarzbärtigen, braunen Männer besteht aus einem in allen Farben schillernden Hemde von undefinirbarem Weiß. Lange hält es in dieser Atmosphäre indeß selbst ein Allah ergebener, fanatischer Hadschi nicht aus,

und rücksichtslos alle Concurrenten bei Seite schiebend, trachtet Jeder die oberste Sprosse der Luckentreppe zu erobern und die frische Brise einzuathmen. Die Frauen und Mädchen kamen tief verschleiert an Bord und trotz aller Anstrengung unserer Sehkraft konnten wir höchstens die Schwärze ihrer Augensterne unterscheiden.



Aden vom Meere aus.

Mohamedaner, die nach dem Betrachten der sieben-minaretigen Moschee zu Mekka nichts weiter auf der eitlen Erde zu sehen wünschen, oder solche, die sich in Hinkunft durch Betteln ein ehrsames Brod zu verdienen hoffen, opfern je nach der Größe des Fanatismus oder der Geldgier entweder beide oder nur eines ihrer Augen, welche ihnen von den Priestern ausgestochen werden, eine Opferwilligkeit, zu welcher sich Frauen und Mädchen höchst selten erheben.

Die Frauengestalten waren zumeist in weite, schmutzige Gewänder gehüllt; die zierlichen braunen Füßchen blieben meist nackt. Ich muß gestehen, daß mich oft die Neugierde trieb, zu ergründen, welch' reizendes Gesichtchen wohl der lange Schleier verhüllen mochte. Vergeblich, mit stolzer Verachtung wandte mir die Gestalt den Rücken zu. Als endlich während der Fahrt auf hoher See die Frauen die Schleier abgelegt hatten, wurde meine Neugierde bitter enttäuscht. Obwohl sie sich nicht mehr dem ungläubigen, forschenden Auge des Europäers entzogen, sondern in schüchterner Coquetterie die ihnen erwiesenen kleinen Aufmerksamkeiten erwiderten, der Phantasie, die sie mit allen Reizen geschmückt, war der Todesstoß versetzt. Alle sahen sich gleich, sogar die Altersunterschiede traten nicht so fühlbar zu Tage.

An der Masse und der Art des Schmuckes allein ließ sich die sociale Stellung der einzelnen Frauen erkennen. Die eine trug einen, die andere zwei Ringe in den Nasenflügeln, die dritte gar keinen, eine andere bis zwölf große Silberringe an der Ohrmuschel, so daß der obere Theil derselben, durch das Gewicht herabgezogen, wie ein Ventil den Gehörgang verschloß; die eine trug keine, die andere wieder vom Knöchel bis zum Beginn der mageren Wade aufgeschichtet, silberne Fußbänder zur Schau; die eine nur an der linken, die andere an beiden großen Zehen unseren alten Siegelringen ähnliche Silberringe.

Alle besaßen den gleichen schwarzen Teint, die platte Nase, den großen Mund mit schwellenden Lippen, die bis zu den Ohren reichten, zwei Reihen blendend weißer Zähne. In großer Mehrzahl bereits im Alter von 13 Jahren mit Mutterfreuden beglückt, ist ihre körperliche Entwicklung allzu früh abgeschlossen, wir sehen daher meist kleine, unansehnliche Gestalten, aus deren Zügen selten Anderes als Resignation in ein Leben voller Mühe und Plage zu lesen ist.

Unter den Passagieren 2. Classe befand sich ein Eunuche eines indischen Fürsten, der uns in seinem schlechten Englisch die Wahrheit erzählte, daß alljährlich in Mekka 40 Eunuchen geboren werden, die dann auf den Sclavenmärkten zu Dschiddah verkauft werden. Es ist übrigens Thatsache, daß in Dschiddah noch Sclavenmärkte bestehen. Von Zeit zu Zeit treffen daselbst Schiffe

ein, welche die lebendige Waare aus Afrika zum Markte bringen. Der Preis für ein Negerkind ist 300—400 Rupien, für einen Erwachsenen 600—800. Die Sclaven gehören zur Familie und werden gut gehalten. Auch ist ihnen die Möglichkeit geboten, die Freiheit wieder zu erlangen, indem sie den Kaufpreis abarbeiten oder sich die besondere Gunst ihres Herrn zu erwerben wissen.

Bei jeder Mahlzeit, die uns vollzählig an der Tafel vereinigte, galt die erste Frage dem Doctor: Wie viel Todte? Die Antwort fiel verschiedentlich aus: Zwei — drei — auch fünf. Das Frühstück ist beendet und soeben flüstert der Stewart dem Doctor etwas in's Ohr. Wir kennen bereits dessen Bedeutung und folgen dem enteilenden Medicus.

Wir erreichen ihn unterhalb der Commandobrücke. Er ist damit beschäftigt, das Tuch emporzuheben, welches das Gesicht eines Verstorbenen verdeckt. Er befühlt den Puls, untersucht den Leichnam und vollendet mit den Worten: „In das Meer" seine Untersuchung. Eine Stunde später liegt der Leichnam, nothdürftig bekleidet, auf einem Brette. Ein Stein oder etliche Stücke Eisen werden zu Füßen des Todten befestigt. Vier Mann heben das Brett auf die Schiffsbrüstung und schieben es so weit hinaus, daß das äußere Ende das Uebergewicht erhält. Der Leichnam rutscht nun vom Brette herab — er überschlägt sich einmal, dann ein dumpfer Laut, das Wasser spritzt schäumend empor — noch einmal sieht man den Entseelten, wie schwimmend an der Meeresoberfläche, endlich zieht das Gewicht des Steines oder Eisens die Leiche zum Meeresgrunde. So begruben wir die Opfer der Cholera.

Am letzten Tage des Jahres 1877 passirten wir die Straße von Bab el Mandeb, welche durch die mächtigen Felsen der Perim-Insel in zwei Arme getheilt wird, durch deren schmäleren östlichen wir unseren Cours nehmen. Die Strahlen der eben über den dunklen Continent untergehenden Sonne beleuchteten bald darauf dunkle, vulcanische Felsenmassen, an deren Fuße sich ein helles Band von Wüstensand schlängelte, das selbst wieder von den Fluthen des arabischen Meeres bespült wird. Am oberen Ende eines Kraters, der sich circa 38 Meter über das Meer erhebt, tauchte die Stadt und die Kasernen von Aden empor, während die interessanten Contouren des Dschebel Schamscham

den Horizont im Norden abschlossen. Fünfzig Pilger verließen hier die Gesellschaft, um die Quarantaine durchzumachen und mit einem Gesundheitspasse in die Heimat zurückkehren zu können.

Am 9. Jänner 1878 endlich erblickten wir die Küste Indiens wie einen schwachen Wolkenstreifen über dem Meere. Das unausgesetzte Schmoren des ranzigen Fettes mit Knoblauch, Zwiebel 2c. auf dem Verdecke hatte die Existenz auf dem Schiffe unleidlich gemacht, doch nun war die Erlösung nahe. Um 3 Uhr Nachmittags warfen wir auf eine Seemeile Entfernung von Bombay den Anker dort, wo uns die Hafenpolizei, welche die aufgehißte gelbe Quarantaineflagge von Weitem erblickt, den Platz angewiesen hatte. Nach einer Stunde erschien der Doctor des Hafensanitätswesens, blieb jedoch in seinem Boote und nahm den Bericht des Schiffsdoctors entgegen. Bedächtig schüttelte er sein graues Haupt, als er erfuhr, daß fünfundzwanzig Passagiere an — (ich vergaß den Namen der Krankheit) gestorben seien; dann ruderte er wieder zur Stadt, um sich beim Gouvernement weitere Weisungen zu erbitten*).

Wir waren insgesammt darauf gefaßt, vielleicht wochenlang das Schiff nicht verlassen zu dürfen. Zur freudigsten Ueberraschung Aller erhielten wir schon um 6 Uhr Abends die Erlaubniß zum Einlaufen. Die Wirkung dieser Botschaft auf die Pilgerschaar an Bord läßt sich schwer schildern, ein unterdrückter Jubel drang an mein Ohr, aus Aller Augen leuchtete helle Freude.

---

*) In Indien, wo man seit Jahren erfolgreich gegen die Blatternepidemie angekämpft hatte, gelten die strengsten Quarantaine-Vorschriften den Schiffen, an deren Bord Todesfälle in dieser Krankheit vorkamen.

II.

Von Bombay nach Calcutta.

Der Victoria-Garten. — Jongleurs. — Die Thürme des Schweigens. — Das Machorumfest. — Die Felsengrotten bei Bombay. — Abreise. — Indische Eisenbahnen — Nassik. — Die Brückenmauth am Ganges. — Die heilige Stadt Benares. — Das Observatorium. — Der Palast des fürstlichen Agenten. — Leichenverbrennungen. — Das Sündenbad. — Lampen am Ganges. — Tiger als Posträuber. — Der Affentempel. — Der goldene Tempel Schiwa's. — Die Aurungsib-Minarets. — Ankunft in Calcutta.

Um 7½ Uhr betraten wir den Boden Indiens. Die Gasflammen brannten hell genug, um die herrlichen monumentalen Bauten, das Schifferpalais, das Postgebäude, die Universität, die neue Kirche ꝛc., in feenhaftem Lichte erscheinen zu lassen. Die durchlebte Eintönigkeit des Seelebens trug viel dazu bei, die ersten Eindrücke tief und geheimnißvoll zu gestalten; denn im Grunde genommen fuhren wir nur durch eine Stadt mit vollkommen europäischem Anstrich, und wenn in den folgenden Tagen dieser Umstand stärker hervortrat, so erinnerten nur die Palmen, die Hitze und die braunen Gestalten, welche in Geschäften die europäische Stadt besuchten, daran, daß die Heimat doch recht weit sei.

Von der europäischen Stadt führen zwei Tramwaylinien über die Esplanade zur Hindustadt.

Die Fahrt nach der Hindustadt führte uns an einem großen, freien Rasenplatze, der Esplanade, vorüber, auf welcher sich die Jugend aller Hautschattirungen in fröhlichen Spielen erging. Eine Reihe hoher Gerüste zur Seite der Fahrstraße bezeichnete die Lage der Wassercisternen, auf welchen braune Hindugestalten, ein Schaufelrad tretend, das zur Bespritzung der Rasen und Straßen erforderliche Wasser zu Tage förderten. Als Schöpfeimer

dienten festgenähte Schafs- oder Schweinsfelle, welche vollgefüllt die Form des Thieres annahmen. Mit Luft gefüllt und fest verbunden, dienen dieselben, einzeln oder zu Flößen vereinigt, als Fähren zum Personentransporte über die Flüsse.

Weiterhin passirten wir das Denkmal zur Erinnerung an die Krönung der Königin Victoria zur Kaiserin von Indien, eine Marmorstatue, welche die Königin im Krönungsornate auf dem Throne sitzend darstellt.

So stille es in den Abendstunden in der europäischen Stadt war, um so lebhafter gestaltete sich das Treiben in der Hindustadt. Wie bei uns auf einem Jahrmarkte, so wogte hier die Menge auf und ab. Aus den oberen Fenstern der einstöckigen Holzhäuser lugten lachende Frauengesichter heraus, neugierig dem Treiben auf der Straße folgend. In buntfärbigen, luftigen Gewändern, die Nasenflügel und Ohrmuscheln reich mit Gold- und Silberringen beladen, erfreuten sie sich nach der Tageshitze der erfrischenden Abendluft.

In den ebenerdigen Tracten reiht sich ein Arbeitsladen und Verkaufsgewölbe an das andere. Hier wird bei Oel- oder Gaslicht bis Mitternacht gehämmert, gefeilt, gedrechselt, genäht (hie und da bereits mit der Maschine), bis endlich die Müdigkeit die Augen unsicher macht. Dann wird der Laden, welcher keinen weiteren Eingang als über dem Auslagstisch besitzt, mit einer oder zwei Schiebthüren geschlossen, und der Eigenthümer schläft auf dem breiten Steingesimse vor der geschlossenen Thüre.

Zwischen den Häusern standen hie und da niedliche Pagoden, deren runder Thurm in eine Spitze auslief und deren Altäre aus mysteriösen Götterbildern und anderen entsetzlich blickenden Sculpturen zusammengesetzt waren. Das Innere der Tempel zu betreten, ist Europäern untersagt. An den Thürschwellen der Heiligthümer saßen Bettler mit verkrüppelten Gliedmaßen und flehten um eine kleine Gabe.

Wir benützten zur Fahrt in das Byculla-Hotel ein ortsübliches, mit einem Ochsen bespanntes Vehikel. Die kleinen höckerigen Thierchen zogen die zweiräderigen Karren mit einer Behendigkeit, die ich ihnen gar nicht zugemuthet hätte. Solche Fuhrwerke werden in Bombay hauptsächlich von den Parsis (Anhänger der Lehre Zoroaster's) benützt, doch sind auch einzelne Tramwaywägen mit Ochsen bespannt.

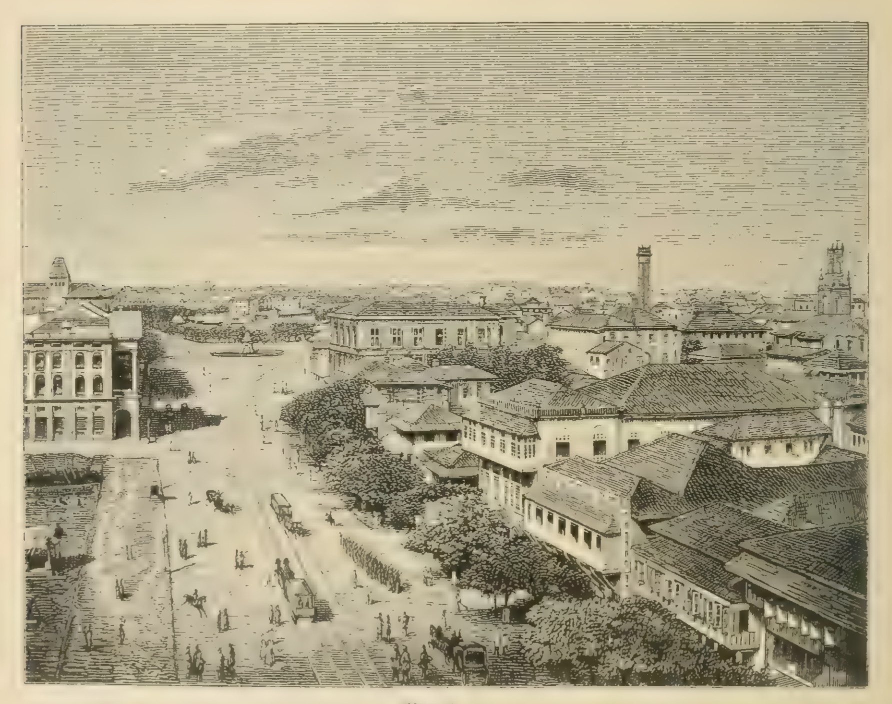
Am nächsten Morgen wurde unsere Bagage einer Zollrevision unterzogen. Die Instrumente passirten ausnahmsweise zollfrei, da dieselben erst in China benützt werden sollten; dagegen wurden die Feuerwaffen mit 10 Percent ihres Werthes besteuert. Graf Széchenyi nahm nur vier Stück für den Jagdgebrauch in Indien mit sich und expedirte die übrigen Waffen nebst einem großen Theile des übrigen Gepäckes direct nach Shanghai.

Der Tag verfloß unter Geschäften und Visiten. Gegen Abend besuchten wir den auf zehn Minuten Entfernung vom Hotel im Norden der Bahnstation Byculla angelegten Victoria-Garten, vor dessen Anlagen das neue und im Style ziemlich geschmacklose Victoria-Museum erbaut ist. Das Innere wird von einem einzigen großen Saale gebildet; er enthält Mineralien und Hülsenfrüchte aus aller Herren Ländern. In der Mitte des Saales steht das Modell des Begräbnißthurmes der Parsi, der Thurm des Schweigens, und in den Nischen fallen große, landesüblich bekleidete Holzfiguren auf, Jagdscenen und Kämpfe mit Tigern, Wildkatzen und Bären darstellend. Ein Stockwerk hoch läuft eine breite Galerie rings um den Saal. Auf den Tischen liegen Herbarien auf, ferner Sammlungen von Reptilien, Fischen ꝛc. Interessant sind die aus Holz geschnitzten Darstellungen des einheimischen Lebens. Die einzelnen Figuren sind wahrheitsgetreu geschnitzt, bemalt und bekleidet.

Am Ende des Victoria-Gartens ist ein kleiner zoologischer Garten angelegt, dessen Bewohner, Panther, Löwen, Wildkatzen, Schakale ꝛc., sich nicht über Kälte beklagen können. Dem ausgelassenen Affenvolk und der buntfederigen Vogelwelt sind umfangreiche hohe Käfige eingeräumt.

Aus dem Museum heraustretend, hatten wir Gelegenheit, unter den Klängen der Promenademusik die elegante Welt Bombay's an uns Revue passiren zu lassen. Jeden Donnerstag steht hier Equipage an Equipage; die Damenwelt in reichster Toilette verläßt bei dieser Gelegenheit den Wagen nicht und die Herren statten derselben im Wagen ihre Besuche ab. Die Militärmusik, welche einige böhmische Mitglieder zu den tüchtigsten Kräften zählt, spielte soeben den Walzer „Künstlerleben“. Die heimatlichen Klänge fanden in mir den lebhaftesten Widerhall und versetzten mich in die heiterste Stimmung.

Alles was ich sah und hörte, war mir neu: das Essen (englische Küche mit indischen Gewürzen), die strenge Etiquette der Tischgesellschaft, die braunhäutige Bedienung, endlich das Schlafen unter dem Mosquitonetze, während die niedlichen Eidechsen, ähnlich den Fliegen unserer Heimat, auf den Zimmerwänden sich herumtummeln, alles dies hatte den Zauber des Originellen, des fernen, fremden Landes.



Bombay.

Ich erwähnte vorhin der sogenannten „Thürme des Schweigens". Ein solcher Bestattungsplatz der Parsi liegt auf dem schmalen Bergrücken, welcher die Halbinsel Malabar der ganzen Länge nach durchzieht.

Von unvergleichlichem Reiz ist die Ansicht Bombay's von Malabar Point aus, eine der schönsten tropischen Küstenlandschaften, welche besonders dadurch gewinnt, daß die abwechslungsreichen Effecte des Meeres, der üppigen, artenreichen Vegetation und der in steilen, unregelmäßigen Profilen sich

erhebenden Ghatketten im Hintergrunde sich auf einem verhältnißmäßig engen Raume zusammendrängen.

Selbst auf im Allgemeinen apathische Naturen muß der Anblick der üppigen, so überaus formenreichen Tropenvegetation, der in Form und Größe der Stämme und Wedel, Farbennuancen der Blätter so varietätenreichen Königinnen der Gräser (Palmen), der zu Pflanzenriesen entwickelten Farrenkräuter, der im Gluthhauche der Sonne eigenthümlich schillernden, breiten, riesigen



Dock in Bombay.

Fächern gleichenden Bananenblätter u. s. w., der plötzliche Scenenwechsel, während der nur durch eine kurze Dämmerung getrennten Folge von Tag und Nacht, einen tiefen und erhebenden Eindruck machen, dem Naturfreunde schwillt das Herz in bisher ungekannter Freude.

Mit Eintrittskarten versehen, besuchten wir im Laufe des 16. den Ort, zu welchem der Weg durch herrliche, schattenspendende Palmenwälder führt. Wir stiegen beiläufig 70 Meter hoch auf einer prächtigen Steintreppe empor. Auf den Stufen saßen Bettler, welche durch den Hinweis auf ihre ver-

stümmelten Glieder oder melancholische Weisen in monotoner Wiederholung anstimmend, unsere Mildthätigkeit in Anspruch zu nehmen suchten. Vor dem großen Gitterthore des ummauerten Friedhofes stand ein Polizeimann, welcher uns die Eintrittskarten abnahm, ohne welche der Besuch nicht gestattet ist.

In einem kleinen Tempel nahe dem Eingange brannte das ewige Feuer. Die fünf massiven, aus Stein erbauten und weiß übertünchten Thürme von 13 Meter Durchmesser bei 8 Meter Höhe stehen in Mitte eines hübsch cultivirten großen Gartens. Einen Meter über der Erde führt eine kleine Thüre in den Thurm, durch welchen die Leichen auf die Plattform befördert werden. Diese ist für die Aufnahme der Todten radienförmig ausgehöhlt und durch zwei concentrische Kreise in drei Abtheilungen getheilt, deren äußerste für die Männer-, mittlere für Frauen- und letzte für Kinderleichen bestimmt ist. Die Plattform neigt sich etwas dem Mittelpunkte zu und von hier führt ein großer Canal zur Erde, denn von allen Aushöhlungen fließt das Blut in kleinen Canälen dahin. Bei der Bestattung wird der Leichnam, in weiße Gewänder eingehüllt, auf einer offenen Bahre getragen. Die Leidtragenden folgen paarweise, ebenfalls in weißer Kleidung.

Nach einem kurzen Gebet bei dem heiligen Feuer wird der Leichnam auf den Thurm gebracht. Auf den Gartenbäumen warten bereits Hunderte von Aasgeiern auf die Leiche, von welcher in wenigen Stunden nur mehr das Skelet zurückbleibt. Am folgenden Tage werden die Gebeine in dem sogenannten Centralthurm beigesetzt. Diese Art der Bestattung hat den Ursprung in der religiösen Ansicht, daß im Tode Jedermann gleich und Arm und Reich aus derselben Materie geformt ist.

Am nächsten Sonntagsmorgen meldete der Diener nach dem Frühstücke, daß vor der Veranda die Vorstellung einer indischen Gauklergesellschaft begonnen habe. Trotz des Sonntags hatten sich einige Engländer als Zuschauer eingefunden, welchen ich mich anschloß. Soeben producirte der Hindu das Kunststück, eine Pflanze wachsen zu lassen. Er steckte in die nackte Erde zu unseren Füßen ein Samenkorn, besprengte die Erde mit Wasser und bedeckte hierauf das Plätzchen mit einem Tuchlappen. Nach einigen Minuten

hob er das Tuch und schon sah man eine kleine Pflanze in der Höhe einer Handbreite. Er goß nochmals Wasser auf den Sprößling und wiederholte das Manöver einige Male. Die Pflanze wuchs nach einer Viertelstunde zu einem Bäumchen mit saftig grünen, breiten Blättern von einem Meter Höhe.

Die Brillenschlangen-Escamotagen sind bekannt. Ich will nur erwähnen, daß alle Schlangen im Besitze ihrer Giftzähne bleiben. Der Einfluß, welchen das monotone Gepfeife auf einer mißtönenden Clarinette auf die Schlangen bei ihrer Bezähmung ausübt, tritt bei jeder Production deutlich zu Tage. Kaum beginnt der Gaukler auf dem Instrument zu spielen, so hebt die Schlange, wie elektrisirt, ihren schmalen Kopf, bläst den Hals flach auf, so daß die sonderbare Zeichnung der Brille (eines Zwickers) deutlich hervortritt, und lauscht den bezaubernden Klängen, indem sie den Kopf pfeilschnell nach allen Seiten wirft.

Wird ein Eingeborner von einer Cobra in die Hand oder in den Fuß gebissen, so schneidet ihm der Nächstbeste sofort das Glied oberhalb des Bisses ab, stellt den Stumpf in heißes Wasser und brennt sodann die Wunde mit glühendem Eisen aus. Die Europäer unterbinden das verletzte Glied, damit der Blutlauf gehemmt wird, schneiden die Wunde weit aus und ätzen dieselbe. Freilich nützen solche Rettungsversuche in den seltensten Fällen und man kann sagen, daß besonders in der heißen Sommerzeit der Biß der Brillenschlange absolut tödtlich ist. Unter den vielen tausend Menschen, welche alljährlich in Indien wilden Thieren zum Opfer fallen, stirbt nahezu die Hälfte in Folge des Bisses der Brillenschlange. Deshalb ist es nicht zu wundern, daß eine Lady, in deren Wohnung ein Schlangengaukler beschieden wurde, um sich zu produciren, ohnmächtig wurde, weil, als Letzterer beim Eintritte in den Salon sein Pfeifenspiel begann, aus allen Winkeln Brillenschlangen hervorkrochen, die der Künstler vorher in irgend einer Weise dort versteckt haben mußte.

Zum Schlusse der Vorstellung in unserem Hotel erkletterten einige Gymnastiker freie große Bambusrohre, die sie selbst balanciren mußten. Wirkliches Staunen erregten endlich die Salto mortale der Künstler in einem Walde spitziger, scharfer Messer und Lanzen, welcher nur einen äußerst

kleinen Raum freiließ, auf welchen der Gaukler mit unfehlbarer Sicherheit seinen Sprung richtete.

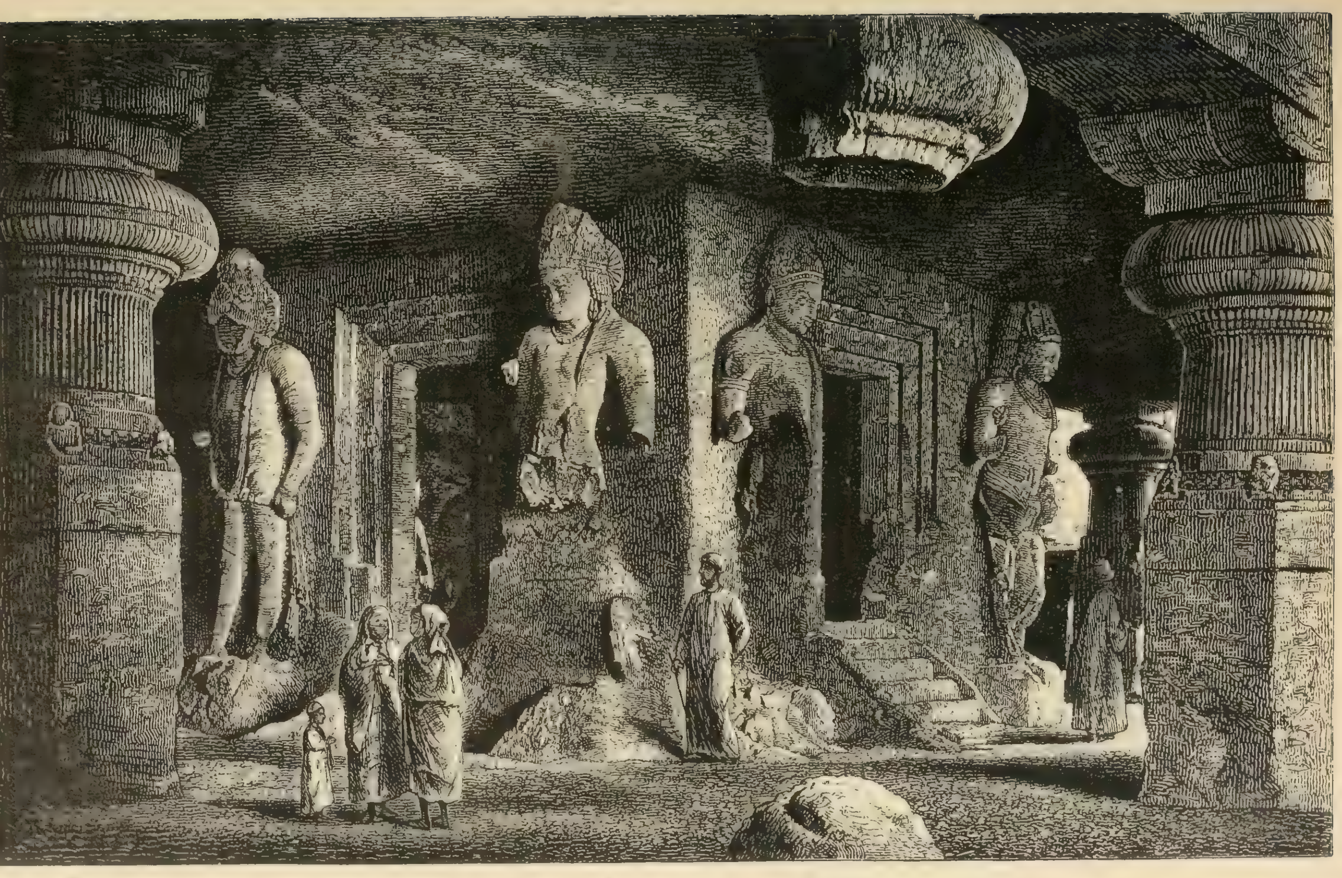
Zur Zeit unseres Aufenthaltes trafen die mohamedanischen Einwohner Bombay's für das demnächst stattfindende Machorumfest große Vorbereitungen*). Lärmend und singend zogen starke Gruppen durch die Stadt, während wieder andere traurig vor den Häusern saßen und beteten. Die ersteren nennen



Vegetation auf der Insel Elephanta.

sich die Sheeah- (sprich Schih-) Secte und sind in Bombay in der Mehrzahl, die traurigen, welche sich die Soonee- (sprich: Sunih-) Secte nennen, bewohnen vorherrschend die Türkei und Arabien. Das Fest verdankt seine Entstehung der Ermordung der beiden Söhne Ali's, Hassan und Hussein. Während der größere Theil noch immer seine Freude am Morde zur Schau

*) Von den 644.400 Einwohnern Bombay's sind 400.000 Hindu, 138.000 Mohamedaner, 44.000 Parsi, 25.000 Christen (darunter 10.000 Europäer), der kleine Rest Chinesen, Araber, Neger, Malayen &c.



Das Innere des Haupttempels auf Elephanta.

trägt, beklagt der andere Theil diese Blutthat tief. Diese Feste nehmen oft einen bedenklichen Charakter an und Kämpfe zwischen den beiden Secten sind keine Seltenheit.

An den Abenden, die dem Feste vorangingen, stellten die Sheeahs vor ihren Häusern Miniaturtempel auf einem Tische aus. Diese Tempel (tabut), aus glänzendem Bleche verfertigt, waren mit Silberzierrathen und Spiegelgläsern reich geschmückt. Manche dieser niedlichen Bauwerke waren bis drei Meter hoch. Unzählige Fettlampen beleuchteten die vielen Processionen, welche unter dem betäubenden Lärm ihres Gesanges mit Tamtam-Begleitung von Altar zu Altar zogen; Pechfackeln wurden in der Luft geschwungen, bengalische Feuer abgebrannt, mit einem Worte, die Feier hatte einen wildphantastischen Charakter. Im Gegensatze hiezu versammelten sich zwar auch die Soonees in den Abendstunden vor ihren Häusern, saßen im Kreise auf Holzbänken und in ihrer Mitte thronte ein Priester oder ein altes Familienoberhaupt, welches Gebete vorlas, welche die Zuhörer traurig zu stimmen schienen. Schon in der Nacht vom 15. zum 16. Jänner war es unmöglich, ruhig zu schlafen. Bis zum frühen Morgen zog die singende und jubelnde Menschenmasse durch alle Straßen.

Gegen Mittag fuhren wir gemeinsam aus, um dem Festzuge beizuwohnen. Schon auf große Entfernungen hin war das Gedränge auf den Straßen, durch welche der Zug seinen Weg nehmen sollte, so groß, daß wir uns nur mit Mühe durchwinden konnten. Keine Seele wich oder vielmehr konnte dem Wagen ausweichen. Mann an Mann gedrängt spielten sich da die seltsamsten Scenen ab.

In wunderbarem Farbenspiele bildete das Gesammtbild eines jener Schauspiele des Orients, welche den Europäer aus seiner gewohnten Anschauung in das Reich des Zauberhaften versetzen; er sieht — er hört gleich der ihn umwogenden Menge und doch fühlt er anders in der Mitte dieses Volkes, das geistig so tief unter ihm steht, obwohl es ihn in diesem Augenblicke zur Bewunderung hinreißt.

Die Häuser boten entzückende Bilder. Die Verkaufsbuden wurden Logen für den männlichen Theil der einheimischen Bevölkerung, die hier in bunten

Gruppen neben einander hockten. Der erste Stock war von den festlich gekleideten Frauen und Mädchen besetzt. Seidengewänder umhüllten fast durchsichtig die zarten Glieder und die herrlichsten Schmucksachen glitzerten in der Sonne.

Ein sinnbetäubender Lärm verkündete das Nahen des Zuges: zuerst singende und jauchzende Knaben, welche allerlei Wohlgerüche auf bereit gehaltene Gluthpfannen streuten, hinter diesen acht Männer, die auf einer Tragbahre einen silberglänzenden Tabut trugen. Von allen Seiten warf man Blumen und Zuckerwerk auf das Schaustück. Hierauf folgte ein mit Blumen reich bekränztes Ochsengespann. Auf dem Wagen saß eine Tamtam-Capelle, ein Mitglied derselben hieb wüthend auf die vor ihm stehenden Pauken. Dem Wagen schlossen sich andere Musikanten an, welche auf clarinettähnlichen Instrumenten bliesen, als hieße es, Jericho zu zerstören, und wurden darin durch die Fanfaren einer alten Trompete unterstützt, was dem Ganzen etwas Kriegerisches verlieh. Dann folgte ein zweites, unter einem Blumenregen verborgenes Tabut, von einer Schaar fanatisch tanzender Jünglinge im Halbkreise umringt. In der Rechten hielt Jeder von ihnen ein gebogenes Holz in der Form eines Bogens, an dessen beiden Enden anstatt der Schnur eine doppelte Eisenkette gespannt war, welche sie, in der Mitte mit der linken Hand haltend, bald nach rechts, bald nach links rissen und damit ein ohrenzerreißendes Getöse erzeugten.

Ein weiteres Ochsenpaar zog einen thronartigen Wagen mit zwei weißen, lebensgroßen, nackten Holzgestalten, den singende Jünglinge umtanzten. Vier safrangelb und schwarz angestrichene Bursche riefen Entsetzen und Heiterkeit zu gleicher Zeit hervor. Sie spielten Tiger und Panther. Nach den wunderlichsten Sprüngen nahmen sie so drohende Stellungen ein, als ginge es thatsächlich an Leib und Leben. Seidenfahnen, Lampions, Tabuts, Göttergestalten &c. zogen in schier endloser Reihe an uns vorüber. Die Menge sang und sprang, tanzte und erfüllte die Luft mit den Ausbrüchen eines frenetischen Jubels.

An der großen Markthalle vorüber, bewegte sich der Zug dem Meere zu, welchem die ganze Flitterpracht unter wildem Gejohle überantwortet wurde. Die Vernichtung ist aber nur eine symbolische, denn unfern der Küste harren mit Hindus dicht besetzte Kähne, welche hastig die Götter, Tabuts,

Flaggen &c. aufzufischen und zu bergen bestrebt sind. Gegen Abend wurde es ruhiger, die nach vielen Tausenden zählenden Fremden verließen Bombay, das Machorunfest war vorüber.

Für den nächsten Tag hatte Graf Széchenyi den Besuch der Elephanta-Insel projectirt und für die Wasserfahrt eine Dampfbarcasse gemiethet. Die Insel, eine der kleineren zwischen dem Festlande und Bombay befindlichen Inseln, liegt auf 5 Seemeilen vom Quai „Apollo bunder" entfernt; nach einer einstündigen Fahrt betraten wir den langen schmalen, aus Quadersteinen erbauten Molo der Insel. Elephanta ist eine im schönsten Grün prangende, bergige Insel und hohe, dichtbelaubte Bäume beschatten die Steintreppe, welche zu den Tempelgrotten führt. Vor dem Betreten der letzteren entrichteten wir ein kleines Eintrittsgeld. Polizeisoldaten aus Bombay beaufsichtigen die Besucher, um die Tempel vor den sei es nun civilisirten oder barbarischen Annexionsgelüsten zu schützen. Durch eine in Fels gehauene Vorhalle gelangten wir in den Haupttempel, der in seinem Grundrisse die Form eines Kreuzes besitzt. Welcher unendlichen Arbeitssumme es bedurfte, diese Tempelräume zu schaffen, mag daraus hervorgehen, daß es keine natürliche Höhle ist, sondern der ganze Raum aus den massiven Trappfelsen in mühsamster Handarbeit herausgemeißelt werden mußte. Rechtwinkelig sich kreuzende, reich ornamentirte Säulenreihen theilen den ganzen Raum in vier Abtheilungen und scheinen die colossale Last des Felsengewölbes zu tragen.

Sowohl an den Wänden als in den Nischen der Grotten sind große Steinfiguren (2—3 Meter hoch) in Basrelief aus dem Fels gemeißelt. Die dreiköpfige Statue des Gottes Mahadeva, welchem der Tempel geweiht sein soll, hat nahezu eine Höhe von 4 Meter. In deren Nähe steht das Steinbild Durga's, des Weibes Schiwa's. (Der dreieinige Gott der Brahminen heißt bekanntlich Brahma der Erschaffer, Wischnu der Erhalter und Schiwa der Zerstörer.)

Der Haupttempel hat sowohl in Länge als in Breite eine Ausdehnung von 50 Schritten. In der Mitte des Tempels steht ein kuppelartiges Monument, in welchem sich die „Linga", das Symbol der erschaffenden Naturkraft, befindet. Die Linga selbst ist ein oben abgerundeter Steincylinder, welcher

der Mitte eines breiteren, flachen, in einen keilförmigen Ansatz auslaufenden Cylinders aufgesetzt erscheint. In den Nebengrotten fanden wir noch verschiedene theils isolirte, theils zu Gruppen vereinigte Götterbilder, unter welchen auch Stiere und Elephanten figuriren.

Die Elephanta-Grotten sollen nicht über 900 Jahre alt sein. Die Portugiesen haben selbe im 18. Jahrhundert zuerst besucht und den Stein, worauf die Geschichte der Grotten in der Marattensprache eingemeißelt war, mit nach Lissabon genommen. Der Stein soll sich derzeit in Cintra (Portugal) befinden.

Hie und da war der Boden der Höhlen vom Wasser unterwaschen, auch passirten wir einige Tümpel und Lachen, die Erosionskraft des Wassers scheint wesentlich den Verfall des ganzen Kunstwerkes herbeigeführt und besonders die Säulenschäfte gespalten zu haben. Als der Prinz von Wales bei seiner Reise durch Indien die Elephanta-Insel besuchte, mußte das mystische Dunkel der Höhlen einer glänzenden Illumination weichen. Im Haupttempel wurde das Festdiner servirt, während in den Seitengrotten blaue bengalische Feuer abgebrannt wurden. Der Effect dieser Beleuchtung muß wohl ein wunderbarer gewesen sein.

Sowohl die schöne Architektur im Ganzen, als die Formen der Göttergestalten stempeln dieses Bauwerk zu einem hervorragenderen brahmanischer Kunst. Die edle Ruhe der Züge und die mäßige Anwendung des Götterschmuckes stechen hier wohlthätig von den sonst häufig anzutreffenden überladenen, fratzenhaften Göttergebilden ab. Von besonders sinnreicher ornamentaler Durchführung schienen mir die Säulen.

Am 19. Jänner fuhren Loczy und ich (Graf Széchenyi war Tags vorher nach Ahmedabad auf die Jagd gefahren, um nach derselben sich mit Balint nach Südindien zu begeben, während Loczy und ich nach Calcutta reisten) mit dem Frühzuge nach Bhandoop und nahmen uns dort einen Führer in der Absicht, die Cannari-Höhle zu besuchen. Eine gute Straße führte von der Bahnstation ungefähr 15 Minuten nach Osten; dann zweigte ein Feldweg nach Norden ab. Wir folgten diesem, erstiegen einen niederen Sattel von circa 40 Meter Höhe und erreichten hier ein kleines Dorf. Der Weg

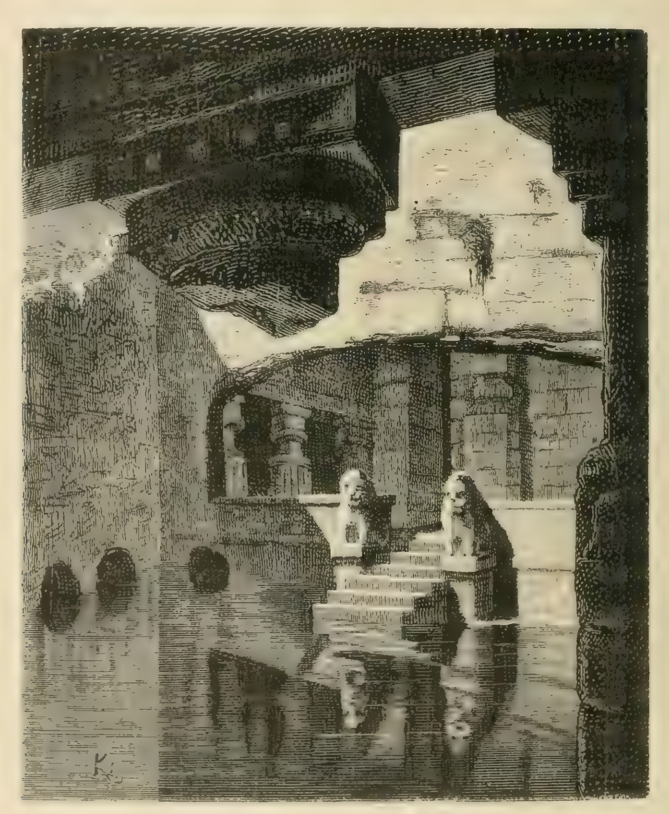
fällt hierauf gegen ein Becken, in welchem sich der große Süßwasser-See „Vehar Lake" ausbreitet, welcher Bombay mit Trinkwasser versorgt (295 Meter über Bombay). Wir ließen den See links und wandten uns nach Nordosten. Eine halbe Stunde marschirten wir über Hügel und Einsenkungen, wie man sie im Karstgebirge findet, dann erstiegen wir gegen Norden eine Lehne, mußten uns öfters mühsam durch die Dschungeln und Gestrüppe, welche den Weg absperrten, durcharbeiten und erreichten endlich ein durch einen kleinen See geschmücktes Karstplateau. An hundert Hindu-Arbeiter waren hier mit der Canalisirung beschäftigt, um das sich hier ansammelnde Wasser mit dem Hauptsee zu verbinden.

Wir umgingen den See an seiner Nordseite, überstiegen noch einen kleinen Hügel und dann begann die letzte Steigung zu dem über uns liegenden Basaltgebirge, in welchem sich in 1142 Meter Seehöhe die Cannari-Caves befinden. Wir erreichten dieselben etwas ermüdet um die Mittagszeit. Die Höhlen bilden insgesammt ein in Fels gehauenes Dorf und schmiegen sich der regelmäßigen etagenartigen Gesteinschichtung an.

Die erste Etage enthält vor allem Anderen den Tempel. Vier Stufen führen zur Vorhalle, die nach außen zu nur durch Felssäulen abgegrenzt ist. Zu beiden Seiten der Vorhalle stehen zwei Männergestalten in dreifacher Lebensgröße aus Stein, welchen die Pietätlosigkeit schwarze, gekräuselte Schnurrbärte zugefügt hat. Eine große Bogenöffnung führt zu dem Haupttempel, der eine Länge von 50 und eine Breite von 12 Schritten besitzt. Auch hier tragen ähnliche Basaltsäulen, wie auf Elephanta, das Felsengewölbe. Im runden Hintergrunde des Tempels steht ein colossaler massiver Basaltcylinder, der in eine runde Kuppel endet.

Die Gesteine sind stark verwittert, trotzdem sollen diese Höhlen nicht so alt sein, wie die der Elephanta. Auch in architektonischer Hinsicht stehen diese Höhlenbauten hinter jenen der Elephanta-Insel zurück. Die Felswände, welche die Grotten gegenseitig trennen, sind stellenweise außerordentlich dünn; nahe des Haupttempels traf ich Partien, an denen die Dicke einer Zwischenwand nur 4 Centimeter betrug. An den Tempel anschließend reihen sich die ehemaligen Wohnungen der Priester, einfache Felscabinete mit einer massiven Lagerstätte aus Stein.

Nördlich des Tempels führt eine Felstreppe zu dem ehemaligen Hindudorfe; jedes Haus, oder vielmehr jede Höhle besteht aus einem Vorzimmer und einem kleinen Wohnungsraume. Neben dem Dorfe und in der nördlich gelegenen Felsschlucht befinden sich einige Cisternen, deren frisches Wasser uns

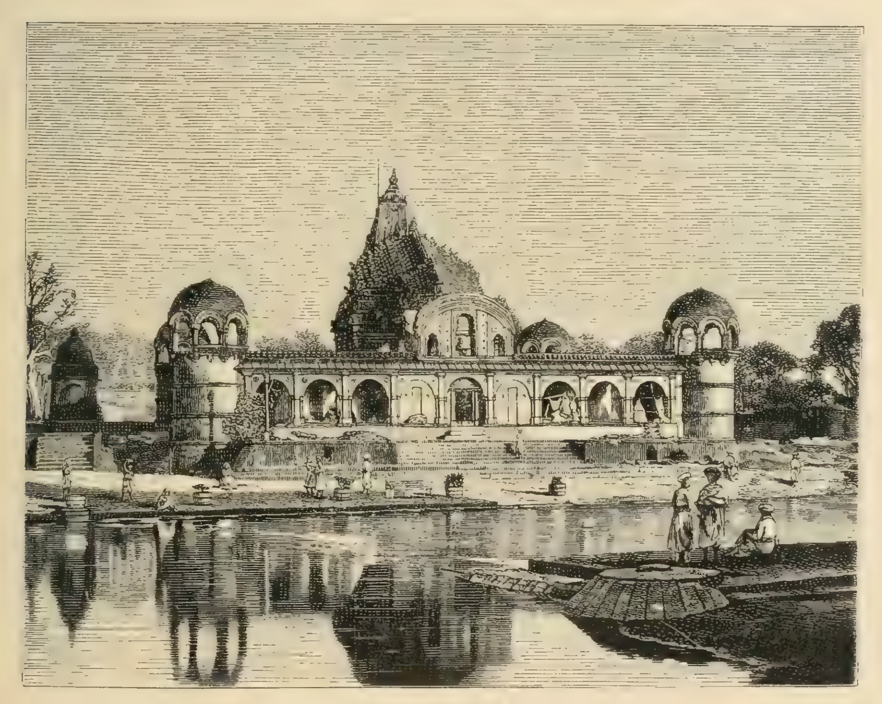


Tempelgrotte auf der Insel Elephanta.

in der brennenden Sonnenhitze vortrefflich mundete. Um 2 Uhr Nachmittags traten wir den Heimweg an, da unsere Abreise nach Calcutta für den nächst folgenden Tag festgesetzt war.

Am 20. Jänner brachen ich und Loczy von Bombay auf; nach einstündiger Fahrt längs der Meeresküste traten die ersten Basaltbildungen an die Bahntrace, uns zunächst waren es nur kleine Hügel, dieselben nahmen jedoch

gegen Süden immer mehr an Höhe zu. Ihre Kämme und Kuppen wechselten in den seltsamsten Gestalten ab. So gleicht z. B. im Süden der Stadt Tanna der Gipfel eines Berges einem Riesenkloster oder einer prächtig ausgeführten Kathedrale, andere Kuppen wieder, die in verschiedenen, aber symmetrisch wechselnden Formationen emporragten, endigten in einen Basaltcylinder, und es bedurfte keiner überschwänglichen Phantasie, um sich einen riesigen, in einem



Tempel in Nassik.

Salzfasse stehenden Zahnstocher zu denken. Dann sah ich wieder Kuppen im Profile einer Pickelhaube u. s. w.

Diese Formationen dürften einstens die Indier angeleitet haben, so prächtige Werke in die Felsmassen zu hauen, welche wir bewundern und deren Ausführung wir schwer begreifen. Die Bahn übersetzt bei Tanna zwei Steinviaducte, welche die Insel Salsette, auf welcher Bombay liegt, mit dem Festlande verbinden. Die Bahnlinie durchschneidet nun eine wahre Wüstenei,

unabsehbar dehnt sich der nackte, hie und da mit einer Salzkruste überzogene oder aber versumpfte Boden aus.

So blieb es bis Shawpoore, wo die Bahn in's Gebirge tritt. Mit Steigungen, ähnlich jenen des Semmering, durch große und kleine Tunnels ging es aufwärts über Schluchten, Sättel und Gebirgsrücken. Die Fernsicht aber und der Genuß beim Anblicke der Natur kommt den Eindrücken in Steiermark beiweitem nicht nahe. Hier fehlt der duftige, grüne Schmuck der Berge. Um 2 Uhr Nachmittags erreichte der Zug Nassik. Da die englische Bahnverwaltung die wohlthätige Einrichtung getroffen hat, daß sich jeder Reisende nach einem zurückgelegten Wege von 100 (englischen) Meilen einen Rasttag gönnen kann, so beschlossen wir, Nassik zu besuchen.

Bevor wir den Weg zur Stadt antreten, will ich mir einige allgemeine Bemerkungen über die indischen Bahnen erlauben. Indien stellte dem Bahnbaue mit geringen Ausnahmen wenig Terrainschwierigkeiten entgegen. Die Tracen sind demgemäß meist gerade Linien, welche von einem Hauptpunkte zu dem andern führen. Die Hauptlinien sind breitspurige Bahnen, wie die russischen, einzelne Nebenlinien schmalspurige, wie z. B. die Strecke Sara-Siligori zur Terai. Die Gesammtlänge der im Betriebe stehenden Linien beträgt 12.000 Kilometer, wovon $^{1}/_{7}$ auf Staatskosten, $^{6}/_{7}$ mit Staatsgarantie gebaut wurden. Maschinen und Betriebsmaterial werden theils aus England importirt, theils in Indien selbst erzeugt. Die Personenwaggons sind amerikanischen Systems. Der Hitze wegen ist jeder mit einem doppelten Dache versehen. Die Holzjalousien legen sich wie ein Korb an die Fenster, so daß die Sonne nur im Auf- und Untergehen einige neugierige Strahlen in das Innere des Wagens zu entsenden vermag, außerdem ist jede Fensteröffnung der I. und II. Classe mit einem weißen und einem farbigen Schubglase versehen. Der Wagen enthält nur zwei Coupés, in welchen sich vier Bänke und ein Toilettecabinet befinden. Die Bänke sind aus Holz oder Rohrgeflecht und in der I. Classe mit einer Matratze bedeckt, welche des Nachts als Bett dient.

Jeder wählt sich seinen Platz nach eigenem Geschmacke, und es kommt nie vor, daß die Passagiere Häringen gleich zusammengepreßt werden, während ein anstoßender Wagen leer bliebe. Die Thüren sind während der Fahrt

nicht verschlossen. Die Maschinenführer sowie die Zugführer sind Engländer, das andere Zugspersonale und die niederen Stationsbeamten Hindu. Restauration findet man in allen Stationen, wo der Zug zu einer Zeit einläuft, zu welcher die Engländer zu speisen gewohnt sind. Die Preise in den Restaurationen sind ziemlich hoch, doch der Zubereitung und Reichhaltigkeit der Mahlzeit entsprechend. Die Getränke, als Flaschenbier, französischer Wein, Sodawasser mit Brandy (diese in Indien so beliebte Mischung nennen die Engländer Peg — Sargnagel), Champagner ꝛc., werden nur mit einem Zusatze von Eis servirt. Kein Passagier darf in das Coupé größere Gepäcksstücke mitnehmen. Nur solche Sachen, welche unter die Bank geschoben werden können, passiren gebührenfrei. Seit neuerer Zeit übernimmt die Bahn auch die Garantie für das aufgegebene Gepäck, was früher nicht der Fall war. Die Tarife für die Weiterbeförderung des Gepäcks sind sehr hoch. Ich zahlte für die Aufnahme von sechs kleinen Instrumentenkisten und zwei Reisekoffern von Bombay bis Calcutta über 60 fl., während ein Billet I. Classe nur 130 fl. kostete. Die Schnelligkeit der Züge beträgt durchschnittlich 35 bis 38 Kilometer in der Stunde, und kommt somit den europäischen Normen nahe.

Die Stadt Nassik ist von der Eisenbahnstation gleichen Namens 5 (englische) Meilen entfernt. Vor der Station erwarteten etliche zweiräderige Karren den Train, um die absteigenden Passagiere nach der Stadt zu bringen. Diese Fuhrwerke werden von zwei Maulthieren ohne Zugleinen so gezogen, daß sich ein Joch, welches mit der Deichsel fest verbunden ist, zwischen Hals und Schulterblatt dem Rücken der Thiere eng anschmiegt. Vier Sitze, durch die Lehne von einander getrennt, und zwar zwei nach vorwärts, zwei nach rückwärts, bieten für je drei Passagiere genügenden Raum.

Die Straße, wie überhaupt alle Kunststraßen Indiens, war vorzüglich. Diese z. B. führte in schnurgerader Linie nordwestwärts mit einer Fahrbreite von 9 Meter nach Nassik und war zu beiden Seiten aufgedämmt. Eine lebende Hecke — meistentheils Cactuspflanzen — begleitete sie. Zunächst der Hecken war noch eine Terrainbreite von je drei bis vier Meter zur Deponirung des Straßenmateriales reservirt. Nassik zählt circa 35.000 Einwohner (zumeist Hindu). Obgleich die Mohamedaner auch ihre eigenen

Moscheen besitzen, so sind sie doch in der Minderzahl. In Nassik leben nur sehr wenig Europäer, welche die Würdenstellen der Stadt bekleiden. Für europäische Besucher ist am Eingange der Stadt ein Unterkunftshaus (bungalow) erbaut, in welchem man gegen geringe Entlohnung übernachten kann und verpflegt wird.

Die Straßen und Gassen der Stadt sind regelmäßig angelegt, die steinernen Wohnhäuser mit kunstvoll ausgeführten Sculpturen geschmückt.

Ueberrascht blieb ich stehen bei dem Anblicke des bewegten Lebens, welches sich hier abspielte, um so mehr, als ich bis jetzt gewohnt war, indische Bauwerke in ihrer Vereinsamung zu sehen. Was sich mir beim Anblicke der Elephanta- und der Cannari-Grotten in Bezug auf das vergangene Leben in den Heiligthümern aufdrängte und womit meine Phantasie diese öden Stätten bevölkerte, gewann hier Körper und tauchte an den Steinufern des Godavery-Flusses in Wirklichkeit auf.

Tempel an Tempel, aus Basalt erbaut, von Sculpturen der häßlichsten Göttergestalten strotzend, reihen sich an einander. Auf den Steingängen rings um den Tempel und den runden Pavillons desselben saßen und kauerten alte und junge Hindugestalten, in einförmigem Tonfalle ihre Gebete sprechend oder singend, während ein weiß bemalter Priester vor dem herrlichen Portale des Tempels einen jungen Stier liebkoste, welchen ein rothköpfiger (gefärbter) Junge umtanzte und dabei unverständliche Laute von sich gab. Vor einem andern Tempel stand ein zweiter Priester und hielt der versammelten Menge in drohendem Tone eine Predigt, wurde aber bald von einem jüngeren verdrängt, welcher es verstand, die Zuhörer mit so freundlicher Miene und einnehmenden Geberden zu fesseln, daß ich, ohne seine Sprache zu kennen, dennoch seine Methode, seine Theorie begriff.

In der Front des Haupttempels Brahma's hängt eine große Glocke aus Bronze, welche ein Engländer der Stadt schenkte und an deren Klang sich Jung und Alt ergötzt.

Der Godavery-Fluß rinnt in einem künstlichen Basaltbett, d. h. es reiht sich ein viereckiges Becken an das andere und zwischen je zweien führt eine natürliche Steinbrücke von einem Ufer zu dem andern. Das Bett des

ziemlich breiten Flusses, welcher die Stadt mit Wasser versorgt, ist circa 15—20 Meter tief eingeschnitten und große breite Steintreppen führen zu demselben hinab.

Unmittelbar neben der Wassergrenze wurden aus den natürlichen Felsblöcken kleine Häuschen gemeißelt, die in ihrem Innern, sowie alle anderen in die Felshänge der Ufer gehauenen Grotten, die Kraftsymbole des Gottes



Flußübergang auf mit Luft gefüllten Thierhäuten.

Schiwa, die Linga bergen. Diese Tempelchen waren hauptsächlich von den Frauen besucht, welche da Blumen opferten und das Steinbild mit Wasser begossen. In dem graublauen, klaren Wasser des Flusses baden am Morgen und Abend jeden Tages die Hindu unter der Aufsicht der Priester. Die flachen Ufer desselben sind auch der Lieblingsaufenthalt der ganzen Hindubevölkerung, der Tummelplatz der Kinder.

Wir verließen am nächsten Tage Nassik und setzten unsere Fahrt auf der Bahn fort. Bis Alahabad bleibt die Gegend eintönig, der ebene Boden

ist hier von geringer Fruchtbarkeit, hie und da zerstreute Reis-, Mais- und Weizenfelder lohnen die mühsame Arbeit des Eingebornen und geben von dem Bestreben des Menschen Zeugniß, selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen die Mutter Erde auszusaugen. Einzelne Dschungeln, in denen Tiger von Zeit zu Zeit ihren Tribut an Menschenleben fordern, die Cobra hinterlistig den tödtlichen Biß versetzt, bringen Abwechslung in den Rahmen der Eintönigkeit.

In Allahabad, vor welcher Stadt die Bahn den Gangesfluß auf einer soliden Eisenbrücke übersetzt, beabsichtigten wir ursprünglich, einen Tag zu verweilen. Da uns jedoch ein englischer Missionär darauf aufmerksam machte, daß die heilige Stadt Benares des Sehenswerthen mehr biete, so änderten wir unser Programm. Am 22. Jänner erreichten wir um 10 Uhr Vormittags Mogul-Serai, von wo eine Zweigbahn nach Benares führt. Eine Stunde später hielt der Zug am rechten Ufer des Ganges unter der großen weiten Halle der Eisenbahnstation Benares.

Wir mietheten einen Wagen, welcher uns in die Stadt führen sollte, kamen jedoch nur bis zur Brückenmauth. Der Mauthcommissär beanspruchte hier 2 Rupien (2 Gulden) Ueberfuhrstaxe. Da uns ein solcher Betrag zu groß erschien, so wollten wir schon unser Gepäck auf den Rücken nehmen und umkehren. In diesem Momente machte uns ein freundlicher Herr darauf aufmerksam, wie leicht es sei, billig über die Brücke zu kommen. „Bitte, zahlen Sie hier an der Casse ½ Pay (Kupferstück im Werthe eines Neukreuzers). — So! Jetzt geben Sie Ihr Gepäck dem Burschen, welcher neben dem Kutscher sitzt. — Und nun gehen wir!“

Unzählige zweiräderige mit Frachten beladene Ochsenwagen reihten sich auf der Brücke aneinander und erschwerten die Passage. Dennoch hatten wir das Ufer viel früher als unser Wagen erreicht, welcher unbefrachtet keine Mauthgebühr zu entrichten hatte.

Die Brücke ist im Ganzen 770 Schritte lang. Davon entfallen an jedem Ufer 100 Schritte auf einen Erddamm, welcher 1½ Meter über den Wasserspiegel hoch, nach jedem Hochwasser neu gebaut werden muß; die übrigen 570 Schritte werden von der Schiffbrücke ausgefüllt. Vierzig breite Schiffe von verschiedener Länge sind so verankert, daß die Brückenbreite durch-

wegs 8 Schritte beträgt. Das Geländer wird beiderseits durch ein schlaff gespanntes Seil gebildet, welches von 12 zu 12 Schritten an einem Pflocke befestigt ist.

Die Süduser des Ganges sind flach, die nördlichen erheben sich 40 Meter über den normalen Wasserstand. Die Straße ist in den Sandstein gesprengt und führt ziemlich steil zur Stadt. Jenseits der Brücke bestiegen wir wieder unseren Wagen und fuhren an der heiligen Stadt vorüber nach Norden in das vier englische Meilen entfernte europäische Settlement, wo wir im Hôtel Clark Quartier nahmen.

Benares*), die heilige Stadt der Hindus, ist sehr alt. Ueber ihre Vergangenheit schwebt zwar noch Dunkel, doch hat die Vermuthung berechtigten Raum, daß Benares von den Ariern erbaut wurde. Der Cultus Brahma's, Buddha's und Allah's wechselten hier miteinander ab, doch während an die einstige Glanzzeit des Buddhismus nur einige schlecht erhaltene Ruinen erinnern, vermochte das Brahmanenthum sich selbst dem Ansturme des Islams gegenüber glücklich zu behaupten. Die Stadt scheint dem Wasser entwachsen zu sein. Colossale Steintreppen, theils in den Sandsteinufern ausgehauen, theils aufgebaut, führen von dem Grunde des Ganges bis zu den Portalen der Paläste. Diese Stufen sind der Tummelplatz, der Corso der Hindu. Hier baden sie, verrichten ihre Andacht, verhandeln sie ihre intimsten Privat-Angelegenheiten, verbrennen sie die Todten, hier ist endlich der Sammelplatz der großen Bettlerschaar.

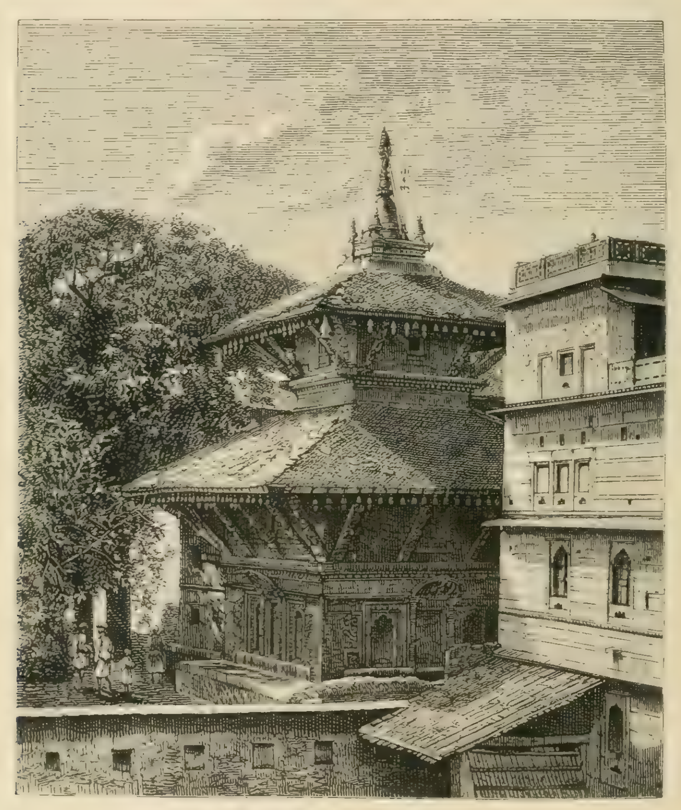
Unmittelbar an die Steintreppen schmiegen sich sodann die Prachtbauten. Wunderbare, imposante, märchenhafte Paläste reihen sich da im mannigfaltigsten architektonischen Schmucke an einander. Grau verwittert sind die Mauern, uralt ist der stellenweise morsche Sandstein, welcher sich Block auf Block zu schwindelnder Höhe aufthürmt.

Zwischen den Palästen erheben sich die Tempel Brahma's und Schiwa's, ebenfalls aus Sandstein und Basalt erbaut. Alle Tempel enden in Thürme, deren Querschnitt ein Spitzbogen ist. Rechts und links der Thürme flattern buntfärbige, mit Goldborden umsäumte Seidenflaggen.

---

*) Benares zählt 175.200 Einwohner, von welchen circa ein Viertel Mohamedaner sind.

Der Totaleindruck der Stadt, vom Ganges aus gesehen, ist überwältigend, und muß noch ein weit großartigerer sein, wenn Festfeuer sich in den Fluthen des heiligen Stromes Ganga spiegeln und die Flotte der Gangesschiffe, selbst unter normalen Verhältnissen bedeutend, zu einer unabsehbaren Masse ange-



Der Tempel der Nepalesen.

wachsen, den Strom bedeckt. Dann erglänzen die vielgestaltigen, gebrochenen und geschwungenen Linien der Monumentalbauten der in Stufen verschiedener Höhe den Fluß umgebenden Stadt in der Pracht vergangener Tage, in denen einst Benares der Sitz der Brahminenweisheit und des Sanskritstudiums war.

Unser Führer, ein englisch sprechender Hindu, führte uns zuerst auf das Observatorium der indischen Astronomen, das wir nach Durchwanderung



Benares vom Ganges aus.

der engen (1—2 Meter breiten), doch vortrefflich gepflasterten Straßen erreichten.

Das Observatorium wurde im Jahre 1693 von dem indischen Fürsten von Jajanagar, Dscheh-Sing, errichtet, um im Auftrage des Kaisers Mahomed Schah den Kalender zu corrigiren. Der Rajah, ein gediegener Mathematiker, erledigte die Aufgabe zur vollsten Zufriedenheit des Herrschers, und seine astronomischen Tafeln, welche er Szij Mahommedschehy nannte, sind noch heutzutage im Gebrauche. Wir erstiegen die Plattform des Observatoriums auf 35 Steinstufen.

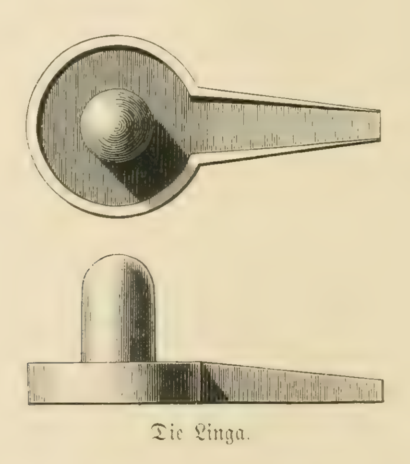
Alle Instrumente sind fix und aus Stein construirt. Wir sahen da zuerst das sogenannte Bittijantra, einen Quadranten von 1½ Meter Höhe, 3° nach Ost von der Ebene des magnetischen Meridians abweichend. Das Instrument dient zur Messung der Sonnenhöhen und der Zenithdistanz der Sonne zur Mittagszeit (Breitebestimmung). Zwei andere große Steinkreise mit Gradeintheilungen werden zur Zeitbestimmung benützt.

Für die Bestimmung des Stundenwinkels und der Declination eines Gestirnes steht ein großer Kreis in der Ebene des Meridians, umgeben von einem aufgemauerten Horizontalkreis, welcher von 6 zu 6 Minuten in 360 Grade getheilt ist. Daneben erhebt sich ein Aequinoctial-Instrument, dessen massiver Steinkreis unter einem Winkel von 23 Grad gegen den Horizont geneigt ist. Die Indier nennen das Instrument Narih wila. Zur Bestimmung des Azimuthes eines Gestirnes dient ein wallartiger Horizontalkreis, „Digansajantra", von nahe 5 Meter Durchmesser, dessen Mittelpunkt durch einen Steincylinder markirt ist.

Nebst den noch hervorragenden Instrumenten: Semratjunta (Aequinoctial-Sonnenuhr) und Kranti-urit (Azimuthalkreis), sind noch so manche Kreise unter den verschiedensten Winkeln errichtet, die nicht allein astronomischen Zwecken dienen, sondern auch dazu berufen sind, den Astrologen Gelegenheit zu bieten, dem neugierigen Hinduvolke Sand in die Augen zu streuen.

Wir stiegen auf einer Wendeltreppe zu den Steinufern des Ganges hinab. Durch ein kleines Fenster des Treppenthurmes erblickten wir auf der Plattform eines gegenüberliegenden Hauses eine Gruppe von buntgekleideten, im Kreise sitzenden und singenden Mädchen.

In der Mitte des Kreises tanzte ein Mädchen zu dem Gesange, der gleich dem Tanze sich in sehr monotonen Rhythmen bewegte, und wobei das mit einem durchsichtigen, schwarzen, mit großen Goldsternen besäeten Gewebe bekleidete Mädchen mit den Händen für den Uneingeweihten unverständliche Bewegungen machte. Unten angelangt, erblickten wir am jenseitigen Ufer die einer Festung ähnliche Residenz des entthronten Fürsten von Benares, welcher hier unter Palmen und Bananen mit seinen Weibern unzugänglich und abgeschlossen von der Welt den Rest seiner Tage verlebt.



Die Linga.

Am Ganges-Ufer ging es lebhaft zu. Die Hindu badeten in den zahlreichen, aus Stein gebauten Bassins unter priesterlicher Aufsicht. Unzählige Linga wurden mit Blumen bekränzt und mit Wasser begossen.

Wir promenirten stromaufwärts, an den Füßen der herrlichen Paläste, an welche sich zahlreiche Legenden und Sagen knüpfen. Endlich standen wir nun vor dem Palaste des Agenten des Rajah. Die mächtigen Quadersteine des Baues zeigten die herrlichsten Sculpturen; die Portale sind groß und schwungvoll; kunstvolle Galerien führen um die Stockwerke, und es scheint, als trügen die drei vorspringenden Säulen den ganzen Bau. An jeder Ecke erhebt sich ein mächtiger Thurm, welcher sich oben zu einem runden Holzbalcone erweitert. Oberhalb der Fenster der letzten Galerie breitet sich die

von einem prachtvollen Steingeländer eingefaßte Plattform des Daches aus. Der Führer zeigte uns hierauf einen anderen wunderbaren Steinpalast, welchen ein Bettler von den erhaltenen Almosen erbaut haben soll.

Die einzelnen Tempel in Benares gehören den verschiedenen Stämmen und Völkern, welche Benares zur Zeit der Wallfahrten besuchen. Die hohe Bedeutung Benares' als Culturcentrum Hindustans spricht sich durch mehr als 1000 Tempel aus, doch sind sie von weit geringerer architektonischer Schönheit als die Tempel in anderen Theilen Indiens; es gilt dies von dem Aeußeren, das Innere hingegen ist meist durch sinnigen ornamentalen Schmuck und reiche Sculpturen ausgezeichnet. Mehr als 20.000 Priester versehen in ihnen den Dienst der Götter. Wir besichtigten den Tempel der Nepalesen. Dieser, mit den mannigfachsten Ungethümen vor dem Eingange, ist aus Holz erbaut. Seine Außenseite ist mit vorzüglich ausgeführten Schnitzereien, durchwegs lascive Scenen darstellend, bedeckt. In der Nähe dieses Tempels befindet sich die große Steinfigur des Gottes Krischna; weiter aufwärts eine zweite ähnliche Steinfigur des Gottes Bhim-sing.

Die heilige Stätte für das Verbrennen der Leichen ist ein freier Platz unterhalb des nepalesischen Tempels an den Fluthen des Ganges (hindustanisch Gunga gih). Das Feuer der von den Angehörigen der Verstorbenen errichteten meterhohen Scheiterhaufen züngelt hier fast ununterbrochen empor. Von einer Holzschichte bedeckt, liegen die von dürftigen Gewändern umhüllten Leichen. Dichter Qualm steigt in die Höhe. Bald ist die obere Schichte Holz verzehrt und der nackte Leichnam schmort halbverbrannt auf den glühenden Kohlen. Nun kommen die nächsten Anverwandten, welche bisher auf den Steinstufen sitzend, stumm zusahen, mit langen Bambusstöcken zu dem Scheiterhaufen und schlagen auf den Leichnam. Dunkler, übelriechender Rauch verpestet die Luft. Es ist bereits Nacht geworden und so geben die sprühenden Funken der Procedur ein noch unheimlicheres Gepräge.

Ist das Feuer ausgebrannt, so gießt man auf die Ueberreste des Scheiterhaufens Wasser, und erst am andern Morgen suchen die Hinterbliebenen nach einzelnen, schwarzen Knochen, welche in einer Urne bestattet oder aufgehoben werden. Die vielen Holz- und Steinpflöcke am Verbrennungsplatze

sind Erinnerungszeichen an jene Weiber, welche sich in früherer Zeit, wenn der verstorbene Mann verbrannt wurde, in die Flammen stürzten und freiwillig starben. Der Einfluß der Engländer schaffte diese Unsitte ab; trotzdem kommt es noch häufig vor, daß die Hindu-Frauen den Tod aufsuchen. Wenn nach den Regengüssen im Sommer der Ganges steigt, so setzen sich solche Candidatinen auf die untersten Steinstufen und warten hier so lange, bis sie endlich von einer Welle in die Tiefe gerissen werden.

Das Sündenbad ist ein großes, viereckiges Bassin. Zwanzig Treppen führen vom Rande zur Wasserfläche in die Tiefe. Hier waschen sich jene Leute, welche sich unter Aufsicht der Priester von allen Sünden reinigen wollen.

Auf dem Heimwege erblickte ich in den Wellen des Ganges ein tanzendes Lichtchen. Der Führer wies auf eine auf dem Wasser schwimmende Oellampe und erklärte uns die Bedeutung derselben. Frauen, deren sehnlichsten Wunsch Schiwa, trotz inbrünstiger Bitte, unberücksichtigt ließ, fasten vierzehn Tage lang vor dem nächsten Neumonde. Zur Zeit des Neumondes übergeben sie die Lampe dem heiligen Ganges und leben hierauf die nächsten vierzehn Tage in Saus und Braus, und mit Sicherheit sehen sie nunmehr der Erfüllung ihrer Wünsche entgegen.

Die Hindu benützen als Verkehrsmittel zweiräderige, mit Pferden bespannte Karren, sogenannte Ekka. An denselben sind Glocken und Schellen angebracht, welche beim Fahren einen betäubenden Lärm verursachen. Das Geräusch dient zur Verscheuchung der Cobra (Brillenschlange), deren es in und um Benares eine Menge gibt. Auf dem Lande, wo der Postverkehr durch Läufer bewerkstelligt wird, tragen diese am Rücken das Briefpacket und schwingen mit der Hand eine große Glocke, ebenfalls zum Schutze gegen die gefürchtete Schlange. In letzter Zeit geschah es nun, daß in Mysore unter den Postläufern ein Strike ausbrach. Die Ursache desselben war ein Tiger, welcher, durch die Glockentöne angelockt, sich durch geraume Zeit den täglich vorbeilaufenden Postboten zum Mahle auserkoren hatte. Der freche Räuber wurde zwar entdeckt und erlegt, doch seither wird der Postverkehr in Mysore ohne Glockengeklingel besorgt.

Am Morgen des 23. Jänner besuchten wir den Affentempel in Benares. Je näher wir dem Heiligthume kamen, desto lebhafter wurde es auf der Straße. Wohin wir unsere Blicke wandten, sahen wir Affen, welche die Bäume erkletterten oder auf den Häusergesimsen ihre lustig-tollen Streiche ausführten. Eine Hindu-Musik brachte auf einem Balcone vor dem Tempel den Affen den Morgengruß. Am Eingange standen Verkäufer von Früchten und luden die Besucher ein, den Thieren Näschereien zu reichen. Wir bedachten die 300 Affen, welche den Tempel belebten, mit einigen Mandeln und Bohnen, die wir unter sie warfen. Ein unbeschreibliches Durcheinander war die nächste Folge, und selbst der Affenkönig vergaß für einen Moment seine Würde. Er drängte sich in den lebendigen Knäuel mit dem erfolgreichen Bemühen, die größten Kerne für sich zu gewinnen. Der Affenkönig war ein alter, großer Schimpanse, welchem die Zunge altersschwach durch die Zahnlücken hervorhing. Aber er schien zu wissen, daß er König war, denn sein Benehmen den anderen, kleineren Thieren gegenüber war, wenn auch nicht gerade achtunggebietend, so doch herablassend, mitunter sogar wegwerfend.

Die Affen bewohnen kleine Ställe, die in der Runde erbaut sind. Des Königs Quartier ist bedeutend größer als die der übrigen, aber durchaus nicht reiner. In der Mitte des Tempels befindet sich eine kleine Capelle mit dem Bilde des Gottes Durga. Des Gottes Gesicht gleicht der aufgehenden Sonne und sein Kleid glänzendem Bleche. Er ist der Beschützer der Affen und ihm sind die lustigen Thiere indischer Waldeinsamkeit geweiht.

Durch die engen Gassen des Bazars gelangten wir zu dem großen, goldenen Tempel des Gottes Schiwa. Vorerst bestiegen wir eine Tribune vis-à-vis des Tempels, von wo wir die beiden vergoldeten Steinthürme desselben anstaunen durften. Doch ein aus zwei großen Trommeln und einer Glocke zusammengesetztes Orchester verjagte uns bald von dem schönen Platze und wir betraten, von einem indisch-englischen Constabler geleitet, das Innere des Tempels. Hunderte und Hunderte andächtiger Hindu waren anwesend und drängten sich zu den Opferstellen. Zwischen ihnen tauchte hie und da ein junger oder alter Stier auf, Thiere, welche sozusagen die Macht Schiwa's repräsentiren und die Lieblingsthiere dieser Gottheit sind. Sie sehen gut genährt und

fett aus, wie die Priester, und genießen den Vorzug, daß sie an Altersschwäche sterben. Eine Stierstatue aus schwarzem Marmor war ein Anziehungspunkt für die Andächtigen. Der Stier wurde mit Blumen überschüttet und mit Wasser begossen, das aus einem nebenan befindlichen Brunnen geschöpft wurde.

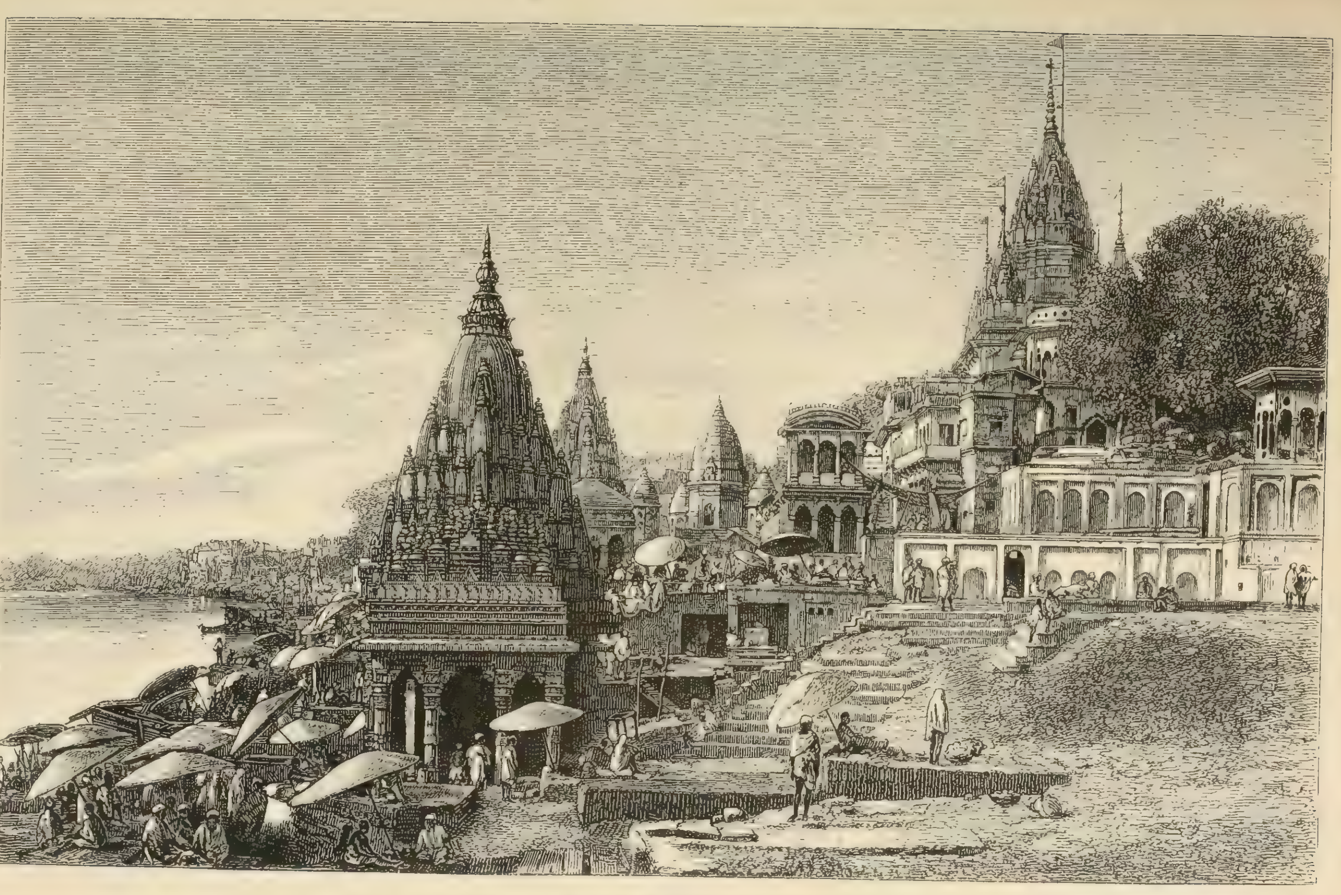
Die nackten Hindu wuschen sich mit dem Brunnenwasser, worauf ein fettleibiger Priester deren Stirnen mit weißen Strichen bemalte. Manchmal



Observatorium.

zieht sich ein solcher Strich auch längs der Nasenkante wie ein Heftpflaster bis zu den Oeffnungen. Die Andächtigen saßen singend und betend auf Steinbänken rings um den Brunnen; hier bemerken wir eine lebensgroße Stierstatue aus Basalt, auf welcher Gott Schiwa reitet, nebenan eine andere Steingruppe: Schiwa umarmt seine Gemalin.

Der Hauptsammelplatz war eine Quelle in einer kleinen Basaltcapelle. Auf dem Wasser schwammen Rosenblüthen und andere frische Blumen. In



Tempel in Benares.

der Mitte ragte der Cylinder einer Linga über das klare Wasser. Jeder wollte den Stein berühren, Alle ihn mit Wasser begießen und mit Blumen bestreuen. Ankommende drängten die Opfernden hinweg; hier beschwichtigte der nackte, feiste Priester den Jammer eines Unglücklichen, dort jubelte man einem jungen Stiere freudig entgegen — es war ein Bild vergangener Zeiten, vergangener Welten.

Ueber alle Tempel und Prachtbauten ragen, schlank wie zwei himmelanstrebende Tannen, die zwei Minarets der Aurungsib-Moschee, der schönsten und reichsten unter den 300 Moscheen, ein Juwel von Benares. Wir bestiegen einen der Thürme. Dieselben sind achteckig, der Durchmesser beträgt 2·33 Meter, die Mauerdicke 36 Centimeter. Ein halbwegs corpulenter Mann muß demnach verzichten, auf der Wendeltreppe die Höhe von 45 Meter zu erreichen. 130 Stufen führen zur Plattform des wunderbar schlanken und dennoch festen Thurmes hinauf, von welcher man den herrlichsten und einzigen Ueberblick über die von engen Straßen durchzogenen inneren Theile der Stadt und ihre Umgebung erhält. (An klaren, reinen Morgen soll man sogar das Himalaya-Gebirge erblicken.) Alle Häuser sind dächerlos und haben statt des Daches eine ebene, schön gepflasterte Terrasse. Die üppige Vegetation in der Mitte der Stadt (Palmen, Orangen, Mandeln, Bananen ꝛc.) verleiht dem Bilde einen anheimelnden Charakter.

Im Bazar werden Götterbilder der überspanntesten Phantasie, Schalen, Teller, Vasen ꝛc., in Kupfer ciselirt, um geringes Geld zum Kaufe angeboten.

Noch am selben Tage verließen wir Benares, fuhren nach Mogul Serai und von dort mit dem Eilzuge nach Calcutta, wo wir am 24. Jänner 1878 anlangten. Wir begaben uns sogleich in das Great Eastern-Hotel, in welchem wir uns vorläufig mit einem Massenquartiere begnügen mußten. In der ersten Nacht wurden mir schon 50 Rupien gestohlen, ob von einem Zimmercollegen oder von einem Hoteldiener, das konnte ich nicht erfahren. Am zweiten Tage erst erhielten wir separirte Zimmer.

III.

Von Calcutta nach Singapore.

Die Stadt. — Kitmegarwirthschaft. — Nach Norden. — Soldatenleben in Indien. — Siligori. — Die Terai. — Waldbrände. — Dardschiling. — Die höchsten Berge der Welt. — Der Tigerhügel. — Ein buddhistisches Kloster — Eine einsame Theepflanzung. — Ritt auf dem Elephanten. — Ein Onkel aus Amerika. — Das Klima in Calcutta. — Ein sonderbarer Freundschaftsbund. — Der Hindumarkt. — Eine Tigerjagd des Grafen Szechenyi. — Abreise von Calcutta. — Die Schiffsgesellschaft. — Penang. — Singapore.

Calcutta, die Hauptstadt des Kaiserthums Indien, liegt am linken, die Vorstadt Howrah (spr. Haura) mit der Haupt-Eisenbahnstation gleichen Namens am rechten Ufer des selbst von größeren Dampfern befahrenen Hugliflusses*). Eine schöne Steinbrücke verbindet beide Städte. Calcutta besteht aus der europäischen Stadt (am Flußhafen) und der „schwarzen" Stadt der Eingebornen. Der europäische Stadttheil steht, was Styl im Bau, Größe der Häuser und Schönheit der Gassen betrifft, Bombay weit nach. Selbst der Palast des Vicekönigs, ein weitläufiges, luftiges Steingebäude, von einem Garten umgeben, entfaltet nicht die übliche indische Pracht im Aeußeren. Das Innere freilich imponirt durch den Reichthum und Luxus der Marmorsäle und Gemächer. — Die Stadt der Eingebornen schließt sich dem europäischen Stadttheile an und besteht aus kleinen Bambu- und Lehmhütten, die regellos erbaut, eine Unzahl von Gäßchen bilden, ein Labyrinth für jeden Fremden, der sich ohne Führer tiefer hinein wagt.

Niemals zuvor sah ich eine solche Menge von Diamanten und Edelsteinen aller Art, so viel Gewicht an Gold und edlem Metalle, wie in den

*) Von den 892.400 Einwohnern Calcutta's sind nur 10.500 Europäer.

Verkaufsläden der englischen Juweliere von Calcutta. Calcutta genießt den Ruf, der wichtigste Handelsplatz von Asien zu sein, doch behaupten die Kaufleute von Bombay, Calcutta den Rang abgewonnen zu haben. Der Exporthandel umfaßt hauptsächlich Thee, Baumwolle, Seide, Indigo ꝛc.

Aufwartungen bei Mr. Voigt, dem Stellvertreter des österreichisch-ungarischen Consuls, bei General Walker, dem Superintendenten des geographischen Institutes, bei Mr. Eisenloor, dem deutschen Consul, und bei mehreren anderen Herren, Besuche des reichhaltigen zoologischen und des wunderbaren botanischen Gartens, endlich des Abends Spaziergänge im Edengarden, woselbst sich abwechselnd eine europäische oder Eingebornen-Militärmusik producirte, nahmen so viel Zeit in Anspruch, daß eine Woche bald verflogen war.

Herr Loczy hatte schon in Bombay das Project eines Ausfluges in das Himalayagebirge mit Graf Széchenyi besprochen; ich beschloß, Loczy bis Dardschiling zu begleiten. Ein geborner Wiener, nun Amerikaner, Mr. Loyd-Mayer, schloß sich uns an, und am 6. Februar verließen wir Calcutta.

Vor der Abfahrt vom Hotel stellten sich bei zwanzig Diener der Reihe nach auf, als hätte ich ein Vermögen zu vergeben. Die braunfarbigen Diener nennt man hierzulande Kitmegar, ihr Treiben ist entsetzlich. Wer zum ersten Male ein indisches Hotel betritt, wird zur Annahme verleitet, es sei dies nur ein Asyl für Obdachlose. In ein langes, bis zu den Knöcheln reichendes weißes Baumwollgewand gehüllt, welches durch einen Leibriemen festgehalten wird, lungern die Kitmegar auf jeder Stiege, in jedem freien Winkel des Gebäudes. Als Kopfbedeckung fungirt ein runder Hut mit dicker Korkkrämpe und einem kleinen, runden Deckel aus durchsichtigem Gewebe. Die Beschuhung fehlt. Nebst vielen lobenswerthen Eigenschaften haben die Kitmegar die Untugend, zu stehlen, und zwar nicht allein mit den Fingern, sondern auch mit den unglaublich beweglichen Fußzehen.

Wehe dem Unerfahrenen, der einen Ring fallen ließe. Der Kitmegar wird sicherlich das ganze Zimmer durchsuchen, um den verlornen Ring zu finden, aber ebenso sicher denselben, welchen er schon längst zwischen den Zehen festhielt, unbemerkt aus dem Hause bringen, trotzdem, daß alle Diener, bevor sie das Hotel verlassen, vom Babu (Portier) visitirt werden. Wer da glaubt,

daß das freundlich unterwürfige Wesen, das Bestreben, Sympathie wachzurufen, gleichbedeutend mit einer gewissen Anhänglichkeit sei, irrt, nur das „Bakschisch" (Trinkgeld), nur die Aussicht, mehr Geld herauslocken zu können, ist der Motor aller ihrer Worte und Thaten.

Nehmen wir an, es sei Essenszeit im Great Eastern-Hotel. An der langen Tischtafel ist für 60 Gäste gedeckt. Achtzig Kitmegar bedienen, und doch scheinen sie der Aufgabe nicht gewachsen zu sein. In einer langen Reihe betreten sie nach dem zweiten Glockensignale den Speisesalon; ein alter, graubärtiger Kitmegar führt den Zug an. Er trägt einen Eßlöffel, der zweite und dritte desgleichen, der vierte bringt ein leeres Glas, um dazu später eine Flasche Bier zu holen, dann kommt einer mit einem Teller, der nächste mit einem Messer; ja sogar einer mit einem Kaffeelöffelchen, zu welchem er dann die leere Tasse bringt, welche er wieder wegträgt, um sie mit Thee füllen zu lassen.

Der Zug nach Dschulpaigore (Julpigore) (die Bahn ist nun bereits bis Siligori ausgebaut) ging um 11 Uhr Vormittags ab. Wir flogen durch die in der Nähe Calcutta's reich cultivirte Ebene. Ueppige Gärten, die Sommerwohnungen der Engländer umrahmend, wechseln mit wilden Dschungeln ab. Kleine Teiche in Hülle und Fülle nehmen sich in dem Grün der Felder und Wiesen recht anmuthig aus; doch besitzt das tropische Grün nirgends den saftigen Ton der Heimat, es spielt mehr in das Gelbe oder Graue. Die herrlichen Datteln, Palmen, Bananen und Bambubäume entzücken uns des Abends weit mehr, als im hellen Sonnenscheine. Die Tageshitze verleidet nur zu oft den wirklichen Naturgenuß.

Die vielen Teiche entstanden meistentheils durch das Ausheben von Materialgraben, bei deren Anlage man in der Tiefe von 2—4 Meter überall auf Grundwasser stieß. Das Wasser dieser Teiche dient zumeist zur Bewässerung der angrenzenden Felder, und gelangt zu diesen, indem die Leute einen geflochtenen Korb, welcher auf zwei Bambustöcken angebunden ist, wie eine Schaukel hin und her schwingen. In der tiefsten Lage füllt sich der Korb mit Wasser, in der höchsten ist er wieder leer.

Bei Modunpore dehnte sich im Westen der Strecke ein großes militärisches Zeltlager aus. Ein einheimisches Regiment hatte es bezogen. In der Nähe

Calcutta's waren die Krieger anständig adjustirt und mit Hinterladern bewaffnet; weiter nordwärts sah ich einheimische Recrutenabtheilungen beim Exerciren, die fast nichts am Leibe hatten und nur mit Pfeil und Bogen ausgerüstet waren.

Die bei der indischen Armee im Dienste stehenden Officiere sind in der Mehrzahl Engländer. Sobald selbe durch sechzehn Jahre in Indien dienten, erhalten sie den Anspruch auf volle Pension und die meisten kehren dann heim. Der Friedensdienst ist gerade kein anstrengender. Vielleicht eine Stunde lang Exercitium am frühen Morgen, eine kleine Parade bei Sonnenuntergang ist Alles. Die englischen Soldaten sind Söldlinge und besonders diejenigen, welche nach Indien kamen, machen Anspruch auf eine gewisse Commodität. Jeder Soldat darf heiraten, und die meisten Unterofficiere besitzen Familie. Die Quartiere der Mannschaft sind beneidenswerth luftig und rein. Die Unverheirateten bewohnen zu zwei ein Zimmer, die Verheirateten selbstverständlich größere Wohnungen. Sowohl die Mannschaft als das Officierscorps wirthschaften gemeinsam für sich.

Wo Engländer leben, ist es Sitte, zu bestimmten Tagesstunden gemeinsam zu speisen, und zwar um 9 Uhr breakfast — Frühstück (fish. Mutton chops, Irish stew — cold Mutton — cold beef etc. — Reis and curry — Jam and butter, thee), um 1 Uhr luncheon, oder wie es in Indien benannt wird, tiffin (zweites Frühstück, bestehend aus kalten Speisen, Salat und Käse), um 7 Uhr dinner (bestehend aus sieben bis acht Gängen). So speisen die Gäste im Hotel. Beim Militär dürfte das Menu einige Streichungen erleiden.

Wenn auch die Bezüge der Soldaten verhältnißmäßig groß erscheinen, so dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß die Preise der Lebens- und Genußmittel im Vergleiche zu den europäischen exorbitante sind. Es beziehen: der Lieutenant II. Classe 250 Rupien, der Lieutenant I. Classe 300 Rupien, der Capitain 500 Rupien, der Major 700 Rupien, der Colonel 1000 bis 1200 Rupien monatlich. Die Soldaten und Unterofficiere erhalten nebst der Bekleidung an monatlicher Gage 60 bis 100 Rupien.

Im Lager bei Modunpore sah ich zum ersten Male eine größere Anzahl von Kriegselephanten, die gerade damit beschäftigt waren, ihre aus Zuckerrohr bestehende Mahlzeit zu verzehren.

Gegen 5 Uhr Abends erreichten wir die Endstation der breitspurigen Bahn Damogdea am rechten Ufer des Ganges. Die Eisenbahn ist hier unterbrochen und wir bestiegen das Dampfboot, welches bereits den Zug erwartete. Nach 50 Minuten Wasserfahrt landeten wir am linken Ufer des Stromes bei der Bahnstation Sara. Von nun an ist die Eisenbahn schmalspurig, mit keiner breiteren Basis, als beispielsweise die Lambach-Gmundner Bahn.

Von Dschulpaigore, einem kleinen ärmlichen Orte, den wir um 7 Uhr Morgens erreicht hatten, setzten wir die Reise auf einem Ochsenwagen fort. Zwei kleine, abgemagerte, höckerige Ochsen wurden einem zweiräderigen massiven Karren vorgespannt. Das schleichende Tempo der Fahrt bewog uns nach einer Stunde, auf die weitere Bequemlichkeit zu verzichten und zu Fuß die Wanderung fortzusetzen; Mayer auf der Straße, Loczy und ich längs des Ufers des Flusses Tista im Osten der Straße.

Der in der südlichen Himalayakette entspringende Fluß ist hier 7 bis 8 Meter tief in der Ebene eingeschnitten, die Thalsohle ist circa 60 Schritte breit. Die Tiefe des Wassers war so gering, daß der Fluß überall zu durchwaten war. In der Regenzeit aber füllt er sein ganzes Bett aus und überschwemmt nicht selten die Ufer. Am Uferrande lag ein todter Hindu. An 20 Adler und Lämmergeier delectirten sich an seinem Leichnam. Ich schoß den Revolver nach den Bestien ab, sie aber ließen sich nicht stören. Etwas abseits dieses grauenhaften Bildes erblickte ich die erste freie Brillenschlange. Ich wollte in einem Gebüsche nach Käfern suchen. Plötzlich wurde ein Ast lebendig, zischend erhob die Schlange den Kopf und blähte den Hals mit der Brillenzeichnung auf. Alles das währte eben nur einen Moment, denn die Schlange verschwand blitzschnell in einem Erdloche.

Die Hitze ermüdete mich sehr und um 2 Uhr bestieg ich wieder den Karren. Der auf natürlichem Boden tracirte Weg führt bei dem Mangel an Brücken durch die vielen kleinen Gebirgswässer (nulla), welche die Straße durchkreuzen. Die Nulla sind meistens 8—10 Meter tief eingeschnitten, es war daher für die Zugthiere ein fürchterliches Stück Arbeit, solche steile Strecken zu überwinden. Der Kutscher eiferte die Thiere unter lautem Geschrei an

und stach sie beständig mit einem spitzen Stocke in den Rücken, so daß schließlich das Blut strömend herabfloß.

Um 5 Uhr lagerten wir am Uferrande einer Nulla. Neben uns exercirte eine Abtheilung indischer Gebirgssoldaten. Fast nackt vollführten sie die Gelenksübungen, welche ein intelligent aussehender Schwarzer englisch commandirte. Die Bewaffnung der Soldaten bestand aus großen Messern, welche sie in einer Scheide im Gürtel trugen, dann aus Pfeil und Bogen. In der Handhabung des letzteren entfalteten sie eine große Geschicklichkeit, und mancher der Krieger erlegte mit der Thonkugel, welche die Bogensehne hinausschleuderte, einen Vogel im Fluge. Eine Frau bereitete unter einem schattigen Tamarindenbaume das aus Reis bestehende Mittagmahl der Krieger. Bei den buddhistischen Gebirgsbewohnern ereignet es sich häufig, daß 5—10 Männer nur eine Frau haben. Sie thun dies aus Ersparungsrücksichten.

Aus den nahen Ortschaften kamen Männer und Frauen, um in dem Flusse zu baden. Die Männer grüßten uns freundlich mit den sinnigen Worten: Salam sab! (Friede, Herr!) Der Mann beugt das rechte Knie zur Hälfte, wendet den Körper gegen den Gegrüßten und berührt mit der rechten Hand zwei Mal die Stirne, indem er den Kopf neigt.

Nach einer weiteren Fahrt von 17 Stunden erreichten wir Siligori und fanden in einem sogenannten Bungalow, einem der von den Engländern in Indien zur Unterkunft der Reisenden aus Holz erbauten Häuser, ein ziemlich comfortables Quartier.

Aus sanitären Rücksichten, zum Schutze gegen Bodenausdünstungen, Schlangen und Ungeziefer, ruhen die Gebäude auf Pfählen einen Meter über dem natürlichen Boden. Die Häuser sind nur ebenerdig und mit Bamburohr eingedeckt. Auch hier fanden wir die Kitmegar ebenso unterwürfig wie zudringlich. Wir waren so glücklich, in den finsteren Localitäten (die nie geschlossen werden) Betten aufzufinden. Am nächsten Morgen brachen wir wieder auf. Wir gingen zu Fuß und das wenige Gepäck trug ein Maulesel. In schwachen Contouren erblickten wir im Norden die Berge — die Ausläufer des Himalaya-Gebirges.

Nach einigen Stunden schon war der Wechsel in der Landschaftsscenerie ein auffallender geworden, die schlanke Fächerpalme, welche in großen Beständen die Ebene von Bengalen schmückt, wurde immer spärlicher, im Norden hingegen tauchten auf den Ausläufern der dicht bewaldeten, wellenförmige Rücken bildenden Massen der Himalaya-Vorberge, das üppige Niederholz in unvergleichlicher Schlankheit überragend, Bambu und Salbäume auf. Wir standen nun am Südrande der Terai, jener Region, welche in der wechselnden Breite von 10—15 englischen Meilen sich als ein außerordentlich vegetationsreicher und feuchter Gürtel um den Südfuß des Himalaya schlingt und durch ihre gefährlichen, das sogenannte Dschungelfieber erzeugenden Miasmen als eines der ungesundesten Gebiete der Erde gefürchtet ist. Als ich im Jahre 1872 in Siebenbürgen einen Vortrag Schlagintweit's über die Terai zu hören Gelegenheit hatte, konnte ich wohl kaum ahnen, daß ich diese gefürchtete Region sechs Jahre später selbst betreten würde. Einst mögen die Schrecken und Gefahren dieses Fiebergürtels kaum das Passiren desselben gestattet haben, heute haben bedeutende Lichtungen des Teraiwaldes längs der Route von Siligori nach Dardschiling die gefährlichen Ausdünstungen wohl gemildert, nur dort, wo in den versumpften Tiefgründen und Urwaldschluchten dichtes Niederholz und eine in erstaunlicher Ueppigkeit entwickelte tropische Vegetation den stets feuchten Humusboden deckt, entsteigen demselben noch immer jene tödtlichen Ausdünstungen, deren Wirkung der Reisende insbesondere nach Sonnenuntergang ausgesetzt ist. Der Uebergang von der Ebene Bengalens zur Terai ist auch noch sehr deutlich durch das immer häufiger auftretende Sandgerölle ausgeprägt, das für die Erosionskraft des Wassers stumm, aber eindringlich genug spricht. Auf den ersten Blick vermögen wir nicht die Gefährlichkeit der Terai zu erkennen, uns fällt sogar die geringe Wassermenge und der trockene Zustand des Bodens auf, wir vermissen den Modergeruch, wie er z. B. den Mangle-Ufern der tropischen Küsten entsteigt. Diese Trockenheit ist indeß nur Täuschung, schon in geringer Tiefe steht fauliges Wasser, welches durch das Geröll der obersten Bodenschichte ausdunstet und die Luft inficirt.

Nach Kursiong, welchen Ort wir zunächst erreichen mußten, führen zwei Wege, wir wählten den kürzeren Reitweg durch die Dschungeln. Unsere

Ueberraschung war keine geringe, als in dem von zahllosen 100—120 Fuß hohen Bäumen überragten, üppigen Niederholze und Bambudickicht, den Schlupfwinkeln des Tigers und Panthers, des wilden Elephanten und der größten giftigen Schlangen Indiens, ein unheimliches Knistern und Prasseln an unser Ohr schlug. Die erdrückende Schwüle und Hitze ließ uns nicht lange über die Ursache des Geräusches im Zweifel — es war ein Waldbrand. Das Schauspiel zu beiden Seiten der Straße war ein großartiges. Aus den vom leisen Winde wellenförmig gestalteten oberen Rändern des Flammenmeeres erhoben sich im unterbrochenen Feuerregen Feuerwerkskörpern gleich leuchtende Rohrstengel des Bambu, glimmende Riesenblätter. Der Effect steigerte sich, wenn eine neue Gruppe schlanker Bambu, vom Feuer ergriffen, explosionsartig aufflackerte. Stößt der Feuerherd endlich auf ausgedehnte sumpfige Stellen, so erlöscht der Brand von selbst.

Die Sonne ging eben unter, als wir das malerisch gelegene Punkabari am Nordrande der eigentlichen Terai erreicht hatten und im Bungalow unser Nachtlager aufschlugen. Die Vegetation ist auch hier von überraschender Ueppigkeit. Der Thee gedeiht hier vorzüglich und der Preis eines englischen Pfundes beträgt an Ort und Stelle eine Rupie. Zur Erleichterung des Betriebes der Pflanzungen fangen die Theepflanzer wilde Elephanten, indem sie ein zahmes Weibchen aussenden, welches den wilden Elephanten zur Pflanzung bringt, wo er gefesselt und späterhin gezähmt wird. Der Kaufpreis eines Elephanten beträgt bis 4000 Rupien, doch lohnt sich die Anschaffung und Erhaltung (welche täglich 5 Rupien kostet) eines solchen Thieres reichlich durch die Kraft und Geschicklichkeit, den Fleiß und das hohe Alter, welches das Thier erreicht.

Am 8. Morgens setzten wir den Marsch fort. Ich hatte mir bis Kursiong ein Pferd gemiethet, welches sich vor jeder steilen Stelle in der Mitte des Weges niederwarf und mich zwang, es schließlich mit Aufgebot aller Kräfte auf der Halfter nachzuziehen.

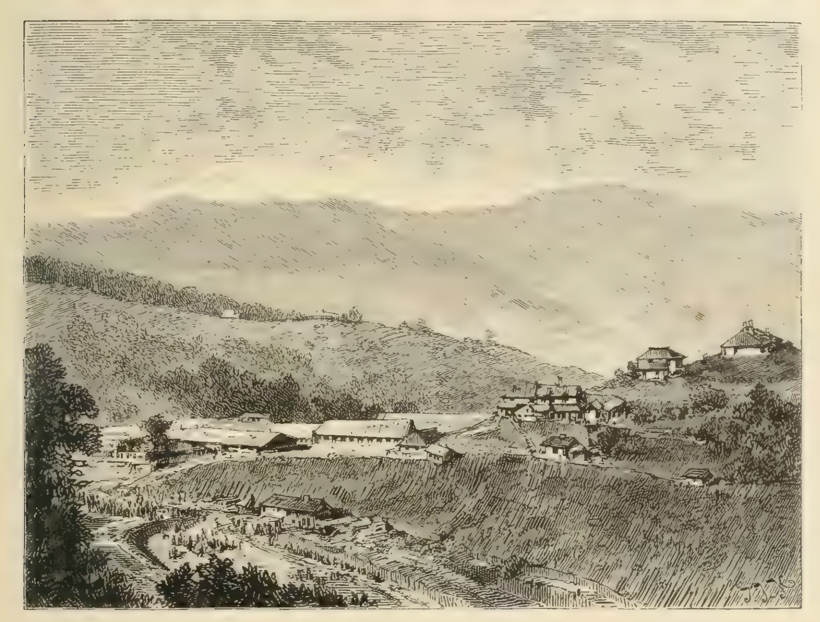
Theils auf der Kammhöhe, theils an den Hängen der dicht bewaldeten Berge, an feuchten, von üppigster Vegetation erfüllten Schluchten drangen wir weiter gegen Kursiong. Das Bild der uns umgebenden Vegetation ist ein eigenthümliches, ihm fehlt jene große Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Tropen,

aber auch jene mächtigen, kraftstrotzenden Gestalten des Hochwaldes der gemäßigten Zone, nur die Form der baumartigen Rohrgebilde, die zahlreichen Lianen und Schmarotzerpflanzen, deren leichte Schatten auf dem dichten Blätterdache des Unterholzes optische Täuschungen hervorrufen, mahnen uns an die Tropenwelt.

Wir begegneten vielen Gebirgsbewohnern auf dem Marsche von oder nach der Ebene Bengalens. Die Nepalesen brachten in Tragkörben die saftigen Orangen aus den üppigen Thälern ihres verschlossenen Landes. Sie trugen alle im Gürtel das Baharia, ein großes, breites, scharfgeschliffenes, krummes Messer, das sowohl als Werkzeug wie als Waffe dient. Diese Messer werden in Kathmandu erzeugt und kostet das Stück eine oder zwei Rupien. Um 1 Uhr Mittags frühstückten wir in dem Kursiong-Bungalow (4900 englische Fuß über Calcutta). Nach kurzer Rast bestiegen wir frische Pferde und ritten nun auf der Kunststraße in einem undurchdringlichen Nebel continuirlich bergauf. Mich fror dergestalt, daß ich froh war, als wir um 8 Uhr Abends Dardschiling erreichten und die erstarrten Glieder am Kaminfeuer ausstrecken konnten. Wir befanden uns nun schon in einer Höhe von 7100 englischen Fuß über dem indischen Ocean.

Das Hotelpersonal schlief noch, als wir am nächsten Tage um 4 Uhr Morgens aufbrachen. Unser Führer war der Förster der Regierungswälder, Herr Johnstone, welchen wir am vorhergehenden Abend kennen gelernt hatten und der zu unserer freudigsten Ueberraschung der deutschen Sprache mächtig war, welche er in Deutschland, woselbst er seine Studien vollendet, erlernt hatte. Während des Marsches im Morgengrauen erzählte er uns, daß vor Kurzem ein Engländer nach Dardschiling gekommen war, um das Himalaya-Gebirge zu sehen; wie er seinen Magen nach seiner Ankunft mit ungezählten „Pegs" für den Morgenspaziergang kräftigte, dann aber, von den Nebelwolken, welche Dardschiling einhüllten, erschreckt, der Aufmunterung, höher zu steigen, kein Gehör gab, sondern mit dem denkwürdigen Ausspruche: „er könne sich schon vorstellen, wie der Himalaya aussehe", aufbrach, um nach London zurückzureisen. Um 6 Uhr erreichten wir von der Südseite aus den „Tigerhügel", dessen Kuppe, 400 Meter über Dardschiling, nebelfrei war.

Die Sonne war gerade im Aufgehen. Unter uns wogten die Wolken massen wie ein stürmisches Meer. — Vor uns im Mittelpunkte des Panorama's, dem sich kaum ein zweites auf dem Erdenrunde zur Seite stellen kann, erhob sich der Alles dominirende Bau des doppelgipfligen Kintschindschunga, von den Tibetanern mit Recht die fünf Kleinode des hohen Schnee's genannt, als dritthöchster Berg der Welt zu 28.000 Fuß (9330 Meter)



Tardschiling.

Höhe. Zacke an Zacke, Horn an Horn reihen sich an beiden Seiten dieses mächtigen Colosses zu Höhen, welche noch kein Mensch betreten und zu denen selbst der Aar in kühnem Fluge sich nicht aufzuschwingen vermag. Bald zieht der Kamm, von glitzerndem Schnee und Eis bedeckt, in sanften Wellenlinien empor, bald scheint es, als hätte ihn die Gewalt eines Cyclopenheeres plötzlich zu einem scharfen Horn empor gehoben.

Ueber den scharfzackigen Felsgestalten im fernen Westen, über den Schneebergen Nepals schimmert und blitzt es wie von einem Demantberg

aus dem Sagenkreise Buddha's zu uns herüber. Der Blick, welcher sich schon zu den gewaltigen Mauern in unserer nächsten Runde überall um 20.000 Fuß über die zu unseren Füßen liegenden Thalgründe erhebt, muß noch höher streben, um den Riesen unter den Bergen der Erde, den 29.000 Fuß hohen Gaurisankar oder Mount Everest zu erfassen. Während wir selbst noch im kühlen Schatten seiner Massen stehen, färben sich die Umrisse des gigantischen Bergkranzes wunderbar zart rosaroth. Die eisbedeckten Kanten scheinen fast durchsichtig klar, die reine Luft läßt jede Schlucht, jedes Schneefeld in den zahllosen Falten der Hänge erkennen. Immer mächtiger, einer Springfluth gleich, quillt das rosige Morgenlicht über die Kämme und fließt goldig über die glitzernden Schnee- und Firnfelder zu Thale, den dreifachen Vegetationsgürtel aus dem Dunkel herauslösend, das Nebelmeer zerreißend. Haben wir uns an den überwältigenden Eindruck dieser Rundschau einigermaßen gewöhnt, haben wir das Zusammenwirken dieser gewaltigen Dimensionen mit den Gegensätzen in Farbe und Umriß der Felsmassen, die pittoreske Architektur derselben und die gewaltige Ausdehnung der Gletschermeere erfaßt, so fesselt uns neuerdings der Contrast dieses Schauspiels mit dem uns zunächst stehenden. Ueber den zahllosen Kämmen der dunklen Vorberge unterscheidet das Auge zunächst den herrlichen Hochwaldgürtel mit Baumfarren und üppigen Laubbäumen; unsere Erinnerung an die Alpenwelt der Heimat erwacht in erhöhtem Grade, wenn wir über demselben schlanke Tannen und baumartige Rhododendron sich an die Bergmassen schmiegen sehen, und unser Auge, den breiten Zwergholzgürtel und ein Trümmermeer von Steinen überfliegend, endlich an der stillen Majestät der Firnregion haften bleibt, bis der Ueberreiz der Sehnerven uns den Blick zu senken zwingt. Der Anblick dieses Bildes muß sich Jedem unauslöschlich tief in die Seele prägen.

Die Wohlthat der Sonnenstrahlen begann sich endlich fühlbar zu machen, die Temperatur der Luft erhob sich zu 2° ober Null, die schwache Eishaut an den Gräsern verwandelte sich in glänzende Thautropfen. Plaudernd schritten wir auf dem Bergrücken auf und ab, auf welchem in früherer Zeit eine Caserne gestanden hatte, deren Mauerüberreste sich wie Schornsteine über den Boden erheben. Ich fand hier eine Glasflasche, worauf eine ganze Geschichte zu lesen war, nämlich: Brandy 1830.

Mr. Johnstone entdeckte in einer Vertiefung die frischen Spuren eines Tigers. Die mächtigen Tatzen und Krallen desselben waren deutlich in das Erdreich eingepreßt. Mir that es leid, das Thier, welches kaum eine halbe Stunde vor uns dagewesen sein mußte, nicht gesehen zu haben. Vor dem Abstiege nahm ich von dieser Stelle zwei Edelweißblüthen als Andenken mit mir. Mittags besuchten wir das Grab des ungarischen Linguisten Köröši, welcher während einer Forschungsreise nach Tibet im Jahre 1842 in Darschiling starb. Das Grabmal, dessen Abbildung wir bringen, enthält folgende Inschrift:

H. J.
Alexander Csoma Körösi
Native of Hungary
Who to follow out Philological researche
Resorted to the east
And after years passed under
Privations such as have been seldom endure
And patient labour in the cause of science
Compiled a dictionnary and grammar
Of the Tibetan language
His best and real monument.

On his road to H'Lassa
To resume his labours
He died at this place
On the 11th. April 1842
Aged 44 years.

His fellow labourers
The Asiatic society of Bengal
Inscribed this Tablet to his memor.

Requiescat in pace *).

---

*) In deutscher Uebersetzung:

H. J.

Alexander Csoma Köröši, ein geborner Ungar, welcher sich philologischer Forschungen halber nach dem Osten begab, und nachdem er Jahre unter Entbehrungen, wie sie selten erduldet wurden, und mit geduldiger Arbeit im Dienste der Wissenschaft zuge-

In Dardschiling stößt man bereits auf die Vorposten der tibetanischen Lama. Doch sind sie nicht so exclusiv wie in China, und unser Vorhaben, ihr Kloster zu besichtigen, konnte ohne Hinderniß ausgeführt werden. Dasselbe liegt am Ostabhange des Dardschilingrückens. Wir stiegen in Begleitung



Köröfi's Grab.

eines englischen Ingenieurs hinab, welcher vor der Hitze aus Calcutta nach Dardschiling geflüchtet war. Der Tempel des Klosters imponirt durchaus

---

bracht hatte, ein Wörterbuch und eine Grammatik der tibetanischen Sprache schuf, die sein schönstes und wirkliches Denkmal bilden. — Auf seinem Wege nach H'Lassa, wohin er ging, um seine Arbeiten wieder aufzunehmen, starb er an diesem Platze am 11. April 1842, 44 Jahre alt. — Seine Mitarbeiter, die Mitglieder der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen, widmeten diesen Denkstein seinem Angedenken. — Requiescat in pace.



Kintschindschunga (28.000 Fuß) und Gaurisankar (29.000 Fuß), die höchsten Berge der Welt.

nicht; er besteht aus einer Holzbaracke von etwas über 3 Meter Höhe, welche mit Bambu eingedeckt ist. An seiner Ostseite wehen 10—12 Fahnen, deren 7—8 Meter hohe Stangen an der Spitze buntfärbige Papierkugeln in der Form von Lampions tragen. Von der Spitze bis 2 Meter vom Boden reichen die schmalen Flaggen aus dünnem weißen Baumwollstoffe, worauf in tibetanischer Schrift das kurze Gebet: O ma ni pemi chum! so oft geschrieben steht, als es der Raum gestattet. Sie werden Reschani genannt und sind sehr häufig in Gruppen bald an Quellen und Gewässern, bald an großen Steinhaufen (Obi) zu finden.

Mit gewisser scheuer Neugierde blickte ich durch den an der Ostseite befindlichen Eingang in das Innere. Ein altes Weib in weißem Bußgewande stand im Tempel und sang trostlose Klagelieder. Sie erhob die Hände zum Himmel, wobei sie mit beiden Daumen einen Rosenkranz umklammert hielt. Ein Lama, in eine braune, härene Kutte gehüllt, kam nun zum Vorschein, unwillkürlich mußte ich mich fragen: Ist dies wirklich ein Lama oder täusche ich mich? — sein Aussehen glich mindestens einem europäischen, wohlbeleibten Mönche. Sein schelmisches Gesicht umrahmte kein Vollbart, die runden Backen seines Gesichtes waren nur von den Spitzen eines spärlichen ergrauenden Schnurrbartes umkräuselt. Barfuß schritt er dahin und um den Hals trug er einen braunen Rosenkranz. Obgleich die buddhistischen (gelben) Lama das Gelübde der Keuschheit ablegen müssen, so war er dennoch in Begleitung einer abschreckenden Ehegesponsin und die Früchte seines Gelübdes im Alter von 5—7 Jahren bettelten in zudringlicher Weise um ein Bakschisch (Trinkgeld).

Nachdem der Lama das jammernde Weib abgeschafft hatte, lud er uns mit einer freundlichen Handbewegung ein, in den Tempel zu treten. Die Vorhalle des Tempels ist ein kleines Gemach, worin sich links der 3 Meter hohe Gebetcylinder befindet. Mittelst einer Kurbel mit Transmission kann der Cylinder in drehende Bewegung gesetzt werden, wobei zwei vorspringende Hölzer auf kleine Glocken schlagen. Rechts vom Eingange stehen auf einem Gestelle zehn und anschließend sechs kleine Gebetcylinder, welche unmittelbar mit der Hand in Rotation gebracht werden müssen.

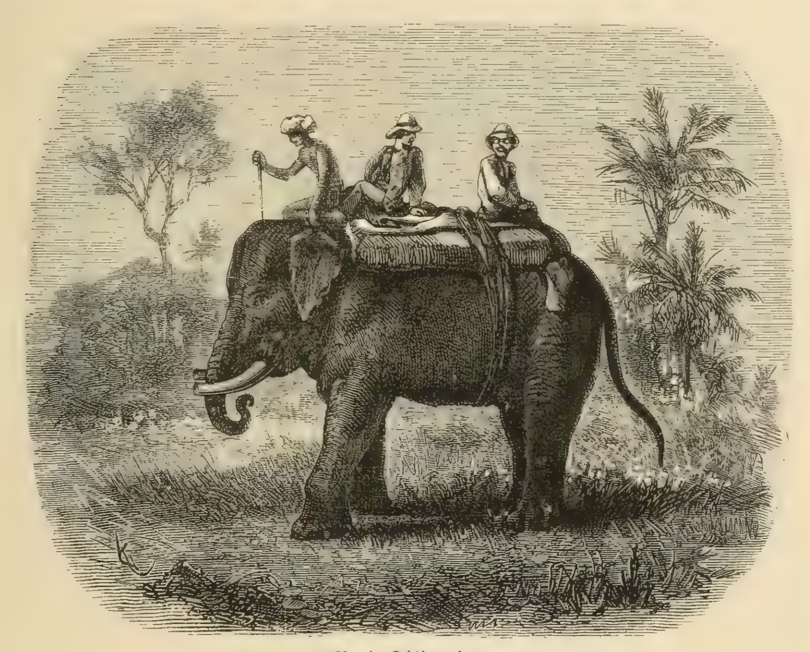
In einer Wandnische gegenüber dem Eingange sieht man im eigentlichen Tempel einen dreieinigen buddhistischen Gott unter Glas. Die Holzfiguren sitzen nahezu in Lebensgröße mit gekreuzten Beinen neben einander und sind reich vergoldet. Vor dem Altare stehen zwei Tische mit Blumentöpfen, deren Gewächse Brodfrüchte tragen, welche verschiedenfärbigen Cocarden gleichen und aus immer kleiner werdenden, grün, gelb, roth und blau gefärbten Hostien zusammengesetzt sind. Auch andere Opfergaben, als Orangen, Reis, Mais und Hülsenfrüchte, werden auf den Tischen entgegen genommen. Zwei dampfende Oellämpchen beleuchteten spärlich die Gaben. Rechts und links des Altars sind die verschiedenen Meßgewänder und Gebetbücher in den Wandfächern aufbewahrt. Im Hintergrunde fiel mir ein Betsessel auf, worin es sich bequem und sorgenlos schlafen lassen mußte. Die Wände des Tempels sind mit grellfarbigen Bildern ausgemalt, welche Gottheiten, Phantasie-Ungethüme, Tiger und andere wilde Bestien vorstellen.

Zu erwähnen wäre noch das Orchester, bestehend aus einer großen Trommel mit Tschinellen und zwei Trompeten aus Menschenknochen (der Lama nannte die letzteren Tscholing). Die Knochen werden ausgehöhlt, sodann mit Silber- und Seidenfäden umsponnen und die Trompete ist fertig. Unser Lama producirte sich auf einer solchen, verrieth aber keine künstlerische Ader. Die Priester wohnen am Bergeshange in kleinen, primitiven Bambuhütten, woselbst sie ein beschaulich-enthaltsames Leben führen, wofür der Schwarm Kinder und die vielen Bierflaschen Zeugniß geben, welch' letztere in allen Ecken des Tempels lagen.

Dardschiling, eines jener Sanitarien, welche die Engländer am Südfuße der Himalaya-Vorberge errichtet, wird wesentlich durch seine hohe Lage und größere Entfernung vom Terai-Rande begünstigt, außerdem sind die topographischen Verhältnisse der nächsten Umgebung in landschaftlicher Hinsicht von großer Schönheit. In letzter Zeit hat die Kaffee-, Thee- und Cinchona-Cultur einen besonderen Aufschwung genommen.

Loczy blieb in Dardschiling zurück, um die Gletscher und das Gebirge überhaupt zu studiren; Mayer und ich aber traten am 10. Mittags den Rückweg an. In Kursiong übernachteten wir und setzten am nächsten Morgen

die Reise zu Fuß fort. Es war nebliges Wetter und wir verfehlten den Weg insoferne, als wir auf der Straße wanderten, statt auf dem kürzeren Reitwege über Punkabari. Die Straße ist musterhaft. Bei einer gleichmäßigen Steigung läßt ihre Erhaltung nichts zu wünschen übrig. Ueber die zahlreichen Torrenten führen solide Holzbrücken und das Terrain ist beiderseits der Brücken mit 50—80 Meter hohen Steinmauern eingekleidet.



Nach Siligori.

Zwölf englische Meilen von Kursiong rasteten wir in dem Bungalow Tschunbatty (Choonbatty) und am Fuße der Berge im Bungalow Puntschkilla (Punchkilla). Auf halbem Wege von Kursiong nach Tschunbatty lag eine Leiche quer über die Straße, deren Kopf kaum noch an den Schultern hing. Wir beschleunigten unsere Schritte, um dem Orte zu entfliehen, wo vor nicht Langem ein Verbrechen verübt worden sein mußte.

Alle Leute, welchen wir begegneten, konnten uns auf unsere Fragen über die Länge und Richtung des Weges keine Auskunft geben, denn sie

verstanden uns nicht. Sichtlich fürchteten sie sich vor uns und waren immer froh, wenn sie uns nicht mehr sahen. Von Puntschkilla aus hatten wir noch den wundervollen Anblick der unbegrenzten Ebene zu unseren Füßen genossen. Im fernen Osten schimmerte das blaue Stromband des Bramaputra!

Um halb 5 Uhr Abends befanden wir uns wieder in der Terai. Meine Füße waren aufgerieben, ich trug für eine Fußwanderung von etlichen 20 englischen Meilen ungeeignete Schuhe. Da sahen wir eine Theepflanzung, ein freundliches Gehöfte in den Dschungeln. Wir traten ein. Eine Lady begrüßte uns. Ihre Züge sprachen, daß sie viel vom Fieber gelitten haben mußte, und um ihre schmalen Lippen lag ein Zug von solch' bitterer Entschlossenheit, wie sie nur diese gefährliche Einsamkeit hervorbringen kann. Sie führte uns in das, nach englischer Sitte, comfortable eingerichtete Empfangszimmer. Auf dem Canapee lag ein fieberkranker Knabe, welchen eine Schwarze pflegte. Wir erhielten Thee und Brod. Die Frau erzählte uns, wie in der Regenzeit die Schlangen selbst in die Betten kommen, wie die Tiger die Ochsen fortschleppen, doch Alles ließe sich ertragen, wenn nur das böse Fieber nicht wäre. Wahrhaftig, ich hatte das innigste Mitleid mit dieser braven Frau, welche ihrem Manne bis in diese Wildniß gefolgt war.

Die Besitzer der Theepflanzung leben in England, wo sie nur das Geld zählen, und den Anbau und die Ernte ganz der Aufsicht der selbständigen Directoren überlassen, welche ein jährliches Einkommen von 4000—12.000 Gulden beziehen. Der Director dieser Besitzung, dessen Gemalin uns so gastfreundlich aufnahm, war nicht zu Hause, sondern mit allen seinen Pferden auf den Plantagen; darum konnte uns die Lady keine Pferde anbieten. Wir nahmen Abschied. Kaum waren wir fünfzig Schritte vom Hause entfernt, so kam mir der kleinste Sohn mit der Frage nachgelaufen, ob es mir angenehm wäre, auf einem Elephanten nach Siligori zu reiten.

„Auf einem Elephanten? Ja! Ja!" Und nach einer Viertelstunde kam auch das Riesenthier zur Stelle. Auf seinem Rücken war ein Polster mit Stricken befestigt. Ein Eingeborner saß auf dem Halse und dirigirte das Ungethüm mit einem spitzigen Stocke bei den Ohren. Es war ein komischer Anblick, als sich der Elephant wie ein ungeschickter Mensch niederkniete, um es uns zu ermög-

lichen, auf seinen Rücken zu steigen. Unbeholfen standen wir da, denn trotzdem das Thier kniete, gelang es uns noch immer nicht, auf den Polster zu gelangen. Man brachte eine Bambuleiter, und nun erst erstiegen wir unsere Sitze. Langsam gewöhnten wir uns an das sonderbare Reiten. Mit unglaublicher Sicherheit überwand der Elephant die steilen Böschungen des Straßendammes, um den Brücken auszuweichen, welche ein Elephant niemals passiren darf. Es war Abend, als wir Siligori erreichten. Ich miethete sogleich einen Ochsenwagen, auf welchem ich um 9 Uhr Abends nach Dschulpaigore abreiste.

Während großer Reisen macht man sonderbare Bekanntschaften; ich lernte im Himalaya „einen Onkel aus Amerika“ kennen. Bekanntlich sind die Onkel aus Amerika reiche Käuze, besonders jene aus Californien. Meine Bekanntschaft hatte sich seine Reichthümer in den Goldgruben Californiens erworben.

Gewöhnlich gehört zu einem Onkel mindestens ein Neffe, und so war's auch da. Ein junger Bursche, bei 18 Jahre alt, reiste mit ihm in geduldiger Erwartung, daß dem Onkel einmal etwas Menschliches passirte, um dann den Reichthum als wohlverdiente Erbschaft in Empfang zu nehmen.

Gewiß wohlverdient! Seit drei Jahren reisten Beide beständig um die Welt und befanden sich nun auf der dritten Weltumseglung. Lieb hatten sich die Beiden sicherlich nicht, denn ihre Conversation bestand nur in einer Sammlung nicht wiederzugebender Schimpfworte; trotz dieser Collegialität stand der Neffe zu dem Onkel in dem ausgesprochensten Dienstverhältniß. Er mußte dem Onkel die Schuhe ausziehen, den Zucker in den Thee geben, das Rasirmesser abziehen, die Seife herrichten ꝛc. Wollte der Onkel eine Pfeife Tabak rauchen, so mußte der Neffe die Pfeife stopfen und dem Onkel reichen.

Bei einer solchen Gelegenheit war ich Zeuge, wie Jener ein schwedisches Zündhölzchen entzündete, um es dem Onkel zu reichen. Das Zündholz flammte auf, erlosch aber sogleich. „Hund!“ schrie der Onkel. „Dummer Narr!“ entgegnete der Neffe, indem er versuchte, ein zweites Holz in Brand zu setzen, was ihm ebenfalls mißlang. Wie ein Raubthier entriß der Alte dem Jungen die Zündhölzchen, um sich selbst die Pfeife anzuzünden. Aber auch

ihn verfolgte das Malheur, sprühend sprang der Kopf vom Zündholze weit ab. Der Onkel ließ erschrocken Pfeife und Hölzchen zu Boden fallen, und der Neffe wandte sich in gebrochenem Deutsch zu uns, die wir das Lachen kaum unterdrücken konnten, mit einer wenig schmeichelhaften Apostrophirung der Eigenschaften seines nächsten Anverwandten. Er hob die Pfeife auf, zündete sie seitwärts an und übergab sie in ziemlich unsanfter Weise dem grollenden Onkel. In Calcutta sah ich die Beiden noch einmal, sie saßen seitwärts der Table d'hôte, bei einem Seitentische — wie Hund und Katze. Hin und wieder warf der Onkel einen giftigen Blick auf den Neffen, weil dieser keine genügende Auskunft zu geben vermochte, warum das Essen gar so schlecht war. Gelegentlich vertraute mir der Neffe das Geheimniß an, daß sie die Reise um die Erde so oft wiederholen würden, bis dem Onkel die Galle platze.

In Dschulpaigore sah ich noch einmal den Kintschindschunga. Alle Europäer befanden sich auf dem Bahndamme, um den wunderbaren Berg anzustaunen. Sie erzählten mir, daß es sich seit dem Bahnbaue erst zum zweiten Male ereignete, den Berg von diesem Orte aus sehen zu können. Während der Bahnfahrt längs des Ganges erblickte ich vom Coupé aus einen Panther auf 30 Schritte Entfernung, welcher im Carrière über die Felder floh.

Der klimatische Unterschied zwischen dem Gebirge und der Ebene trat in Calcutta fühlbar auf. Die Sonne brannte scheitelrecht herab und große Vorsicht gegen ihre Strahlen war dringend geboten. Ein kurzer Aufenthalt ohne Kopfbedeckung in der Sonne hat den Sonnenstich zur Folge. Bei den Eingebornen reicht die Fürsorge gegen das Licht so weit, daß sie selbst bei Mondschein den Schirm aufspannen. Die Abende waren schrecklich schwül, in meinem Zimmer war die Temperatur während der Nacht nie unter 30° C., und ging ich zu Bette, lag ich wie in einem Dampfbade. Das Speisen im großen Saale war trotz der in Bewegung gesetzten Punka*) eine reine Folter und nur die kalte Douche im Badezimmer brachte einige Abwechslung in die Monotonie des Schwitzens.

*) „Punka" ist ein großer Fächer, welcher an der Zimmerdecke angebracht ist und von eigens gemietheten „Punkaziehern" in Bewegung gesetzt wird. Auch in den Kirchen sind während des Gottesdienstes die Punkas im Gange.

Die Gesellschaft eines russischen Grafen, welcher die Wunder der Tropen- und Gebirgswelt Indiens gerne gesehen hätte, ohne sich der mindesten Gefahr auszusetzen, half mir über die nächsten Tage hinweg. Als er endlich am 20. Februar abreiste und ich einer tödtlichen Langweile mich überantwortet zu sehen fürchtete, wurde ich durch eine uns Allen wohlbekannte Melodie, welche ein eben in den Salon des Hotels eintretender junger, blonder Mann summte,



Dorf bei Calcutta.

aufgerüttelt. Auf das höchste erstaunt, neigte ich meinen Kopf und frug ihn in deutscher Sprache: „Kommen Sie vielleicht von Wien?“ „Ja wohl,“ war die Antwort. Wir schlossen bald engere Bekanntschaft und unternahmen nun gemeinschaftlich Ausflüge, oder besuchten das Theater.

Auf einer abseits der Stadt gelegenen Wiese wurde eben anläßlich eines Festes Markt abgehalten, den wir zu besuchen nicht verfehlten. Der Platz war mit Papierlampions zur Noth beleuchtet. Beim Eingange stand ein Triumphbogen und links davon ein Guckkasten mit allen Sehenswürdig-

keiten der Welt, während die Töne einer Drehorgel die Bedenken der vor demselben versammelten Eingebornen zu zerstreuen schienen und die noch Schwankenden zum Entschluß brachten, die Herrlichkeiten hinter den Gläsern zu besehen. Dem Portale schloß sich eine lange Reihe von Buden an, in denen die Verkäufer auf über die Erde gebreiteten Teppichen saßen. Sie verkauften hauptsächlich Betel, frische, grüne Blätterdüten, in welchen sich eine weiße Pasta aus Kalk und verschiedenen Gewürzen befindet. Nicht allein die Hindu, sondern auch die Chinesen und Japaner, selbst die Tibetaner kauen dieses Betel während des ganzen Tages. Ihre schönen weißen Zähne sollen dadurch noch an Glanz, die Lippen an korallenrother Färbung gewinnen. Ein Gemenge, aus Mehl, Zucker und Fett geknetet, in der Form von kleinen Klößen, gehörte ebenfalls zu den beliebten Marktnaschereien. Die vermögenderen Besucher delectirten sich am Hammelfleisch, welches an Spießen geröstet wurde. Der Markt war außerordentlich belebt und in Folge dessen die Luft mit undefinirbaren, europäischen Constitutionen wenig zusagenden Gerüchen geschwängert. Die vergnügungssüchtigen Indier drängten zu den sechs großen Räderschaukeln, welche Windmühlen gleich am Ende der Wiese aufgerichtet waren. Drei bis vier Hindu hockten in jedem Korbe der Schaukel und die Kulis (indische Lastträger) hatten vollauf zu thun, das Rad in Bewegung zu setzen.

In den Schenken nebenan wurden Zuckerrohrsaft, Limonaden und andere süße Getränke feilgeboten, jedoch alle alcoholfrei, da die Religion es verbietet, öffentlich Spirituosen zu trinken. In einer solchen Schenke befand sich ein Knabe, welchem die ältesten Hindu hofirten: er sang Lieder und machte mit den Händen die sonderbarsten Bewegungen, während er sein Gesicht dem Tamtamschläger zuwandte. Dieser bearbeitete mit den Fingern und Handballen sein Instrument meisterhaft und stierte verzückt den Knaben an.

Das Klima Bengalens äußerte auch auf mich seine verderbliche Wirkung, denn ich war kaum nach dem Hotel zurückgekehrt und eingeschlummert, als ich schon zwei Stunden darauf unter entsetzlichen Magenkrämpfen einen Anfall der gefürchteten Dysenterie erlitt. Erst am nächsten Morgen, nachdem ich eine starke Dosis Chlorodin eingenommen hatte, verspürte ich einige Erleichterung. Mr. Hammond, mein neugewonnener Freund, besuchte mich und verweilte den

ganzen Tag an meinem Lager; er war der Einzige, welche sich meiner auf das freundlichste annahm.

Als Graf Széchenyi und Herr Balint am 2. März unverhofft nach Calcutta kamen, war ich bereits wieder hergestellt. Graf Széchenyi war bei seinem Jagdausfluge in Süd-Indien vom Glücke begünstigt gewesen, denn er hatte einen Tiger erlegt.

Obwohl es in Indien nicht gestattet ist, wilde Elephanten zu jagen, so hatte ihm das Gouvernement hiezu die ausnahmsweise Bewilligung ertheilt. In der hügeligen Umgebung von Mysore gehören die wilden Elephanten nicht zu den Seltenheiten, dafür aber kommen Tiger nur in geringer Anzahl vor. Graf Széchenyi, welcher auf seiner mehrwöchentlichen Landtour auf der Elephantensuche in den wildesten Dschungeln bivouakirte, fand zwar große Lager und Spuren wilder Elephanten, bekam jedoch keinen zu Gesicht. Eines Tages meldeten ihm die ihm von dem jungen Rajah von Mysore beigestellten Jäger, daß sie einen prächtigen Tiger, welcher schon einige Ochsen geraubt hatte, in den Dschungeln aufgespürt hätten. Graf Széchenyi brach sogleich auf, um möglicherweise den Tiger zu erlegen. Die Jäger führten ihn durch die Dschungeln zu einem freien Platze mit dem Bedeuten, er möge hier warten, sie wollten den Tiger von der anderen Seite umgehen und gegen den Grafen zu treiben.

Kurze Zeit nach ihrer Entfernung vernahm der Graf von der entgegengesetzten Seite her den großen Lärm, welchen die Jäger durch das Abschießen ihrer Gewehre, lautes Rufen und Schlagen mittelst langer Bambustangen verursachten. Aber kein Tiger ließ sich blicken. Die Jäger kamen zurück, und Graf Széchenyi fragte sie, ob sie sich nicht in der Ansicht, daß in den Dschungeln ein Tiger hause, täuschten. Unter den heiligsten Versicherungen, daß dies nicht der Fall sei, riethen sie dem Grafen, sich dem Platze anzupürschen, wo der Tiger liege. Sie bezeichneten hierauf genau den Ort, wo derselbe sich verborgen halten müsse, in Direction und Distanz. Bei dem Umstande, daß Tigerjagden selbst dann nicht gefahrlos sind, wenn sie von mehreren Jägern, welche sich auf Elephanten befinden, unternommen werden, war es ein waghalsiger Entschluß des Grafen, allein und zu Fuß gegen den Tiger

vorzugehen. Er drang in das dichte Gebüsch der Dschungeln ein und schon nach wenigen Schritten sah er auf eine Entfernung von 10—12 Schritte im Grase ein Thier liegen, so verdeckt, daß es im ersten Augenblicke unmöglich war, zu constatiren, daß es ein Tiger sei. Als der Graf noch ein bis zwei Schritte vorrückte, da erwachte der Tiger aus seiner Lethargie, erhob den Kopf und zwei glühende Augen leuchteten dem kühnen Jäger entgegen.

Das war der richtige Moment! Graf Széchenyi, ein geübter Schütze, legte das Gewehr an und der Schuß krachte. Der Tiger, im Schulterblatte verwundet, sprang in der Richtung, welche er liegend inne hatte, mit einem mächtigen Satze nach vorwärts, dann war Alles ruhig. Der Graf ging zurück und wartete auf die Jäger, welche sich bald um ihn versammelten und ihm anriethen, auf einem Elephanten der Bestie abermals an den Leib zu rücken. Nebst dem Grafen bestiegen noch ein Jäger und der Lenker das Thier, welches anstatt der Matratze nur ein Gehänge von Stricken als Sattel auf dem Rücken trug, woran sich die Reiter festhalten konnten. Sie drangen hierauf vorsichtig in das Dickicht ein, aber plötzlich attaquirte der verletzte Tiger, ohne das geringste Geräusch zu verursachen, den Kopf des Elephanten. Der Graf schoß dem Thiere während des Sprunges eine Kugel in den Brustkorb, die es zweifellos getödtet haben würde, wäre sie kein Explosionsgeschoß gewesen. So aber überschlug sich nur der Tiger in der Luft und verschwand dann laut brüllend in den Dschungeln. Auch der Elephant, erschreckt und scheu gemacht, suchte das Weite, und es dauerte eine halbe Stunde, bis er sich so weit von der Aufregung erholt hatte, um dem Lenker Folge zu leisten.

Der Tiger, welcher sich durch das laute Brüllen verrieth, war leicht aufzusuchen. Ein dritter Schuß in seine Weiche jagte ihn in die Flucht und erst eine vierte Kugel in seine Brust streckte ihn nieder. Die Jäger lenkten nun den Elephanten zum Cadaver und bewarfen diesen mit Steinen. Da sich die Bestie nicht mehr regte, stiegen sie ab und constatirten ihren Tod. Der Tiger, ein vollkommen ausgewachsenes, ungewöhnlich schönes Exemplar, maß von der Schnauze bis zum Ende des Schweifes 3·15 Meter. Die Schußprämie, welche die indische Regierung für die Erlegung eines Tigers ausgesetzt hat, erhielten die eingebornen Jäger.

Am 6. März kam Loczy glücklich von der Gebirgspartie zurück. Seine Tour war von sehr günstigen Umständen begleitet gewesen, er war mit einem englischen Officier, Mr. Richee, gereist, welchen er in Kalimpung traf, und erreichte im Gebirge die Höhe von 15.000 Fuß. Mr. Richee folgten 60 Kulis, welche die Zelte und Lebensmittel trugen. An der tibetanischen Grenze, wo diesmal keine Wachen standen, kehrten sie um und traten die Rückreise an.



Great Eastern-Hotel in Calcutta.

Am 12. März waren wir beim Vicekönig, Lord Lytton-Bulwer, zu einer Dilettanten-Vorstellung geladen, welcher der Hof und die Gesellschaft von Calcutta beiwohnten. Am 16. machte Loczy und ich in Gesellschaft des Mr. Hammond noch eine Spazierfahrt durch die Stadt, nahmen Abschied von allen Bekannten und fuhren endlich nach einem kurzen Besuche im Theater der Parsi zu dem Schiffe, welches uns nach Singapore führen sollte. An Bord trennte ich mich auch von Hammond mit dem Versprechen, uns wiederzusehen.

Das Schiff „Aratoon Apcar" war dem „Pollucc" ähnlich gebaut und in der Größe diesem ziemlich gleich, der Salon jedoch und die Cabinen viel kleiner. Bei Tische speisten unter dem Vorsitz des Capitäns 16 Personen, wir vier, ein Chinese und eilf Engländer. Neben einem jungen Gentleman mit blassen Lippen und glockenähnlicher Nase saß ein pausbäckiger Handlungsreisender. Der präsidirende Capitän lächelte beständig in überlegener Weise und sprach sehr wenig, ein ausgezeichnetes Mittel für Jene, welche gerne unangenehmen Momenten ausweichen wollen. Ihm zur Rechten saß eine Adlernase, noch nicht alt, aber so mager, daß selbst der volle Backenbart den Mangel an Fleisch nicht zu verbergen im Stande war. Aus seinen Augen schoß zuweilen ein Blitz unter den buschigen Brauen hervor, der gewiß einem von uns „Barbaren" galt, welcher ein Stückchen Brot mit den Fingern berührt hatte. Der Chinese, ein reicher Mann, mischte sich nie in das Tischgespräch. Er reiste in Begleitung von drei Kindern und seiner Frau. Letztere trug unter dem schlichten, baumwollenen Nationalkleide ein fröhliches Herz und außerhalb drei funkelnde Diamanten zur Schau. Wenn ich noch eines jungen Menschen erwähne, der beständig an Halsschmerzen litt und sichtlich bestrebt war, an Körperumfang zuzunehmen, so sind die Vertreter des starken Geschlechts der Schiffsgesellschaft damit hinlänglich skizzirt; ich muß auch die chinesischen Frauen hinzuzählen, denn diese leiden nie an Migraine, und Mia-poco — auch fälschlich Po-ho genannt — ist in den chinesischen Hausapotheken unbekannt. Zwei europäische Damen zeigten sich nur in den Abendstunden auf dem Deck. Sonst aber verrieth in der Nacht ein dreistimmiges Kinderconcert und der beschwichtigende Ton der schwarzen Kindsfrau deren Anwesenheit.

Wir näherten uns nun rasch dem Aequator und passirten bereits am 20. März die Andaman-Inseln. Da die Meilen des Seemannes eine Größe sind, welche sechzig Mal auf die — zwischen zwei aufeinander folgenden Meridianen — befahrene Breite aufgetragen wird, so werden die Seemeilen, je näher dem Aequator, desto größer. Der Seemann nennt diese Meilen auch „Knoten".

Am 23. Morgens hielt das Dampfschiff vor Penang und ich fuhr, nachdem das Schiff verankert war, sogleich nach dem Lande. Penang ist eine kleine Insel an der Westküste der malayischen Halbinsel und gehört seit 1786

den Engländern. Die zwei Städte Georgetown und Johntown liegen an der westlichen Küste. Die Mehrzahl der Einwohner (bei 62.000) sind eingewanderte Chinesen, darum sind auch die Ueberschriften und Firmentafeln an den Magazinen und Waarenhäusern zumeist in chinesischen Schriftzeichen verfaßt. Auf dem Marktplatze werden in den Frühstunden nebst den verschiedensten übelriechenden Fleisch- und Fischwaaren eine Fülle der köstlichsten Früchte feilgeboten.

Vor diesem Platze, welcher von der Hauptstraße bis zur See reicht, befindet sich ein Communalbad, d. h. ein für Jedermann geöffnetes Haus mit einem erhöhten Bassin, welches mit reinem frischen Gebirgswasser gefüllt ist. Wer Lust empfand, sich da abzukühlen, trat ein, nahm das bereit stehende Holzgefäß und schüttete das Wasser über seinen Körper. Ich bemerkte nur Chinesen und Schwarze, welche, ohne sich zu entkleiden — denn sie trugen sozusagen nichts auf dem Leibe — mit Wohlbehagen das Bad nahmen. Penang ist auch reich an gutem frischen Trinkwasser.

Die nächste Umgebung der Stadt ist Ebene und erst in einer Entfernung von 3 (englischen) Meilen erheben sich die Berge bis 1500 Fuß Höhe. Die Vegetation der Gebirge entzückt durch ihre Ueppigkeit. Die Ebene ist gänzlich versumpft und mit dichten Dschungeln bedeckt. Der größte Theil der Stadt ist auf festen Boden gebaut, hingegen bestehen die Vorstädte nur aus Pfahlbauten, unter welchen das faulende Wasser in der Abendsonne eigenthümlich funkelt.

Die Straße zum Gebirgsrücken, auf dessen höchstem Punkte der Gouverneur der Insel seine Zufluchtsstätte gegen die permanente Hitze gesucht, läuft durch einen herrlichen Palmenwald, in dessen Schattenreiche sich die Chinesen anmuthige Wohnhäuser erbaut haben. Die Mittagshitze war unbeschreiblich ermattend. Auf der Straße gab es keinen Schatten, weil die Sonne senkrecht stand, und so flüchtete ich in den Palmenwald, wo ich Siesta hielt, während über mir die Affen von Baum zu Baum sprangen und Jagd auf Papageien machten. Auf dem Heimwege passirte ich ein Sargmagazin. Die Särge der Chinesen gleichen geschlossen einem etwa zwei Meter langen entrindeten Baumstamme. Die Wände sind nach den Anordnungen des Philosophen Mencius (geb. 372 v. Chr.) 18 Centimeter dick und an den Ecken aufgestülpt. Ich hörte, daß der Sarghandel ein recht einträgliches Geschäft sei, weil in China jeder Einwohner schon bei Lebzeiten

Sorge trägt, seinen eigenen Sarg zu besitzen. Die Särge kosten in China, bei dem großen Mangel an Bauholz, schweres Geld und mancher Mandarin bezahlt für seinen Sarg aus hartem Holze 300 Taël (nahe 1000 Gulden).

Der Besitzer des Magazins bewohnte ein nettes chinesisches Haus. Auf dem Dachgiebel befanden sich zwei Drachengestalten, an den Mauern hingen sowohl



Haus des Gouverneurs in Pulo-Penang.

zwischen den Stockwerken, als zwischen den Fenstern zierliche chinesische Bilder. Die Fenster waren mit Jalousien verschlossen, die Eingangsthüre jedoch geöffnet und ich konnte über die Gestalten dreier junger chinesischer Mädchen, welche sich bald lachend zurückzogen, einen indiscreten Blick in das Innere des Salons werfen. Reichthum und eine gewisse Eleganz blickten mir entgegen; da standen moderne Möbel, auf einem Tischchen Nippsachen und Porcellanwaaren, daneben Blumen u. s. w. Drei große Spiegel waren auf der gegenüber liegenden

Wand so aneinander gereiht, daß sie das Leben und Treiben auf der Gasse deutlich reflectirten.

Die Fuhrwerke in Penang sind dieselben wie in Calcutta, einspännige, geschlossene Holzwagen mit verschiebbaren Jalousien. An Kähnen ist kein Mangel, und sind dieselben um billiges Geld (zwei Cent, gleich vier Neukreuzer per Person) für die Fahrt vom oder zum Schiffe zu miethen.

Am 24. Nachmittags lichteten wir die Anker und steuerten südwärts. Der Aufenthalt in der Cabine wurde uns bald unerträglich. Nicht allein, daß sich hier die Hitze, welche die Eisenverschalung des Schiffes begierig aufsog, in lästigster Weise ansammelte, waren auch die nächtlichen Ruhestörer des Schiffes in Gestalt von 5—6 Centimeter langen Schaben, sogenannten Kakerlaken*), so zudringlich, daß ich die Flucht auf das Deck ergriff.

Glücklicherweise hatte die Qual bald ihr Ende, Singapore, die Krone der „Straits Settlements", war in Sicht. Wir fuhren durch ein wahres Paradies. Aus dem mattblauen Spiegel des Meeres erhob sich ein Inselchen neben dem andern, groß und klein, doch immer so ausreichend an Fläche, um an seiner Spitze ein liebliches Häuschen unter den Zweigen zu verbergen.

Die Stadt Singapore liegt wie in einem schönen großen, üppigen Garten. Im Jahre 1819 gegründet, hat die Stadt, insbesondere seitdem sie als Freihafen erklärt wurde, einen außerordentlichen Aufschwung genommen und zählte 1876 bereits 97.110 Einwohner. Auf der großen Seestraße zwischen Europa und den chinesischen Häfen gelegen, hat Singapore die Bedeutung eines Handels-Entrepôts ersten Ranges. Die Chinesen leben hier wie in allen Städten der Fremde in einem eigenen Viertel dicht zusammengedrängt.

Zwei Denkmale erregten meine Aufmerksamkeit. Das eine war ein Obelisk aus Granit ohne besondere inschriftliche Erklärung, neben welchem auf einem imposanten Piedestal die wohlgelungene Statue eines jungen Elephanten stand. Ein breiter Canal führt durch die Stadt und über eine Kettenbrücke gelangt man von der königlichen Post zum Hotel de l'Europe. Unsere Anwesenheit in Singapore währte nur einen Tag. Graf Széchenyi und Loczy fuhren nach Batavia, während Balint und ich auf demselben Schiffe die Reise nach Hongkong fortsetzten.

---

*) Englisch: cockroach (Blatta americana F.), frißt Eßwaaren, ruinirt Leinenzeug und Lederwerk.

IV.

Von Singapore nach Schanghai.

Fahrt auf dem chinesischen Meere — Das Phosphoresciren des Wassers. — Stürmisches Wetter und Beschwörung der Meeresgeister. — Hongkong. — Chinesische Spaziergänge. — Abfahrt nach Kanton. — Erstürmung des Schiffes. — Kanton. — Die Blumenboote. — Volkstrachten. — Ankunft in Schanghai.

Wir sind im süd-chinesischen Meere, dem berüchtigten Schauplatze jener entsetzlichen Stürme, die der Seemann Taifune nennt. Wie viele Opfer hat hier der in seinen Tiefen aufgewühlte, sturmgepeitschte Ocean nicht schon verschlungen und wie vieler harrt noch dieses Loos! Gerade unter uns vielleicht nagen die Fische und das Heer der Weichthiere und Polypen an den Leichen, die der unersättliche Schlund hinabgezerrt. Trügerisch ist der Spiegel der See, trügerisch das Wetter. Wehe dem Schiffe, das den zahllosen blinden Klippen nicht auszuweichen versteht, welche der glatte Spiegel gleißnerisch deckt. Bei den Stürmen im chinesischen Meere gibt es zweierlei Gefahren, erstens von dem Wirbelwinde erfaßt zu werden, der immer enger kreist, bis er eine mächtige Wassersäule hoch hinauf hebt. Das in diesen Kreis gebannte Schiff ist rettungslos verloren, es berstet und sinkt. Die zweite Gefahr sind die zahllosen Klippen.

Es war dunkle Nacht, der Mond noch nicht aufgegangen und der Horizont umwölkt. Trotz vieler sturmanzeigender Symptome war die See nach allen Seiten flach wie ein Spiegel, aber das Schiff schaukelte. Dem erfahrenen Seemann waren diese Zeichen genügend, um uns in kurzer Zeit alle Annehmlichkeiten dieses Meeres: über Deck waschende Wogen und Douchebäder, vorhersagen zu können.

Die Propellerschraube des „Aratoon Apcar" machte in der Minute 55 Umdrehungen, während die des „Pollnce" kaum 46 vollbrachte. Ich saß beim Steuerruder und blickte in die von der Schraube aufgewühlte Wassermasse, welche, so weit das Auge wahrnehmen konnte, wie ein lichter, breiter Streifen in der Ferne glitzerte. Ich konnte stundenlang in das schäumende Wasser sehen, besonders des Nachts, wenn die Schraube ihre Thätigkeit mit ungeschwächter Kraft fortsetzte.

Schon im rothen Meere lockte das Phosphoresciren des Wassers die Passagiere des „Pollnce" auf Deck. Nußgroße Funken schienen auf der Wasserstraße wie blauglühende Sterne weitergeführt zu werden. Im indischen Oceane häuften sich diese räthselhaften Erscheinungen; im chinesischen Meere erreichten sie ihren höchsten Glanz. Die Schraube zerschnitt mit unwiderstehlicher Kraft die Wassermasse; es gährte und zischte unter ihr und der weiß schimmernde Schaum spritzte oft bis zum Schiffsgeländer empor. Auf einmal kam eine Feuergarbe aus der Tiefe, zuerst wie ein verschwommenes Licht, dann, plötzlich wachsend, ergoß es sich, im feurig grünen Glanze, das Auge blendend, wie Oel über das aufgewühlte Wasser. Eine zweite, eine dritte solche Erscheinung folgten rasch auf einander und beleuchteten das Meer im weiten Umkreise. Die Farbe der sprühenden Funken im Meere wechselte von grün zu gelb und blau. Diese Feuerbündel leuchteten heller auf, verlöschten dann wieder, um in einiger Entfernung wieder sichtbar zu werden, und weit in der Wellenspur der Schraube flackerte es noch auf wie eine erlöschende Lampe. Da — lichtete sich langsam das Firmament, roth schimmerte die Abgrenzungslinie des Horizontes im Osten und ein Purpurkopf tauchte langsam aus dem Meere auf. Der Mond, oft in der ausgesprochensten Quadratur des Kreises — so absonderlich verunstaltete und vergrößerte die Refraction seine Scheibe — entsendete nun ebenfalls einen breiten, rothgoldenen Schimmerstreifen auf dem Meere zu dem Schiffe, und unterhalb des Steuers vereinigten sich die wunderbarsten Lichteffecte der See. Die Glocke des Stewart, welche zum Thee einlud, störte uns Alle aus der Betrachtung dieses herrlichen Naturschauspieles auf.

Der nächste Morgen brachte schlechtes Wetter. Haushoch kamen die Wellen angezogen — langsam — immer wachsend, endlich prallten sie an die

Schiffswand an und hoch schäumte der salzige Wasserstaub empor, die Raa-Enden benetzend. Am Deck lagerten, dicht zusammengekauert und sich anklammernd, Chinesen, von welchen die Mehrzahl krank war. Ein alter Chinese mit schon brechenden Augen saß beim Schiffsgeländer und wiegte auf jedem Knie ein Kind. Immer hatte er etwas zu besorgen, bald strich er dem einen das kleine Zöpfchen aus dem Gesichte, bald deckte er dem andern das bloße Beinchen zu. Man sah es ihm an, daß er zum mindesten Großvater sei, denn Niemand kümmerte sich um den alten Chinesen. Da schlug eine Welle über Bord. Alle, welche in der Nähe des Gittergeländers lagen oder standen, wurden bis auf die Haut durchnäßt. Im Nu hatte der Alte seine beiden Enkel auf dem Arme und brachte sie in Sicherheit. Nachdem er sich dessen versichert, schritt er zur Beschwörung der Seegeister. Er zog aus seiner Kleidung ein Bündchen gelbes Strohpapier, kleine viereckige Blätter, in deren Mitte ein Silberfleck aufgeklebt war, und warf es in drei Partien über Bord. Nachdem er sich dreimal verneigt hatte, schleuderte er noch drei Eßstäbchen in das Meer und beschloß die Ceremonie mit weiteren drei Verbeugungen. Er eilte dann, so schnell er konnte, zu seinen Lieblingen. Sein Gebet jedoch fruchtete wenig, denn die ganze Nacht hindurch ächzte das Schiff in allen Fugen. Am folgenden Morgen aber befanden wir uns nahe der Küste und obwohl der Sturm kräftiger blies als gestern, so ließ die Unruhe des Meeres bedeutend nach. Mittags erblickten wir Land und am 1. April 1878 um halb 6 Uhr Abends warfen wir nach Passirung zahlreicher Inseln im Hafen von Hongkong Anker.

Hongkong macht einen lieblichen Eindruck. Die Stadt ist am Hange des Victoriaberges auf einer der vielen meist bergigen, aber ganz waldentblößten, kleinen Inseln erbaut, zählt 102.000 Einwohner und ist seit 1842 Eigenthum der Engländer, somit unter britischer Gerichtsbarkeit. Der englische Gouverneur verfügt über ein Regiment schottischer Soldaten, deren phantastisch adjustirte Dudelsack-Musikcapelle allabendlich mit klingendem Spiele die Stadt durchzieht.

Wenn auch die Spitze des Victoria Peaks unbewaldet ist, so sind die Häuser doch von üppigen Gärten umgeben; ein- und zweistöckige Ziegel- und

Steinhäuser mit Holzgalerien an jedem Stockwerke, von chinesischen Kaufleuten bewohnt, bilden das farbenreiche Centrum der Stadt. In den Verkaufsläden sind alle die originellen Ornamente und Kunstsachen ausgestellt, welche die weltberühmten Steinschleifer und Schnitzer Kantons aus Nephrit und Elfenbein verfertigen. Des Abends werden die Straßen mit Gas und Papierlampions hell erleuchtet.

Trotz des englischen Polizeisystems gehört Hongkong zu den übelstbeleumundeten englischen Besitzungen. Wie in Makao, der portugiesischen Colonie, so zählen auch in Hongkong Mord, Raub und Todtschlag keineswegs zu den Seltenheiten und die ansässigen Europäer ziehen es vor, mit Beginn der Dunkelheit das sichere Heim oder die belebten Clublocalitäten aufzusuchen.

Das Hotel „Hongkong", in welchem wir uns einquartierten, stach in seiner Nettigkeit vortheilhaft von den Gasthöfen Indiens ab. In jedem Zimmer stand ein Kamin, denn Hongkongs Klima bedingt eine solche Einrichtung, und ich muß gestehen, daß es mich bei meiner Ankunft in der Stadt ordentlich fröstelte. Im Verlaufe des nächsten Tages besuchten wir, da Herr Baron Overbeck, unser Generalconsul, derzeit auf der Insel Borneo verweilte, seinen Stellvertreter, Herrn Reimers, sowie Herrn Schönberger, welcher seinerzeit als österreichischer Schiffsfähnrich mit der Novara nach Hongkong kam. Beide Herren führten uns in den deutschen Club ein und waren überhaupt bemüht, uns den Aufenthalt in Hongkong so angenehm als möglich zu machen.

Fast schien es mir, als promenirte ich auf dem Grazer Schloßberge, so heimelte mich Hongkongs nächste Umgebung an. Schattige Bäume begleiten die Straßen und gute Fußwege führen den Victoriaberg hinauf. Unter den dichtbelaubten Kronen uralter Bäume schimmern die herrlichsten Villen durch das Laub der farbenblüthigen Sträucher. Ein chinesisches Eden!

Doch auch hier, wie überall, wo die Engländer festen Fuß gefaßt haben, bezeichnen schwarze Kanonen, die drohend über ihre Wälle dem Meere zugewendet sind, jene Stellen, wo die schönste Rundsicht zu genießen ist, wo aber auch kein Gras mehr wächst.

Die Stadt ist am Fuße des Victoriaberges dergestalt angelegt, daß die Hauptstraßen sich den Isohypsen des Piks anschmiegen, während senkrecht darauf die Nebengassen in gerader Linie die Lehne emporsteigen. In diesen Gassen und Straßen wird den ganzen Tag gehandelt, gearbeitet, gefeilscht, und der Dollar wandert von Hand zu Hand. Selbst auf dem Berge oben hört man noch das Klingen des Silbers aus der Stadt, wo die Münzen von den chinesischen Beamten der großen Handelshäuser abgezählt, auf ihre Echtheit geprüft und in große Säcke geworfen werden.

Wagen gibt es in Hongkong wenige, und diese wenigen gehören Privaten. Man geht entweder zu Fuß oder läßt sich in Sänften tragen. Dieselben sind von den indischen Palankins insofern verschieden, als jene aus Bambu geflochten sind und die Form eines Sessels besitzen, während die Palankins einem großen viereckigen, massiven Holzkasten gleichen. Zu einer Sänfte gehören zwei Chinesen als Träger, während an einem Palankin vier Hindu nach Athem ringen.

Während eines längeren Spazierganges durch die Stadt gelangte ich auch zu einem freien, ebenen Platz, auf welchem eine Art Markt abgehalten wurde. Auf der linken Seite der diesen Platz einschließenden Mauer saß ein Quacksalber. Auf seinem Verkaufstische standen Phiolen und Flaschen in großer Menge, mit den verschiedenartigsten Flüssigkeiten gefüllt, dann einige Schalen mit Oel und Fett; dazwischen lagen trockene Wurzeln und Kräuter; als Hauptartikel seines lucrativen Geschäftes figurirten in großer Masse die wohlbekannten Papiere des sogenannten „Waschblaues". Sein Geschäft war ein Magnet für alle chinesischen Besucher, und die anderen rings um ihn gruppirten Händler mochten ihre Waaren, als: Seide, Wolle, Pfeifen, Spiegel, Glasringe, Früchte 2c., noch so sehr anpreisen, sie schrien sich umsonst heiser, der Charlatan allein zog das Publicum an. Etwas weiter davon deutet ein dichter Kreis von Zuschauern an, daß da irgend eine Production stattfinden müsse. Ich drängte mich durch diese lebendige chinesische Mauer und erhielt so freie Aussicht in das Innere der Scene. Ein schon bejahrter, halbnackter Chinese sprang wie besessen herum und schwang drohend einen mächtigen Holzsäbel. Sein Gesicht war blutigroth bemalt; er raufte mit sich selber. Bald that er, als wolle er sich den Kopf abhauen, doch das in seiner

Existenz bedrohte Object wich mit einer blitzschnellen Bewegung dem Hiebe aus; bald attaquirte er den rechten Fuß, dann wieder die freie Hand. Selbst sein Bauch erwies sich als fester Panzer gegen die Hiebe der Holzwaffe. Der Mann schrie dabei fürchterlich und seine Augen rollten unheimlich. Er erblickte mich und von diesem Momente ließ er mich nicht mehr aus dem Auge. Bald nach rechts, bald nach links einen Sprung vorwärts machend, mit lautem Siegesgesange bei dem fruchtlosen Bemühen, sich den Kopf abzuschlagen, kam er mir näher. Ich merkte aber die Absicht, meine Geldbörse anzugreifen, und wich dieser Offensive dadurch aus, daß ich mich dem Kampfgewühle entzog und dem Tische eines Wahrsagers näherte, welcher soeben ein neues gläubiges Opfer betäubte.

Der Wahrsager, ein junger, aber wohlgenährter Chinese, war weiß gekleidet. Auf seiner Nase saß eine große, runde Intelligenz-Brille. Er rauchte aus einer kurzen, kleinen Metallpfeife, welche ihn durchaus nicht beim Sprechen hinderte. Ein älterer Chinese hockte neben ihm und hörte zur Erbauung der Zuhörer still und in sich gekehrt dem Wortschwalle des Gelehrten zu. Der Arme schämte sich augenscheinlich. Sein menschenscheues Auge suchte verlegen den Boden und die rechte Hand machte vergebliche Anstrengungen, die Finger der linken Hand aus ihren Gelenksbändern zu zerren. Je mehr sich der Aeltere sträubte, die Wahrheit zu hören, desto überzeugender sprach der Junge. Endlich klopfte dieser mit der Linken väterlich wohlwollend auf die Schulter seiner Beute, erfaßte mit der Rechten das spitze Kinn des Chinesen und hob ermunternd dessen gramerfüllten Kopf in die Höhe. Ein verschämter Blick, ein schmerzliches Lächeln zu den Trostworten — und der Dollar war hin!

In dichten Gruppen versammelten sich auf einem anderen Platze die Zuhörer um einen Erzähler. Dieser saß auf einem Stuhle, hatte in der linken Hand einen Fächer, in der rechten eine kurze Schnur, an deren Enden zwei schwarz polirte Holzscheiben angebunden waren. Die Zuhörer bildeten einen Halbkreis; die vorderen saßen auf dem Boden, die anderen standen. Der Erzähler, ein noch junger, hübscher Mann, besaß ein äußerst wohlklingendes Organ und sprach mit so melodiösem Tone, daß ich, obgleich ich keine Silbe seiner Erzählung verstand, im Stande gewesen wäre, ihm stunden-

lang zuzuhören. Seine rechte Hand spielte fortwährend mit den Holzscheiben, die zu seiner Geschichte im regelmäßigen Tempo den Tact schlugen, wie ein Metronom. Bald ging's Adagio, bald Allegro; ich hörte seine angenehme Stimme und meine Phantasie malte sich nach dem gegebenen Tactmaße Bilder echt chinesischer Vergangenheit aus. In die Erzählung waren einige Lieder eingeflochten, deren Melodien aber recht englisch klangen.



Klippen im chinesischen Meere.

Dem Winke unseres Consuls folgend, fand ich mich gegen Mittag bei dem Tempel ein, wo die Hauptfestlichkeiten abgehalten werden sollten. Derselbe ist nahe dem Ostende der Stadt mit der Front nach Norden erbaut. Demselben gegenüber waren drei Buden errichtet, welche sich an die, eine Gasse bildenden chinesischen Wohnhäuser anlehnten. In der ersten Bude stand eine Gestalt in doppelter Mannshöhe — aus Papier. Der Kopf besaß einen schnabelähnlichen Vorsprung als Nase, runde, grimmig blickende Augen, einen verzogenen Mund und an den Wangen schwarze, schnörkelförmige Streifen, die sich zu einer

Hongkong.

Spirale verengten. Der Körper war schwarz angestrichen und mit Goldzierrathen versehen. Der angeschwollene Bauch gewann, je länger man ihn ansah, desto mehr Aehnlichkeit mit einem bayerischen Bierfasse. Die Beine baumelten in der Luft und wurden nur durch die Schwere der landesüblichen Beschuhung im Gleichgewichte erhalten. Zu beiden Seiten der Gestalt hielten vier ähnliche, jedoch kleinere chinesische Idole Wache. Die zweite Bude bot ein ähnliches Bild; die dritte enthielt nur zwei Galerien für die Zuseher.

Jede der drei Abtheilungen des Tempels bestand aus einem Hause für sich, dessen Wände aus Bambugeflecht und Bretterverschalungen zusammengesetzt waren. Breite, gedeckte Gänge verbanden diese Räume untereinander, so daß es im Innern den Anschein hatte, als wäre das Ganze nur ein einziger Bau. Die Giebel der Bambudächer waren mit den üblichen Drachengestalten geschmückt.

Ich stieg über einige Stufen zur Vorhalle, welche in der Front offen war. Luster aus Glasgeschmeide, Lampions und Laternen aus Papier hingen in überreicher Zahl von der Holzdecke herab. An den Wänden erblickte ich in breitem Goldrahmen plastisch dargestellte Scenen aus der Willkürherrschaft der Mandarinen. So standen zum Beispiel in der Mitte des einen Bildes drei Verbrecher, deren Hände gefesselt waren. Seitwärts von ihnen, auf seinem curulischen Stuhle thronend, erfreute sich der bärtige, mit außerordentlicher Körperfülle gesegnete Machthaber seiner ganzen Würde. Auch die ihm zur Seite stehenden Höflinge waren lustig, einige tanzten sogar. Auf der anderen Seite des Bildes war eine Musikbande postirt, deren Glockenschlägern die Aufgabe zuzufallen schien, das Gewissen der Schuldigen oder etwa das Geräusch, welches der Scharfrichter beim Schärfen seines Schwertes verursachte, zu übertäuben. Eine chinesische Musik ist auch in der That das beste Mittel zur Betäubung. Mir war dieser Genuß vergönnt, während ich in der Betrachtung des oben beschriebenen Bildes ganz versunken war, denn in der Nische der Vorhalle producirte sich soeben eine Capelle.

Sehen wir uns einmal einen Augenblick lang die Künstler an. Der Eine bearbeitet ein mit einem Felle überspanntes Fäßchen mit aller Macht, um demselben ohrenzerreißende Töne zu entlocken; der Zweite haut wie tobsüchtig mit zwei Schlägeln auf eine hölzerne Halbkugel; ein Dritter bläst

eine Art Clarinette, deren Töne in dem allgemeinen Lärm nur wie ein unterdrücktes Jammern klingen. Die Hauptperson aber blieb der Tschinellenschläger. Bald warf er eine Blechplatte in die Luft und fing sie dann mit der andern scheppernd auf; bald ließ er sie in der Hand, bald auf der zweiten Scheibe tanzen; dann drehte er sie, wie der Töpfer seine Scheibe, an dem Lederzipfel



Volksbelustigungen in Hongkong.

im Kreise und das Alles mit solcher Behendigkeit, daß er der Erschöpfung zu erliegen schien; er raffte sich jedoch auf und warf schließlich beide Platten mit einer Kraftentwicklung gegen einander, daß man meinte, Funken sprühen zu sehen. Dann knatterte es wieder, wie eine mißlungene Salve bei einer Frohnleichnams-Procession.

Seitwärts vom Tempel waren zur Feier des Frühlings kleine, aneinander gekoppelte Feuerwerkskörper — wir nennen sie „Frösche“, die Engländer

„crackers“ — abgebrannt worden. Meine Gehörsnerven waren bereits mehr als irritirt und ich entfloh deshalb den weiteren musikalischen Genüssen.

Die zweite Halle des Tempels, zu welcher man über sechs Stufen emporstieg, war für die Entgegennahme der Opfergaben bestimmt. Auf einem Altare brannten die geopferten Unschlitt- und Wachskerzen und beleuchteten spärlich die Holzstatue irgend eines Kaisers oder einer Gottheit, die stumpfsinnig zu dem großen Opfertische blickte, welcher mit Früchten, Bäckereien, Hühnern u. s. w. bedeckt war. Nebenan lagen auf großen Tragbahren abgestochene Schweine, theils nur ihrer Borsten beraubt, theils schon als gelungener, brauner Braten. Auf den Specknasen wehten drei bis vier kleine rothe Seidenfähnchen. Hin und wieder bot der Leichnam eines Schafes eine Abwechslung. Die Decke der Opferhalle, von welcher lange, schwarze Fahnenbänder mit vergoldeten chinesischen Inschriften zu Boden wallten, wurde von vier runden, geschwärzten Holzsäulen getragen, die ebenfalls vergoldete Schriftzeichen aufwiesen. Die Hauptfarbe des Tempels war also im Allgemeinen schwarz, und so machte derselbe wirklich auf einen Europäer den Eindruck eines Leichenhauses.

Nachdem ich abermals einige gefährliche Holzstufen überwunden hatte, befand ich mich in dem mystischen Dunkel des eigentlichen Heiligthums. Im Vordergrunde glühten Holzkohlen in den Pfannen zweier Bronzegefäße. Hier wurden die Stupinen der erwähnten Feuerwerkskörper entzündet, sowie alle geweihten Räucherpapiere verbrannt. Vor dem Altare, dessen Statuetten zur Darstellung von Scenen chinesischer Häuslichkeit gruppirt waren, standen vier colossale Holzgestalten. Sie waren mit wahrhaft goldstrotzenden Seidengewändern bekleidet. Die dem Altare zunächst stehenden hielten wuchtige Speere in der Faust; das zweite Paar mußte sich mit den bis zum Bauche reichenden Schnurrbärten zufrieden geben.

Vor dem Altare lagen kreisrunde Strohgeflechte, auf welchen alte, andächtige Weiber knieten und beteten. Eine von ihnen fiel mir besonders auf. Während sie ihr lautes Gebet auf einer chromatischen Tonleiter zum Himmel emporsandte, schlug sie zwei kipfelförmige Holzstücke auf das Steinpflaster, um dann aus der gegenseitigen Lage derselben die Wendungen ihrer zukünftigen irdischen Laufbahn zu errathen.

Der „heilige Mann" des Sanctuariums, die Statue des Hauptaltars, thronte, mit Blumenbouquets und frischen Kränzen überschüttet, in der dunkelsten Ecke des Raumes. Die vergoldete Bronzegestalt war bereits in ihrer ganzen Lebensgröße von den Hunderten von Kerzen, welche ihr kurzes Dasein in erstickenden Qualm aufgehen ließen, so angeschwärzt, daß selbst die Aeltesten der anwesenden Chinesen (die meisten sprachen etwas englisch) sich nicht mehr zu erinnern wußten, wie die Gottheit heiße und was sie eigentlich vorstelle.

Da plötzlich durchzitterten die Schallwellen einer großen runden Metallplatte, welche in der Vorhalle an einem Stricke hing, die Luft. Es näherte sich die Festprocession dem Tempel. Ich eilte auf die Straße. Schüsse knatterten, Tschinellen (Gongs) lärmten, Pauken dröhnten, Clarinetten wimmerten und die Jugend heulte. Es war ein Höllenlärm. Der Zug war von zwei Gongschlägern geführt. Ihnen folgten paarweise junge, rothgekleidete, mit blauen Strohhüten bedeckte Chinesen, deren Zöpfe Schlangen gleich bis zur Erde reichten. Eine Abtheilung Musikanten marschirte den Opferträgern voraus, welche auf mit Gold reich verzierten Tischchen solche Opfergaben trugen, wie sie bereits in der zweiten Abtheilung des Tempels aufgespeichert waren. Ein thurmähnliches Dach chinesischer Kunstschnitzerei schützte die Leckerbissen gegen die verderblichen Strahlen der Frühlingssonne. Jedes der schwer beladenen Tischchen wurde wie eine Sänfte von vier Chinesen getragen und von einer Musikabtheilung begleitet. Zwei Priester, in blaue Seide gekleidet, mit dunkler, großer, runder Brille auf der Nase und mit einem in eine Spitze auslaufenden Filzhute auf dem Haupte, in Tragsesseln ruhend, schlossen den Zug ab. Sie lächelten behäbig und zufrieden, denn sie sahen mit Wohlgefallen, wie reichlich das gläubige Volk für sie gesorgt hatte. Jedes dargebrachte Opfer erhielt, als der Zug den Tempel betreten hatte, seine besondere Weihe. Der Priester nahm eine Handvoll Papier, entzündete es an einem Feuerbecken, verbeugte sich dreimal vor dem Opfer, warf dann das brennende Papier auf die glühende Kohle, die „Frösche" knatterten, die Musik schlug ein, und das Schwein war nunmehr geweiht.

Mit dem täglich zwischen Victoria und Kanton verkehrenden Dampfer „Ichang" verließen wir am 4. April Hongkong, um der Blumenstadt China's

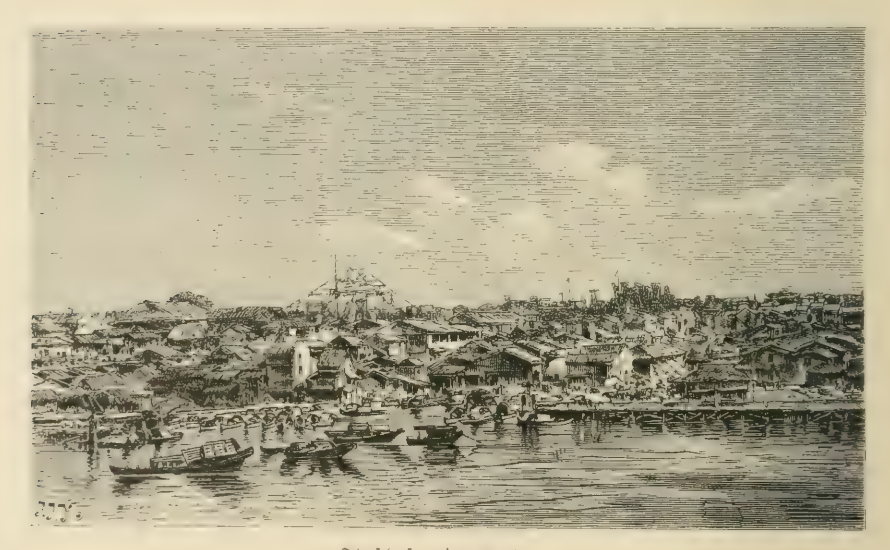
einen Besuch abzustatten. Ich hatte mir unter diesem nur ein kleines Dampfboot vorgestellt, war daher nicht wenig überrascht, als sich „Ichang“ als das größte Schiff im Hafen repräsentirte. Trotzdem schien der hölzerne Raddampfer mit seinen drei übereinander liegenden Decks fast zu klein für die 3000 Chinesen, welche er an Bord trug. Die Fahrt I. Classe kostete nur einen Dollar (2 Gulden 22 Kreuzer), und die Deckpassagiere bezahlten nach ihrem Cassastande 10—15 Cents (22—33 Kreuzer), obgleich die Distanz bis Kanton 90 englische Meilen beträgt, wovon die eine Hälfte auf die Seefahrt, die andere auf die Flußfahrt den Perlstrom (Tschukiang) aufwärts entfällt.

Durch eine förmliche Hecke von Kanonenbooten, großen Dampfern, zahllosen kleinen Segelschiffen und chinesischen Dschunken steuern wir nach der Durchfahrt gegen Kanton. Der Kranz von nackten, kaum hie und da mit spärlichen Hutweiden bedeckten Bergen, welcher uns allerseits umgibt, läßt uns vergessen, daß wir auf dem Meere schwimmen. Auf den Kuppen der Berge erheben sich, wohin das Auge blickt, schlanken Pappeln gleich, Pagoden. Nach mehrstündiger Fahrt längs der flachen, von zahllosen Dörfern umsäumten Ufer des Perlflusses erreichen wir Kanton.

Kanton leitet seinen Namen von der chinesischen Provinz Kuangtung, deren Hauptstadt es ist, ab, die Engländer verkürzten den Provinznamen in das bequemer auszusprechende Kanton, und legten den Namen der Provinz der Hauptstadt bei; denn der richtige Name der Stadt ist Kuang-tschou-fu. Kanton ist eine der größten Städte China's und der Sitz des Vicekönigs der Provinzen Kuangtung und Kuangsi; unter ihm steht der Gouverneur der ersteren Provinz und der Tataren-General.

Die Portugiesen waren auch hier die ersten Europäer, welche im Jahre 1516 Kanton betraten, doch die Araber verkehrten schon mit den Chinesen aus Kanton im 9. oder 10. Jahrhundert, seit 1680 betreiben die Engländer den Theehandel. Bis zum Jahre 1857 war Kanton das Emporium des chinesischen Exporthandels. Die Stadt ist von einer Mauer eingeschlossen, welche 6 Meter dick, 7—13 Meter hoch und 10 Kilometer lang ist. Die ganze Stadt (chinesische und Tataren-Stadt) inclusive der Vorstädte hat einen Umfang von 16 Kilometer, und von außen führen

16 Steinthore und zwei Wasserstraßen in das Innere. — Hunderte von Ruderbooten erwarteten das Schiff, und kaum rasselte der Anker in die Tiefe, als unser Schiff auch förmlich erstürmt wurde. Die Boote sind größtentheils von Chinesinen bemannt. Mutter und Tochter ruderten, bei welcher Beschäftigung sie die Säuglinge am Rücken aufgebunden hatten, während zwei andere Mädchen ein etwas größeres Ruder schraubenartig drehten und das Boot damit zugleich steuerten. Im Boote lagen einige lange Bambustangen, an deren einem



Flußhafen in Kanton.

Ende ein spitziger Eisenschuh, an dem andern ein Eisenhaken angenietet war. Mit diesen Stangen manövrirte die „Bootsbemannung" zwischen den anderen Kähnen und Schiffen sehr geschickt. Die Boote sind ziemlich groß und in der Mitte mit einer viereckigen Vertiefung versehen, an deren Seiten die Sitzbänke angebracht sind. Oberhalb dieser hängen an den Wänden chinesische Gemälde, kleine Spiegel, Photographien, Papierlampions, Papierblumen 2c. Der kleine Salon enthält Raum für 5—6 Personen und ist mit einem runden Dache bedeckt.

Das Rufen, Streiten und Commandiren der Weiber durchzitterte die Luft, dazu wurden auf dem Ufer in ununterbrochener Aufeinanderfolge ganze Salven

von Crackers abgefeuert, wodurch der Lärm geradezu sinnverwirrend wurde. Man wartete nicht bis die Schiffsleiter herabgelassen wurde, sondern einige Weiber stützten die Bambustangen an die Schiffswand und andere kletterten wie Katzen an Bord. Und wie das Schiff binnen einiger Secunden erobert wurde, so wurden auch die Passagiere gefangen genommen; ja es drohte sogar wegen Theilung der Beute ein Kampf zwischen den Siegern auszubrechen. Wir wußten nicht wie, aber auf einmal befanden wir uns auf einem Boote. Da ich erfahren hatte, daß das einzige Hotel in Kanton (denn es leben in der Stadt auch gegen 20 Europäer) viel zu wünschen übrig lasse, beschloß ich, auf dem Schiffe zu übernachten. Trotzdem fuhr ich mit dem Boote zuerst auf das rechte Ufer in das Hotel, welches, mit dem großtönenden Namen Kanton-Hotel, wirklich recht schlecht und nebstbei recht theuer ist (ich mußte für ein Glas Sodawasser 55 Kreuzer zahlen). Ich nahm hier einen Führer und setzte mich wieder in das Boot, um auf das linke Ufer zu fahren, an welchem die eigentliche große Stadt liegt.

Das Aussehen der Stadt vom Flusse aus, verräth in keiner Weise ihre Bedeutung. Unwillkürlich fragte ich mich: Wie ist es möglich, daß hier Ein und eine halbe Million Menschen leben? Als ich aber nur wenige Schritte in die Stadt eingedrungen war, wurde es mir klar und begreiflich. Wie Bienenschwärme kamen und gingen die Leute nach allen Richtungen, nach vorwärts drängend, nach rückwärts stoßend, um Raum und Zeit zu gewinnen; denn der Raummangel macht sich am meisten geltend. Die Straßen innerhalb der Stadt sind sehr enge, gewöhnlich nur drei Schritte breit, mitunter aber so schmal, daß sich Zwei kaum ausweichen können. Die Straßen sind mit gleich großen, prächtigen Granitschwellen, welche die Canäle eindecken, gepflastert.

Die grellen Farben der unzähligen Aushängschilder und Firmatafeln, welche hier wie überall in China als lange, schmale, reich lackirte Bretter vom Dache oder einer Querstange senkrecht herabhängen, die Pracht der reich vergoldeten Holzschnitzereien, der mannigfaltigsten Porcellanwaaren, Seidenstickereien, die mit unbestreitbarem Geschmack arrangirten Auslagen, besonders die Masse des herrlichsten Nephritschmuckes, alles das gibt im Vereine mit dem Menschenstrome der Straßen ein malerisches Bild, hinter dessen Lebhaftigkeit selbst das Straßenleben unserer Weltstädte zurücktritt.

Die Straßen führen im Zickzack durch die Stadt und bilden ein wahres Labyrinth, in welchem es unmöglich ist, sich ohne Führer zurecht zu finden. Unser Führer entledigte sich mit so rücksichtsloser Schnelligkeit seiner Aufgabe, daß ich wie betäubt durch die Straßen eilen mußte. Uns folgte eine ganze Procession meist junger Chinesen, und die Lastträger hatten große Mühe, vorwärts zu kommen. Die Jugend betrachtete uns, als hätte sie noch keine Yang-kwei-tse (überseeische Teufel) gesehen.

Die Chinesen saßen stoisch ruhig in den Läden, sie rauchten ihre Pfeifen und kümmerten sich so wenig um die Käufer, als wären sie selber Waare und nicht Händler. Jeder chinesische Kaufmann verlangt von dem Europäer für seine Waare den zweifachen, oft dreifachen Preis, geht jedoch bis unter den einfachen herab.

Als Geld fungiren Silber-Dollars (Banknoten werden nicht angenommen) und gediegenes Silber, welches auf einer Wage abgewogen wird. Das chinesische Silber ist von außerordentlich reinem Gehalte und größtentheils mit einem Zusatze von etwas Gold gemengt. Als Einheitsgewicht gilt der Taël (eine Unze), fünf solcher Taëls sind gewöhnlich von den Händlern in einen Klumpen zusammengeschmolzen, welcher den Stempel der Firma trägt, kleinere Summen werden von Silberstangen abgeschnitten und abgewogen. Der zehnte Theil eines Taël (Yih-liang) heißt Mäß (chinesisch T-sien), der hundertste Candarin (chinesisch Fen). Außer dem gangbaren Silbergelde coursiren im ganzen Reiche auch geprägte Münzen aus einer Messinglegirung, welche der Engländer Cash, der Chinese T-sien nennt. Sie sind rund, in der Mitte mit einem kleinen viereckigen Loche versehen und werden an einer Schnur aneinander gereiht. Eine Seite dieser Münzen enthält die Prägung, die andere ist oft glatt. In früherer Zeit prägten einzelne hohe Mandarine solche Münzen selbstständig aus Eisen; doch setzte ein kaiserliches Decret dieselben vor Kurzem außer Cours. Staatsbanknoten gibt es in China keine; nur bekannte Privatfirmen befassen sich mit der Herausgabe von Papiergeld, welches mehr den Charakter eines Börsepapiers mit sehr schwankendem Course besitzt. Auch der Silbercours wechselt beständig, so daß es Provinzen gibt, wo ein Taël für nur 1000, andere, wo er für 1800 und mehr Cash umgewechselt wird.

Die Silberwage besteht aus einem Elfenbeinstäbchen, welches auf einem Seidenfaden balancirt. Auf dem einen Ende befindet sich die Wagschale, während das andere Ende mit einer Scala versehen ist, worauf ein kleines Gewicht so lange hin und her geschoben wird, bis das Gleichgewicht dem Augenmaße nach hergestellt ist. Kein Chinese wird sich ohne die eigene Wage zu einem Kaufgeschäfte begeben. Daß bei der Auszahlung Käufer und Verkäufer gegenseitig die Wagen als falsch und schlecht bezeichnen, liegt in der Natur des chinesischen Mißtrauens.

Für Wägen fehlt in Kanton jeder Platz, es ist die Stadt der Sänften. Die reichen und bequemen Chinesen lassen sich in grünen oder blauen (je nach dem Range) Sänften durch die Stadt tragen.

Nach dem Diner fuhren wir wieder auf das Land, um die singenden Mädchen der „Blumenboote“ zu hören. Viele dieser Blumenboote schwimmen auf dem ruhig dahinfließenden Wasser des Perlstromes, doch sind auch einige auf dem festen Ufer eingerichtet. Der Eingang in das ebenerdige Local ist so breit als das Haus, darum ist es leicht möglich, von der Straße aus das Innere zu übersehen.

Ich will nur eine dieser bekannten Vergnügungshallen beschreiben, in deren Innerem es besonders lebhaft zuging. Ein junges Mädchen mit weiß und roth geschminkten Wangen, reich in gestickter Seide gekleidet, saß rechts beim Eingange. Seine Haarfrisur glich einem Helme aus der alten Ritterzeit und die Füßchen waren nicht größer als sogenannte erste Kinderschuhe. Neben demselben saß ein Chinese mit einem mandolinähnlichen Instrumente, und ihnen gegenüber ein Musiker, welcher ein Instrument, das einem Holzhammer glich, auf dessen Stiele eine Messingsaite abwärts lief, mit einem Bogen strich. Ein Vierter spielte das Tamtam. Das Mädchen sang und die Anderen begleiteten es auf ihren Instrumenten. Die Lieder und die Begleitung waren gleich eintönig. Wie überhaupt in der chinesischen Musik, war das Tempo schneller Zweiviertel-Tact. Während die Begleitung ununterbrochen weiter spielte, setzte die Sängerin häufig und plötzlich in der Melodie ab — mir schien, als wäre das immer bei einem Textworte, das wie „chjong-h“ klang — und trommelte ihr Lied, anstatt zu singen, auf einem Holzinstrumente weiter. In

der Mitte des mit Lampions beleuchteten Salons saß ein Kranz geschminkter junger Mädchen, welche regungslos dem Gesange lauschten, bis endlich ein oder der andere Chinese sich ihrer annahm und Leben in die Unterhaltung brachte. Im Hintergrunde saßen um die Tische Chinesen, welche Domino und Würfel spielten und, wenn nöthig, die ausgerauchte Opiumpfeife neuerdings füllten. So reihten sich wohl 20 Theehäuser aneinander und aus manchen drang ein toller, übermüthiger Lärm bis auf die Straße.

Die Kleidung der eleganten Chinesen in der Provinz Kuangtung besteht aus einer weißen Seiden- oder Leinenhose, weißen Strümpfen, endlich Seidenschuhen, deren Sohlen aus zollhoch aufeinander geklebten Papierschichten zusammengesetzt sind; ferner aus einem Ueberwurf aus blauer Seide, welcher an der rechten Brustseite mit fünf Knöpfen geschlossen wird und bis unterhalb der Knöchel reicht. Die Bloßköpfigen halten gewöhnlich den Fächer gegen die Sonne, der übrige Theil trägt ein schwarzseidenes Käppchen ohne Schild. Die arbeitende Classe ist ähnlich mit Hosen aus Baumwolle bekleidet, doch reicht der Ueberwurf nur bis zu den Knien. Als Sonnenschutz tragen sie colossale Strohhüte in Form und Größe eines Regenschirms.

Die Tracht der Frauen fällt, trotzdem ihr Schnitt dem der Männerkleidung gleicht, durch bunte Farben und kunstvolle Stickereien auf. Die Mädchen tragen ihre Haare in einen Zopf geflochten, welcher am Kopfe mit einem rothseidenen Bande umwunden ist und frei herabhängt. Die verheirateten Frauen frisiren das Haar in der abenteuerlichsten Weise und schmücken das ölige Gerüste, welches ein Schildkrotkamm in den Fugen erhält, mit Blumen, Bändern und Edelsteinen. Als Ohrringe tragen sie eine zweigliederige Kette, zur Hälfte aus Silber, zur Hälfte aus Stein. Am Armgelenke fehlt selten das grüne Armband aus Nephrit, während ein einzelner Silberring den Knöchel umspannt. Verkrüppelte Füße sah ich in Küstenstädten überhaupt nur wenig.

Nach Hongkong zurückgekehrt, bot sich mir eine passende Gelegenheit, mit dem Dampfer „Amoy“ nach Schanghai abzureisen. Das Schiff commandirte Capitän Drews, ein Deutscher, welcher lange Jahre als Lootse die Strecke befuhr, bevor er zum Capitän ernannt wurde. Das Schiff war klein,

hatte nur 800 Tonnen Gehalt, außerdem nur leichte Ladung und schwankte deshalb wie ein Schilfrohr im Sturme, obgleich die See ziemlich ruhig war.

Wir hatten während der Fahrt ungewöhnlich dichten Nebel, so daß es oft unmöglich war, 20 Schritte weit zu sehen. Unaufhörlich tönten die Signalpfeifen, trotzdem hätte der Dampfer bald eine Schifferbarke in den Grund gebohrt. Wurde es etwas heller, so sah man rechts und links die spitzigen und kantigen Klippen über die See ragen und es bedurfte wirklich vieler localer Erfahrung, um ein Schiff in solchem Wetter ohne Unfall zu lenken. Wir passirten beispielsweise die Insel Lukone, an deren Strandriffen vor Kurzem ein eiserner Dampfer mit der an 500.000 Dollars bewertheten Ladung zu Grunde gegangen war.

Die plötzliche Veränderung der Farbe des Meeres kündigte uns schon am Abende des 12. April die Nähe der Mündung des blauen Stromes an, dessen Gewässer die See auf mehrere Meilen hin schmutziggelb färben. Am Morgen des nächsten Tages durchfurchte der Kiel unseres Schiffes bereits die Fluthen des Yang-tse-kiang, des großen Stromes, wie ihn die Chinesen auch mit Recht nennen. Die Nähe Schanghai's verräth das lebendige Treiben auf dem Flusse, dessen nördliches Ufer unsichtbar bleibt, während nach Süden hin sich die allen landschaftlichen Reizes bare Ebene von Kiangsu ausdehnt. Handelsschiffe aller Art und Größen, auf deren Mehrzahl die britische Flagge weht, eine ganze Flotte von chinesischen Dschunken wiegen sich auf den Fluthen des Stromes. An den Wusung-Forts, den Docks und Werften der amerikanischen Gesellschaft vorüberdampfend, erreichen wir nach einigen Stunden unter strömendem Regen den Flußhafen von Schanghai.

V.

Schanghai.

Geschichte der Stadt. — Administrative Eintheilung Schanghai's. — Lohndienste der Chinesen. — Das gesellschaftliche und geschäftliche Leben der Ansiedler. — Feuersbrünste. — Hahnenkämpfe. — Badehäuser und Restaurationen der Chinesen. — Chinesisches Theater. — Das Gerichtsgebäude und der Gerichtspräsident. — Gerichtsverhandlungen und Strafen. — Begräbnißstätten und Leichenfeier. — Bettler. — Chinesische Philosophie. — Das Sikawej-Institut. — Die christlichen Missionen und ihre Thätigkeit. — Die Observatorien. — Der Tod des Tautai. — Die erste Eisenbahn in China und ihr Schicksal. — Ausflug zu den Hills. — Das Arsenal in Schanghai. — Die Wusung-Forts. — Geschützexercitien mit deutschem Commando. — Eine Militärparade vor dem Futai in Tschi-fu.

Der Freundlichkeit eines Herrn Schmidt, dessen vielbewegtes Leben in China mit missionärischer Thätigkeit begann, welcher sodann das Kreuz mit dem Schwerte vertauschte und in der Taiping-Rebellion sich so auszeichnete, daß er von dem chinesischen Kaiser zum Oberst ernannt wurde, und der nun in Schanghai als wohlbestallter Handelsherr eine angesehene Stelle inne hat, verdanke ich die folgenden Daten über die Geschichte Schanghai's: „Schanghai liegt an der Grenze der theilweise den Meeresfluthen entstiegenen, großen Fläche des mittleren China und erhebt sich, von der Natur begünstigt, am westlichen Ufer des tiefen Hwang-pu, welcher sich zwölf englische Meilen weiter in den Yang-tse-kiang ergießt. Schon seit mehreren Jahrhunderten ist Schanghai einer der wichtigsten Hafen China's gewesen, während es jetzt, nachdem es den Fremden eröffnet wurde, ein Handels-Emporium Ostasiens genannt werden kann. Der Platz, auf dem gegenwärtig die Stadt Schanghai erbaut ist, war 2000 Jahre v. Ch. ein Theil der Provinz Yang-tschau, einer der damaligen neun Provinzen China's (nach der Eintheilung des Königs Yü des Großen) und wurde Hutuch (Fischkorbmündung) benannt.

Zur Zeit des Confucius 600 v. Chr. gehörte es zu dem Fürstenthume Hwuj-dje und hieß Loen; später unter demselben Namen zu verschiedenen Fürstenthümern, bis es unter der Liang-Dynastie (500 n. Ch.) Schingi-sien genannt wurde und der Statthalterschaft Su-tschau einverleibt wurde. Unter der Tang-Dynastie (620 n. Chr.) erhielt es den Namen Hwa-ting-hai und stand unter der Jurisdiction der Statthalter von Hwa-ting, der jetzigen Sung-kiang-fu. Erst unter der Sung-Dynastie (1075 n. Chr.) während der Regierung des Kaisers Schining bekam es den Namen Schanghai-tschou, d. i. Markt über dem Meere. Bis dahin war Schanghai nur ein unbedeutendes Fischerdorf, welches die Segelschiffe passirten, welche nach Tsing-lung, einem Handelsplatze, 30 englische Meilen weiter westlich am südlichen Ufer des Wusungflusses (jetzt Suchow-creek) fuhren. Schanghai stand somit in demselben Verhältnisse zu Tsing-lung, wie jetzt Wusung zu Schanghai. Der Theil des Hwang-pu, welcher jetzt bei den europäischen Ansiedlungen und der Stadt Schanghai vorbeifließt, war vor der Sung-Dynastie ein enger Canal, welcher den Hwang-pu mit dem Wusung-ho verband.

Nach den Aussagen chinesischer Geschichtsschreiber war der Wusung zur Zeit der Fang-Dynastie bei Schanghai fünf englische Meilen und zu Anfang der Tang-Dynastie, 500 Jahre später, noch zwei Meilen breit. Allmälig wurde er so enge und seicht, daß die Schiffe nicht mehr nach Tsing-lung hinaufgehen konnten, sondern in Schanghai ihre Ladung löschen mußten. In dem Maße, als der Wusung abnahm, wurde der oben erwähnte Verbindungscanal breiter und tiefer, indem die Gewässer des Hwang-pu, anstatt südlich von Schanghai in östlicher Richtung dem Meere zuzufließen, sich durch diesen Canal mit dem Wusungflusse vereinigten und nördlich von Schanghai in das Meer flossen.

Zu Ende der nördlichen Sung-Dynastie (1100 n. Chr.) wurde das kaiserliche Seezollamt von Tsing-lung nach Schanghai verlegt und Kublai-Khan, der Gründer der Yüen-Dynastie, verordnete im Jahre 1284, daß die Umgebung von Schanghai einen Kreis der Statthalterschaft von Sung-kiang bilden sollte mit Schanghai als Residenzstadt des Districtsmagistrates. Seitdem hat es sich zusehends entwickelt und ausgebreitet und ist jetzt der größte Stapelplatz

Chinas, während nur noch das kleine Dorf Laou-tsching-pu und die Tsing-lung Pagode den Platz des früheren großen Marktes Tsing-lung bezeichnen.

Obgleich sich die chinesische Stadt Schanghai seit dem Kaiser Kia-tsing (1570) nicht viel verändert hat, so ist das doch mit dem Platze der fremden Ansiedlungen der Fall. Hier standen während der Sung-Dynastie zwei kleine Festungen und von den vielen kleinen Canälen, welche das Vorterrain durchzogen, ist nur mehr der kleine Canal übrig, welcher die Grenze zwischen den englischen und französischen Settlements bildet.

Das gesammte Schanghai in seiner jetzigen Gestaltung schmiegt sich wie ein breites Häuserband im Halbkreise am linken Ufer des Hwang-pu an dessen Krümmung von Süden nach Osten. Es besteht aus der ummauerten, nur von Chinesen bewohnten Stadt, dem französischen, dem englischen und dem amerikanischen Settlement, alle drei mit gemischter Bevölkerung. Die einzelnen Settlements sind durch Canäle begrenzt. Die chinesische Stadt besteht zumeist aus einstöckigen Holz- und Ziegelgebäuden (erst die jetzige Dynastie erlaubte den Chinesen den Bau zweistöckiger Häuser), welche regellos situirt, eine Unzahl enger, schmutziger und übelriechender Gassen bilden. Die Häusermasse gravitirt besonders den fremden Settlements zu, während im Südwesten und Westen des ummauerten Raumes noch große Parcellen für den Feldbau ausgenützt werden.

Im Theegarten der Stadt, einem tempelartigen, von mehreren Pfützen umgebenen Holzgebäude, concentrirt sich die Unterhaltung, Zerstreuung und das Vergnügen der chinesischen Einwohner. Aehnliche Scenen der Volksbelustigung wie in Hongkong spielen sich auch hier täglich ab. Mit Ausnahme der chinesischen Kaufleute, welche im Stadtbazar ihre an Auswahl reichen, aber verhältnißmäßig theueren Sammlungen der Waaren, als Seidenstoffe, emaillirte Gefäße, Elfenbeinschnitzereien, Porcellankunstwerke und echte, sowie falsche Antiquitäten aller Art ausgestellt haben, besteht der größere Theil der Bevölkerung aus Handwerkern der niedersten Gewerbe (meistentheils Weber), die sich ihr Brod bei den ansässigen Colonisten verdienen, aus Fischern und Ackerbauern.

Die Umgebung von Schanghai ist so fruchtbar und die Felderträgnisse finden einen so raschen Abgang, daß die Schanghaier bisher nicht den mindesten

Schanghai.

Grund hatten, auszuwandern. Ein Viertel der chinesischen Bevölkerung des Districtes von Schanghai verrichtet Matrosendienste, entweder auf landesüblichen Dschunken oder auf ausländischen Küstenfahrern. Die Schanghai-Leute stehen in Bildung und Wohlfahrt den übrigen Landsleuten weit nach und charakterisiren sich durch zahme Unterwürfigkeit, ausharrende Geduld, Anhänglichkeit an die alten, überkommenen Sitten und Gebräuche, Mißtrauen und Haß gegen die Fremden.

In früherer Zeit pflegten die Schanghai-Männer ihre Köpfe nicht zu rasiren, sondern ließen sich das Haar lang wachsen und banden es am Hinterhaupte fest. Sie trugen ein schlafrockartiges Oberkleid mit langen weiten Aermeln, welches mit einem Gürtel um den Leib zusammengehalten wurde (wie jetzt bei den buddhistischen Priestern). Die Beinkleider waren weit, wurden in Strümpfe gesteckt und mittelst verzierter Strumpfbänder festgehalten. Schwarze Schuhe, kleine runde, oben flache Mützen mit einem schwarzen Knopfe vervollständigten die Tracht. Auch jetzt noch halten einige Chinesen an der ehemaligen Tracht fest; die Mehrheit aber trägt weite, an den Füßen offene Pantalons, ein kürzeres, bis zu den Knien reichendes Oberkleid, welches vorschriftsmäßig mit fünf Knöpfen an der rechten Körperseite zugeknöpft ist, ferner seidengestickte Schuhe und ein rundes Seidenkäppchen mit einem rothen oder blauen Seidenknopf. Die Tracht der Frauen blieb sich gleich, nur wählen sie gegenwärtig zu ihrer Kleidung grellere Farben. Die Kleidung des Volkes war dunkelbraun, die der Gelehrten hellblau, die der Beamten nach dem Range vielfarbig und reich gestickt. Die Beamtenmütze glich einer mit Edelsteinen besetzten Krone.

Der Dienst, welchen die Chinesen in Schanghai verrichten, theilt sich in zwei Kategorien, und zwar in den Dienst bei den Ausländern und bei den Chinesen. Letzterer wird durchschnittlich um die Hälfte geringer entlohnt, hingegen werden diese Bediensteten vom Dienstherrn verköstigt. Der Hausdienst bei Chinesen wird mit 3 Dollars, bei Europäern mit 6 Dollars, die Arbeit bei Chinesen mit 6 Dollars, bei Europäern mit 10—15 Dollars monatlich besoldet. Hausmägde (nur bei Chinesen) erhalten 3 Dollars Monatlohn und Kost, Kindsmädchen (Amah) bei Europäern 6—10 Dollars,

Ammen bei Chinesen 4—5 Dollars nebst Kost, bei Europäern 12—18 Dollars ohne Kost.

Das französische und englische Settlement mit den schönen, breiten Gassen und vielen europäischen Häusern werden von ansässigen Europäern, von chinesischen Kaufleuten und Arbeitern bewohnt. Die mit allem Comfort und Luxus ausgestatteten europäischen Häuser sind gewöhnlich in der Mitte eines duftenden Gartens erbaut. Eines der schönsten Gebäude ist die französische Municipalität, dessen Blechkuppel das gesammte Häusermeer überragt. Die große Zahl der Flaggenstöcke mit den Wappenfarben aller Länder kennzeichnet die Consulats- und andere öffentliche Gebäude. In Schanghai allein zählt man sieben Kirchen (anglikanische und römisch-katholische). An hervorragenden Instituten und Gebäuden sind noch besonders erwähnenswerth: die drei Postämter, das englische, französische und amerikanische (respective japanesische), drei große Hotels und zwei Clubs, der englische und deutsche. Im amerikanischen Settlement befinden sich die hervorragendsten Fabriken, Schiffswerften und Docks.

Eine Einwanderung von Colonisten findet in China, speciell in Schanghai nicht statt. Die in Schanghai befindlichen Ausländer (auch die Chinesen von Kanton und Ningpo) kommen lediglich in der Absicht hieher, sich nur eine bestimmte Reihe von Jahren aufzuhalten und dann mit ihren erzielten Ersparnissen und Gewinnsten nach der Heimat zurückzugehen. Allerdings war der Geschäftsgang in den letzten zwölf Jahren ein so retrograder, ja fast hoffnungsloser, daß bei vielen Fremden der Aufenthalt in China ein unbeschränkt langer blieb, aber trotzdem ist von einer dauernden Ansiedlung derselben in diesen Ländern im echten Sinne einer Colonisation keine Rede. Als Beweis hiefür mögen Ziffern dienen, welche den Wechsel der europäischen Bewohner von Schanghai bezeichnen. Es kamen nach Schanghai im Jahre 1877 640 Europäer, dagegen gingen nach Europa ab 959 Europäer *).

Das gesellschaftliche Leben der ansässigen Europäer ist in manchen Punkten von dem der Heimat verschieden. Das Haus ist das eigentliche Heim. Die meisten der europäischen Ansiedler sind ledig, führen aber eigene Küche und Keller, denen meist ein Chinese vorsteht. Die verheirateten Frauen

*) Siehe Anhang I.

genießen leider kein angenehmes Leben, da sie zumeist nur auf den engsten Familienkreis beschränkt sind und Gesellschaftsbesuche im europäischen Sinne nicht cultivirt werden. Ein Theil der Europäer ist wohl mit Japanerinen vermält, doch gelten solche Bündnisse nur auf eine contractlich bestimmte Zeit. Einladungen ergehen nur bei besonderen Gelegenheiten schriftlich, oft Monate lang voraus, wie z. B. für Weihnachten oder Sylvester. Sonst geschehen sie ex abrupto von der Gasse aus, oder man ladet sich selbst ein. Bei allen Nationen wird bei Tische englische Sitte in Anordnung und Ceremoniel beim Speisen streng gewahrt. Getrunken wird sehr viel, hauptsächlich Flaschenbier, Claret und Champagner. Wenn nach der 5½tägigen Arbeit, welche von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags andauert, der Samstag Mittag anrückt, so freut sich Jeder der anderthalbtägigen Rast und sucht sich, so gut er kann, in der freien Zeit zu zerstreuen.

Jeder besser situirte Geschäftsmann besitzt ein Jagd- oder sogenanntes Hausboot, auf welchem er in den Sommer- und Herbstmonaten die Stadt verläßt, um in der Umgebung „ab country“ zu jagen. Geschossen werden Fasanen, Schnepfen, Rehe und wenige Hasen. Da es für die Europäer schwer wird, bei solchen Gelegenheiten sich in den unzähligen Creeks und Wasserlinien zurecht zu finden, wird immer ein Chinese als Führer mitgenommen. Die anderen jungen und alten Leute, welche dem Jagdvergnügen nicht nachgehen, benützen den Samstag- und Sonntag-Nachmittag zu Ausflügen nach Sikawej, wo eine Oesterreicherin „aus Polen“ eine hübsch gelegene, großartige Restauration eröffnet hat. Weniger an Sonntagen, denn nach englischer Sitte wird dieser Tag so viel als möglich geheiligt, doch an den Samstagen herrscht dort draußen ein tolles Leben, und wenn auch gerade nicht in Sikawej, so geht doch für Viele die Sonne in Schanghai zu zeitlich auf. Sowie es viele alleinstehende Herren in Schanghai gibt, so existiren daselbst auch viele alleinstehende Damen, meistentheils Amerikanerinen, welche ein luxuriöses Leben führen und zumeist elegante Equipagen besitzen, in welchen sie des Abends unter dem Schutze ihrer livrirten Lakaien Spazierfahrten in der Stadt oder in der Umgebung unternehmen. Nach dem Diner, also gegen 8 Uhr, versammeln sich alltäglich die Mitglieder in den betreffenden

Clublocalitäten und vertreiben sich die Zeit mit der Discussion der Tagesfragen, mit Zeitunglesen und Kegelschieben, Billard-, Domino- oder Kartenspielen. In erster Linie sind es die Engländer, welche verschiedene Sportgesellschaften gegründet haben, und die Mitglieder solcher Vereine haben ihre Sorge und Mühe das ganze Jahr hindurch, durch ein abwechslungsreiches Programm die Anziehungskraft des respectiven Clubs zu heben. Besonderer Gunst erfreuen sich die zwei Mal im Jahre abgehaltenen Pferderennen, deren Vorbereitungen den Arrangeuren viel Mühe verursachen müssen, denn da heißt es zuerst die wilden, störrischen, verwahrlosten mongolischen Pferde pflegen, abrichten und dann trainiren. Diese Rennen sind mehr Geschäfte als Vergnügungen. Wenige Tage vor denselben werden die Pferde versteigert, und nun nehmen die Wetten ihren Anfang, welche auch in Schanghai so Manchen schon um alles Hab und Gut gebracht haben. Die Rennen dauern vier Tage. Der letzte Tag gehört den chinesischen Pferdewärtern, welche ganz vorzügliche Reiter sind. Daß bei solchen Festen ganze Hectoliter an Champagner vertrunken werden, und dem entsprechend Eisberge verschwinden, liegt in der Natur solcher Wetten und in den klimatischen Verhältnissen.

Da die ansässigen Europäer schon öfters die Erfahrung gemacht haben, daß es mitunter nur eines kleinen Anstoßes bedarf, damit das feindselig gesinnte Chinesenvolk gewaltthätig gegen die Eindringlinge vorgehe, so besteht in Schanghai schon seit Jahren eine freiwillige, uniformirte Bürger-, sowie eine vortrefflich organisirte Feuerwehr. Feuersbrünste gehören in Schanghai, besonders während des Winters, keineswegs zu den Seltenheiten. Einestheils ist es schon an und für sich die gefährliche Sitte des unvorsichtigen Abbrennens von heiligen Räucherpapieren, andererseits die Construction der chinesischen Schlafstätten, unter welchen, selbst bei strenger Kälte, das einzige Kohlenfeuer, und zwar während der Schlafzeit unterhalten wird, welche Feuersbrünste begünstigen. Ich selbst war Zeuge eines größeren Schadenfeuers, und will hier auf das Ereigniß näher eingehen. Ich saß gerade beim Frühstücke, als die Glocke eines Feuerthurms einen Brand im amerikanischen Settlement signalisirte. Kurze Zeit darauf rasselte die erste Spritze, von europäischen Feuerwehrmännern gezogen, an dem Hotel vorüber. Eine an der Spritze ange-

brachte Glocke gab bei jeder Radumdrehung einen schauerlichen Ton von sich. Ihr folgten zwei Dampfspritzen und endlich zwei von Chinesen im gemüthlichsten Tempo gezogene Materialwagen. Ich setzte mich auf ein Jinrikschawägelchen und fuhr zur Brandstätte. Hunderte von Chinesen liefen dem Feuer zu. An der Gardenbridge (die Brücke, welche das englische mit dem amerikanischen Settlement verbindet) war die eine, an den Ufern des Creeks die zweite Dampfspritze postirt, von wo die Kautschukschläuche zur etwa 500 Schritte entfernten Brandstätte führten. Dort war ein unbeschreibliches Gewoge von Menschen. Alle europäischen und chinesischen Polizeileute waren ausgerückt und hieben unbarmherzig mit den Lederkatzen auf die Chinesen, um Platz zu schaffen. Ich drängte mich vor und gelangte mühsam zu dem Orte, wo die Flammen gierig an den Holzbauten emporzüngelten. Die meisten Chinesen der benachbarten Häuser standen bei ihren Thüren, bei den Fenstern und lachten und scherzten, als ob ihnen gar keine Gefahr drohen würde. Sind nicht die Europäer da, um zu löschen? Und betrifft das Unglück nicht am meisten den Gouverneur der Stadt, welcher, wenn der Schaden groß, seinen Posten verlieren kann? Solche Maßregeln gelten besonders für die Mandarine im Inneren China's, wo es selbst einem Futai oder Vicekönig passiren kann, wegen eines größeren Brandunglückes abgesetzt zu werden.

Ich sah nur auf wenigen Dächern 2—3 Chinesen mit Handspritzen, denen das Feuer viel Vergnügen zu bereiten schien. In den engen Gassen brachten die Abgebrannten die geretteten Effecten: Stühle, Tische, Theegeschirr und Baumwolle, auf langen Bambustangen in Sicherheit. Kein einziger Chinese war bei der Unterdrückung der Feuersbrunst thätig; sie bewunderten nur die Gummischläuche, dann die Macht des dicken Wasserstrahles und konnten gar nicht begreifen, warum die Feuerwehr sich gar so abmühe und hauptsächlich auf jene Häuser spritze, die noch nicht in hellen Flammen standen.

Innerhalb einer Stunde — bis man endlich den Brand localisiren konnte — waren 30 chinesische Häuser eingeäschert. Doch ich will den Chinesen die Genugthuung geben, daß die Confusion nicht so groß war, als jene, welche ich später bei einem Brande in Hakodate wahrnahm, wo des Nachts Tausende von Japanern zur Brandstelle eilten, von denen jeder eine Laterne

in der Hand trug. Keiner wußte, was er mit der Laterne anfangen sollte, und so gafften sie sich gegenseitig an, lachten und freuten sich ihrer Unbeholfenheit. Im Allgemeinen habe ich weder dort noch hier ein Zeichen von Niedergeschlagenheit über ein solches Unglück beobachten können.

Nach dieser kleinen Abschweifung will ich die Schilderung der socialen Verhältnisse der ansässigen Fremden in Schanghai zu Ende führen. Alle Artikel,



Rennplatz in Schanghai.

welche der Europäer zur Arbeit, zum Leben und zum Vergnügen in Europa beansprucht, findet er auch in Schanghai. Daß er beim Einkaufe den zwei- und dreifachen Preis dafür erlegen muß, kann Niemand verargen, wenn er erwägt, daß der Kaufmann nur nach China geht, um schnell reich zu werden.

Das gegenseitige Vertrauen ist ein wahrhaft unbegrenztes. Es ist niemals nöthig, Geld mit sich zu tragen, es kommt auch gar nicht vor. Man kann beliebige Einkäufe in beliebigen Shops, gleichviel ob bei Europäern oder

Theegarten in Schanghai.

Chinesen, besorgen, man kann getrost in die erste beste Restauration eintreten, ohne einen Cent in der Tasche zu haben, denn es ist Gebrauch und genügt, an Zahlungsstatt einen Bon auszustellen, d. i. auf schon in jedem Geschäfte bereit liegenden Checks unter der Kaufsumme seinen Namen zu unterfertigen. Mit Beginn des Monats trägt der Comprador jedes Hauses die Zettel aus und cassirt die Gelder ein. Bittere Enttäuschungen der Creditoren kommen gar nicht vor. Solche Checks gelten auch als Baarbezahlung bei der Miethe von Booten und Fuhrwerken.

Die meisten Fremden besitzen eigene Equipagen, und da einmal das Gehen in diesen Ländern verpönt ist, so stehen denjenigen, welche nicht so glücklich sind, eigene Pferde halten zu können, 1500 Jinrikscha, kleine zweiräderige, einsitzige Wagen, welche von Chinesen gezogen werden, für eine geringe Entlohnung zur Disposition. Außerdem ist auch an Miethfuhrwerken kein Mangel.

Die Art, sich zu kleiden, ist an fest bestimmte Zeitmomente gebunden. So z. B. wird kein Europäer, welcher Anspruch macht, zur Society gerechnet zu werden, vor dem 1. Juni den weißen Anzug benützen &c. Die gewöhnliche Stunde aufzustehen ist 8 Uhr, schlafen zu gehen Mitternacht.

Bei unserer Ankunft in Schanghai lag die Vertretung der österreichisch-ungarischen Monarchie in den tüchtigen Händen des Generalconsuls Carl Ritter v. Bolesławski, welchem der Viceconsul Josef Haas attachirt war. Beiden Herren bin ich zu besonderem Danke für die liebenswürdige Aufnahme, sowie für die freundschaftlichen Bemühungen, mir den Aufenthalt in Schanghai so angenehm als möglich zu gestalten, verpflichtet. Sie waren es, die mich den anderen deutschen Herren vorstellten und speciell mit Dr. Little bekannt machten, welcher in Schanghai ein Privat-Observatorium besitzt, das er mir in liberalster Weise zur Benützung überließ. Hauptsächlich war es Herr Haas, der mich auf den vielen Excursionen und Spaziergängen begleitete. Vertraut mit allen Sitten und Gewohnheiten der Schanghai-Chinesen, opferte er mir nahezu jede freie Stunde, und ihm, als mit den meisten Bewohnern persönlich bekannt, war es möglich, mich auch in solche Locale hineinzuschmuggeln, in denen der Europäer nicht gerne gesehen wird.

Ich will meine Schilderungen zuerst mit der Beschreibung eines Vergnügens beginnen, welches sich eine tiefstehende Classe der Schanghai-Ansiedler allsonntäglich gönnt: der Hahnenkämpfe, deren Schauplatz im englischen Settlement sich befindet. Es war 3 Uhr Nachmittags. Wir durchwanderten einige schmutzige Gassen, endlich überschritten wir eine primitive Holzbrücke und waren zur Stelle. Ein unternehmender Chinese erbaute die Arena, eine einfache, überdachte Bude aus Bambuflechtwerk, welche den blutgetränkten Boden umschloß. Obgleich noch früh an der Zeit, war dennoch schon eine erlesene Gesellschaft anwesend; insofern erlesen, als nur, zum Lobe der anderen civilisirten Menschheit sei es gesagt, die glattrasirten Gesichter malayischen Ursprungs zahlreich vertreten waren. Ein Dritttheil der Anwesenden trug unter dem Arme einen befiederten Kämpfer, welcher vielleicht ahnen mochte, daß in der nächsten Stunde der Kampf um das Dasein im ernstesten Sinne beginnen würde. Da waren braune, gescheckte und weiße Thiere, mit oder ohne Kämme, starke und schwache Exemplare, mit heiterer oder gedrückter Physiognomie, und einige von ihnen krähten trotz der Nachmittagsstunde die Morgenreveille in die nebelige Atmosphäre, als hätten sie verwöhnte Europäer zu wecken. Es begann gerade ein Turnier. Zwei gefleckte Hähne sprangen gegen einander. Die zarte Halsbefiederung sträubte sich gegen den Kopf wie ein Schild; die spitzigen Schnäbel gruben sich gegenseitig in die Kämme ein; bald übersprang einer den andern, bald verhinderten die ausgespannten Flügel einen solchen Angriff. Die Malayen jubelten wie Spanier bei Stiergefechten, da färbte sich der Boden roth, warme Blutstropfen kennzeichneten den Rückzug; noch einige schwache Versuche des unterliegenden Helden, den Angriff abzuwehren, und vorüber war's, ein Hahn war todt, er hatte für seinen Herrn ausgelitten, und hinterließ nicht einmal ein gutes Andenken, denn der Eigenthümer mußte noch zahlen.

Nach einer kleinen Pause wurde ein neuer Kampf arrangirt. Zwei Malayen (alle tragen europäische Kleidung) hatten sich geeinigt, ihre Hähne zu probiren. Zuerst versuchten sie, ob die Thiere wohl die Eignung zum Kampfe besaßen. Sie nahmen sie in die Hände und hetzten sie, indem sie selbe gegen einander hielten und mit lauten Kriegsrufen aneiferten. Als

die Hähne Miene machten, sich die Augen auszuhacken, zog man sie schnell zurück. Der eine Hahn war blüthenweiß, der andere war dunkel und besaß um den Hals röthlich schillerndes Gefieder. Das weiße Thier war entschieden stärkeren Wuchses.

Nun wurde gewettet. Leute, welche darben, welche monatelang mit 6—7 Dollars leben müssen, welche in den chinesischen Küchen der Billigkeit wegen fast ungenießbare Speisen consumiren, setzen hier auf einen Hahn 20 bis 30 Dollars, ja mitunter in die Hunderte, wenn berühmte Helden den Kampfplatz betreten. Nur Wenige wollten ihr Geld auf den dunklen Hahn riskiren. Neben der Bude stand ein chinesischer Junge, welcher das einträgliche Geschäft der Sporenvermiethung betrieb. Die Sporen, in der Größe eines Federmessers, waren scharf und zweischneidig geschliffen. An ihren Wurzeln ist je ein Ansatz angebracht, welcher sich an eine Kralle und den natürlichen Sporn des Hahnes so anschmiegt, daß das Messer als Stichwaffe vom Fuße nach rückwärts senkrecht absteht. Der Fuß wird hierauf in der Nähe des natürlichen Sporns, welcher meistentheils nur als Stumpf existirt (der überflüssige Theil wurde früher amputirt) mit zartem, weichem Papier umwunden; hierauf wird die Waffe aufgesetzt, mit einem Faden umwickelt und festgebunden und die Vorbereitung für den Kampf ist beendet. Beide Hähne griffen gleichzeitig an. Lautlose Stille begleitete alle ihre Bewegungen. Lange war der Kampf unentschieden. Endlich wankte der dunkle Hahn. Blut und wieder Blut bezeichnete seine bevorstehende Niederlage. — Er fiel. Der weiße Sieger hackte mit dem Schnabel nach ihm, wählte jedoch eine unglückselige Richtung zum Todesstreiche, kam mit dem Kopfe unter das Messer und schnitt sich den Hals durch. Ein frenetisches Gejauchze begleitete den unerwarteten Ausgang des Kampfes. Der schwarze Hahn hatte gewonnen, trotzdem er schachmatt neben dem weißen, krampfhaft zuckenden Gegner lag. Der Besitzer hob sein unterlegenes Eigenthum mit solch' wüthender Geberde vom Boden auf, daß ich glaubte, er hätte ihm noch gerne den Hals umgedreht. Er sog die Wunde seines Hahnes aus, aber es nützte nichts mehr, der tapfere Kämpfer war todt. Ich hatte genug des grausamen Spieles und verließ die Arena.

Durch die Zerstörung der zwei Städte Han-tschou und Su-tschou während der Taiping-Rebellion, welche Orte in ihrer Zeit als besondere Punkte für die Vergnügungs- und Genußsucht der Chinesen galten, blieb denjenigen, welche ihren Broderwerb darin fanden, Andere zu unterhalten, nichts Anderes übrig, als Orte aufzusuchen, an welchen sie gegen die Willkür der plötzlich moralisch gewordenen Mandarine geschützt waren. Schanghai, wo die Engländer bereits festen Fuß gefaßt und von der chinesischen Regierung das Recht erwirkt hatten, in ihrem Rayon eine gewisse Gerichtsbarkeit zu üben, war eine der günstigsten Zufluchtsstätten. Sie kamen auch in Schwärmen dahergezogen, überwanden den Haß gegen die „Teufel des Westens", weil dieses Vorurtheil ihnen nur Schaden gebracht hätte, und ließen sich zuerst im englischen Viertel nieder. Sie erbauten da Wirthshäuser, Badehäuser, Theater, Theehäuser und lebten nun hier, wie früher anderswo, in Saus und Braus. Das erhielt sich so bis auf den heutigen Tag und keine Stadt soll den Chinesen mehr Vergnügen bieten, als Schanghai.

In der Nähe der Grenze „Frankreichs" und „Englands" zieht sich eine lange Gasse nach Süden, in welcher jedes Haus entweder dem Geschmacke, dem Gefühle, dem Gehöre oder dem Auge gewidmet ist. Für den Geruch sorgt jeder Chinese selber. Ich besuchte in dieser Straße zuerst ein Badhaus. Zahlreiche Sänften standen vor dem Portale. Der simple Eingang war mit Papierlampions beleuchtet, deren Umhüllungen die Bedeutung des Hauses in rothen chinesischen Lettern kundgaben. Das erste Zimmer, welches ich betrat, war der Empfangsraum. Einige Holztische und Bänke bildeten das Meublement und an der Holzdecke hingen einige Lampions. Die Wände bestanden aus getäfeltem Holze. Das zweite, an dieses anschließende Zimmer war die Theeschenke, auf den Tischen standen Theeschalen und Kannen, lagen Tabakspfeifen. Der dritte Raum war der an Hühneraugen leidenden Menschheit gewidmet. Wenn ich mich recht erinnere, war er mit Gas beleuchtet. Einige magere Gestalten saßen auf der Bank und warteten geduldig des Operateurs. Letztere sollen recht geschickt sein. Das Wohlbehagen eines Erlösten, welches sich auf dem eckigen Gesichte wiederspiegelte, ließ mich ordentlich bedauern, daß ich nicht in der Lage war, die Kunstfertigkeit an mir selbst erproben zu lassen.

Aus diesem schon mit Wasserdampf geschwängerten Raume gelangte ich direct in das Badezimmer. Es ist ein längliches Gemach und weist der Länge nach einige Verschläge aus Holz auf, welche die Badezellen abtheilen. Jede Zelle ist in der Front offen und erinnerte mich ihrer Gestalt nach lebhaft an die Beichtstühle in katholischen Kirchen. In dem Fußboden der Zellen ist überall eine kleine runde, mit heißem Wasser gefüllte Badewanne eingelassen. Zahlreiche Löcher in dem Boden dienen dazu, den unterhalb erzeugten Dampf in die Cabinen einströmen zu lassen. Das Bad war rein gehalten und die Frequenz sehr groß.

An das Badhaus schließt sich eine Restauration an und der Zuzug von Gästen war um 9 Uhr Abends ein enormer. Eine vollkommene Barrikade von Sänften und Jinrikschawagen ließ gerade nur so viel freien Raum übrig, um sich mühsam beim Thore durchzwängen zu können. Ich gelangte direct in die Küche, woselbst auch ein Buffet aufgeschlagen war, welches ein Holzverschlag gegen den Andrang des Publicums schützte. Neben dem Buffet stand ein gedeckter Herd, auf welchem der Wein gekocht wurde. Der Chinese trinkt nämlich den Reiswein (saki japanisch, samschu chinesisch) nur in heißem Zustande. Daß ihn die Chinesen gerne warm trinken, wundert mich nicht, denn alle schienen Fischblut in den Adern zu haben.

Der Speisesaal war sehr groß und ziemlich hoch. Die Decke wurde von Holzsäulen getragen. Im Hintergrunde saßen zwei musicirende Mädchen, sie schlugen je eine Mandoline und sangen so zart und leise, als würden sie zum ersten Male öffentlich auftreten. Desto lauter ging es in der Mitte des Saales bei einem großen runden Tische zu, wo eine chinesische Gesellschaft dinirte. Was sie aßen, konnte ich nicht ergründen, doch es duftete durchaus nicht unangenehm. Neben jedem Chinesen saß ein seidenumhülltes Mädchen. An dem reichbeladenen Tische herrschte das regste Leben und keinerlei Mißton machte sich bis zu dem Augenblicke geltend, als man uns wahrnahm. Die Leute musterten uns zuerst neugierig, dann verachtungsvoll, endlich mit einer Miene, die ungefähr sagen sollte: Die Armen, sie wissen ja nicht, was sie wollen! Schließlich siegte doch wieder die ursprüngliche, rücksichtslose, ungezwungene Unterhaltung über die temporäre Verblüffung. Ueber den anderen

Tischen schwebte ausnahmslos das Gespenst der Langweile. Im ersten Stockwerke, wohin man auf einer Leiter gelangte, saßen in einem der separirten Zimmer vier Chinesen, welche laut schreiend, wie die Italiener, „Mora“ spielten. Die Leute waren so liebenswürdig, uns mit grinsender Miene einzuladen, Platz zu nehmen und mitzuspielen. Dankend entfernten wir uns. In einem anderen Cabinete, in dessen Inneres wir wie Neugierige nur durch das Fenster blicken konnten, schlemmten die Opiumraucher. Die Leute dieses Gelichters lagen faul auf gepolsterten Divans und athmeten den giftigen Rauch so lange ein, bis ihnen das Bewußtsein schwand und rosige Träume ihre Phantasie umgaukelten.

Während meiner großen Landtour versuchte ich einige Male das Opium. Das Rauchen zweier Pfeifen machte auf mich gar keine Wirkung; ich fühlte weder eine körperliche noch geistige Ermattung oder Aufregung. Der Geschmack oder besser gesagt der Geruch des Rauches gleicht vollkommen dem angenehmen Dufte frischer Mohnkuchen.

Schanghai besitzt zwei chinesische Theater, und zwar am Südwest-Ende des englischen Settlements. Schon aus großer Entfernung vernimmt man die Höllenmusik der Production. Das Entrée beträgt einen Dollar, welcher nachträglich abverlangt wird. Das Theater ist ein colossaler, viereckiger Saal im Sinne eines europäischen Orpheums. Die Vorstellungen sind immer überfüllt, und eine Theaterkrisis steht noch in weiter Ferne. Im Parterre saßen um die kleinen braunen Holztische Gesellschaften von je fünf bis sechs Personen, an welche Thee, ebenso wie eine Art Reisbäckerei und gebrannte Melonenkerne gratis servirt wurde. Auf jedem Tischchen steht überdies ein Teller mit schlechten Birnen. Längs der Wände zogen sich drei Reihen Bänke amphitheatralisch um den Saal, Sitze, welche von den Chinesen mit Vorliebe aufgesucht wurden. Das System der Logen war eine mißlungene Copie europäischer Theater. Dieser erhöhte und höchste Zuschauerraum wurde größtentheils von den Damen occupirt, von welchen jede eine Dienerin mitgebracht hatte, welche die Cigaretten fabricirte und der Herrin Feuer reichen mußte. Einige Galanthommes schwärmten von Mädchen zu Mädchen und überboten sich in Liebenswürdigkeiten. Hin und wieder gelang es ihnen doch,

den Schönen ein Lächeln abzugewinnen. Eine viereckige, nach drei Seiten offene Tribune bildete die Bühne, welche von einem von Holzsäulen getragenen Dache überdeckt wurde. Einige eingerahmte Bilder verzierten den obersten Querbalken, in dessen Mitte ein größeres Gemälde prangte, einen alten, weißbärtigen Mann vorstellend, welcher sich verneigt und grüßend die Hände dem P. T. Publicum entgegenstreckt. Im Hintergrunde der Bühne befand sich die Musikcapelle.



Aus der Chinesenstadt in Schanghai.

Ich weiß nicht, ob ich es Musik nennen kann, was die Leute da aufführten. Wenn man einen Eisenhammer oder eine Dampfschmiede besucht, so gewinnt man den richtigsten Begriff von den in China gebotenen musikalischen Genüssen. Metallplatten, Holztambourins, Tamtams, Tschinellen, Glocken &c. wurden mit einem uns unverständlichen Eifer mit Eisen-, Stahl- und Holzschlägeln bearbeitet.

Was ich in dem Theater sah, läßt sich schwer beschreiben. Die Gestalten huschten auf der Bühne vorüber wie Irrlichter, und dennoch war Alles

Symmetrie, Alles Studium. Unzählige Proben mußten vorausgegangen sein, denn sonst hätten sich die Künstler gegenseitig todtschlagen, die Augen austreten, oder zum mindesten die Knochen entzwei brechen müssen. Auf der für die Anzahl der Darsteller — es waren mitunter bei 60 Personen in Action — beschränkten Bühne wurden Kämpfe und Schlachten ausgeführt. Mit einer seltenen Behendigkeit wurden die Speere und Lanzen geschwungen, es wurde attaquirt und der Stoß wieder parirt, die Schwerter sausten in der Luft zum wohlgezielten Hiebe, doch der Gegner wich aus und replicirte nach einer blitzschnellen Drehung um sich selbst den Hieb. Dann wechselte plötzlich die Scenerie, die Kämpfer entfernten sich friedfertig durch eine Oeffnung im Hintergrunde, und von der andern Seite traten die Athleten auf. Sie waren bis zum Bauche nackt und die Beine staken in schlotterigen Seidenpantalons. Die Schnelligkeit und Gewandtheit, mit welcher sie die Stücke durchführten, die graziösen Luftsprünge rissen zu allgemeinem Beifalle hin. Wenn sie Sprünge nach vorwärts machten, sich in der Luft überschlugen, den Kopf einzogen und mit dem Nacken auf dem blanken Holzboden auffielen, um so einen Abschwung zum Ueberschlagen nach rückwärts zu erzielen, dann im Momente darauf kerzengerade auf einem Fuße, wie eine bevorzugte Ballerine, einige Male um sich selbst wirbelten, da mußte man sich fragen, ob denn ihre Nacken nicht wirklich aus Gummi elasticum verfertigt wären.

Auch sie traten ab, um zwei Mandarinen Platz zu machen, die mit einem großen Gefolge auf der Bühne erschienen. Ihre Begleitung trat paarweise auf. Jedes Paar ging bis zur Mitte des Bühnenvordergrundes, schwenkte sich da kaum merklich den steifen Oberkörper aus den Hüften gegenseitig zu, worauf der Eine nach rechts, der Andere nach links abbog, um den Folgenden Platz zu machen, welche sich ebenso benahmen. Sowohl das Gefolge, als auch hauptsächlich die Würdenträger des Drama's waren prachtvoll gekleidet. Die Seidengewänder waren mit den schönsten Stickereien bedeckt, ein breiter, glänzender Gürtel in der Form eines gesprungenen Faßreifens, welcher als Gehänge am Kleide angebracht, für das wachsende Schmeerbäuchlein kein Hinderniß bot, gewährte den Seidenstoffen so viel Raum, um in kunstverständigen Falten das Glänzen und Schillern der Farben, sowie den Werth des Geschmeides noch mehr

zur Geltung zu bringen. Die Aermel reichten weit über die Hände hinaus und machten Handschuhe entbehrlich. Alle Gesichter waren der Hauptfarbe der Kleidung entsprechend geschminkt. Die Komiker färben sich aber immer und unter allen Umständen die Nase roth. Als Kopfbedeckung trugen die Künstler eine Art Helm oder eine kostbare Mandarinmütze, welche mit Ausnahme der Einfachheit viel Aehnlichkeit mit ungarischen Hüten besaß.

Die Helden und Mandarine schmückten den Hut noch mit einigen Pfauenfedern, die Generale kennzeichneten sich durch fünf bis sechs kleine Fahnen, welche, zwischen Nacken und Kleidung angebracht, über die Köpfe ragten. Sämmtliche Frauenrollen werden von Männern dargestellt, und ich ersah aus der wahrheitsgetreuen Darstellung solcher Rollen, daß die Künstler lange Zeit hindurch ein Handbuch der Coquetterie studirt haben mußten, bevor es ihnen gelang, die unbeholfenen Bewegungen verkrüppelter Füße, das Schwingen und Wiegen des Oberkörpers gefallsüchtiger Mädchen und die vielen charakterisirenden Hand- und Kopfbewegungen nachzuahmen. Aus der Handlung des Drama's wurde ich nicht klug.

Nachdem die Mandarine sammt dem Gefolge einen Waffentanz aufgeführt hatten, sang jeder ein Lied. Die Musik raste dabei ungeschwächt weiter, nur daß sie hin und wieder je nach dem Gesange das Tempo wechselte. Die Chinesen sangen in Fisteltönen, ja ich möchte sagen, sie krähten, und buhlten mit oft übermenschlicher Anstrengung um den Beifall des Publicums. Dieses aber begünstigte, wie ich bemerkte, nur einen, nämlich den, welcher am falschesten sang, erbärmlich krächzte und stöhnte; das Volk aber schrie ihm begeistert zu. Dann trat ein Gefangener auf, welchem die Hände gebunden wurden. Er saß hierauf wohl eine Stunde lang still und regungslos auf einer Bank, schloß endlich die Augen, und ich glaubte, er schlief. Er hatte keinen Sinn für die Anwesenheit seiner Mutter, die den Mandarin um Gnade zu bitten gekommen war; er sah nicht, wie dieser Mandarin sich mit einem anderen Würdenträger in einem Duelltanze abmühte, er hörte nicht das pompöse Auftreten eines jungen Mädchens, das ein ergreifendes Lied sang, sich dann auf die Kniee warf, um den Mandarin für ihren Liebsten günstiger zu stimmen. Eine halbe Stunde lang kniete das Mädchen und wartete geduldig, bis sich

der Mandarin in sie verliebte. Und theilnahmslos saß der Gefangene da — da horch! — unglaublich! — er schläft nicht, er singt ein Lied, so falsch, so grundfalsch, daß das elektrisirte Publicum entzückt johlte.

Die Dame, des Gefangenen Geliebte, begann nun mit den Augen entsetzlich zu schielen. Beide Augensterne lagen halbverborgen hinter den Augenwinkeln, was andeuten sollte, daß sie energisch, muthig und ausdauernd



Frauenfüße.

zu bleiben gedenke, was auch immer kommen möge. Während sich die Beiden auf der Bühne herumjagen, schläft unser Gefangener ruhig weiter, ja er hat nichts dagegen, daß man Coulissen auf die Bühne bringt, welche hohe Mauern vorstellen sollen, und ihn plötzlich in die Trostlosigkeit eines Gefängnisses versetzen. Aus diesem sollte er nun entfliehen. Ich hörte es erzählen, denn ich wartete das Ende der Geschichte nicht ab, die vielleicht noch heute nicht abgeschlossen ist — denn chinesische Dramen dauern oft jahrelang.

Eine Eigenthümlichkeit der chinesischen Theatereinrichtung besteht darin, daß von den Dienern während der Vorstellung nasse, heiße Tücher an die Gäste zum Abtrocknen des Schweißes verabreicht werden, welche nach der Benützung angeblich gegen frische umgetauscht werden.

Die Theatervorstellungen dauern von Abends bis 5 Uhr Früh. Um diese Stunde wird das Stück abgebrochen und am nächsten Tage fortgesetzt. Der Chinese, welcher die Vorstellung besucht, verabredet hier mit einer Schönen ein Stelldichein. Sie treffen sich zwei bis drei Stunden später in einem Gast- oder Theehause, unterhalten sich da auf das beste, dann begeben sie sich wieder in das Theater und bleiben so lange dort, bis der Schlaf sie überwältigt.

Wir scheiden nunmehr von den Brettern der Bühne, um Augenzeuge verschiedener Schauspiele auf dem Forum chinesischer Gerechtigkeitspflege zu sein. Bei den Gerichtsverhandlungen am Mixt court der Settlements führt ein Mandarin den Vorsitz und Delegirte der verschiedenen Consulate fungiren nur als Beisitzende. Der Name des Gerichtspräsidenten im Mixt court ist Tscheng. Ich stattete ihm eine Visite ab, welche er auch bald erwiderte. Vier roth uniformirte Läufer und ein ebenso gekleideter Träger eines mit Fransen besetzten Schirmes eröffneten den Zug, hierauf folgte ein Träger einer Stange, auf welcher ein rothes, rechteckiges Brett mit den Namen und Titeln des Herrn Tscheng in goldenen Lettern befestigt war. Ein anderer Diener schlug zeitweilig auf eine große Messingplatte, um dem Publicum anzudeuten, rechtzeitig ausweichen zu wollen; dann folgte die von vier Männern getragene Sänfte, in welcher Tscheng Platz genommen hatte. Tscheng schickte mir durch einen Diener zwei Visitkarten in die Wohnung. Jedes Stück aus dunkelrothem Papiere war 14 Centimeter hoch und 9 Centimeter breit. Die eine enthielt blos den einfachen Namen, die andere aber nebst dem Namen noch alle seine Titel und Würden in einer langen von oben nach unten zu lesenden Reihe chinesischer Charaktere. Kurz darauf erschien der große Herr selbst. Er war nahezu 60 Jahre alt. Sein kleiner Kopf besaß lebendige, funkelnde, schiefgeschlitzte Augen. Das allerliebste Stumpfnäschen gestattete einen tiefen Einblick in das Innere des Kopfes. Die

Entfernung der Nase bis zur Mitte des geschlossenen Mundes, welche ich leicht in Centimetern ausdrücken könnte, glich im Profile der Peripherie eines Spiegelsextanten. Das Kinn war schmal und rund, der Mund breit und in seinen Winkeln von wenigen grauen Stacheln beschattet. Der Ausdruck seines runzeligen Gesichtes machte im Ganzen den Eindruck der Freundlichkeit, Lustigkeit und Schalkhaftigkeit. Aus dem schwarzen Mandarinshute mit aufgestülpter schwarzsammtener Krempe quoll nach rückwärts ein kleines, graues Zöpfchen hervor. Ein ungestärkter, schmutziger Streifen Rohseide am Handgelenke verrieth, daß der Mandarin ein Hemd trug; ein zweiter, hellblauer Seidenstreifen, welcher sich dem ersten anreihte, dann der von den Knien bis zu der Stiefelsohle reichende Stoff derselben Gattung, sowie der etwas fettige, schmale Halskragen ließen den Schluß ziehen, daß der Mandarin über das Hemd einen hellblauen Talar angezogen hatte. Sein bauschiges, pelzgefüttertes Haupt- und Staatskleid wurde an der rechten Brustseite von goldenen Knöpfchen festgehalten. Die Staatskleider der Mandarine kennzeichnen sich durch viereckige Einsätze von graublauer Seide, die, auf der Brust und correspondirend auf dem Rücken angebracht, bei den Civilbeamten irgend eine Vogelart (bei jenen des ersten Ranges einen Pfau), bei den Militärbeamten andere Thierarten (bei jenen des ersten Ranges einen Löwen) eingestickt zeigen. Ueber das Kleid wird noch eine Kette aus Holz- und Steinkugeln umgelegt.

Tscheng begrüßte mich mit „Tschin-tschin“, dem in Schanghai üblichen Begrüßungsworte. Er ballte beide Hände zu Fäusten und hielt sie vor die Brust. Hierauf verbeugte er sich gravitätisch und reichte mir die Hand. Letzteres hatte er bereits im Umgange mit den Europäern profitirt. Er nahm Platz, rauchte eine dargebotene Cigarre und schlürfte den Thee mit besonderem Wohlbehagen.

Das Gespräch bewegte sich in allgemeinen Phrasen. Herr Haas war so liebenswürdig, die Unterhaltung zu vermitteln. Tscheng lud mich schließlich ein, nächstens mit ihm zu speisen, mit der Versicherung, daß sich die chinesische Küche nicht mit der europäischen messen könne.

Tags darauf fand eine Gerichtssitzung statt und zu dieser lud ich mich selbst ein. Tscheng erwartete uns bereits um 10 Uhr Morgens in seinem

Empfangssalon. Dieser war in der Breite seines Einganges bis zu den erhöhten Ehrensitzen der Länge nach eingegittert und hier standen im Spalier die Stühle und Tischchen für die Gäste. Der Fußboden war mit einem kostbaren Teppiche bedeckt. Nachdem uns der Mandarin ceremoniell Cigarren und bitteren Thee*) angeboten hatte, begaben wir uns in den Gerichtssaal. Wir passirten drei große Höfe, welche von hohen Holzverschlägen umschlossen waren, auf deren Brettern übergroße Gestalten in reicher Nationaltracht gemalt waren.

In Schanghai gibt es bis jetzt noch keine eigentlichen Gefängnisse. Der Angeklagte wird bis zur Austragung der vom Gerichte dictirten Strafen im Untersuchungshaft-Locale internirt. Ein solches Arrestlocal befand sich im ersten Hofe. Wohl an 20 Personen waren da eingesperrt. Wie in unseren Militärwachstuben-Arresten, so waren auch hier die Delinquenten durch eine Holzstakette von der Vorhalle, worin ein „Häscher" Wache hielt, abgesondert. Die Arrestanten sahen im höchsten Grade verwahrlost aus.

Die Strafen, welche über die Chinesen verhängt werden können, sind: Todesstrafe (in den meisten Fällen durch Enthauptung), lebenslänglicher und zeitlicher Kerker, Verbannung, Tragen des „Kranzes" (nicht länger als durch sechs Monate), Bambustreiche (bis 500) und endlich Geldstrafen.

Verbannungen weisen dem Abgeurtheilten seinen Aufenthalt in den entlegenen westlichen Provinzen an. Nehmen wir an, er sei auf zwei Jahre zur Deportation nach Tibet verurtheilt, so braucht er acht Monate zur Hinreise und dieselbe Zeit zur Rückkehr, da er die ganze Strecke zu Fuß zurücklegen muß. In Tibet wird er während der übrigen acht Monate zu Teichausgrabungen, Canalisirungen, Waldausrodungen und zum Urbarmachen der Felder verwendet. Er genießt daselbst die vollkommenste Freiheit, muß aber für seinen Lebensunterhalt selbst Sorge tragen.

Der Kranz oder „Kong" ist ein Gefüge aus Holz in der Form eines Quadrates von einem Meter Gevierte, in dessen Mitte eine Rundung für den Hals des Verurtheilten ausgeschnitten ist. Nachdem das Gefüge erweitert wurde, wird der Kranz über den Kopf gegen die Schultern gezogen und

*) Die Chinesen trinken nur bitteren Thee.

dann die einzelnen Brettchen fest zusammengeschoben und mittelst Holznägel vernagelt. Die Fugen werden hierauf mit Papierstreifen, das Amtssiegel und eine Note enthaltend, wie lange der Verbrecher den 10 Kilo schweren Holzschmuck zu tragen hat, überklebt. Die zum Tragen des Kranzes verurtheilten Männer (Frauen bleiben davon verschont) werden gewöhnlich nicht eingesperrt, sondern erhalten ihren Aufenthalt im Freien angewiesen. Sie bleiben im Verkehr mit den Bewohnern, conversiren mit ihnen und unter-



Tragen des Kranzes.

halten sich, so gut sie können, mit Betteln, Rauchen, Schach-, Domino- und Kartenspiel.

Die Art der körperlichen Abstrafung der Männer mit Bambustreichen werde ich später als Augenzeuge beschreiben. Die Kinder erhalten die Hiebe mit viereckigen Bambustöckchen auf die Handflächen oder Fußsohlen, und die Frauen mittelst eines an einer Schwinge befestigten Lederfleckes auf den Mund. In gleicher Art werden solche Männer bestraft, welche vor Gericht betheuerten, die Wahrheit zu sprechen, und trotzdem logen. Die Furcht vor dieser Strafe ist sehr groß und ich hörte, daß, wenn bei größeren Verbrechen



Hinrichtung in Schanghai.

der Delinquent schon so umfangreiche Aussagen abgegeben hat, daß ganze Actenstöße vollgeschrieben wurden, und der Richter ihn schließlich bei Gewärtigung der vorgeschriebenen Strafe ermahnte, die Wahrheit zu sagen, er den Blick zu Boden senkte und die Worte stammelte: Herr es war doch anders! Einige wenige Hiebe haben zwar nur zur Folge, daß die Lippen anschwellen, doch zweihundert wirken schon derartig, daß die Zähne ausfallen; ja es kamen Fälle vor, daß die Abgeurtheilten die Sprache verloren. Außer der gleichsam eideskräftigen Aufforderung des Richters zu wahrheitlichen Aussagen existirt noch eine andere Bekräftigung der Wahrheit, welche aber mit dem Gerichtsverfahren in keinem directen Zusammenhange steht. Sie beruht auf Aberglauben und wird hie und da von den streitenden Parteien auch bei Gericht angewendet. Gesetzt, es käme ein Gläubiger mit einer Schuldklage zu dem Richter und der Schuldner leugnet die Schuld, der Richter aber könnte wegen Mangel an Documenten die Parteien weder einigen noch aburtheilen. In diesem Falle wird ein Hahn gebracht und entweder der Kläger oder der Geklagte, doch gewöhnlich Jener, welcher sich seines Rechtes bewußt hält, schneidet dem Thiere den Kopf ab, indem er betheuert, er spreche die lautere Wahrheit; da aber der Richter eine solche Ceremonie nicht entsprechend berücksichtigt, so dürften doch auch Fälle vorkommen, daß beide Theile sich bereit erklären, den Hahn zu köpfen.

Jeder Aelteste einer chinesischen Familie ist Gerichtsherr seiner Angehörigen, insolange, als letztere ein gewisses Alter nicht überschritten haben. — In keinem zweiten Lande der Erde besitzt der Vater eine gleiche Autorität in der Familie als in China; hier ist der Sohn zum unbedingtesten Gehorsam gegen ihn verpflichtet. Auf dieser Autorität des Vaters und dem Gehorsam des Sohnes beruhen alle guten Eigenschaften der Nation, die Achtung vor der Behörde, die Ehrfurcht vor dem Alter, die Disciplin in der Familie und in der Gemeinde und endlich die Genügsamkeit mit dem eigenen Loose. Aus ihnen aber lassen sich auch alle Schattenseiten des Volkes ableiten, z. B. der krasse Egoismus und die Gefühllosigkeit gegen alles Fremde, seien es Menschen oder Thiere, die ihrerseits wieder die entsetzlichen Gräuelthaten erklärt, welche in China gegen Kriegsgefangene noch während der letzten Taiping-Rebellion verübt wurden. —

Wird z. B. ein Kind eines Vergehens oder Verbrechens wegen vor Gericht gebracht, so fragt der Richter vor der Urtheilspublication das Familienoberhaupt, ob es zustimme oder nicht. Im Falle der Verneinung wird die Strafe nicht vollzogen und es ist nun Aufgabe des Richters, durch den Austausch der gegenseitigen Ansichten eine Einigung zu erzielen. Aus der bevorzugten Stellung des Hausvaters lassen sich auch die fürchterlichen Strafen herleiten, welche auf Elternmord gesetzt sind. Wenn auch „der Tod durch Zerstückelung in zehntausend Theile" nicht wörtlich aufzufassen ist, so erfüllt uns Europäer der Vollzug der Strafe doch mit Entsetzen. Der Verbrecher wird auf den Richtplatz geführt und dort auf einen Eisenstuhl, an welchem besondere Lehnen für die Arme und Beine angebracht sind, festgebunden. Der Scharfrichter schlitzt nun mit einem kleinen, scharfgeschliffenen, aber schweren Messer die Stirnhaut des Verurtheilten auf. (Wurde der Scharfrichter vorher von den Angehörigen seines Opfers entsprechend bestochen, so zerschmettert er wohl schon bei dem ersten Streiche den Schädel.) Ein zweiter Henkersknecht ergreift mit seinen langen Nägeln (welche bei noblen Chinesen oft 15 Centimeter lang sind) die Haut und zieht sie über den Kopf. Nachdem hierauf mit einem größeren Messer zuerst der rechte, dann der linke Arm und endlich die beiden Füße in einzelne Theile zerstückelt wurden, stößt der Henker mit sicherer Hand dem bluttriefenden, zuckenden Manne ein scharfes Stilet in das Herz. Es ereignete sich, daß der Verurtheilte bis zu dem letzten Stoße bei Besinnung blieb, daß solche bedauernswerthe Todesopfer die Zähne aufeinander bissen und keinen weiteren Laut von sich gaben bis zum Augenblicke des Gnadenstoßes, wenn endlich die Nähe des Todes die Zunge zu einem die Luft durchschneidenden kurzen Schrei löste.

Wir betraten den Gerichtssaal. In der Mitte stand etwas erhöht ein langer und breiter Holztisch, auf welchem eine Art fünfzackige Krone aus blank geputztem Eisen (die Stütze für die Schreibpinsel) und ein Holzgefäß mit rother Siegelfarbe lagen. Der Richter Tscheng nahm hier den Ehrensitz ein, ihm zur Rechten saß Herr Haas als Assessor, welcher perfect chinesisch sprach und wie es schien, einzig und allein die Verhandlung leitete, ohne viel Rücksicht gegen den Mandarin zu nehmen. Dieser nickte nur hin und

wieder würdevoll zustimmend zu den Anträgen des Assessors und blies den Cigarrenrauch gedankenlos in die Höhe; einige Male aber kam auch er in die Hitze und schrie dann mit einer wahren Capaunstimme den Angeklagten an, doch das Blut stieg ihm bei solchen Anstrengungen in die Schläfen, er brach plötzlich ab, um die Aufregung durch einen Theeschluck zu calmiren.

An einem anschließenden, kleineren Tische saß der englische Polizeicommissär, weil sich das zu verhandelnde Delict im englischen Rayon abgespielt hatte. Im Rücken des Gerichtshofes schloß eine bis an die Decke reichende, grün übertünchte Holzwand den Saal ab; zwischen der Holzwand und der Ziegelmauer des Zimmers führte ein Gang zur Wohnung des Richters, für jene Gäste bestimmt, welche den Verhandlungen beiwohnen wollen. Der Zuschauerraum wird durch ein Holzgeländer begrenzt, welches vom Gerichtstische zum Eingangsthore läuft. In dieser Weise ist auch der freie Raum für die Angeklagten, welche verhört werden sollen, erzielt. Die große Anzahl der Häscher, welche auf der linken Seite des Richters durch lautes Geschwätz ihre Gegenwart bekundeten, übte einen großen Einfluß auf die Verhandlung. Sprach der Richter ein Wort, so richtete ein jeder sogleich zehn weitere an den Verbrecher. Wie alle Würdenträger in China bestochen werden müssen, um gerecht zu sein, so auch diese Leute, ja es ist unmöglich, die unbedeutendste Bittschrift an das bestimmte Ziel gelangen zu lassen, wenn nicht früher das Abwiegen von Dollars die Hände geschmeidiger machte. Jeder Angeklagte wird an seinem Zopfe von einem Häscher geleitet und kniet während der Verhandlung auf dem Boden. Der Zopf, welchen die Chinesen mit Vorliebe wie einen Kranz um den Kopf gewunden tragen, muß frei über den Rücken hängen. Vergißt er diese Aufmerksamkeit vis-à-vis des „Taloje" (großer Herr), so fallen die Häscher über die Haarzierde her und bringen sie unzart in eine solche Lage, daß sie der Schwerkraft folgen muß. Die Weiber müssen sich vor der Vernehmung ihres Kopftuches entledigen. Sobald sich ein Angeklagter vertheidigen will, fallen ihm — wenn nicht der Richter, so doch die Polizeileute, falls sie nicht hinlänglich bestochen wurden, sofort in die Rede. Jeder Angeklagte brachte ein corpus delicti mit sich.

Die Verhandlungen währten nicht lange. Der Richter fällte das Urtheil und der Häscher führte das Opfer am Zopfe in das sogenannte Polizeiloch, welches gegen den Hof oder die Gasse abgesperrt, nur mit einem einzigen kleinen Luftloche versehen war, aus welchem die verkommenen Gesichter der mit Behagen ihr Pfeifchen rauchenden Arrestanten herausschauten. Die bei der Verhandlung vernommenen Zeugen durften stehen, mußten jedoch die Kopfbedeckung abnehmen. Ein Dieb zweier Ziegelsteine wurde zuerst vorgeführt und zu vierzehntägigem Kranztragen verurtheilt. Ein anderer Gauner, welcher im Menschengedränge ein Stück Baumwollstoff gestohlen hatte, erhielt dasselbe Strafausmaß nebst 50 Hieben. Dann erschien ein Delinquent, welcher sich nach überstandener Strafe bei dem Richter bedankte. Der Kranz wurde ihm abgenommen und der Entlassene verschwand alsbald in der Menge, welche den Vorhof belebte. Zwei Weiber traten nun vor die Schranken, die muthmaßlich Schuldtragende kniete während der Vernehmung, die Klägerin stand. Die Schuldige, welche die Andere während eines Streites mit einer Bambustange am Kopfe und mittelst eines Theeschalenscherbens an der Hand verwundet hatte, zeigte zuerst das Porcellanfragment und dann die Stange dem Richter, sie vertheidigte sich mit schnellzüngiger, heller Stimme so vortheilhaft, daß sie freigesprochen wurde. Es hat ihr sicherlich ein hübsches Geld gekostet. Ein Gewohnheitsdieb wurde hierauf zur sofortigen Applicirung von 200 Hieben verurtheilt. Sogleich ergriffen ihn zwei Häscher, warfen ihn vor der Eingangsthüre des Gerichtssaales zu Boden und rissen ihm die Beinkleider vom Körper. Ein Häscher faßte ihn mit seinen nervigen Händen bei den Waden, ein zweiter erfaßte seinen Kopf und ein dritter hatte unterdessen den Stock herbeigebracht, mit welchem die Hiebe auf das nackte Fleisch oberhalb der Kniegelenke ausgetheilt wurden. Der Bambustock hatte die Gestalt eines 1 Meter langen und 3 Centimeter breiten Lineals und bestand der Länge nach aus mehreren Theilen. Der Mandarin streckte während der Procedur den Kopf aus der geneigten Haltung strenge in die Höhe und controlirte den exacten Vollzug der Strafe. Die Schläge geschahen in rascher Aufeinanderfolge und der Executor zählte dieselben laut vor. Nach je 20 Hieben wechselten die Diener der ausübenden Nemesis ab.

Es war erbarmenswerth, anzusehen, wie das Fleisch aufschwoll, sich dann gelb und blau färbte, bis endlich ein rother Blutstreifen sichtbar wurde, der, immer breiter werdend, schließlich eine schwärzliche Färbung annahm. Der Geprügelte jammerte entsetzlich, doch nach überstandener Leibesstrafe wurde er ruhiger, zog seine Beinkleider in die Höhe (für jedes Bein einen separaten Theil) und kniete, nur zeitweilig noch „Taloje" schluchzend, vor dem Gerichtstisch nieder, um den Kranz in Empfang zu nehmen, welchen er drei Monate tragen sollte. Während der Befestigung des Kranzes, dessen unterer Rand auf dem Boden lag, hatte der Verbrecher Gelegenheit, den Kopf neugierig umzuwenden, um auf den angeklebten Zetteln lesen zu können, wie lange er das Holzstück zu tragen hätte.

Der folgende Fall bot mehr Interessantes. Ein Chinese — er kniete als Angeklagter vor dem Gerichtstische — besaß ein allerliebstes Töchterchen im Alter von zwei Jahren. Dieses stahl ihm ein jüngerer Bruder und verkaufte es um den Preis von 48 Dollars an ein junges chinesisches Mädchen, die Klägerin. Die chinesischen Gesetze bedingen bei rechtskräftigen Käufen eine vermittelnde, dritte Person, welche auch bei diesem Handel fungirte. Innerhalb fünf Tagen war der Kauf geschlichtet und der Kaufschilling ausbezahlt. Am sechsten Tage fiel es dem Angeklagten, der als Aeltester für Alles, was sich in seiner Familie ereignete, verantwortlich war, erst auf, daß ihm sein Töchterlein abging. Er fand es später bei der rechtskräftigen Besitzerin. Der Scandal, welchen er durch mehrere Tage aufführte, endete damit, daß die Käuferin einwilligte, das Kind zurückzustellen, sobald sie die Kaufsumme zurückerhalten haben werde. Das Kind wanderte wieder in das Elternhaus, aber das Mädchen erhielt kein Geld und klagte den Vater. Bei der Verhandlung stellte es sich heraus, daß der Chinese um den Handel gewußt, darum entschied der Richter friedlich: der Vater könne, im Falle die Klägerin das Kind nicht beanspruche, es behalten, doch müsse er den Kaufpreis rückerstatten. Die Klägerin aber wußte genau, daß sie auf diesem Wege keinen Cent zurückerhalten würde und kam einem Vergleiche soweit entgegen, daß sie sich mit der augenblicklichen Zurückgabe des halben Kaufpreises zufrieden stellte, welchen ihr der Angeklagte auch feierlichst einhändigte.

Bevor wir den Gerichtssaal verlassen, will ich noch eines Falles erwähnen, der in dem high life der Schanghai-Chinesen große Sensation hervorrief, aber zur Zeit, als wir die Stadt verließen, noch nicht ausgetragen war. Banquier Hu ist ein unendlich reicher Mann, und als solcher inclinirt er zu noblen Passionen. Er kaufte sich um den Preis von 3000 Taël (nahezu 10.000 fl. ö. W.) ein vierzehnjähriges Mädchen, trug dasselbe auf den Händen, richtete es prächtig ein, kaufte ihm Schmuck, Kleidung ꝛc. Das währte einige Jahre. Endlich merkte die Kleine aus der Weigerung ihres Herrn, ihr eine zweispännige europäische Equipage zu kaufen, daß ihre Stellung wanke. Und richtig, sie erfuhr, daß der alte Herr eine andere Rosenknospe gefunden und ihr sein goldenes Herz angetragen habe. Die Eifersucht erwachte, sie stellte der jungen Nebenbuhlerin nach und traf sie endlich im chinesischen Theater, wo sich zwischen den beiden Schönheiten eine Rauferei entspann. Als die Verwirrung ihren Höhepunkt erreicht hatte, benützte eine Schaar Industrieritter die günstige Gelegenheit, in der Hitze des Gefechtes das einzuheimsen, was sich die Mädchen gegenseitig, hauptsächlich an Kopfschmuck, herabrissen. Das Ende der Affaire war eine Klage beim Mixt court. Ich sah die Heldin. Ihr schelmisches Gesichtchen mit den Grübchen in den Wangen war wirklich reizend, ihre seidengestickte Kleidung prächtig. Eine Dienerin begleitete sie und trug die große silberne Wasserpfeife, aus der das Mädchen rauchte. Um sich einen Begriff zu machen, wie reich solche Mädchen gekleidet sind, genügt ein Blick auf das Werthverzeichniß aller jener Schmucksachen, welche demselben bei der Balgerei geraubt und auf 2000 Dollars (4400 fl.) geschätzt wurden.

Der Richter Tscheng hatte mich, wie ich bereits erwähnte, zu Tisch geladen. Zu der festgesetzten Stunde (6 Uhr Abends) erwartete er mich am Eingange zu seiner Wohnung, nachdem die Dienerschaft bei unserer Ankunft die Flügelthüren des Hauptportales weit aufgerissen hatte. Herr Tscheng war, wie bei der ersten Visite, im Staatsgewande, doch trug er heute einen kostbaren Burnus am Leibe, dessen viereckige Bilder nicht in Seide, sondern reich in Gold gestickt waren. Nach der herzlichen Begrüßung, wobei seine lustig pfiffigen Augen freundlich leuchteten, führte er uns in den

Empfangssalon, welchen wir bereits kennen lernten. Als Gäste waren geladen: der deutsche Viceconsul Möllendorf, der schwedische Consul Christiansen, der österreichische Viceconsul Haas, Professor Balint und ich.

In der Mitte des Saales stand ein runder, mit einem europäischen Tuche bedeckter Tisch, auf welchem sich vier kleine Porcellanvasen mit Blumen aus Reispapier, zwei Messingleuchter mit aus den Glasglocken hervorlugenden Kerzen, vier große Teller mit Birnen, Orangen, Nüssen rc. und sechs Gedecke



Dominospieler.

befanden. Ein solches bestand aus einem kleinen Tellerchen, wozu ein kleiner, rother Holzlöffel gehörte, aus zwei Elfenbeinstäbchen, endlich aus einer weißen Serviette, worauf für uns Europäer Messer und Gabel lagen. Der Mandarin lud uns Gäste zum Sitzen auf den Bänken seitwärts des Tisches ein. Mir und Balint wies er die Ehrenplätze unter dem Baldachine an, mehr Ruhebetten als Sitzplätze.

Die Diener servirten Thee. Wir warteten in der Straßentoilette, d. h. im Ueberzieher und mit dem Hute auf dem Kopfe der kommenden Dinge. Es dauerte nicht lange, so erhob sich der Mandarin, und wir folgten seinem

Beispiele. Die Diener brachten kleine Schalen, die anscheinend mit klarer Suppe gefüllt waren. Nach einer höflichen Verbeugung, welche ich erwiderte, geleitete mich der Mandarin zu Tische und wies mir den Sessel an. Er nahm dem Diener eine Tasse ab, hob sie in die Höhe, wie ein Priester den Kelch, und stellte sie auf den Tisch; dann ergriff er die Eßstäbchen mit beiden Händen, als offerirte er sie mir mit einem weihevollen Segensspruche, legte auch diese wieder auf ihren Platz und bot mir abermals den Sitz an. Ich blieb jedoch stehen, bis er die Durchführung derselben Ceremonie bei jedem Gaste beendet hatte. Der Gastgeber (welchem im Inneren China's sodann von einem der Geladenen die Eßstäbchen übergeben werden) wartete nun bei seinem Sitze, bis ihm ein Diener seine Halskette abgenommen hatte. Er vertauschte seine Staatskleider mit einem Hauskleide, nahm den Mandarinshut ab und bedeckte seinen kahlen Schädel mit einem schwarzseidenen Hauskäppchen. Wir entledigten uns unterdessen auch der Ueberzieher und der Kopfbedeckung.

Der Mandarin wartete, bis wir vollzählig an den zugewiesenen Plätzen standen. Noch ein „Tschin-tschin“ und der große Herr setzte sich ostentativ nieder und wir folgten seinem Beispiele. Er saß an der Tischmitte mit dem Rücken gegen den Saaleingang, wo schon eine Menge verlumpten Gesindels versammelt war, welches neugierig und lüstern alle Thüren- und Fensteröffnungen besetzt hielt. Der Mandarin nahm seine Schale und blickte mich, sie erhebend, so strenge an, daß ich mit dem liebenswürdigsten Lächeln schnell die meine ergriff. Sein Blick schweifte dann in der Runde über alle Gäste, dann führten die zitternden Hände das Getränk zu den Lippen. Es war keine Suppe, sondern heißer Reiswein (samschu), ein fuselhältiger Spiritus. Nach dem Zutrunke nahm er seine Eßstäbchen, erhob sie, sah mich etwas freundlicher an, dann der Reihe nach die Uebrigen, und lud uns damit ein, dem Dessert zuzusprechen, welches aus kleinen, würfelartig geschnittenen kalten Schinken, Ente-, Huhn-, Fisch- und Bambumarkstückchen, dann aus gerösteten Mandel- und Melonenkernen zusammengesetzt war. Ich hatte noch keine rechte Ahnung von der Reichhaltigkeit des Menu, darum griff ich getrost zu. Das Fleisch war nicht schlecht, aber, weiß Gott, wenn man sich

schon mit einer gewissen Scheu zum Tische setzt, dann schmeckt auch das Beste weniger gut. Nur zwei Herren der Gesellschaft sprachen chinesisch, deshalb beschränkte sich die directe Conversation mit Tscheng lediglich auf diese beiden. Die Unterhaltung war flau und das Essen wollte kein Ende nehmen. In den Zwischenpausen rauchten wir schlechte Cigarren, die wahrhaftig nicht den Appetit kitzelten.

Die Tafel währte drei Stunden. Als wir nach zwei Stunden schon des Guten fast zu viel genossen hatten und uns rücksichtslos erheben wollten, beschwichtigte Herr Tscheng unsere Eile mit der Tröstung, die Tafel sei ohnedies bald beendet. Nach 9 Uhr wurde der Reis aufgetischt und hierdurch mit der Sitte, bei diesem Gange auch nach einer lucullischen Mahlzeit der Armen zu gedenken, die sich nur von Reis nähren, das Diner als beendet erklärt. Der Mandarin erhob sich ceremoniös, zog sein Staatskleid an, setzte den Hut auf und begleitete uns durch die Höfe, deren Thore sich angelweit öffneten, in das Freie.

Einige Tage später erhielt ich vom Gastgeber den Speisezettel zugeschickt, der übersetzt so lautet:

„Menu für die eingeladenen Gäste. Große Gerichte: 1. Schwalbennester a la Hibiscus mutabilis. (Eine Suppe, in welcher weiße und braune, gallertartige, zähe Objecte schwammen.) 2. Rothgeröstete Haifischflossen. (Ebenfalls eine Suppe mit obbenannten Flossen, die schlüpfrigen Bändern glichen.) 3. Warme Schinkenschnitten. 4. In der Pfanne gebratene Mandarin-Ente. (Die Enten werden in China aus nicht wiederzugebenden Gründen verachtet, und ich würde mich kaum mehr entschließen können, selbst eine Mandarin-Ente, wie diese delicat zubereitete, zu essen.) 5. In der Pfanne geröstetes Schöpsenfleisch. 6. In der Pfanne gerösteter Bartschfisch.

Zuspeisen: 1. Salzwasserhühner (Hühnersuppe). 2. Krabbenkrusten (Krebsensuppe). 3. Nelkenpilze (Schwammsuppe). 4. Entenfüße und Entenzungen. (Deren Schwimmhäute und Zungen in einer suppenartigen Sauce.) 5. In Oel zubereitetes Hühnerragout. (Jedem sei der freundschaftliche Rath gegeben, sich vor diesem puren Ricinusöl zu hüten.) 6. Fisch, gefüllt mit Huhn-, Schinken- und Entenragout.

Aushilfsspeisen: 1. Bohnenkuchen. 2. Oelkuchen. 3. Mehlklöße. (Breite Teigbänder, die wie Strudel aufgerollt, beim Speisen mit der Hand abgewickelt wurden.

Mandelmilch.

Drei Fleischspeisen, und zwar: Schinken, Enten in Soya. Huhn in Oel. — Bambussprossen.

Zwei Arten conservirter Früchte, und zwar: Melonenkerne aus Pienliang (Provinz Honan) und Mandeln von Pata (Mongolei).

Von sämmtlichen großen Gerichten und Zuspeisen, sowie den Aushilfsschüsseln und den zwei Arten conservirter Früchte erhält jeder Gast eine Schüssel. Auf dem Tische stehen überdies sechs große Schüsseln frischen und getrockneten Obstes."

Nach einem großen Diner ist immer ein Spaziergang empfehlenswerth. Und so will auch ich den Leser einladen, mich bei einer Spazierfahrt nach Sikawej zu begleiten.

Sikawej ist eine Ansiedlung der Jesuiten, die hier ein großes Observatorium für Meteorologie und Erdmagnetismus erbaut haben. Sie erziehen auch Waisenkinder, bekehren die Chinesen, welche in der Nähe des Klosters ein kleines Dörfchen anlegten und von den Missionsgeldern leben. In der Nähe des Klosters befindet sich auch eine große Restauration mit vielen und prächtigen Localen, in denen besonders des Abends die ungezwungenste Unterhaltung (Gesang und Tanz) herrschen soll. Waisenmädchen, doch nicht aus dem nahen Institute, sondern aus allen Welttheilen, erscheinen hier in den modernsten Toiletten zu dem Rendezvous der reichen Kaufleute von Schanghai, bei welchem der Besitzer der größten Anzahl klingender Dollars auch der am liebsten gesehene Gast ist. Die Besitzerin ist eine Jüdin aus „Krakew".

Ich begegnete seit Singapore überhaupt vielen polnischen Juden. Alle waren aus „Krakew". Armes Krakau! Bald wirst du unter solchen Umständen nur noch auf der Landkarte existiren, und die polnischen Glaubensgenossen werden sich bestürzt in die Ohren zischeln: Was ist mit Krakau geworden? Alle sind über's rothe Meer gewandert.

Zwei schöne Straßen führen von Schanghai nach Sikawej. Die Felder*) standen im üppigsten Grün, die Gerste blühte, die Wassergräben verpesteten die Atmosphäre und die Raben erfüllten mit ihrem eintönigen Gekrächze die Luft. So weit das Auge reichte, begegnete es chinesischen Gräbern, die, großen Maulwurfshaufen gleich, über die Feldfrüchte emporragten.

Der Todte wird im Sarge auf ein Plätzchen seines Grundbesitzes gestellt und nur mit so viel Erde bedeckt, daß sie dem Ruhenden gewiß leicht



Chinesische Capelle.

wird. Der Hügel wird hierauf mit Viehfuttersamen besprengt und nach wenigen Wochen grünt und blüht es auf dem Hügel wie auf einer Wiese. Sind die Eltern des Verstorbenen noch am Leben, so bleibt der Sarg frei auf dem Felde stehen, oder er wird mit einer trockenen Mauer umgeben. Angesehene Chinesen, welche reiche Grundbesitzer sind und mit der Ackerfläche nicht zu sparen brauchen, besitzen eigene Familiengräber. Ein förmlicher Cypressengarten, gewöhnlich viereckig, kennzeichnet solche Ruhestätten.

*) Die Chinesen düngen ihre Felder vorzugsweise mit Aas, und diese Methode reicht so weit, daß die Landbevölkerung lebenden Hunden den Schweif abhackt und als Dünger auf die Aecker wirft.

In der Mitte der Anlage erhebt sich der große Leichenhügel oft in der Größe eines kleinen Wohnhauses. Darin liegt eingemauert und von Erde überschüttet Sarg an Sarg. Neben den Hügeln ist gewöhnlich die Ahnenhalle erbaut, in deren Innerem die Lebensläufe der Verblichenen auf Seide oder Papier gedruckt die Nachkommen zur Nachahmung aneifern sollen. Jeder Chinese ist im Stande, die Geschichte seines Hauses auf mehrere Jahrhunderte zurückzuführen. Am hervorragendsten in dieser Richtung, sowohl was Genauigkeit als Durchführung des Stammbaumes betrifft, sind die Nachkommen des großen Philosophen Confucius. Für die Aufnahmen der Kinderleichen sind hie und da tiefe Löcher in der Erde ausgehoben, welche mit einem kleinen Steinthurme überdeckt sind (englisch: babe-tower, chinesisch: Sian-hai-tze).

Da die unzählig vielen Gräber weder Inschriften noch Gedenksteine beigesetzt erhielten, so fielen mir zwischen den Gräbern einzelne Steinsäulen auf, welche mit chinesischen Lettern beschrieben sind und den Namen des Grundeigenthümers und Erbauers verewigen. Mädchen, welche ihren Geliebten treu blieben, wenn diese starben, Witwen, welche das Andenken ihrer Männer so treu bewahrten, daß sie jede zweite Ehe ausschlugen, ehrt man in China auf diese Art. Solche Denkmale bemerkte ich übrigens nur wenige.

Auf dem Heimwege fuhren wir an einem prächtigen Wohnhause im französischen Settlement vorüber, an welches sich die Capelle der amerikanischen Mission anschloß und in welchem die Missionäre ihr stattliches Heim aufgeschlagen hatten.

Vor den Stadtthoren hausen die Bettler in einer erschreckenden Anzahl. Die gräßlichsten Verkrüpplungen, Mißgestaltungen, Wunden und Gebrechen werden schamlos und ekelerregend zur Schau getragen. Hier scheint die Bettelei fast als Sport gehandhabt zu werden. Während die Jugend ausgelassen und schreiend umherjagt, steht der privilegirte Bettler erhaben da, stolz auf seinen Paß, welchen er auf der Brust und am Rücken seiner zerfetzten Kleidung angeheftet trägt, worauf zu lesen ist, daß ihm „die Huld des Kaisers gestatte", das Land bettelnd zu durchwandern.

Alles, was einigermaßen ein Recht zum Bestande hat, gibt in China dies in kleineren oder größeren Inschriftentafeln kund, deren Inhalt mitunter recht naiv, ein anderes Mal wieder bombastisch oder blumenreich gehalten ist. Gibt nicht die Inschrift über dem Eingang eines Hauses im amerikanischen Settlement Stoff genug zum Nachdenken und Lächeln, die lautet: „Wanderer, der du dich am Geruche erfreuest, betritt dieses Haus, um dich zu laben. Hier blüht und duftet es außergewöhnlich, denn eine frische Blume ist eben aufgeblüht". In der Nachbarschaft dieses Hauses hatte sich ein chinesischer Zahnarzt angekündigt, welcher die Zähne „schmerzlos reiße". Bei diesem Manne kostete die Operation nur 3 Dollars, während ein europäischer Zahnarzt dafür **10** Taël begehrte.

Die Chinesen sind für Nachahmungen außerordentlich talentirt. Erfunden hat der Chinese selten etwas, aber er rastet und ruht nicht früher, bevor er dem Europäer die Vortheile der in die Augen springenden Unternehmungen abgelauscht hat. Hat er das erreicht, so geht er seinem Lehrer sorgfältig aus dem Wege und etablirt sich selbstständig. Der chinesische Zahnarzt lernte die Handhabung der Instrumente im Dienste eines europäischen Doctors, bei welchem er durch drei Jahre so viel Muth entwickelte, die Köpfe derjenigen zu halten, denen der Arzt die Zähne riß. Nun hat er sich zurückgezogen, sich selbst Zangen gekauft, ist bei den Chinesen ein gesuchter Mann und wird dabei reich.

Stirbt ein Chinese, so leiten die Familienangehörigen sogleich die Todtenfeier ein. Es hängt von den Vermögensverhältnissen ab, ob dieselben drei, vierzehn Tage oder noch länger währen. Ich wohnte auch einer solchen Feier bei. Vor dem Trauerhause eines reichen Kaufherrn, dessen Frau gestorben war, versammelte sich allabendlich die Menge der Neugierigen, Leidtragenden und Tröster. Die Straße war in der Hausbreite mit einem großen grauen Tuche überspannt und auf der Straße standen die rothen Tafeln mit den goldenen Inschriften der Würden und Abstammung der Verblichenen. Nur Wenigen war der Eintritt in das Haus gestattet, doch dem Europäer öffnet sich sogleich das Thor, wenn er die hellbeleuchteten Zimmer betreten will, denn es geleitet ihn ein Polizeimann, welcher von den Engländern besoldet wird. In jedem der drei Zimmer standen zwei mannshohe silberne Kraniche,

die Trauervögel, welche als Leuchter verwendet, dicke, rothe Unschlittkerzen trugen. An den Wänden der ersten zwei Zimmer hingen die Ahnenregister, im dritten prangte in der Mitte des Hintergrundes das gemalte Bildniß der Verstorbenen, von der Künstlerhand eines Chinesen so vortheilhaft als möglich



Privilegirter chinesischer Bettler.

dargestellt. Das Lichtmeer hob die grellen Farben der Kleidung noch mehr hervor. Der Gesichtsausdruck war zart gehalten und gab der Vermuthung Raum, daß bei einiger Aehnlichkeit die Verstorbene eine noch junge, hübsche Frau gewesen sei, deren schiefgeschlitzte, große braune Augen nicht erfolglos im Hause gewirkt haben mögen. Vor dem Bilde stand ein Altar mit Opfergaben, als Speisen, Früchten, Blumen, und eine beträchtliche Anzahl Haus-

diener lauerte bereits auf diese Leckerbissen, die nach der Beendigung der Feier ihnen zufallen. Einige Frauen und Mädchen, Freundinen der Verstorbenen, occupirten die Sitze und Bänke. Bei dem Opfertische standen zwei erwachsene Chinesen, welche in einen weiten weißen Talar eingehüllt waren und deren Köpfe halbkugelförmige Strohgeflechte bedeckten. Weiß und grau sind die Trauerfarben China's.

Im Hintergrunde lehnte sich ein kleiner Bube lümmelhaft auf den Tisch und glotzte mit gierigen Augen auf die großen Birnen auf dem Opfertische. Er war mit einem langen Gewande aus gebleichtem Strohgeflechte bekleidet, welches mittelst eines Strohgürtels um den Leib zusammengehalten wurde. Auf dem Kopfe trug er einen Strohturban. Der Bursche war der Enkel der todten Frau und seine Bekleidung zeigte die tiefste Trauer an. Zwei Flötenspieler warteten auf das Abfeuern zweier Pöllerschüsse, als Signal zum Beginne ihrer monotonen Weisen. Den Gästen wurde Thee servirt und bei beständigen Condolenzgesprächen, während welcher die Tugenden der Verstorbenen fortwährend wuchsen, verging die Nacht. Hoffentlich ist die arme Seele in Ruhe und Frieden und nicht verurtheilt, in dem Körper einer Katze den Lebenslauf von Neuem zu beginnen.

Confucius, der größte Philosoph China's (er lebte vor mehr als 2000 Jahren), spricht in seinen Doctrinen von keiner Seelenwanderung, doch wurde eine solche Ansicht von anderen Gelehrten, z. B. Licius (geb. 450 v. Chr.), theilweise angenommen.

Confucius*) glaubte zwar an ein Fortleben nach dem Tode, denn er nimmt an, daß die Verstorbenen als Geister über den Bergen und Strömen eine Vermittlungsrolle zwischen der lebenden Menschheit und dem Himmel (Tjen) zugewiesen erhielten. Den Himmel erwähnt er in seinen Schriften öfters: „Der Himmel erwählte mich als Alarmglocke." „Soll ich den Himmel belügen?" „Menschenkenntniß ist unmöglich ohne Kenntniß des Himmels." „Der Himmel spricht nicht, aber er greift thatsächlich in die Natur und das Menschenleben ein, ohne Außergewöhnliches schaffen zu können."

*) Siehe die Commentare über chinesische Philosophen von Ernst Faber.

Ueber die Existenz der vorerwähnten Geister und Dämonen sagt er: „Wir forschen ihnen nach, ohne sie zu sehen, wir horchen ihnen zu, ohne sie zu hören."

Die Lehren des Confucius sind ausschließlich ethisch-anthropologischer Natur und befassen sich mit der Definition der Natur, des heiligen Mannes, des Verhängnisses, des Himmels, der Geister und Gottes. Es würde zu weit führen, seine einzelnen Ansichten zu besprechen, darum will ich mich begnügen, nur die wichtigsten Grundzüge seiner Lehren anzuführen: Die Annahme der Unsterblichkeit in der Existenz der ruhelosen Berggeister ist die schwache Seite der confucianischen Doctrinen, denn es erfolgt nach dem Tode weder eine Belohnung noch eine Bestrafung. Das Loos der Geister kann nur verbessert werden durch Opfergaben der Hinterbliebenen.

Confucius ist nicht im Stande, den Tod zu erklären, und faßt das belebende Princip und die Materie des Körpers als ein unzertrennbares Ganzes auf. Er gestattet Polygamie, erkennt die Vielgötterei an, er glaubt den Wahrsagern, er versichert, daß Musik die Volksmoral in günstiger Weise beeinflusse, gibt den Frauen Sclavenrang und entzieht den Kindern jede Stimme in der Familie. Er empfiehlt die Verehrung des Genius, demnach die Menschenvergötterung, begünstigt den Eigennutz, ja selbst den Geiz und verbietet jeden Lebenscomfort. Er glaubt an eine Bestimmung und definirt sie folgendermaßen: „Bestimmung ist der Plan und die Einwirkung des Himmels auf die Creatur. Möge sich der Mensch auch sträuben, er kann nicht dem von Tao angeordneten Laufe entgehen. Der höher begabte Mann erwartet sein Loos mit Ruhe und wird erst ein solcher durch das Studium seines Verhängnisses, welches er fürchten soll." Die Geschichte China's lehrt uns, daß die Lehren des Confucius jedem Aufschwunge, jeder höheren Entwicklung des Reiches hemmend entgegenstanden.

Der Philosoph Licius sagt über die Entwicklungsphasen in der Natur Folgendes: „Der Same hat Entwicklungsphasen — wie Frösche Wachteln sind —" (modern nach Doczy: Wie Menschen Frösche sind). „Auf Wasser wird er zu Algen, am Rande des Wassers zu Flechten, auf bergigem Boden zu Moos. Wird das Moos gedüngt, so wird es Gras. Die Wurzeln des

Grases werden zu Larven, die Blätter zu Schmetterlingen. Wandelt sich das Gras, so werden Würmer unter Ofenwärme; ihre Gestalt ist nackt; ihr Name ist Khü-Tschüh. Diese Wurmart verändert sich in tausend Tagen zu Vögeln mit dem Namen Kan-Yu-Kuh. Aus dem Speichel derselben entstehen Mücken. Diese werden zu Essigmücken und erzeugen Essigfliegen. Essigfliegen erzeugen Hautfliegen (?), diese Netzflügler und letztere Kürbiskäfer.

Die Leber des Schafes verwandelt sich zu Ti-kau (?). Aus Pferdeblut werden Irrlichter. Menschenblut wird zu Feuer der Wildniß. Die Eingeweide entwickeln sich zu Falken, der Falke zur Turteltaube und diese nach längerer Zeit wieder zum Eingeweide. Die Schwalbe wird zu Perlmutter, die Fledermaus zur Wachtel. Verrottete Kürbisse werden zu Fischen. Alter Schnittlauch wird Spinat. Alte Widder werden zu Affen. Fischeier werden Würmer. Die Vierfüßler vom Berge Than-wun befruchten sich selbst und gebären; sie heißen Lui. Die Marschvögel blicken sich an und gebären.

Ein nachdenkender Gelehrter befruchtet ohne Weib. Ein nachdenkliches Weib empfängt ohne Mann. Hau-Tsih (2300 v. Chr.) wurde von einer großen Fußspur erzeugt, Y-yen (1760 v. Ch.) von einem hohlen Maulbeerbaum. Die Pflanze Yang-hai mit altem Bambu, welcher nicht mehr sproßt, vereint, erzeugt ein wurmartiges Thier; dieses erzeugt den Panther. Der Panther erzeugt das Pferd, das Pferd erzeugt den Menschen, der Mensch geht nach längerer Zeit wieder ein in den Entwicklungsanfang. Alle Dinge kommen aus dem Ursprung und gehen ein in den Ursprung."

Ueber den Weltuntergang berichtet Licius Folgendes: „Im Staate Ki war ein Mann voll Besorgniß, daß, wenn einst Himmel und Erde zerbrechen und einfallen, sein Leib keine Stätte finden werde. Schlaf und Appetit flohen ihn. Ein Anderer war besorgt über die Besorgniß des Ersten und ging hin, ihn aufzuklären. „Der Himmel," sagte er, „ist der Behälter der Luft; es gibt keinen Ort, wo nicht Luft ist. Wenn also Ausdehnen und Zusammenziehen, Einathmen und Ausathmen den ganzen Tag in der Himmelsrunde abwechseln, wie kannst Du besorgen, daß der Himmel zerbricht und herabfällt?" Der Mann antwortete: „Obgleich der Himmel nur Luft sammelt, können nicht doch Sonne, Mond und Sterne herabfallen?" Der Gelehrte

antwortete: „Sonne, Mond und Sterne sind nur Lichter im Luftbehälter. Wenn sie auch herabfallen, so können sie doch Niemand verletzend treffen.“ Der Mann entgegnete: „Wie aber, wenn die Erde zu Grunde geht?“ Der Gelehrte antwortete darauf: „Die Erde ist eine Massenanhäufung, alle vier Leerheiten sind vollgestopft; überall ist die Masse, und das Herumtreten und Herumstampfen geht auf der Erde den ganzen Tag auf und ab, wie kannst Du doch besorgt sein, daß sie zu Grunde geht?“ Da ließ der Mann seine Besorgniß und hatte große Freude, und auch der Aufklärer ließ seine Besorgniß und hatte große Freude.

Tschang-Lu-Tsi hörte dies und sagte lächelnd: „Regenbogen, Wolken und Nebel, Wind und Regen, sowie die vier Jahreszeiten das sind die Ansammlungen der Luft in ihrer Vollendung und machen den Himmel aus. Berge und Hügel, Flüsse und Meere, Metall und Steine, Feuer und Holz das sind die Ansammlungen des Geformten in der Vollendung und machen die Erde aus. Weiß man, es ist Ansammlung und Masse, wie kann man sagen, daß sie nicht zu Grunde gehen? Himmel und Erde sind nur ein kleines Ding im Raume. In Mitte des Seienden sind sie das größte. Sie kommen nur sehr schwer zum Ende und zur Erschöpfung, das steht fest. Es ist schwer zu ergründen und zu verstehen, das steht auch fest. Der über das Zugrundegehen Besorgte war weit von der Wahrheit entfernt. Der Andere, welcher sagt, daß sie nicht zu Grunde geht, hat ebenfalls das Richtige nicht getroffen. Himmel und Erde können nicht anders, als zu Grunde gehen, und sie kommen gemeinschaftlich zum Verderben. Wer diese Zeit erleben wird, sollte der nicht traurig sein?“

Der Philosoph Licius hörte dies und sagte lächelnd: „Es ist Irrthum, zu behaupten, daß Himmel und Erde verderben, und es ist Irrthum, zu behaupten, daß sie nicht verderben. Verderben oder Nichtverderben, das kann ich nicht wissen, obgleich jeder der Beiden seine Ansicht hat. Der Grund ist: das Leben versteht den Tod nicht und der Tod nicht das Leben; die Ankunft versteht nicht den Abschied, der Abschied nicht die Ankunft. Warum sollte ich über Verderben oder Nichtverderben mir das Herz beunruhigen?“

Es ist interessant, zu hören, wie Licius die beiden Heiligen Confucius und Lao-tse einander gegenüberstellt. Er erzählt darüber: „Ein Statthalter

aus Tschin machte eine Visite in Lu. Da sah er auch privatim den Herrn Schu-Suën. Dieser sagte: „Unser Land hat einen Heiligen.“ „Das ist doch wohl nicht Confucius?“ fragte Jener. „Ja er ist es.“ „Woher weiß man denn, daß der ein Heiliger ist?“ Herr Schu-Suën antwortete: „Ich habe immer so gehört.“

Yin-Hwui sagte darauf: „Confucius kann das Herz aufreiben, um die Form zu verwerthen.“ Der Statthalter aus Tschin sagte: „Mein Land hat auch den Schüler eines Heiligen. Wißt Ihr das?“ Sie fragten: „Was ist das für ein Heiliger?“ Er antwortete: „Unter den Schülern des Lao-Tan ist einer Khang-Tschong-Tsi, welcher das System des Tau überwältigt hat. Er kann mit den Ohren sehen und mit den Augen hören.“ Der Fürst von Lu hörte das mit großem Erstaunen und sandte einen Officier mit reichen Geschenken, ihn zu holen. Khang-Tschong-Tsi nahm die Einladung an und kam. Der Fürst von Lu bat ihn mit demüthigen Worten um Aufschluß, Khang-Tschong-Tsi gab zur Antwort: „Das Gerücht über mich ist falsch. Ich kann sehen und hören, ohne Augen und Ohren zu gebrauchen, aber ich kann den Gebrauch von Augen und Ohren nicht verwechseln.“

Der Fürst von Lu sagte: „Das vermehrt noch das Außerordentliche. Worin besteht das Geheimniß? Meine Wenigkeit ist ganz Verlangen, es zu hören.“ Khang-Tschong-Tsi antwortete: „Mein Körper stimmt zum Herzen, das Herz stimmt zu den Kräften, die Kräfte stimmen zum Geiste und der Geist stimmt zum Nichts. Haben sie nur ein Atom des Seienden oder nur einen momentanen Klang, obgleich entfernt jenseits der acht wüsten Oerter, oder nahe zwischen den Augenwimpern, das afficirt mich und ich muß es wissen. Aber ich weiß nicht, daß dieses durch die sieben Oeffnungen und die vier Glieder wahrgenommen, oder vom Herzen, vom Magen oder von den sechs Eingeweiden gewußt wird, ich weiß nur das Wissen selbst.“ Der Fürst von Lu war höchst erfreut und theilte es am folgenden Tage Confucius mit. Dieser lächelte und gab keine Antwort.“ — — —

Wir haben nun einige Aussprüche der größeren Philosophen kennen gelernt, darum interessirt es uns auch, eine Pflanzschule des Genius kennen zu lernen.

Tief im Innern der ummauerten Stadt Schanghai gelangt man nach Ueberwindung zahlreicher enger Wege und Gäßchen zu dem Musentempel chinesischer Literatur. Alle Hunde der Stadt widersetzten sich unserem Vorhaben, die Studenten zu besuchen. Der chinesische Hund wittert den Europäer von ferne und alarmirt durch sein Knurren, Bellen und Winseln sämmtliche Gesinnungsgenossen der weiten Nachbarschaft. Kein Besitzer läßt es sich beikommen, den Hund zur Ruhe zu verweisen, oder zu sich zu rufen, doch genügt es dem Europäer, einen Stock bei sich zu tragen, denn ein einfaches Schwingen des Bambu genügt, die feigen Kläffer insgesammt in die Flucht zu schlagen. Sie ziehen dann die Schweife zwischen die Beine, die Haare des fetten Nacken sträuben sich nach aufwärts und pfeilschnell finden sie alle die Schleichwege und Zufluchtsöffnungen der Umzäunung, von denen der Hausbesitzer selbst kaum eine Ahnung haben dürfte.

Die Gebäude des Collegiums werden von einer vier Meter hohen Steinmauer im rechten Winkel eingeschlossen. Der Haupteingang befindet sich in der Südost Ecke der Mauer. Ein Steintrottoir führt über den grünen Rasen zum zweiten Portale, wo ein Portier seines Amtes waltete. Wir wurden hier von dem chinesischen Diurnisten des vaterländischen Consulats erwartet, dessen Vater ein ehrwürdiger Student des Collegiums ist. Eine Brücke über einen mit Wasser gefüllten Wallgraben, worin sich eine Anzahl von Fischen tummelte, führte direct in das Innere des Hauptgebäudes. Den ersten Stock bewohnte der für jeden Fremden unnahbare Vorstand des Institutes. Das ganze Haus war hölzern und die Eingangsthüre mittelst aneinander gereihter Bretter verschlossen. Die einzelnen Bretter waren mit der Blüthenlese der chinesischen Literatur voll beschrieben, daneben befanden sich gedruckte Plakate mit den Namen der 37 Studenten, welche derzeit das Collegium bewohnten und die Titel ihrer literarischen Arbeiten. Jene der prämiirten Werke sprangen sofort durch ihre rothe Farbe in die Augen. Unser Führer geleitete uns zur Zelle seines Vaters, eines fünfzigjährigen Studenten, welcher uns zwar etwas unbeholfen, aber freundlich empfing. Die Studirzellen waren recht klein und einfach möblirt. Ein hartes, mit einem Mosquitonetze überspanntes Bett, ein oder zwei Büchergestelle, worauf alle Werke in größter Ordnung

standen, welche der Student bereits gelesen hatte, ferner seine eigenen completen Arbeiten, daneben ein Arbeitstischchen, worauf ich Papier, Pinsel, Tusche, Wasserpfeifen und Theeschalen erblickte, endlich zwei Holzstühle, das ist Alles an Einrichtung. Ueber den Holzwänden erhob sich die schiefe Holzebene des Gebäudedaches. Die Zellen, welche ein Säulengang gegenseitig verband, reihten sich aneinander und ihnen gegenüber waren vier kleine Räume mit je zwei Holztischchen, auf welchen die Eßstäbchen und Holzlöffel als Gedeck für fünf Personen bereit lagen. Im Ganzen machten die Zellen und besonders die kahlen Speisezimmer den Eindruck großer Dürftigkeit.

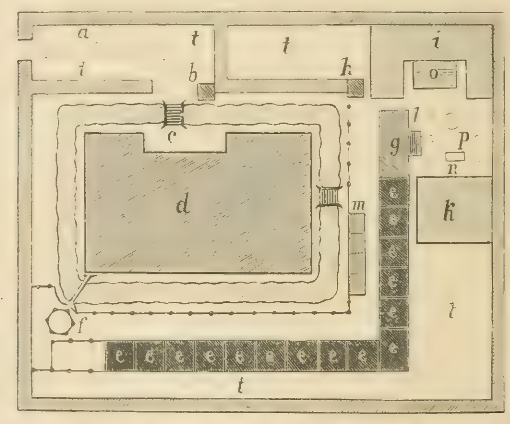
In den großen Kesseln der Küche, unter welchen die von Blasbälgen angefachten Feuer brannten und worin die unsauberen Hände der chinesischen Köche allerlei geheimnißvolle Speisen zubereiteten, ranzelte das Oel, brandelte der Fisch.

Nach Passirung eines verwahrlosten Ortes, welchen die Chinesen „Ablagerung der Ehre“ nennen, gelangten wir in einen großen Hof, in dessen Hintergrunde ein tempelartiger Altar stand, dessen Götterstatue mit einem dichten Schleier verhüllt war. Vor dem Altare wurden in einem Eisenbecken wohlriechende Räucherpapiere verbrannt, anbei befanden sich sechs kleine und eine große runde Vase, worin Lotosblumen gezogen wurden. Aus einem Schlote quoll ein dicker, scharfer Rauch empor; es befand sich nämlich unterhalb des Bodens eine Feuerstelle, auf welcher alle Maculaturschriften der Studenten verbrannt werden mußten.

Das Collegium ist eine philosophische Facultät. Die Studenten waren derzeit im Alter zwischen 20 und 70. Jeder Student erhält vom Tautai (Gouverneur) einen monatlichen Gehalt von 10 Taël, wovon er sich beköstigen und kleiden muß. Dafür ist er verpflichtet, allmonatlich eine philosophische Arbeit abzuliefern. Die beste Arbeit eines jeden Monats wird mit 10 Taël belohnt. Schiedsrichter ist der Tautai allein. Wenn man sich vor Augen hält, daß der Gouverneur, welcher nebstbei chinesischer General ist, jeden Monat 37 philosophische Werke durchlesen soll, so erklärt es sich, daß seine Kritik schon öfters unter den Studenten Zwiespalt und Feindschaft hervorgerufen haben soll.

Einen der folgenden Tage verwendete ich zu dem Besuche der großen Missionsanstalt in Sikawej.

Nach Abgabe unserer Karten beim Portier des Sikawej-Institutes führte er uns in den Wartesalon neben seiner Loge und ersuchte uns, hier zu warten. In der Mitte desselben stehen nach chinesischer Sitte zwei Reihen Holzsessel. Dem Eingange gegenüber hing in chinesischer Kunst das Aquarell: Die Flucht Josef's, Maria's und Jesus'; rechts davon das große Bildniß des reichen Mandarins und Ländereibesitzers Sikaulao, links das Bild seiner Frau, beide in rother Kleidung. Sikaulao schenkte 1544 den ganzen jetzigen Grund-



Grundriß des chinesischen Collegiums in Schanghai.

a Trottoir, b Portierloge, c. Brücke, d Wohnung des Directors, e. Studentenzellen, f. Pavillon, g Küche, i Theater, o Bühne, k Tempel, l. Verbrennungsofen der Maculatur, m. Speisezimmer p Lotosblumenvasen, t Hofräume

complex der Anstalt den Jesuiten. Sikaulao hieß von Geburt Sikawej, als Mandarin bekam er den Ehrentitel Kaulao.

Ein Jesuitenpater begrüßte uns nach einigen Augenblicken. Da er nur französisch sprach, kam Balint auf die Idee, lateinisch zu sprechen. Der Einfall wurde von den Herren und speciell von dem Director anscheinend günstig aufgenommen. Der Jesuit war mit einem langen, blauen, chinesischen Talar bekleidet, trug landesübliche Schuhe aus Seide mit dicken Papiersohlen und auf dem Kopfe ein chinesisches Seidenkäppchen. Sein Zopf, schon altersgrau, reichte bis in die halbe Höhe des Rückens, und von da ab war, wie auch bei den Chinesen, schwarze Seide eingeflochten.

Durch viele Gänge, deren Merkmale die größte Reinlichkeit und viele religiöse Bilder waren, führte er uns in den großen Empfangssaal, das Refectorium, wo uns der Director des Institutes erwartete. Auch er war chinesisch gekleidet. Ein mittelgroßer, schon alter Herr mit schneeweißem Vollbarte und freundlich mildem Augenpaare, nahm er schon bei der ersten



Chinesischer Literat.

Begegnung die Herzen ein. Während Professor Balint mit großer Fertigkeit im Lateinischen conversirte, konnte ich mir den Saal näher ansehen. Er ist colossal groß, aber leer, das Billard im Hintergrunde verschwindet darin. In der Mitte der einen Breitseite steht die Holzstatue des heiligen Ignatius, vis-à-vis an der Parallelwand hängt ein großes Holzschnitzwerk, von einem Bruder künstlerisch verfertigt, den heiligen Franciskus, Maria huldigend, darstellend. An den Breitseiten und neben dem heiligen Igna-

tins zieren vierzehn große Kupferstiche, Meisterwerke französischer Kunst, die Wände.

Als der Einfluß der Katholiken in China noch blühend war, beschlossen die Priester, die Gunst des mächtigen Tataren-Kaisers Kuen-lun sich im Sturme zu erobern, indem sie seine Heldenthaten in einer Sammlung von Prachtbildern verherrlichten. Diese Bilder, dieselben, wie sie in Sikawej im großen Saale, und zwar in einzig completer Zusammenstellung zu sehen sind, wurden in Paris zur Zeit Ludwig XV. von Künstlern gezeichnet und in nur wenigen Exemplaren vervielfältigt. Das Geschenk wirkte, und den Jesuitenpaters ward der erwünschte Erfolg, viele Bewohner des Kaiserthums zu Christen bekehren zu dürfen. Mit dem Ende der Regierung Kuen-lun's ging auch die Herrschaft des Christenthums zu Grunde.

Schon als Sikaulao sein großmüthiges Geschenk im 16. Jahrhunderte den Jesuiten zu Füßen legte, blühte das Christenthum in China. Ritschi, zur damaligen Zeit Director des Ordens, bekleidete eine höhere Mandarinstelle. Ich hatte Gelegenheit, sein Bildniß, als Mandarin en parade, einige Male zu sehen. Damals trugen die Chinesen noch keine Zöpfe.

Die Jesuiten strebten nach Höherem als Ausbreitung der Religion, sie agirten politisch und trachteten die Zügel zur Volksleitung ganz in ihre Hände zu bekommen. Das sich mehr und mehr regende Mißtrauen wuchs von Anfeindungen zur Verfolgung, und wie es immer so ist, fielen auch Tausende Chinesen zum Opfer der Machtbestrebungen ihrer Lehrer. Seit Ende des 17. und mit Beginn des 18. Jahrhunderts sank die Macht der christlichen Religion in China rapid. Zu den Anfechtungen der Regierung gesellte sich noch der innere Zwist zwischen den orthodoxen Dominikanern und den, man muß es eingestehen, mit enormen Volkscharakter-Kenntnissen, anscheinend liberal vorgehenden Jesuiten. Während diese das Volk bei ihren mit dem Familienleben eng verflochtenen Sitten und Gewohnheiten beließen, ihnen die Ahnenverehrung, Verehrung der Classiker &c., dann ihre Sitten, z. B. verstorbene Kinder vor dem Tode der Eltern nicht zu begraben, sondern auf dem Felde oder selbst im Hause einzumauern und die ärmeren selbst frei unter Gottes Himmel liegen zu lassen &c. &c., gestatteten, wollten die Dominikaner

aus Furcht, es könne sich eine neue Secte bilden, nichts davon wissen, und so bekriegten sich die Verfechter des Glaubens gegenseitig. Unter solchen Umständen lag augenscheinlich das Ende des Christenthums in China nahe. Jahrelanges Streben wurde mit einem Male zu nichte, und die Jesuiten mußten, nachdem sie Alles verloren, von Neuem beginnen. Die in wirklicher Begeisterung unter unglaublichen Entbehrungen und Entsagungen ausgeführte That wurde zur Schuld und besonders dann, als von Oben herab in dem Wirken und Erfolge der Jesuiten eine Beeinträchtigung und Schmälerung der eigenen Macht, und das mit Recht gewittert wurde, erforderte die Thätigkeit der Mission die größte Ueberlegung und Vorsicht. Jeder ihrer Schritte, jedes Project ist nun wohlbedacht, wohlbegründet und wohlerwogen. Die Jesuiten entfalteten eine bewunderungswerthe, segensreiche Thätigkeit.

Wohl haben die chinesischen Amtspersonen selten Gutes über sie zu berichten. So wurden beispielsweise als Ursache des Massacre's in Tientsin (22. Juni 1870) allerlei verübte Grausamkeiten der Jesuiten an den Hof berichtet, um die Verantwortung des Blutbades von sich selbst abzuwälzen: „Sie stechen den Kindern die Augen aus ꝛc. ꝛc.“; doch niemals wurden die Stufen des allerhöchsten Thrones mit Klagen über Mädchenverführung oder sonstige einschlägige Beschwerden beschmutzt; die Jesuiten scheinen mehr von Menschenliebe bei ihrer rastlosen Thätigkeit geführt zu werden, als von dem Drange, das Christenthum zu predigen und zu lehren.

Wenn z. B. in Nankings Collegium den 600 Waisenknaben wenig oder gar nichts von Religion gelehrt wird, wenn dort, so wie auch in Schanghai bezahlte Heidenlehrer den Zöglingen Unterricht in den einheimischen Classikern und zwar in der Landessprache ertheilen, ja das Hauptaugenmerk dahin geht, denselben eine vollkommene, dem Lande entsprechende Bildung zu ertheilen, fremde europäische Sprachen gar nie zum Vortrag kommen, so will man nur Gefühle der Dankbarkeit wachrufen, man hofft, daß der Mandarin aus ihrer Schule späterhin nur das Beste über die Missionen seinen Kindern und Freunden erzählen soll, daß, wenn auch erst in späteren Jahren, die guten Früchte des Samens reifen, welchen sie in der Gegenwart mit unermüdlichem Eifer säen. Verdient das nicht Bewunderung und Anerkennung? Wie

anders ist das mit dem Missionär des Handels, welcher in die fremde Welt zieht, um reich zu werden, welcher thätig ist, weil er die Dollars genießen will, welche er sich am Schreibtische erwirbt, der nur für sich und für sein Wohlbefinden arbeitet.

Der Director der Anstalt theilte mir mit, daß in dem Missionsbereiche Schanghai in der Provinz Tsche-kiang und im Norden der Provinz Fukien 80—90.000 Christen leben. Im Ganzen schätzt er die christliche Bevölkerung China's auf drei Millionen. Wenn man circa die Hälfte davon, also bei 1,500.000 annimmt, so dürfte nach dem Vergleiche mit anderen Angaben, die Zahl der Wirklichkeit entsprechen. Die Zöglinge der Anstalt lieben ihre Väter. Es war rührend, zu sehen, wie die kleinen Chinesen unserem Führer zusprangen, lustig und freundlich ihm in seine wohlwollenden Augen blickten und glücklich waren, wenn er ihnen zunickte oder das Gesichtchen streichelte!

Zuerst führte uns der freundliche Führer in die Kirche. Sollte dieser erste Gang die Ablegung unseres Glaubensbekenntnisses bezwecken? Fast schien es so. Wir bekreuzten unsere sündigen Stirnen mit Weihwasser und verneigten uns vor dem provisorischen Altarbilde Mariens (wir waren im Monate Mai). Das Bildniß verdeckte das eigentliche Altarbild des heiligen Ignatius von Loyola.

Der Altar ist aus schöner Holzschnitzerei und Arbeit der Instituts-Zöglinge. Im Ganzen ist die Kirche einfach, aber geschmackvoll. Am Chore befindet sich eine kleine Orgel aus Bamburöhren, das Werk eines verstorbenen Fraters.

Im Schiffe reihten sich die Betbänke wie in den europäischen Kirchen aneinander. Die inbrünstig betenden, chinesischen Frauen in denselben gaben dem Bilde einen eigenthümlichen Charakter. Nach Passirung einiger Hallen kamen wir zu den Schulen, wo den Zahlzöglingen, Kindern reicher Chinesen, von den angestellten Literaten Unterricht und Erklärung der Classiker tradirt wurde. In zwei Classen dieser Elementarschulen war Vortrag. Wir bewunderten durch das Glasfenster die emsige Thätigkeit der Lehrer. In jeder Classe waren 4—5 Lehrer zugleich thätig. Sie saßen wie angenagelt auf dem Stuhle und erhoben sich nur nach Beendigung ihrer Stunden. Einige Zöglinge

knieten zur Strafe, doch auch sie, wie alle übrigen, lächelten uns zu, als die Lehrer uns grüßend zunickten. Die dritte Classe stand offen und war leer. Wir traten ein. Ueber der Hauptlehrkanzel hing ein schwarzes Kreuz, gegenüber stand ein kleiner Altar mit dem blumengeschmückten Bildnisse der heiligen Jungfrau Maria. Auf den breiten Pulten der 14 Reihen Schulbänke lagen die einzelnen Werkchen der Classiker, daneben Papier, Tusch und Pinsel; an den Wänden waren verschiedene Landkarten, Zeichnungen aus dem Thier- und Pflanzenreiche und Heiligenbilder angebracht.

Wie ganz anders sah dieses freundliche, reine Lehrzimmer aus im Vergleiche mit jenem, welches ich einige Tage vorher in der chinesischen Stadt sah. Dort war der Eingang direct von der lärmenden Gasse. Das Zimmer, wenn man so sagen kann, dunkel und rußig, schwamm im Schmutze. Der Boden war die nackte Erde, die Schulbänke fettig und ölig; der Lehrer, eine abgehärmte Gestalt, saß im Winkel und rauchte Opium; im Hintergrunde führte eine offene Thüre in einen Stallraum, in welchem die Schweine grunzten, und nebenan zeigte eine Bambuleiter an, wie man zur Wohnung des Lehrers gelangen könne; nur die Art des Vortrages der chinesischen Classiker war dieselbe. — Anstoßend an den Saal der dritten Classe gelangte man in den Schlafsaal der Zahlzöglinge. Hier stand Bett an Bett, in langer Reihe, alle mit den feinen Mosquitonetzen überdeckt, Blumen und Bilder schmückten die Gestelle. Ein physikalisches Kabinet enthielt Apparate für magnetische, elektrische, akustische und optische Experimente. In den Lehrsälen der Waisenknaben ging es lebhaft zu. Vier Lehrer präsidirten in dem großen Saale, in welchem sechs- bis achtjährige Knaben laut die Classiker recitirten. Jeder Knabe las oder sang größtentheils auswendig seine Lection laut ab. Der Gesang war monoton in Moll, doch kamen auch nicht selten sympathische Modulationen der Stimme vor. Der Lehrer mit seinem feinen Gehör war immer im Stande, aus dem Gesumme des ganzen Schwarms Fehler und Fehlende sofort zu bemerken und zu corrigiren.

Unter den hundert lieben, kleinen Geschöpfen bemerkte ich einige mit unleugbar europäischen Gesichtszügen. Etwas abseits des Lehrsaales sahen wir ein kleines Zimmer, die Correctionsanstalt fauler oder böswilliger Kinder.

Ein alter, chinesischer Lehrer mit glotzenden Brillen tradirte hier auf einer großen, schwarzen Holztafel chinesische Schriftzeichen.

Bei unserer Ankunft hielt er inne, die Kinder knieten nieder, falteten die Hände und begrüßten uns mit einem herzigen: Bitte, bitte! Circa zehn Knaben waren in Correctur. Durch einen blühenden Garten, dann längs eines Wassercanals führte der Weg zu einer zweiten Häusergruppe, in welcher die Bildhauer-, Maler- und Druckereischule untergebracht sind. Das Spital und Asyl der Krüppel haben wir nicht besichtigt; doch soll sich erst hier die ganze Humanität der Missionäre im glänzendsten Lichte zeigen.

In der zweiten Abtheilung wurden die schon erwachsenen Chinesen im Alter von 14—20 Jahren beschäftigt. Auch hier fanden wir eine Capelle. Das Interessanteste darin waren die Fenstermalereien auf durchsichtiger Leinwand, so effectvoll ausgeführt, daß sie Jedermann für Glasmalerei halten konnte. Im ersten Arbeitssaale wurden die Pläne für die Holzarbeiten und die Zeichnungen jener Rahmen ausgearbeitet, welche dann im Maler-Atelier die verschiedenen Bildnisse aufnehmen sollten. In den Magazinen nebenan sah ich fertige Holzschnitzereien, als: complete Altäre, Kanzeln, Beichtstühle, vergoldete Zierrathen, heilige Namenszüge, Engelsgestalten &c., in bewunderungswerther Symmetrie und mit großem Geschmacke verfertigt, in Hülle und Fülle. Wird im Lande irgend eine Kirche eingerichtet, so werden die Stücke bei den Jesuiten in Schanghai zu dem Anschaffungspreise angekauft.

In den Werkstätten für Schnitzereien waren auch stumme und taubstumme Zöglinge beschäftigt. Viele der Arbeiten wurden nach vorliegenden Bronze-Originalien so exact copirt, daß sie nach der Vollendung von den Originalen nicht zu unterscheiden waren. Alle Arbeiten sind Handarbeiten. Anschließend folgten noch die Tischlereien und Firnißanstalten.

Der Vorstand der Malerschule war ein chinesischer Laienbruder, ein noch junger Mensch mit rothen Wangen und zierlichen schmalen Wachshänden. Er selbst copirte meisterhaft Oelbilder. Er allein malte in Oel, seine Schüler verfertigten Aquarellbilder, theils colorirten sie roh gedruckte Contouren. Diese Bilder sind für unser Auge von komischer Wirkung. Ich will nur ein großes Exemplar erwähnen, das Fegefeuer vorstellend. Zwischen zahlreichen Reini-

gungscandidaten, Chinesen in langen Zöpfen, deren gelblich-rothe Züge schmerzlich verzerrt sind, züngeln die rothgelben Flammen eines Feuerpfuhles erbarmungslos hervor. Ein Teufel in der Gestalt eines chinesischen Drachen facht das Feuer zur hellen Gluth an. Flehentlich heben die Armen die Hände zu der Dreieinigkeit empor, welche oberhalb des Rauches ihren Thron aufgeschlagen hat. Engel umfliegen die Himmelsmajestäten und vor denselben knien zwei Reihen Chinesen in blauen, prächtigen Nationalkleidern und mit reichem Zopfhaarwuchse.

In der Lithographie und Druckerei hatten die Jesuiten soeben eine Gesammtausgabe der chinesischen Classiker in lateinischer Uebersetzung in Arbeit. Der erste und zweite Saal enthielt die Lithographie-Pressen, der dritte Saal die europäische Druckerei, der vierte den Druck chinesischer Werke. Die chinesischen Druck-Charaktere sind auf Holzplatten erhaben dargestellt, sie werden mit Druckerschwärze überpinselt, das Reispapier wird sodann darüber gelegt und mit einer Bürste so lange bestrichen, bis der Abdruck auf der Rückseite sichtbar wird. Die Holzplatten schon herausgegebener Werke werden geordnet in großen Archiven aufbewahrt.

Der Schlafsaal der Waisenknaben ist luftig und rein. Die Betten haben keine Mosquitoschützer, auch sind die Räume schmucklos. In den drei Zimmern, welche ich betrat, standen je 20 Betten, und zwar in der Mitte der Breite nach einander gereiht zehn, an jeder Breitenwand fünf.

Schuhmacher- und Schneiderwerkstätten, dann die Reinigungsstuben für Baumwolle, wo hauptsächlich Blinde und Taubstumme beschäftigt werden, konnte ich, da der Tag sich neigte, nicht mehr besichtigen.

Das meteorologische Institut enthielt Meßinstrumente für Luftdruck, Temperatur und Feuchtigkeit der Luft, Intensität der Sonnenstrahlen, Windrichtung und Windstärke. Ein selbstregistrirender elektrischer Apparat notirt von 30 zu 30 Minuten die Daten.

Das astronomische Observatorium besitzt eine reiche Sammlung von Teleskopen, Universal- und Passage-Instrumenten, die aber derzeit unter Glas und Riegel waren, weil der Bau neuer Standpunkte und Pfeiler in Angriff genommen wurde. Die photographische Darstellung der Thätigkeit

des Erdmagnetismus ist höchst interessant. In einer gänzlich dunklen Rotunde arbeitet das Licht des Petroleums in den wunderbaren Curven und Linien, welche die Richtung und Stärke des Magnetismus graphisch darstellen.

Im Ganzen theilt sich das Institut der Jesuiten folgendermaßen ab: 1. Die Residenz der Missionäre. 2. Die Erziehungsanstalt der Kostzöglinge.



Missions-Institut in Sikawej.

3. Die der Waisenknaben. 4. Die der weiblichen Jugend, welche von den Schwestern der heiligen Unschuld geleitet wird. Zu diesen Appartements wird den Männern schwer Zugang gewährt, weil unter den Zöglingen auch siebzehn- bis achtzehnjährige Mädchen eingereiht sind, welche nach chinesischer Sitte — die doch in erster Linie gewahrt wird, keinem Gaste vorgeführt werden dürfen. 5. Die Observatorien. 6. Das Kloster der Karmeliterinen, dessen Nonnen von der Welt gänzlich abgeschlossen und für Jedermann unzugänglich sind.

Möge die Thätigkeit der Missionäre bei wohlverdienter Anerkennung auch die Früchte solcher Menschenliebe tragen, welche sie mit gutem Beispiele den Chinesen einzuimpfen trachten; denn ihre Selbstaufopferung verdient die vollste Bewunderung.

Am 1. Mai starb plötzlich der Tautai (Gouverneur) von Schanghai. Er kam von einer Reise aus Peking, und wenige Stunden nachdem er seinen bescheidenen Palast betreten hatte, verschied er. Man munkelte, ob auch sein Tod ein natürlicher gewesen. Er war es, welcher die Concession für den Bau der kurzen Eisenbahn von Schanghai nach Wusung einem Consortium europäischer Ansiedler ertheilt hatte. Freilich war die Concession nicht in dem allerdeutlichsten Style erbeten worden: „Der Gouverneur möge den Bau einer Straße von Schanghai nach Wusung genehmigen". Er that es und die Europäer bauten eine Eisenbahn. Wohl staunten die Chinesen, als man die eisernen Schienen legte, noch mehr aber, als die kleine Maschine den Eröffnungstrain mit den europäischen Betheiligten nach Wusung zog. Die chinesischen Würdenträger aber zogen es vor, sich dorthin in ihren Tschers tragen zu lassen. Einige von der aufgeklärten, chinesischen Jugend brachten es sogar über sich, solche Fahrten zu probiren, doch die überwiegende Mehrheit ließ die Unterlippe hängen und grübelte, wohin das führen sollte, wenn man keiner Lastträger, Boots- und Fuhrleute mehr bedürfen würde. Das Ende der schönen Tage des Generaldirectors und der Gründer der Bahn nahte mit Riesenschritten. Der Tautai ließ sich nach fruchtlosen Protesten gegen das Fahren mit Dampf endlich darauf ein, die Bahn zu kaufen, worauf die Chinesen mit einer wahren Wollust an die Vernichtung der Strecke und des Betriebsmaterials gingen. Die gesammten, übrig gebliebenen Eisenbestandtheile wurden nach Formosa transportirt, damit sie ja nur recht weit entfernt von den unternehmenden Europäern rosten und zu Grunde gehen mochten. Nun war der Mann, dem die Chinesen es nie vergessen konnten, eine solche Concession ertheilt zu haben, todt.

Der Partezettel, welcher mir zugeschickt wurde, lag in einem braunen Couvert von mehr als zwei Fuß Länge und einem Fuß Breite und war auf braunem Papier schwarz gedruckt, mit Ausnahme der Staatstitel des

Tautai, welche im rothen Drucke hervortraten. Die Uebersetzung in's Deutsche nach Herrn Haas lautet:

„Partezettel. — Anzeige.

„Der Trauervorhang hängt in Schanghai innerhalb des kleinen Südthores in der „Kintschsi“ (öffentlichen Akademie). Die Ungehorsamen (Ks-i-hün) (des Verstorbenen ältester Sohn) und die anderen, obwohl ihre Sünden tief und schwer sind, sind nicht selbst vernichtet, aber Wehe hat erreicht ihren verstorbenen Vater: den durch kaiserliches Edict der Tsing belehnten Tsz'tscheng Ta-fu und durch allerhöchste Gnade belohnten Vorfahren, den durch drei Generationen mit dem ersten Range ausgezeichneten und mit der Pfauenfeder und dem Knopfe des zweiten Ranges decorirten, wirklichen Militär-Befehlshaber und Tautai von Su-tschou, Sung-kiang und Tai-tschou in der Provinz Kiangsu, Superintendenten der Seezölle in der Provinz Kiangsu, General-Director des Kiangsu-Arsenales, Aushilfspräfect, approbirten Subpräfect und Secretär des Staatsrathes.

„Zu Hieng-feng's Regierung im Jahre Jen-tzu (1852) bestand er in der Reichshauptstadt die dreijährige Staatsprüfung und durch kaiserliches Edict wurde er Kü'jen (Doctor) I. Classe. Doch mehr! Der Vater Tschuju Kuang-hsü erlag im vierten Jahre, dem Jahre Wu-jin, im dritten Monate, am 28. Tage (30. April 1878) um Mitternacht der Krankheit im Hauptschlafzimmer seiner Residenz in Schanghai. Geboren in Toa-kuang's 10. Jahr, dem Jahre Ken-yin, im achten Monat und dritten Tage zu Mittag, erreichte er ein Alter von 49 Jahren (Alter nach unserer Zählung 48 Jahre, 3 Monate).

„Die Ungehorsamen in Person waren anwesend, als er auf die Todtenbahre gelegt wurde, und zogen die Trauerkleider an, nach dem vorgeschriebenen kaiserlichen Rituale, wählten sich einen Tag zur Heimsendung des Sarges, damit er in der Heimat beerdigt werde, haben ehrfurchtsvoll des Verstorbenen letzte Verfügungen befolgt und fühlen sich unwürdig, von Excellenzen, Lehrern, Collegen, Verwandten und Freunden getröstet zu werden. In tiefster Trauer ist diese Karte zu Ihrer Kenntniß ausgefertigt worden.

„Mit großer Sorgfalt wählten wir den dritten Tag des fünften Monats (3. Juni) zum Empfange Ihrer Karten. Die trauernden Waisen Feng's,

Ki-hsün und Ki-kün weinen Blut und stoßen den Kopf auf den Boden, dessen (des Verstorbenen) jüngerer Bruder Schui-kuang, ein Jahr in Trauerkleidern, wischt sich die Thränen ab und stößt sein Haupt auf den Boden. Die ein Jahr trauernden Neffen Ksi-tschuan und Ksi-tsio wischen sich die Thränen ab und stoßen ihr Haupt gegen den Boden. Der das große Verdienst (die tiefe Trauer durch neun Monate) tragende jüngere Bruder Hsi-kuang wischt sich die Thränen ab und stößt sein Haupt auf den Boden. Der das Verdienst (die einfache Trauer durch fünf Monate) tragende jüngste Bruder Khing-kuang wischt sich die Thränen ab und stößt sein Haupt auf den Boden. Die das Verdienst (wie oben) tragenden Neffen Ksi-feng und Ksi-hang wischen sich die Thränen ab und stoßen ihr Haupt auf den Boden. Der Ceremonienmeister, der ein Jahr trauernde, jüngere Onkel (des Verstorbenen) Jüh-tyn wischt sich die Thränen ab und verneigt sich."

Unser Consul Ritter von Boleslawski, der Viceconsul Herr Haas und ich vertraten bei der am 3. Juni abgehaltenen Leichenfeier das österreichische Kaiserthum. Jeder in einem Tscher (chinesische Sänfte mit vier Trägern, welche sich zwei zu zwei ablösten) traten wir den Weg in die chinesische Stadt an. Auf dem Wege dahin begegneten wir dem deutschen Reich, geführt vom Generalconsul Herrn Lüders, repräsentirt durch die Consulatsbeamten und circa zwölf Seeofficiere in Uniform. Die Herren gingen durch die schmalen Gäßchen der chinesischen Stadt zu Fuß und wir folgten unmittelbar in den Tragsesseln. Die Chinesen, welche zu Hunderten unserem Zug neugierig folgten, schauten verwundert in unsere Verschläge, was das wohl für Fürsten sein möchten, die einen so prächtig uniformirten Vortrab hatten.

Die Wohnung des Tautai ist nicht imposant; von außen gleicht selbe einem ebenerdigen Bauernhause. Am Portale wurden wir von einem Mandarin empfangen, der uns durch einen Säulengang führte. Eine unsichtbare, wehmüthige Clarinettmusik mit zarter Tamtam-Begleitung begrüßte uns. Durch ein zweites Portal gelangten wir in einen größeren Hof, in welchem eine Abtheilung chinesischer Soldaten in zwei Gliedern Spalier bildete.

Die 50 Mann starke Abtheilung chinesischer Soldaten wurde von einem Officier (Mandarin mit Glasknopf) commandirt. Der Officier war

mit dem Mandarinhute bedeckt, hatte einen langen, lichtblauen Talar und trug darüber ein kürzeres, faltiges Oberkleid aus dunkelblauer Seide. Den langen, blanken Cavalleriesäbel stemmte er, die Spitze aufwärts, mit dem Griffe auf die Brustmitte. Die Soldaten, kleine, aber kräftige Gestalten, trugen rohgeflochtene, mit schwarzseidenen Bändern verzierte Strohhüte, rothe, blau verzierte Pantalons, rothe, verschnörkelte Waffenröcke, weiße Unterbeinkleider, die von der Wadenhälfte bis zu den schwarzseidenen, hohen Commißschuhen hervorschimmerten. Auf der Brust waren schwarze, chinesische Charaktere eingenäht. Ihre Bewaffnung bestand aus Remington-Gewehren mit aufgepflanztem Bajonnete, um den Leib war eine Patrontasche aus Naturleder geschnallt. Ein Tambour mit großer, europäischer Trommel und vier Hornisten waren der Militärabtheilung beigegeben. Bei unserem Entrée commandirte der Officier die Salutirung. Die Soldaten präsentirten in europäischer Weise die Gewehre, wir durchschritten die Abtheilung und abermals tönte ein Trauermarsch, von den verstimmten Clarinetten executirt. Im Rücken des Militärs waren alle die Symbole, theils aus Papier, theils aus Holz, aufgestellt, welche bei dem Begräbnisse verbrannt werden sollten. Da sah man einen großen Schimmel aus Papier, worauf ein ausgestopfter Chinese ritt, einen Tscher sammt Gefolge und Trägern, viele ausgestopfte Dienerfiguren, Kinder, Frauen, Männer, Hunde u. s. w., welche lebende Geschöpfe im Hause repräsentirten und die Dienerschaft im Jenseits vorstellten.

In dem großen Empfangssaale trafen wir eine ganze Gesellschaft von Mandarinen mit dem Range des Glasknopfes, des blauen und des goldenen Knopfes, dazwischen trieb sich eine Menge weißgekleideter Diener geschäftig herum. Die Wände waren mit weißen, blauen und schwarzen Tüchern behängt, auf welchen theils Sinnsprüche, theils die Würden und das Ahnenregister des Verstorbenen, theils die Genealogie der untergeordneten Mandarine (in Gold und Schwarz) verzeichnet waren.

Die prächtigen Staatskleidungsstücke, die Ordens-, die Gouverneur-Halskette und der goldstrotzende Tautaihut in der Form einer Krone lagen seitwärts auf einem Tische. Das Nebengemach, ein sogenanntes Studentenzimmer, worin der Tautai die Gelehrten und Literaten zu empfangen pflegte,

war ähnlich tapezirt. An der Stelle des Lusters hing von der Decke die Trauerlaterne herab. Ich konnte aus diesem Stücke nicht klug werden. Die große, aus weißen Seidenbändern geflochtene, sowie die sechs kleinen Kugeln, welche symmetrisch von einem sechseckigen Gestelle der Decke herabhingen, glichen gordischen Knoten. Der Hauptsalon war rückwärts durch eine weiße Tapetenthüre abgesperrt, worauf der Name des Tautai geschrieben stand.

Ein Mandarin lud uns ein, ihm zu folgen. Beim Oeffnen der Thüre wurde auf einem Klangbecken ein Zeichen gegeben. Vor uns stand ein Altar mit dem wohlgetroffenen Bildniß des Verstorbenen in einem herrlichen Blumengarten. Links des Altars lagen auf einer Strohmatte, das Gesichtchen auf dem Boden und von den kleinen Händchen verdeckt, die beiden Kinder des Gouverneurs. Sie waren in tiefster Trauer, nämlich ganz in Strohgeflechten gekleidet. Vor dem Bildnisse verbeugte sich jeder Besucher und wurde sodann vom Mandarin zu einem Altare geführt, auf welchem der Sarg stand. Bevor wir hieher gingen, opferten wir auf dem Tischchen rechts des Altars unsere Kornblumen-Bouquets. Der Sarg stand schmucklos auf einer einfachen Bahre. Er war aus braunem, massivem Holze.

Wir gingen um den Sarg herum. Der Mandarin beleuchtete ihn in allen Ecken (der Raum war dunkel) und die letzte Ehre war erwiesen. Beim Verlassen dieses Gemaches wurde jedem Gaste das Bildniß des Tautai eingehändigt. Im Hauptsalon wurden auf zwei großen Tafeln Thee, Bäckerei und Champagner servirt. Im Ganzen war das Bild großartig und symmetrisch, aber ohne Empfindung. Als wir uns nach unzähligen Tschin-Tschins bei den Mandarinen verabschiedet hatten und die Front der Militärabtheilung abschritten, wurden die Gewehre präsentirt, die Hornisten schmetterten eine Fanfare, die Trommel wirbelte und so Mancher mag sich bei diesen Ehrenbezeigungen als chinesischer General gefühlt haben.

Die Leichenfeierlichkeit zu Ehren des Tautai war vielleicht das imposanteste Schauspiel dieser Art, welches zu sehen, Fremde in Schanghai Gelegenheit fanden. Selbst von den Chinesen waren wenige früher Augenzeugen solchen Gepränges gewesen. Die Ceremonie, das Aussetzen des Körpers, entspricht mehr der Würde eines Tautai, als das factische Leichenbegängniß. Es ist noble Sitte

und Vorschrift, die Leiche eines Familiengliedes im Hause sieben Wochen aufzubewahren, bevor sie begraben wird. An jedem siebenten Tage werden Opfergaben dargebracht. Der erhabenste Tag für die Ceremonie ist immer der 35. (5 × 7. Tag) nach dem Tode (also hier der 3. Juni).

Das unvermeidliche Festhalten an den Aeußerlichkeiten bei solchen Gelegenheiten und der bemerkenswerthe Umstand, daß der verstorbene Tantai mit den conservativen Chinesen in Schanghai gebrochen hatte, gab den Anlaß, daß die Fremden, welche ihre Condolenzvisiten abstatteten, nach dem heimatlichen Gebrauche Blumen und Kränze am Sarge hinlegten.

Herr Balint, welcher bereits in Singapore von einem Unwohlsein befallen wurde, vertrug auch das Klima von Schanghai nicht. Er siechte dahin, von Tag zu Tag wurden seine Wangen hohler und so entschloß er sich endlich, die Aerzte zu consultiren. Das Recept, welches sie ihm verschrieben, lautete zwar einfach, aber trostlos: er möge je früher desto besser nach der Heimat zurückkehren. Am 2. Juni schiffte er sich auf dem französischen Postschiffe „Sindh“ ein, ohne mehr Gelegenheit zu finden, sich vom Grafen Széchenyi zu verabschieden, welcher zwei Tage später mit Loczy unverhofft von Java in Schanghai eintraf.

Ich benützte die nächsten Tage zu einem Ausfluge zu den sogenannten „Hills“. Herr Oskar Ullrich, Bergwerksdirector aus Eisenach, dessen liebenswürdige Bekanntschaft ich seit einigen Tagen in Schanghai gemacht hatte, hielt mit und wir mietheten uns das Hausboot des Central-Hotels. Solche Boote sind bequem; das unsere enthielt nebst den Schlafzimmern noch einen Salon. Bei günstigem Winde und vollen Segeln legte es in der Stunde sechs Knoten zurück; bei Gegenwind wurde es von der Bemannung gezogen. Nebst einigen Flaschen Claret und Sodawasser hatten wir uns auch mit einer Kiste Eis versorgt, doch als wir in Sikawej in das Boot einstiegen, war das Eis bereits geschmolzen, weil der Koch es zum Feuer gestellt hatte. So kam es, daß das mitgenommene Fleisch bereits am zweiten Tage ungenießbar war. Während der Nacht erhob sich eine frische Brise und schwellte die Segel des Bootes, welches pfeilschnell und sicher geleitet auf dem Flusse, welcher sich in zahllosen Windungen und Abzweigungen durch die reichbebaute Ebene schlängelt, dahinglitt.

Am nächsten Morgen ankerten wir bereits vor den „Hills“, einzelnen, zu einigen hundert Fuß Höhe aus der Ebene emporgehobenen Hügeln plutonischer Natur, an denen der Porphyr offen zu Tage tritt. Die mit hohen Bambustämmen und dichten Schlinggewächsen bewaldeten Hänge, auf denen unglaublich viele Fasanen ihre Zufluchtsstätten suchen, aber nicht finden, sind steil und felsig. Vor Kurzem brachten drei Engländer von einem viertägigen Jagdausfluge 5000 Fasanen nach Schanghai. Das ganze Boot war mit dem Geflügel bedeckt und zur Erinnerung an diese enorme Jagdbeute zeigt man noch heutzutage die photographische Aufnahme des Bootes nach seinem Einlaufen. In der Ebene halten sich in dem Schilfe noch Sumpfschnepfen, Kibitze mit einem hohen, fleischigen, kolbenförmigen Aufsatze am Kopfe, und Wasserenten auf. Die vielen Canäle auf der Ebene hatten die Reisfelder unter Wasser gesetzt. Eine einfache Maschine bewirkt die Irrigation. Ein massives Holzrad steht mit dem Wasserrade mittelst eines Strickes, welcher sich an den Achsen auf- und abwickelt, in Transmission. Das Wasserrad schöpft bei seiner Umdrehung das Wasser zu einer Rinne empor, durch welche es zu den Feldern geleitet wird. Die Welle auf dem Lande wird entweder von Büffeln, welchen die Augen verbunden werden, oder von Menschen in Rotation gebracht.

Die Ebene mit zahlreichen unter schattigen Obstbäumen erbauten Wohnhäusern ist dicht bevölkert. Der Rahmen eines jeden Hauses besteht aus einem Bambugefüge, zwischen welchem die schwarzen Ziegel zum Mauerwerke aufgeschichtet werden.

Zeitlich Morgens stiegen wir an's Land und durchzogen die nahen Waldungen, um über Mataling zu einem katholischen Missionshause zu gelangen, welches sich auf der Rückfallkuppe eines bedeutenderen Hügels befindet. Ein gut erhaltener Reitweg schlängelt sich zur Höhe. Das Klosterterritorium ist durch eine Steinmauer begrenzt, welche in einer Breite von 400 Schritten über den ganzen Berg bis zum jenseitigen Fuße reicht. In der Umgebung wohnen 600 Christen.

Wir wurden im Kloster von einem Missionär empfangen und in das Refectorium geleitet, welches, wie er sagte, ein beliebter Versammlungsort aller Missionäre der weiten Umgebung sein soll. Der Saal war groß und geräumig,

die Wände weiß getüncht und theils mit Weltkarten, theils mit Heiligenbildern (darunter die heilige Jungfrau von Lourdes mit schief geschlitzten Augen) geziert.

Die Rundsicht vom Saale aus ist herrlich. Unbegrenzt zieht sich die mit Wasser überfluthete Ebene in die Ferne; der an und für sich keineswegs spärliche Baumwuchs erscheint im verschwommenen Hintergrunde wie ein



Brücke bei Tsing-pu-shien.

dichter Wald, aus welchem einige hohe Holzpagoden kühn in die Höhe ragen. Auf den Silberstreifen der breiten Wasserstraßen zogen friedlich die Boote der Fischer und Schiffer und die weißen Segel schimmerten blendend in der Sonne des fernen Ostens.

Der freundliche Pater lud mich ein, die Kirche auf dem Gipfel des Berges zu besichtigen und attachirte mir einen fünfzigjährigen „Boy" (Knabe) als Führer. Eine Steintreppe führte in Serpentinen zum Tempel hinauf. Die



Kloster auf den Hills.

Kirche ist im Grundrisse eines Kreuzes massiv aus Bruchsteinen erbaut. Zwei breite Steintreppen mit einem Steingeländer, worauf sich große Figuren, halb Hund, halb Löwe, befinden, führen zum Hauptportale. Das innere Dach der Kirche wird von braunen Holzsäulen getragen. Der Haupt- und die zwei Nebenaltäre sind ebenfalls aus braunem Holze geschnitzt. An den Wänden hängen chinesische Inschriften. Das Chor mangelt, dafür befindet sich rückwärts des Altars ein erhöhter Stand, woselbst ein gutes, französisches Harmonium die Orgel ersetzt. Von der Kuppe, auf welcher die Kirche erbaut ist, genießt man eine doppelt schöne Aussicht, weil der Ueberblick der Landschaft nach allen Seiten ermöglicht ist.

Herr Ullrich erwartete mich im Refectorium. Als ich herabgestiegen war, verabschiedeten wir uns nach der Einnahme eines kleinen Imbisses von dem freundlichen Pater. Auf dem Heimwege zum Schiffe erlegte Freund Ullrich in der Nähe einer Ortschaft eine Schlange, welche sich im Wasser sonnte. Sie war über 2 Meter lang und in der Leibesmitte bis 6 Centimeter dick. Ich fischte sie aus dem Wasser und war gerade mit dem Messen der Dimensionen beschäftigt, als die Chinesen mit drohender Miene aus dem Hause stürzten, den Ort, wo die Schlange erlegt worden war, mit wiederholten Verbeugungen beschworen und eine lange Bambustange in den Wassergrund steckten. Als die Leute Miene machten, gegen uns vorzurücken, trachteten wir, an Bord zu kommen. Der Wind blies günstig und in wenigen Minuten hatten wir den entheiligten Ort in unserem Rücken. Gegen Abend erreichten wir Tsing-pu-shien und stiegen da an das Land, um in dem Schilfdickicht zu jagen. Wir schossen eine Anzahl Sumpfschnepfen, welche uns als Abendmahlzeit besonders mundeten.

Am nächsten Morgen um 8 Uhr passirten wir die 4 Meter hohe crenelirte Stadtmauer von Tsing-pu-shien, denn der Schifffahrtscanal fließt unmittelbar neben der Mauer. Am Fuße derselben war nur gerade so viel Raum, daß die Särge der Verstorbenen aufgeschichtet werden konnten. Die vielen gewölbten Steinbrücken sind für die Passage gewöhnlicher, chinesischer Boote hoch genug über dem Wasser erbaut, unser Boot aber mußte immer seinen Mast umbiegen, um ungehindert passiren zu können. Die Bewohner der Stadt staunten uns an, ohne lästig zu werden.

Um Mittag erreichten wir Wongdu, bemerkenswerth durch das Landhaus des Gouverneurs von Schanghai, welches im Vierecke von hohen Lehmwällen mit vier einstöckigen Vertheidigungsthürmen eingeschlossen, mehr den Eindruck einer dem Verfalle nahen Befestigung hervorruft. Um 11 Uhr Nachts landeten wir in Schanghai und fuhren mit Jinrikschawagen nach dem deutschen Club.

Im Laufe der nächsten Tage besuchte ich mit Herrn Haas das drei englische Meilen vom englischen Settlement entfernte chinesische Arsenal. Herr Brettschneider, ein ehemaliger deutscher Soldat, ist im Arsenale mit der Aufgabe betraut, chinesische Soldaten im Geschütz- und Gewehrwesen zu instruiren und ihnen eine gewisse Taktik beizubringen. Er führte uns durch alle Räumlichkeiten des Etablissements, welches aus einem Hochofen, Dampfhammer, der Geschützschmiede, sammt der Bohrvorrichtung &c. zur vollständigen Erzeugung von Armstrongrohren und Laffetten, aus der Geschoßgießerei, den Räumen und Vorrichtungen zur Montirung aller Arten Geschosse, dann aus einer completen Gewehrfabrik zur Verfertigung von Waffen nach dem System Remington und endlich den Pulvermühlen besteht. Täglich werden zehn Remington Gewehre erzeugt.

Die Werkzeuge und Maschinen (letztere werden durch Dampf betrieben) sind größtentheils aus Europa eingeführt; doch der Stolz des Etablissements ist eine 20pferdekräftige, in Betrieb stehende Dampfmaschine, deren Bestandtheile in Schanghai construirt wurden.

Der chinesische Director des Arsenals steht in dem Rufe, vorzüglich lesen und schreiben zu können, in den Werkstätten aber ist er selten zu sehen; die Pulvermühlen besuchte er noch nie, ja er schneidet sogleich jedes Gespräch über diese unheimlichen Hütten mit den Worten ab: „es sei dort Alles vorzüglich, denn er verstehe sich darauf". Die Unterdirectoren, welche die einzelnen Abtheilungen des Arsenals überwachen, sind ebenfalls Chinesen und nur die Betriebsleiter und Ingenieure sind Europäer, und zwar Engländer und Deutsche.

Besonders interessant ist die Lehrkanzel des Herrn Brettschneider. In dem Corridor des Instructionshauses standen fünf große Seiden-Standarten mit

dem chinesischen Drachen. Die Schule war nach europäischem Muster mit Bänken und zwei Kathedern versehen. Ich traute meinen Augen nicht, als ich die großen, schwarzen Schultafeln mit deutschen Buchstaben und Sätzen vollgeschrieben sah. Sogar Pläne, Karten und Festungswerke lagen auf. Herr Brettschneider erzählte mir, daß sich die chinesischen Schüler anfänglich gegen die Zeichnungen sehr begriffstützig zeigten, später aber, nachdem sie die Pläne mit den entsprechenden Modellen vergleichen konnten, recht bald einsehen lernten, was eine Karte bedeute.

Im nahen Flusse schwammen zwei Kriegsschiffe, welche ausgerüstet wurden. Ein weiß angestrichener Monitor mit einem drehbaren Thurme von geringen Dimensionen führte den haarsträubenden Namen: „Schrecken der Westmächte".

Im Allgemeinen macht das chinesische Militär in den Küstenstationen keinen so üblen Eindruck, weil es der europäischen Intelligenz näher steht, und ist von den Soldatenhorden im Inneren des Reiches, auf welche ich später zu sprechen komme, grundverschieden.

Die Soldaten sind in Massenquartieren, gewöhnlich in Fortificationen, untergebracht. Ich besuchte eine solche Kaserne am Yang-tze-kiang und will meine Erinnerung an diese Visite dem Leser vor die Augen führen.

Die „Wusung-Forts" liegen auf zehn englische Meilen Entfernung am linken Ufer des Wusung-Flusses an der Mündung des Yang-tze-kiang. Der Tautai von Schanghai war so freundlich, uns zur Besichtigung dieser Forts die Erlaubniß zu ertheilen; ja seine Liebenswürdigkeit ging so weit, uns eine Dampfbarcasse und ein Segelboot zur Verfügung zu stellen.

Am 17. Juni 1878 fuhren wir von Schanghai ab. Da sich ein günstiger Wind erhob, löste man das in Schlepp gehängte Boot ab, und es entspann sich eine Wettfahrt, wobei letzteres Sieger blieb. An Bord befand sich ein kleiner, dicker Mandarin, Stellvertreter des Tautai, der sofort vergnügt lachen konnte, sobald er etwas Eßbares ahnte, der österreichisch-ungarische Viceconsul Herr Haas, der uns hier, wie immer, durch seine freundlichen und erfolgreichen Bemühungen, uns etwas Neues zu zeigen, zu unvergeßlicher Dankbarkeit verpflichtete, sodann Herr Loczy und ich. Um 9 Uhr Vor-

mittags ankerten wir vor den Forts. Diese erheben sich wie Lehmkleckse über die schmutzigen Fluthen des Yang-tze und sind weder mit Gras verkleidet, noch durch ein anderes Mittel gegen Regenabwaschungen gesichert. Die Wälle bilden im Grundrisse ein Rechteck, dessen vorspringende Ecken abgerundet sind. Die Oeffnungen von elf Schießscharten drohen gegen das Meer hinaus, können aber mittelst Panzerthürchen, welche sich in eisernen Rahmen bewegen, geschlossen werden. So stolz auch die Chinesen auf diese Befestigungen sein mögen, ich glaube doch, daß ein einziger guter Schuß gegen das staubgeborene Fort überzeugend an die Vergänglichkeit des Irdischen erinnern könnte. Unsere Ankunft mußte bereits gemeldet worden sein, denn noch kletterten wir über einen schandvoll gezimmerten Molo, als über den Brustwehren eine Unzahl von großen Seidenfahnen sichtbar wurde, in deren Mitte das Schriftzeichen „Geschütz" roth eingenäht war. Beim baufälligen Eingange zum Fort erwartete uns der Commandant der sämmtlichen Yang-tze-Befestigungen, sowie der Commandant dieses Forts. Ersterer im Range eines Generals mit monatlich 200 Taël, letzterer mit 150 Taël Gehalt. Beide Officiere waren in Paradekleidern mit dem rothen Knopfe am Hute.

Es ist allgemein die Ansicht verbreitet, daß die Farbe des Hutknopfes den Rang des Mandarins kennzeichnet. Das ist nicht so. Der Knopf bedeutet nichts Weiteres, als eine Decoration, einen Orden. Sehr häufig sahen wir Mandarine mit dem rothen Knopfe (ersten und zweiten Decorationsrang) anderen untergeordnet, welche nur den blauen (dritten Rang) oder goldenen (achten Rang) besaßen.

Die zwei Generale knieten nieder und berührten mit dem Kopfe die Erde. Sie ließen sich das Ceremoniel nicht nehmen. Während wir sodann die Ehrencompagnie abgingen, wurden unter Trommelwirbel die Geschütze der im Hofraume aufgestellten Feldbatterie abgefeuert. Im ganzen Reiche kennt man die Geschützbespannung in unserem Sinne noch nicht, sondern die Bedienungsmannschaft wird beim Transporte der Kanonen als billige Zugkraft verwendet.

Die Bekleidung der Infanterie und Artillerie ist im Wesentlichen gleich und besteht aus einer weiten, blauen Blouse aus Baumwolle, mit handbreiter Passepoilirung, auf deren Brust- und Rückenmitte je eine große, weiße Scheibe

mit der Inschrift „Soldat“ oder „Geschütz“ aufgenäht ist, die als Zielpunkt dem Feinde zum großen Nutzen gereichen dürfte; ferner aus weißen, bauschigen Baumwoll-Beinkleidern, welche um die Waden gamaschenähnlich festgebunden werden; endlich aus landesüblichen Seidenschuhen mit dicker Papiersohle. Im Winter trägt der Soldat einen schwarzen Turban, im Sommer einen Strohhut mit großer Krämpe auf dem Kopfe. Diese Adjustirung gilt nur als allgemeine Regel, im Besonderen kleidet sich der Soldat nach eigenem Geschmacke.

Der Commandant lud uns ein, das Fort zu besichtigen, und führte uns zuerst zur Pulverkammer, in deren Vorgemach zwei lange Reihen Krupp'scher Geschütze Spalier bildeten. Im Hintergrunde dunkelte es geheimnißvoll, doch meine Neugierde, den Munitionsreichthum kennen zu lernen, konnte nicht befriedigt werden, da der Commandant mit schlauem Lächeln mein Vordringen abwehrte und zum Ausgange wies. Er geleitete uns in die Casematten. Hier stand bei jedem Geschütze die Bedienung in zwei geöffneten Gliedern. Die Geschütze variiren im Kaliber bis zu 220 Pfund und sind im Fort so postirt, daß, vom Flusse aus gesehen, die rechte Hälfte desselben mit Krupp'schen, die linke mit Armstrong'schen armirt ist.

Auf mein Ansuchen hin ordnete der General ein Exerciren an. Ein Unterofficier commandirte die fünfzehn Mann starke Geschützbedienung. Er stellte sich zu diesem Zwecke auf das Ende der Laffette, hob die Hände in die Höhe und theilte die Mannschaft in Nummern, wobei er bis 14 zählte und abwechselnd auf die Träger der Nummern hinwies. 1—4 reinigten sodann auf Commando das Rohr, 5 und 6 brachten die Pulverpatrone, 7—10 das Geschoß, 11 und 12 gaben sodann nach dem Handwinke des visirenden Unterofficiers dem Rohre die Richtung. Dieser öffnete mit dem Stifte den Pulversack, steckte den Reibzünder in das Zündloch, reichte Nr. 13 und 14 die Zündschnur, sprang ab und commandirte: „Feuer!“ — Ja, ja, „Feuer!“, zwar im schlechtesten Deutsch, das man sich vorstellen kann, aber doch deutsch. Alle Commandoworte waren deutsch.

Die Mannschaft des Forts war in schmalen, niedrigen Lehmhütten bequartiert. In dem langen Gange, welcher von einem Ende der Kaserne

zum andern führte, standen beiderseits übereinander aufgerüstete Betten. In einem solchen Mannschaftszimmer, das circa 13—14 Schritt lang und 4 Schritt breit ist, schlafen 20—22 Soldaten. Trotz der Reinlichkeit der Schlafstellen, über welchen hie und da ein kleiner Spiegel glänzte, erfüllte eine entsetzlich duftende Atmosphäre den für seine Bewohner viel zu kleinen Raum. Aus der nahen Küche, wo mit ranzigem Oel gesotten und gebacken wurde, wehte es auch nicht appetitlich, und so erwartete ich mit Schaudern den Moment, wo ich genöthigt werden sollte, die chinesischen Leckerbissen zu verkosten. Doch auch dieser Kelch des Leidens ging vorüber.

Unser Mandarin überraschte uns bei der Mahlzeit mit etlichen Flaschen Champagner. War der Wein auch miserabel, so erleichterte er doch das Schlucken.

Die Bewaffnung der chinesischen Infanterie besteht aus Pfeil und Bogen, aus Hiebwaffen, welche den geraden, polnischen Sensen gleichen, und aus Gewehren. Die ausgemusterten Gewehre aller möglichen Nationen und Systeme sind im Durcheinander bei der Infanterie vertreten. Jedes Stück zeigt, wie die Waffe aussehen muß, um Anspruch auf Unbrauchbarkeit zu machen. Bei dem einen Gewehre fehlt das Absehen, bei dem andern das Korn, hier wieder ist der Schaft nur mit einer Schnur an den Lauf befestigt, da der Kolben gänzlich abgebrochen. Nie wird ein Gewehr geputzt, Rost frißt unbeanständet weiter, und in den wenigen Fällen, wo das Schloß noch functionirt, singt die Schlagfeder beim Aufziehen des Hammers ein ergreifendes Klagelied. Ich werde nicht fehlgehen, wenn ich annehme, daß die Hälfte der Infanterie noch mit Luntengewehren, von der zweiten Hälfte drei Viertel mit alten Percussions-Gewehren deutscher, englischer, amerikanischer und französischer Industrie und ein Viertel mit modernen Hinterladern neuerer Construction bewaffnet sind. Eine unberechenbare Confusion dürfte bei der Patronen-Austheilung im Ernstfalle nicht ausbleiben.

Die Cavallerie ist mit Lanzen, an deren Schäften colossale Seidenfahnen wehen, und mit Gewehren, welche sich durch dieselben Merkmale wie jene der Infanterie auszeichnen, bewaffnet.

Zum Schlusse will ich noch kurz erzählen, wie eine chinesische Parade vor sich geht. Ein Herr Schnell, ebenfalls ehemaliger deutscher Soldat, nun



Chinesische Artillerie.

Instructor chinesischer Infanterie und Artillerie in Tschi-fu mit 400 Dollars Monatsgehalt, erzählte mir Folgendes: Die ihm zur Abrichtung übergebenen Soldaten zeigen wohl anfänglich ein gewisses Interesse für die Schule, später aber geht die Lust zum Lernen gänzlich verloren. Die Abrichtung der Soldaten geht nach den deutschen Reglements vor sich. Die Soldaten in Tschi-fu waren mit Gewehr und Bajonnet bewaffnet, seitdem aber ein Soldat beim Laufen von einem andern mit dem Bajonnet in die Wade gestochen wurde, bleibt die Stichwaffe zu Hause, da ohnehin die Scheiden abgehen. Einige Zeit hindurch war die Nothwendigkeit vorhanden, anstatt der Gewehre mit Bambustöcken auszurücken, weil der Gouverneur die Gewehre unter der Hand verkauft hatte.

Der Tataren-General von Schan-tung, Herrn Schnell's Chef, ist immer, wenn nicht betrunken, doch sicher von Opium berauscht. Er geht nie zu Fuß, besteigt niemals ein Pferd, sondern läßt sich im Tragsessel tragen. Inspicirt er die Truppen, so ist er nur befriedigt, wenn ihm das Schauspiel gefiel, gleichviel, ob das Manöver praktisch und richtig war, oder nicht.

Eine solche militärische Production fand Anfangs October 1878 auf dem großen Artillerie-Schießplatze in Tschi-fu statt. Zwei Zelte, ein prächtiges für den Mandschu-General, und ein zweites, welches Geschenke für die Soldaten, Uhren, Ketten, Vasen, Pfeifen, Decorationen 2c. enthielt, waren so erbaut, daß von denselben aus das ganze, weite Feld übersehen werden konnte. Der General kam, war aber so betrunken, daß er nur mit rauher, lallender Stimme nach dem Compagnie-Exerciren seinen Beifall aussprechen konnte. Vor dem Beginne des Artillerie-Scheibenschießens fragte er einen anwesenden chinesischen Artillerie-Oberst, ob es denn möglich sei, mit den Kanonen ein so fernes Ziel zu treffen. Der Oberst antwortete: „Excellenz, ich stelle meinen Kopf zur Verfügung, wenn mein Geschoß nicht beim zweiten Schusse in der Scheibe sitzt". Der Wind ging scharf. Mit ironischem Blicke verfolgte der Futai die Handgriffe der Bedienungsmannschaft. Der Schuß krachte — und die Granate crepirte vor der Scheibe. Ein unbeschreiblich verächtliches Lächeln des Generals war die Antwort. Dem Oberst wurde es, wie er später erzählte, etwas bange. Der zweite Schuß aber traf das Ziel. Nach einer halben Stunde großer

Langweile fragte der Futai: „Ist es denn noch nicht aus?“ Das Programm wurde daraufhin abgekürzt. Da bei solchen Comödien immer der Schluß effectvoll sein muß, so hatte man folgendes Arrangement getroffen: Ein kleines Holzhaus auf 4000 Schritt Entfernung war mit Baumwolle, Pulver, Petroleum ꝛc. gefüllt worden. Das Häuschen diente als Ziel für die letzten Schüsse. Beim zweiten Schusse schon schlugen die Flammen auf, beim dritten brannte es lichterloh. Der Futai lachte vergnügt, er war entzückt. An Ort und Stelle schenkte er Herrn Schnell eine prächtige Rüstung nebst der entsprechenden Ordenskette und ernannte ihn zum Oberst.

Am nächsten Tage sollte zu Wasser manövrirt werden. Der für die Segelmanöver erforderliche, günstige Wind stellte sich jedoch nicht ein. Als dies dem Futai gemeldet wurde, donnerte er: „Kein Wind? Was, kein Wind? Warum ist kein Wind?“ Item, der Futai war doch zufrieden mit dem, was er gesehen, und ernannte die Mehrzahl des chinesischen Soldatengesindels zu Officieren.

Obwohl mit der Beförderung zum Officier der chinesischen Armee nicht viel gewonnen ist, denn der Officier ißt mit dem gewöhnlichen Soldaten aus einer Schüssel und erhält gleich diesem den Sold nur auf dem Papiere, so schließt dennoch eine solche Standeserhöhung jede körperliche Anstrengung und hauptsächlich den Fußmarsch aus, eine Begünstigung, die mehr in die Wagschale fällt, als eitles Silber. Jeder Subaltern-Officier ist beritten und erhält das Pferd vom Aerar beigestellt, dagegen ist es ihm nicht gestattet, sich des Tragsessels zu bedienen. Wir werden übrigens im Verlaufe der Landreise durch China noch öfters Gelegenheit finden, mit den Eigenschaften der allgemein gefürchteten und berüchtigten Soldaten vertraut zu werden, und es genügt vorderhand nur die Andeutung, daß sie den Ruf besitzen, raffinirte Gauner zu sein.

VI.

Von Schanghai nach Kioto.

Abreise nach Japan. — Hafen und Stadt Nagasaki. — Ein Abriß aus der Geschichte des Landes. — Friedhöfe. — Osuwa-sama. — Abreise nach Simonosaki. — Die Sampans. — Das japanische Binnenmeer. — Lama und Protestant. — Kobe und Hiogo. — Die europäischen Ansiedlungen. — Die Theepflanze. — Umgebung von Kobe. — Sehenswürdigkeiten der Stadt. — Nächtliches Straßenleben. — Dressirte Ratten. — Kämpfende Zwerge. — Stachelschwein und Pfau. — Damentheater. — Japanische Eisenbahnen. — Osaka. — Indigofabrikation. — Japanische Hotels. — Japanische Soldaten. — Recrutenabrichtung. — Adjustirung und Bewaffnung. — Die Teonodi-Pagode. — Taikun und Mikado. — Das Bad Arima. — Abreise nach Kioto.

Es war der 20. Juni 1878. Die städtische Musikcapelle hatte im öffentlichen Garten zu Schanghai ihre letzte Nummer beendet, und Arm in Arm schlenderte ich mit Herrn Haas längs des Hafenstrandes dem deutschen Club zu, um von meinen Freunden Abschied zu nehmen.

„Also nach Japan?“ — „Ach, das ist etwas ganz Anderes, wie China!“ — „Könnte ich Sie nur begleiten!“ — „Grüßen Sie die Musmes!“ so lauteten die Abschiedsworte, als die Gläser auf ein fröhliches Wiedersehen klirrten. Mein Gepäck und die wenigen Instrumente, welche ich mit mir nahm, befanden sich bereits an Bord des „Nagoya maru“, eines amerikanischen Raddampfers, und so begab ich mich in der Nacht direct auf das Schiff, welches um 4 Uhr Morgens die Anker lichtete; — als ich erwachte, schwammen wir bereits auf hoher See.

Das Meer war spiegelglatt, eine schwache Brise verjagte die dünnen Morgennebel und goldig blendend spiegelte sich das Sonnenbild in den unermeßlichen Fluthen. Bei gutem Wetter reist man schnell und eine Post-

verspätung ist nicht wahrscheinlich, darum konnte auch der Capitän des Schiffes, ein jovialer, ziemlich corpulenter Amerikaner, der sich späterhin bei den Pferderennen auch als gelungener Sportsman präsentirte, am nächsten Tage auf die Fragen der Passagiere, wann das Schiff in Nagasaki einlaufen würde, mit Beruhigung antworteten: „Well, about midnight!“ Und doch hatte er sich verrechnet; denn bereits um 10 Uhr Nachts gewahrten wir die Lichtschimmer von hundert und hundert Lampions, welche wie Irrlichter umherflatternd, den Quai von Nagasaki beleuchteten.

Am nächsten Morgen, die Sonne lag noch hinter den Bergen versteckt, wurde ich durch frische, muntere Stimmen aus dem Schlafe geweckt. Als ich die Cabine verließ, sah ich von Bord aus das lustige Schauspiel des Kohlenladens. Ein Kohlenschiff ankerte in unmittelbarer Nähe des Dampfers und bei 30 Mädchen, mit zum größten Theile nacktem Oberkörper, welcher vom Kohlenstaube beschmutzt war, beförderten die Kohlen in die Vorrathskammer des Dampfers. Sie standen auf den Sprossen einer Leiter, und obwohl die Kohlenkörbe blitzschnell von Hand zu Hand nach oben flogen, gewannen die Mädchen noch immer so viel Zeit, sich gegenseitig zu necken.

Der Hafen von Nagasaki ist ein Unicum. Selbst ein Vergleich mit dem schönen Hafen von Pola würde nicht ausreichen, denn jener ist bedeutend größer und von höheren Bergen umschlossen. Nur die vor Anker liegenden großen Schiffe vergegenwärtigen die Nähe des Meeres, denn der Hafen ist nach allen Seiten scheinbar abgeschlossen und gleicht mehr einem langgestreckten, klaren Binnensee. Die Stadt Nagasaki liegt an seinem Ende unmittelbar an dem Strande der Insel Kiusiu, welcher theilweise von mächtigen Quaimauern scharf begrenzt ist. Die Flanken der Stadt werden von den Europäern bewohnt. Unter den vielfärbigen Flaggenstöcken suchte ich vergebens nach dem österreichisch-ungarischen.

Die Holländer waren die ersten Europäer, welche sich in Nagasaki (1609) ansiedelten, und der Platz, welcher ihnen seinerzeit von der Regierung angewiesen wurde, wird jedem Fremden gezeigt. Begrenzt von einem breiten Canale, dessen innere Ufer zu einer hohen Mauer aufgethürmt wurden, erscheint er als eine kleine, viereckige, für die Vertheidigung geschaffene Insel.

Bis zur Zeit, als Marco Polo nach Europa zurückkehrte (im 13. Jahrhundert), erstreckte sich unsere Kenntniß der Geschichte Japans nur auf solche Sagen, die noch heutzutage im Lande über die früheste Vergangenheit des Kaiserthums coursiren. Obwohl die Portugiesen als Entdecker des Inselreiches schon im Jahre 1543 einen Handelsverkehr mit den Japanern anstrebten, gelang ein solcher Versuch, wie wir bereits oben vernommen, erst den Holländern in Nagasaki. Bis zur Mitte des 19. Jahrhundertes trachteten so ziemlich alle Seemächte, in Erwägung der Schätze und Reichthümer des Inselreiches, Handelsverbindungen mit Japan anzuknüpfen. Doch vergeblich. Erst 1854 gelang es zuerst den Amerikanern und später den europäischen Mächten, Handelsverträge abzuschließen, und jetzt sind folgende Häfen in Japan den Europäern eröffnet: Nagasaki, Kobe, Osaka, Yokohama, Tokio, Niigata und Hakodate *).

Kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zu Nagasaki zurück. Das bunte Leben und Treiben in den Gassen der Stadt contrastirt mit unseren Ansichten über Anstand, Moral und Tugend, doch das freundliche, zuvorkommende Benehmen aller Japaner beiderlei Geschlechtes, das kindische und muthwillige Auflachen der ewig frohen Bevölkerung wirkt elektrisch und förmlich ansteckend.

Die Laden und Verkaufsgewölbe der Stadt enthalten dasselbe, was die Chinesen an japanischen Waaren in Schanghai feilbieten: Porcellanwaaren, Lackgefäße, Emailvasen und Bronzegefäße. Nach einem Rundgange durch die Stadt und Besichtigung einer sehr großen Bronzestatue eines auf Lotosblumen thronenden Buddha beschlossen wir, einen der angrenzenden Berge zu besteigen, um über den Hafen einen Gesammtüberblick zu gewinnen.

Auf den Abhängen der 1200—2000 Fuß hohen, grünen Berge zieht sich ein breiter Gürtel von Friedhöfen um die Stadt. Die prismatischen, mit chinesischen Inschriften beschriebenen Leichensteine bieten dem Auge in ihrer regelmäßigen symmetrischen Reihenaufstellung ein äußerst gefälliges Bild. Von einer niederen Kuppe (1000 Fuß) genossen wir einen herrlichen Ueberblick über Nagasaki: fast unabsehbar goß sich das Häusermeer über den

*) Siehe Anhang IV.

Meeresstrand aus, während die dunkelblaue Wasserfläche, von unzählbaren Handelsschiffen belebt, zur Linken wie durch ein Gebirgsthor passirend, ohne rechte Begrenzung als stiller Ocean in weiter Ferne mit dem Himmel verschwamm. Nach dem großartigen Anblicke der Stadt überraschte es mich nicht wenig, später zu hören, daß Nagasaki blos 46.700 Einwohner zähle.

Unter den Kriegsschiffen, die im Hafen ankerten, befand sich auch das deutsche Kanonenboot „Albatroß", dessen Commandant, Corvetten-Capitän



Japanischer Friedhof.

Menzing, in früherer Zeit in der österreichischen Marine diente. Vier Mal während meiner Reise, und zwar in Hongkong, Schanghai und zwei Mal in Nagasaki, war es mir gegönnt, im Kreise der liebenswürdigen Officiere des Schiffes recht angenehme Stunden zu verleben. In Gesellschaft einiger dieser Herren besuchte ich in Nagasaki den größten, buddhistischen Tempel Osuwa-sama. Ueber eine breite, im Beginne von hohen Steinsäulen begleitete Steintreppe von nahezu 60 Stufen gelangten wir in den Vorhof des Tempels, in welchem zwischen zwei großen, uralten Porcellansäulen aus einem Brunnen

das frischeste Wasser Nagasaki's quillt. Ein Pferd aus Bronze, dessen Kopf so groß wie der eines Nilpferdes, stiert auf die heilige Quelle und scheint als abschreckender Wächter hingestellt worden zu sein, nichtsdestoweniger sind die massiven Holzlöffel mit schweren Ketten an das Brunnengewölbe angekettet.



Thee-Ernte in Japan.

Das Innere des Tempels überrascht durch seine Einfachheit. Im Hintergrunde desselben erhebt sich ein Wäldchen von riesengroßen Kampherbäumen; einsam stille, wenn Ruhe über den Wipfeln herrscht, rauschend und geheimnißvoll flüsternd, wenn ein Lüftchen die dachartigen Kronen der Stämme belebt, schien es mir das eigentliche Heiligthum von Osuwa-sama. An das Wäldchen schließt sich ein Theegarten an. In jeder Bude, und es sind deren viele, befinden sich Schießstände, worin sich die Japaner, ein Mädchen zur Linken, eine Theeschale zur Rechten, im Bolz- und Pfeilschießen üben.

Der deutsche Consul von Nagasaki, welchem wir hier begegneten, begleitete uns hierauf in den botanischen Garten, unter welchem wir uns keineswegs einen solchen nach europäischer Schablone vorstellen dürfen. Der Japaner liebt es, jeden Garten, und wäre er noch so klein, in eine Miniatur-Wildniß mit kleinen Felsen, eingeengten, kaum fußbreiten Wildbächen, worüber kühne Bogenbrücken führen, umzugestalten. Er legt die höchste Kunst der Baumcultur in die unglaublichsten Verkrüppelungen der Stämme und Aeste, die, ineinander wachsend, manchmal ganze Sätze in japanischer Schrift, manchmal wieder Thiere oder Vögel vorstellen. Im Uebrigen verdient der botanische Garten in Nagasaki seinen Namen nicht und es mag der Zukunft vorbehalten sein, ihn würdiger zu cultiviren.

Ein Theehaus, worin die Mädchen singen, spielen, tanzen und für Erfrischungen sorgen, ist die einzige Anziehungskraft für den Besucher. Abends lernte ich in Gesellschaft des Corvetten-Capitäns und der Officiere des „Albatroß", des deutschen Consuls und einiger anderer deutschen Herren einen ähnlichen Vergnügungsort kennen. Sechs Mädchen besorgten mit Guitarrespiel und Trommelschlag unsere Tafelmusik. Die japanischen Trommeln sind derart construirt, daß sich das Fell durch Bänder anziehen, und während des Spieles die verschiedensten Töne hervorrufen lassen. Die Mädchen führten nach einigen steifen, mimischen Tänzen auch komische Scenen auf, welche zum Schlusse ausarteten. Es war bereits Mitternacht, als ich in strömendem Regen zum Schiffe zurückkehrte, welches bald darauf die Anker lichtete.

Als wir am nächsten Tage vor Simonosaki anhielten, war ich bitter enttäuscht, da meine Absicht, auf's Land zu gehen, zunichte wurde, denn die Stadt kann nur mit Erlaubniß der japanischen Behörden von Europäern betreten werden. Eine solche aber ging mir ab.

Simonosaki liegt am Fuße eines langgestreckten Hügels, am westlichen Thore des japanischen Binnenmeeres, als südlichster Punkt der Insel Nippon. Aus der Ferne sieht der Ort viel einladender aus, als in der Nähe, in welcher er von den Grundsätzen japanischer Reinlichkeit insoferne abweicht, als ein gewisser Fischerschmutz die Quaipromenade sicherlich nicht zu dem anziehendsten Spaziergange der Stadt gestaltet. Als unser dicker Capitän durch

einen Kanonenschuß die Ankunft des Schiffes signalisirte, versammelten sich die Japaner gruppenweise auf den Veranden und Gängen ihrer einstöckigen Wohnhäuser, um die Angekommenen neugierig zu mustern. Andere Gruppen wieder bestiegen kleine Kähne, um dem Dampfer noch näher zu kommen. Die Ruderer gebrauchten das Ruder mit bewunderungswerther Schnelligkeit als Schraube, und so glichen diese Kähne im Vergleich zu den großen, unbeholfenen japanischen Sampans, welche wie Walfische aussahen, agilen Gebirgsforellen. Die Sampans sind große, massive Holzboote, deren Gehalt oft mehrere hundert Tonnen beträgt. Die Decks bilden in ihrem Durchschnitte einen Halbmond und am rückwärtigen Theile sind die Unterkunftsräume der Bemannung thurmähnlich so angebracht, daß das Steuerruder-Ungethüm panzerartig nach rechts und links geschützt wird. Bei schönem Wetter wird das Ruder von der Plattform des Thurmes, bei Regenwetter aus der Cajüte dirigirt.

Aus mehreren dieser Boote, welche vielen Personen als Wohnstätte dienen, entstiegen in buntfarbige Seide gekleidete junge Mädchen, welche, um ihre Neugierde zu befriedigen, sich in einem kleinen Nachen an den Dampfer und dann zur Stadt rudern ließen. Schon nach einstündigem Aufenthalte verließen wir Simonosaki.

Ein flüchtiger Blick auf eine Karte von Japan wird Jeden alsogleich von der Wahrheit überzeugen, daß eine Seefahrt von Simonosaki nach Kobe durch das Seto-uchi-no-umi (das japanische Binnenmeer) im Allgemeinen nur selten unangenehm werden kann. Eine schmale, lange Wasserstraße mit unzähligen Inseln erstreckt sich von Südwest nach Nordost. Wenn auch nicht so schmal wie der Bosporus, so kann man doch von jedem Punkte aus ohne Glas das Leben auf dem Lande beobachten. Die Umgebung ist reizend, die Inseln sind dicht bewaldet; am Fuße der 2—3000 Fuß hohen Gebirgszüge, deren felsig-pittoreske Abstürze sich mit dem saftigen Grün der Wiesen und dem dunklen Blau des Himmels zu einem schönen Landschaftsbilde harmonisch vereinigen, liegen zahlreiche und rein gehaltene, romantisch situirte Ortschaften, deren Bewohner an der Küste dem Fischfange obliegen und die Scene angenehm beleben. Keine Eintönigkeit ermüdet das Auge, immer wieder

verdrängen neue Bilder die verschwindenden, und selbst unser phlegmatischer Capitän, der doch schon hunderte Male die Strecke befuhr, brachte hin und wieder das Fernrohr zu seinen kleinen Augen und verstieg sich sogar zu dem begeisterten Ausrufe: Indeed — beautiful! Ich begriff es einigermaßen, daß ein buddhistischer Lama, welcher sich als Passagier auf dem Schiffe befand, mit verklärter Verachtung und selbstbewußtem Lächeln seinen rasirten Kopf stolz erhob, wenn er an dem amerikanischen Missionär — ebenfalls Schiffspassagier — bloßfüßig vorüberschwebte, ohne im mindesten die interessante Landschaft seiner Beachtung werth zu halten; auch das, daß er sich hierauf muthmaßlich bei den erhebenden Gedanken eines auf glühenden Kohlen geschmorten Fisches auf dem Ventilationskasten in der Nähe des Rauchfanges niederließ, träumend seinen Rosenkranz hervorzog und die Kohlenasche auf sein Haupt nieder regnen ließ, denn die Orientalen kümmern sich wenig um die Naturpracht; daß aber zwei Theilnehmer eines deutschen Reise-Unternehmens, welche die Welt kennen lernen wollten, während der ganzen Fahrt durch den Canal Piquet spielten, war mir ein Räthsel.

Der protestantische Missionär theilte mir mit, daß sich in China beiläufig 30.000 Bewohner zu seiner Religion bekennen. Die einmal bekehrten Chinesen bleiben Christen. So fand beispielsweise ein Missionär in einer Ortschaft, in welcher er vor 16 Jahren 300 getauft hatte, bei seinem zweiten Besuche mehr Gläubige als damals. In Japan, wo eine Bekehrung viel leichter bewirkt werden kann, huldigt das Volk auch in religiöser Hinsicht dem Sprichworte: „Aus den Augen, aus dem Sinn!“

Die Nacht war mondlos und so finster, daß der Capitän gezwungen war, der vielen Inseln wegen, um Mitternacht zu ankern. Mit Morgenlicht dampften wir weiter und näherten uns zusehends dem Ende der schönsten Seefahrt während meiner ganzen Reise. Je weiter wir nach Osten kamen, desto höher und steiler wurden die Berge. Während gestern die Waldungen zumeist aus Laubhölzern bestanden, breiteten sich hier ungeheuere Nadelholz-Waldungen aus. Die flach auslaufenden Berggelände waren durchwegs auf ihren Terrassen mit Reis bebaut.

Gegen 2 Uhr Nachmittags erblickten wir in weiter Ferne einen hellen weißen Punkt, es war der Leuchtthurm von Kobe am Westende der herr-

lichen Bucht Naniwa-no-tsa (Bai der schnellen Wellen) oder wie sie nunmehr heißt, der Bai von Osaka, in welche der Yodogawa, der Abfluß des Biwa-See's, seine Wässer entsendet. Je näher wir ihm kamen, desto belebter wurde die See, große und kleine Sampans kamen uns in den Weg und überließen das Ausweichen dem Dampfer; endlich ließ der Capitän die Kanone laden — der Leuchtthurm lag zu unserer Linken — eine kühne Wendung des Schiffes — die Frauen hielten sich die Ohren zu, der Schuß wiederhallte an den Granitfelsen rechts und links, und vor uns lag das malerische Bild der vereinigten Städte Kobe und Hiogo.

Der Hafen von Hiogo ist erst seit 1860 dem europäischen Verkehre eröffnet und seit dieser kurzen Zeit entstand am östlichen Ende der Stadt eine zweite, in welcher sich die Ansiedler niederließen. Sie heißt Kobe und zählt gegenwärtig 11.000 Einwohner, während Hiogo 30.400 Einwohner, ausschließlich Japaner, besitzt. Jeder Reisende ist in Kobe im Hotel der Missis Grün, einer gebornen Triestinerin, auf das beste untergebracht. Ihr Hotel läßt an Comfort, Eleganz und Küche nichts zu wünschen übrig.

Die Zahl der europäischen Ansiedler wird 260 nicht überschreiten. Daß ihre Wohnhäuser, Fabriken und die Kirche in der Construction, Ausführung und im Style zu den anziehendsten Bauten des ganzen Orients gezählt werden können, mag der Umstand erklären, daß die nahen Berge Granit im Ueberflusse und in guter Qualität liefern. Die Europäer, welche vor nicht langer Zeit eine im großen Maßstabe angelegte Papierfabrik errichteten, wurden in ihren Concurrenzhoffnungen bitter enttäuscht, und das weitläufige, große Fabriksgebäude steht nun leer, dafür gibt es in den Theerost-Fabriken beständige Arbeit.

Der Theegebrauch in Japan ist erst seit dem 9. Jahrhunderte bekannt und wurde durch einen buddhistischen Priester Namens Tenkiyodayschi aus China eingeführt. In China wurde die Verwendung des Thee's zum Getränke im Jahre 150 v. Chr. von Schiba-schojo, einem Diener des Kaisers Butei, erfunden. Man unterscheidet im Ganzen drei durch Cultur entstandene Varietäten des Thee's, und zwar: Theea viridis, Theea bohea, Theea stricta. Die Ernte geschieht drei bis vier Mal im Jahre. Die Blätter werden entweder

an der Luft getrocknet, in Kesseln erhitzt und zusammengerollt und so entsteht der grüne Thee, wie er in ganz Japan und China bitter getrunken wird, und einen Hauptartikel des großartigen Landhandels in China bildet; oder er wird nach dem ersten Erhitzen einem leichten Gährungsprocesse unterzogen und dann über dem Feuer auf Kupferplatten geröstet. Dieser, der sogenannte schwarze Thee wird fast nur für den Export bereitet.

Die ersten gepflückten Blätter der Pflanze geben die beste Sorte, den sogenannten Blüthenthee. Caravanenthee, der allgemein als der beste anerkannt wird, weil er durch den Seetransport nicht gelitten hat, gibt es überhaupt in Europa keinen; denn selbst der russische Thee, der doch als Caravanenthee gelten sollte, wird nach der ersten Thee-Ernte von Hankou am Yang-tze-kiang zu Schiff nach Schanghai und von hier auf der See nach Tientsin und Peking gebracht, von wo er, nach zurückgelegter Meeresfahrt, durch die Mongolei und Sibirien nach Europa befördert wird. Durch das Zusammenpressen von Theestaub gewinnt man den sogenannten Ziegelthee, welcher in der Mongolei und Tibet als Kleingeld angenommen wird*).

Die japanische Stadt Hiogo ist zwei englische Meilen lang, ihre Wohnhäuser sind zumeist aus Holz und ein Stockwerk hoch, nur wenige sind aus Stein erbaut und mit Ziegeln gedeckt. Eine lange, breite Straße führt von Westen nach Osten durch das Häusermeer.

In Kobe herrscht ein merkwürdig vertrauensvoller Verkehr zwischen den Ansiedlern und den Japanern. Auf die japanische Dienerschaft kann man sich unter allen Umständen verlassen, es sind grundehrliche Leute, und man kann tagelang vom Hause entfernt sein, ohne sich vor Dieben fürchten zu müssen.

Die ungemein detaillirten Gebirgsformen, deren 2000 Fuß hohe Kämme zumeist entholzt waren, luden uns zum Besuche ein und so erkletterten wir schon am ersten Nachmittage unserer Anwesenheit in der Stadt die 30—40 Grad steilen Böschungswände der Hänge, welche Mühe uns reichlich entlohnt wurde durch das Panorama der Bai von Osaka und der Gebirgs-

*) Der Thee wurde im 17. Jahrhundert durch die Holländer in Europa eingeführt. Im Jahre 1660 trank man in London den ersten Thee, etwas später in Paris. In der Gegenwart sind die Engländer, Holländer und Russen die stärksten Theeconsumenten.

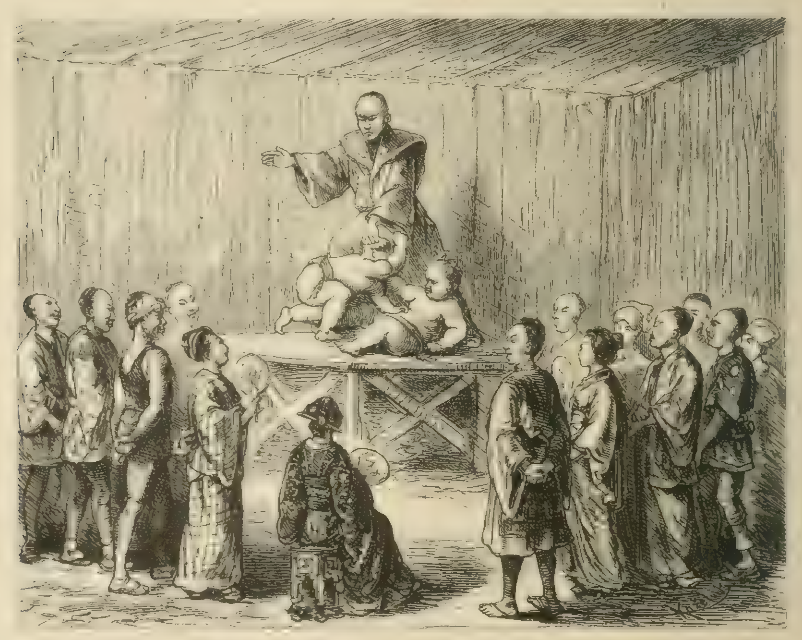
landschaft im Westen, welches wir von der erreichten Höhe im vollsten Maße genießen konnten.

Auf dem Gebirgsrücken führt ein guter Fußweg zu dem Bade Arima und weiter auf die jenseitige Küste nach Totori. Dieser Fußweg wird von kräftigen Lastträgern nur aus der Ueberzeugung benützt, daß Zeit Geld ist. Die Gebirgsthäler führen verhältnißmäßig viel Wasser dem Meere zu; seine Kraft wird zu dem Betriebe von Mühlen ausgenützt und ich erinnere mich lebhaft, daß der japanische Müller dem europäischen wie ein Ei dem andern gleich sah. Auf dem Heimwege berührten wir den berühmten Wasserfall von Kobe, eine wildromantische Felspartie, durch einen mächtigen Gebirgsbach belebt, welcher über eine Felswand von 150 Fuß Höhe herabstürzend, nur als weißer Staubregen sein Bett wieder findet. Die Japaner wissen solche Naturschönheiten zu schätzen und weil nach ihren Grundsätzen nach jeder Bewunderung auch Hunger und Durst ihre Rechte geltend machen, so reiht sich in der Nähe des Wasserfalls ein Theehaus an das andere, in denen die Mädchen zu dem warmen Trunke die Saiten ihrer Instrumente erklingen lassen und durch ihre Lieder die Waldeinsamkeit beleben.

Um dem Leser ein Bild zu bieten, wie sich japanische religiöse Andachten äußern, so lade ich ihn ein, mit mir in den Abendstunden einen größeren Tempel in Hiogo zu besuchen, welcher allnächtlich von solchen besucht wird deren Geschäfte bereits abgeschlossen sind, oder welche sich zu Hause langweilen und sich auf drollige Weise den Nimbus der Frömmigkeit erwerben wollen. Der Tempel liegt so ziemlich in der Mitte der Hauptstraße von Hiogo, die drängende Volksmasse sorgt dafür, daß man entweder freiwillig oder unfreiwillig dahin gelangt. Die Verkaufsbuden reihen sich schon vor dem Portale auf der Straße aneinander. Bäckereien, Galanteriewaaren, japanische Schnitzereien, Kämme, Glaswaaren, Rauchrequisiten u. s. w. werden von den Verkäuferinen in der ungezwungensten Liebenswürdigkeit, welche den Fremden so fesselt, zum Kaufe angeboten. Japan mag wohl seine Beliebtheit in mancher Hinsicht diesen freundlichen, urwüchsigen Zuständen verdanken.

Von allen Seiten strömte das Volk zu dem Tempel. Jedermann trug seine große Papierlaterne und so kam es, daß der große, viereckige, freie

Vorhof des Tempels hell erleuchtet wurde, ohne den Stadtvätern große Auslagen zu verursachen. Die wenigsten der Besucher richteten ihre Schritte zu dem Hauptaltare, um dort ein kurzes Gebet zu verrichten, einige Räucherstöckchen (lange, stricknadelförmige Harzcompositionen) zu entzünden, oder einige Kupfermünzen in die nimmersatte, große Opferkiste zu werfen; das große Publicum eilte leichtfüßig den Vergnügungshallen zu, welche zu beiden



Belustigungen im Tempelhofe zu Kobe.

Seiten des Vorhofes im echten Jahrmarktsstyle den Einheimischen jene herz- und gemütherquickenden Schauspiele boten, nach denen das Volk sich sehnt. In der ersten Bude, welche wir betraten, producirten sich silberhaarige Ratten. Sie erstiegen auf zierlichen Leitern hohe Miniatur-Pagoden, zogen Jinrikschawägelchen, auf welchen andere kleine Thierchen die Zugkräfte kunstgerecht lenkten, andere waren in einer Drahttrommel eingesperrt und mühten sich darin vergebens ab, im behenden Laufe dem Käfige, welcher sich um seine Achse drehte, zu entfliehen. In der zweiten Bude erregten zwei Zwerge die



Wasserfall bei Kobe.

ausgelassenste Heiterkeit des Publicums. Bei den wahrhaft mißgestalteten Creaturen contrastirte der große Kopf, der langgestreckte Oberleib und die kurzen Beine in widerlicher Weise mit dem kaum einen Meter hohen, corpulenten Gesammtbilde ihrer Nacktheit. Abwechselnd sang der eine ein Castratenlied und tanzte dazu mit auffallender Behendigkeit ein gymnastisches Etwas, bei dessen Studium sich so mancher Balletmeister vergebens den Kopf zerbrechen würde. Sein Camerad will ihn verdrängen, er bringt ein dickes, cylinderförmiges Strohgeflecht auf das Podium, um es zu balanciren, es entsteht ein Streit, der zu Thätlichkeiten ausartet. Endlich raufen sich die Knirpse — zuerst im Scherz — einer fällt zu Boden, seine Zornesader schwillt, der große Kopf wird zur Leuchtkugel, sie schlagen blind aufeinander los — und das Publicum hat seine Freude daran.

Der Impresario erscheint, erfaßt unsanft die Kämpfer und wirft sie mit einem Rucke von den Brettern, welche die Welt bedeuten; localkundig greift er hierauf in eine Falte der baumwollenen Coulisse und zieht einen kleinen japanisch gekleideten Mops hervor. Das arme Thier zittert an allen Gliedern und sträubt sich mit allen Kräften gegen die Aufforderung zum Tanze, welche zwei Clarinetten und eine Guitarre in rührender Weise, dann immer lauter und feuriger executiren, umsonst — der Hund muß.

In der dritten Bude befand sich ein böses Stachelschwein und ein Pfau. Während das erste, als nichtswürdiges, häßliches Object, allen möglichen Insulten und Neckereien von Seite der Besucher ausgesetzt war, so daß es schließlich in seiner Gereiztheit blindlings die spitzigen Borsten gegen seine Feinde ausstreckte, hörte der Pfau nur Schmeichelworte von Allen, die seine Schönheit begreifen konnten, er wurde hofirt; denn sein Bildniß figurirt auf den japanischen Banknoten.

In einer vierten Bude saß ein Erzähler auf einer Tribune. Neben ihm hockte ein altes Weib, welches auf einem Saiten-Instrumente die Musik besorgte. Des Künstlers Mimik war meisterhaft. Bald kniff er die Augen zu und zog die Brauen zu einem faltenreichen, gleichschenkligen Dreiecke in die Höhe, dann knirschte er wieder mit den Zähnen und ließ die Mundwinkel trotzig nach abwärts fallen, gleich darauf benahm er sich so, daß ich erwartete,

er werde in höchster Erregung von seinem Sitze aufspringen und in wilder Wuth den filigranen Tisch, worauf sein Buch lag, mit einem einzigen Faustschlage zertrümmern; aber nein, er blieb ruhig sitzen, seine Stimme milderte sich und bei den einschmeichelnden Tönen sanfter Beruhigung fühlte jeder Zuhörer unwillkürlich die Macht der kalten Besonnenheit über die Schwachheit blinder Aufregung. Das Publicum hörte gespannt und merkwürdigerweise ernst der Erzählung zu.

In der fünften Bude wurde Theater gespielt. Auf den Strohgeflechten der Bühne saßen sechs Mädchen. Vor jedem stand ein kleines Pult, worauf die Rolle lag, welche sie entweder hersagten oder herabsangen. Ihr Gesang war entsetzlich. Im Gegensatze zur chinesischen Gesangskunst, welche die Fisteltöne bevorzugt, lieben die Japaner die tiefsten Naturtöne. Die Künstlerinen verzerrten die Gesichtchen zu den grauenhaftesten Fratzen, sobald sie sich mit Aufbietung aller Kräfte zu einem effectvollen Grunzen und Krächzen anschickten. Ihre Kehlen waren bald so heiser, daß selbst der reichlich von einer allerliebsten Dienerin servirte Thee nichts mehr zur Ausgleichung der Stimmbänder beitragen konnte. Die Trägerinen der Rollen waren ausgiebig geschminkt und ihre Zähne zumeist schwarz gebeizt.

Der Zuschauerraum bestand aus einem erhöhten Parterre, auf dessen Fußboden das japanische Volk hockte, Thee trank, rauchte und mit aufmerksamem Ernste den Verlauf der Handlung verfolgte. An der Casse zahlt der Theaterbesucher 12 Cents Entrée, der Europäer um 1 Cent mehr, weil er im Zuschauerraum eine Sitzunterlage angewiesen erhält. Nachdem wir noch im Tempelhofe die dressirten Spinnen betrachtet und die in Oel gebackenen Leckerbissen an einem Stande nur des Versuches halber verkostet hatten, traten wir den Heimweg an.

Die Eisenbahn*) von Osaka nach Kioto ist eine schmalspurige Spielerei, sie schmiegt sich in vielen überflüssigen Curven mit einem Gefälle von 1:100 schlangengleich an die Küste; das von ihr durchmessene Terrain ist ziemlich eben; die vielen Reisfelder, Theeplantagen und einzelnen Tabakpflanzungen

*) Gesammtlänge der japanischen Bahnen 110 Kilometer. Jährlicher Verkehr 3 Millionen Passagiere und 50.000 Tonnen Güter.

haben sandigen Boden, verwitterten Granit und die kantigen, abnormen Formen der nahen Gebirge treten allerorts grell aus der Ebene hervor. Viele, mitunter tiefe Canäle, die das klare Gebirgswasser den Reisfeldern zuführen, durchschlängeln den flachen Boden. Die größten Wasserlinien sind von hohen Kunstdämmen eingeschlossen, durch welche Tunnels gebrochen wurden, um den Japanern zu zeigen, daß man auch im Finstern fischen kann. Bis Osaka passirt die Bahn im Ganzen vier Brücken solider Eisenconstruction. Die Bahnhöfe, einfache, ebenerdige, luftige Holzgebäude, bestehen aus den unmöblirten Wartsälen und den verschiedenen Bureaux, wo die Bahnbeamten in der für die japanische Nation so unkleidsamen europäischen Uniform arbeiten und rechnen. Gewöhnlich grenzen an das Stationsgebäude ein bis zwei Theehäuser, woselbst Wein- und Biersaki verkauft wird.

Zehn Telegraphendrähte begleiten die Strecke. Die Stationen bis Osaka heißen: Kobe, Saunoniya, Nischmoniya, Kan-saki, Osaka (bis Osaka von Kobe 1 Stunde 8 Minuten Fahrt). Von Osaka bis Kioto währt die Fahrt 1 Stunde 25 Minuten. Die Stationen heißen: Osaka, Suita, Ibaraki, Takutsuki, Yama-saki, Mukomachi, Kioto.

Osaka, wo wir den 28. Juni anlangten, besitzt einen besser gebauten, stockhohen Bahnhof und liegt am Flusse Yodogawa, der in vielen breiten Canälen die Stadt durchzieht. An bogenförmig construirten Holzbrücken ist kein Mangel. Pferde und Wagen kennt man zusammengehörig in Japan nicht. Nur sehr wenige der ansässigen Europäer halten sich Equipagen, dafür ist ganz Japan mit den Jinrikschawagen, welche von fuß- und lungenkräftigen Japanern gezogen werden, überschwemmt. Entsprechend ihrem Berufe, ist auch die Kleidung dieser Leute. Sie besteht in den meisten Fällen nur aus einem Suspensorium. Bei den Bahnhöfen stehen ganze Schlachtordnungen solcher Wagen. Das Engagement für den ganzen Tag ist nicht theuer (für 50 Cents 40—50 englische Meilen zu durchlaufen, dabei den belasteten Wagen nachzuschleppen, das ist eine Leistung, welche nur in diesem gesunden Lande zu Stande gebracht wird). Wir bestiegen solche Wagen und überließen uns getrost der Führung eines jungen Japaners aus Kobe, Djuski mit Namen, der uns in Osaka so viel zeigen sollte, als eben in einem Tage zu sehen möglich war.

Ganz Osaka besteht aus Holzbauten. Zu ebener Erde reihen sich die Verkaufsläden, Werkstätten &c., im ersten Stocke die Wohnungen aneinander. Betten, Tische, Stühle existiren bei den Japanern nicht. Die Fußböden sind mit Matten aus Stroh belegt, die in entsprechenden Vertiefungen liegen. Die Strohmatten vertreten Bett und Bank und haben eine von der Regierung genau in den Dimensionen bestimmte, rechteckige Form von circa 1—2 Fuß Länge und 2½ Zoll Dicke. Bevor die Japaner diese Matten betreten, entledigen sie sich unter allen Umständen ihrer Holzschuhe und werden sehr böse, wenn ein Europäer mit den Schuhen die Stube betritt.

Unser erster Besuch galt einer Indigofabrik. Doch wir kamen gerade zur Frühstückszeit und konnten nicht den richtigen Einblick in die Fabrikation der blauen Farbe gewinnen. Die Fabrik wird theils mit Dampf, theils durch Wasserkraft betrieben. Die fortwährende Reinigung der durch Holzstampfen zerstoßenen Pflanzen geschieht durch Wasser. Der ölartige, gereinigte Farbestoff wird schließlich in Blechbüchsen verpackt, die je 12 Pfund enthalten und per Stück 13 Dollars kosten. Bevor wir das Fabriksgebäude verließen, sahen wir uns das Frühstücklocal der Arbeiterinen an. An 100 Mädchen saßen hier in Negligé auf Bänken und Holztischen und verzehrten den Reis. Bei unserem Eintritte fing eine an zu lachen, die nächste fiel schallend mit ein, und im Augenblicke erzitterte der schwache Holzbau von dem homerischen Gelächter sämmtlicher Mädchen. Die Wirkung auf mich war derart, daß ich ordentlich verlegen wurde, obgleich ich wußte, daß der Ausbruch der Heiterkeit herzlich war und nicht den geringsten Anflug von Ironie hatte.

Wir fuhren hierauf zum Gouvernementshaus, einem zweistöckigen Granitgebäude mit einer hohen Kuppel, an deren Spitze eine Windrose angebracht war. Die Zeiger der Uhr an dem Thurme, wie bei allen öffentlichen Uhren in Osaka, bewegten sich jedoch nicht von der Stelle. Nach Vorweisung unserer Karten wurde uns eine Erlaubnißkarte zur Besichtigung des Münzamtes und der Festung ausgefertigt. Das Innere des Gouvernementshauses glich einem Landschlosse und nichts fehlte zur Aehnlichkeit als die üblichen Aufschriften über den Thüren der Bureaux, als: herrschaftliches Rentamt, Forstamt, Gutsverwaltung u. s. w.

Mittlerweile war es Mittag geworden. Wir fuhren zu dem japanischen Jentei-Hotel in dem Stadttheile, in welchem die 20—30 ansässigen Europäer leben. Die Einrichtungen des Speisesaales und der Passagierzimmer im ersten Stockwerke kamen den europäischen Anforderungen im Allgemeinen ziemlich nahe, in Bezug auf Reinlichkeit aber entsprachen sie allen unseren einheimischen Hotelbegriffen vollinhaltlich. Das Diner war geschmackvoll zubereitet; das Bier, durch klares, reines Eis abgekühlt, nicht minder lobenswerth. Die Preise waren nicht zu hoch, sie überschritten nicht einmal die europäischen Restaurationspreise. Wir zahlten für ein Menu, bestehend aus: Fisch, Rindfleisch mit Gemüse, gebratenem Huhn und Kartoffeln, Roastbeef, Omelette, Früchten, Käse, Kaffee, inclusive zwei Flaschen Bier, zwei Dollars 34 Cents, also ungefähr 5 fl.

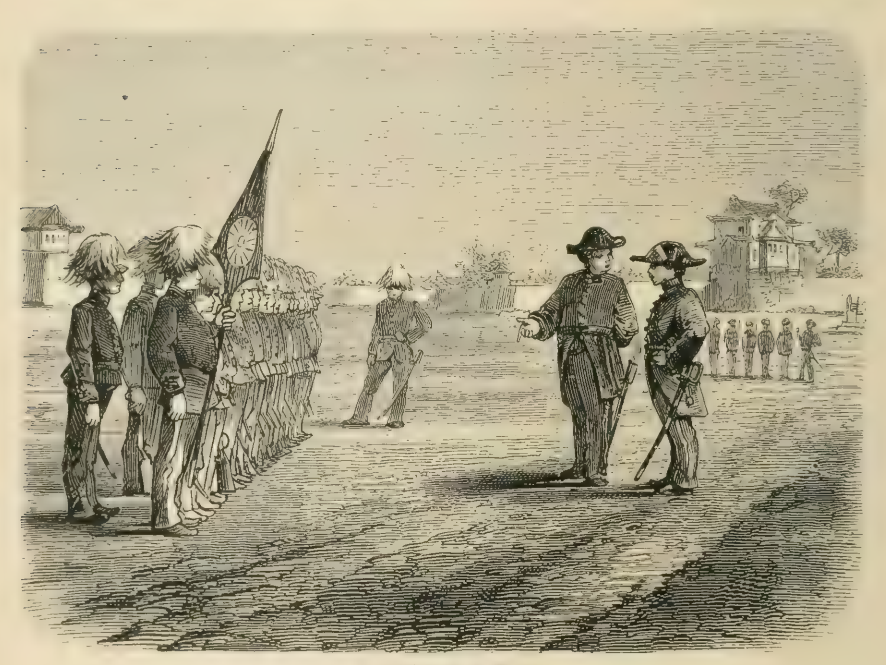
Nach Tisch fuhren wir zum Münzamte. Auf dem Wege besuchten wir den Laden eines Antiquitätenhändlers, welcher eine reiche Auswahl von Bronzevasen, Statuen, Waffen, Steinschnitzereien in Opalen, Topasen und Nephriten, kunstvoll emaillirte Theegefäße, alte Seidenstoffe u. s. w. feilbot. Das Alter wird von den Verkäufern, dem heimlichen Wunsche des kaufenden Europäers entsprechend, um etliche hundert Jahre überschätzt, und danach auch der Preis fixirt.

Sowohl der Chinese, als der Japaner können die Echtheit und das Alter einheimischer Antiquitäten auf den ersten Blick hin unterscheiden, was für den großen Handel, welcher mit Alterthümern im ganzen Osten betrieben wird, und den cultivirten Sinn hiefür von größter Wichtigkeit ist. Ein Europäer, der in China oder Japan für billiges Geld Antiquitäten zu sammeln beabsichtigt, wird schließlich meistens nur täuschend nachgeahmte Imitationen erwerben, denn die Echtheit des Alters kostet auch dort unberechenbar viel.

Um 3 Uhr kamen wir zum kaiserlichen Münzamte, vor dem einige japanische Schildwachen standen. Der sehr schön durchgeführte Bau wird von Granitsäulen getragen und würde selbst in Europa Aufsehen erregen. Seit zwei Tagen wurde im Amte nicht gearbeitet, und wir mußten, ohne etwas vom Inneren gesehen zu haben, den Weg zur Festung antreten, die jenseits

des Flusses liegt. Sie überragt die Stadt, ohne sie jedoch zu beherrschen; es scheint auch, daß die Fortificationen als unbedeutend aufgelassen wurden und die Festung nur mehr als Caserne verwendet wird. Auch außerhalb derselben sind viele Casernen, in welchen den lieben Tag hindurch exercirt und gedrillt wird.

Bei der Recrutenabrichtung wiederholt die ganze Abtheilung, bevor sie das Commando ausführt, das Commandowort. Die Recruten schienen mir



Japanisches Militär.

sehr gelehrige Bursche zu sein. Um bei dem Maschiren die freie Bewegung des linken Armes zu lernen, muß der Oberarm steif und der Unterarm, wie von einer Dampfkraft, so in Bewegung gesetzt werden, daß die Hand von der Hosennaht bis nahe zum Gesichte auf- und abschwingt. Die Exercir-Adjustirung besteht aus folgenden Stücken: eine gelb passepoilirte Kappe aus schwarzem Tuche mit Schirm, ähnlich der deutschen Mannschaftsmütze, mit einer breiten gelben Borte, in deren Mitte vorne ein messingener, fünfeckiger Stern prangt; eine blendend weiße, kurze Leinwandjacke mit Stehkragen und Stoffknöpfen;

weiße Pantalons, ein brauner Tuchmantel, dem österreichischen ähnlich, mit gelben Knöpfen; statt der Cravate rohleinene Hemdkragen; echt lederne Commißschuhe und darüber Camaschen aus sogenannter russischer Leinwand. Die Naht der Camaschen ist meistens im Stadium des Auftrennens. Die zwei Patrontaschen sind an einem Lederriemen um den Leib festgeschnallt. Der Kalbleder-Tornister hat dieselbe Form und Größe wie der öster-



Teonodi-Pagode.

reichische und auf denselben ist eine gerollte, grüne Schlafdecke geschnallt. Martini- und Remington-Gewehre mit aufgepflanztem Yatagan bilden die Bewaffnung der Infanterie. Die Soldaten tragen auch außer Dienst Seitengewehre. Die Cavallerie ist armselig, weil die wenigen Pferde des Landes nicht für Cavalleriedienst geeignet sind. Immerhin tragen auch in Japan die Cavalleristen ihre Schleppsäbel mit unverkennbarem Stolze. Artillerie sah ich keine. Bei Paraden tragen die Soldaten dunkle Waffenröcke und schwarze Filzhüte.

Bei jeder Oeffnung der Fortificationen und der Casernen stand eine Schildwache, welche von jedem Vorübergehenden ehrfurchtsvoll gegrüßt wurde, hin und wieder mit einem Bekannten ein Gespräch einging, auch nichts dagegen hatte, wenn ein Neugieriger ganz nahe zu ihr hintrat, das Gewehr ansah und visitirte. Jeder Posten trug am Leibriemen auf einem Holztäfelchen seine Nummer. Die Festung besteht aus zwei Umwallungsmauern und dem Castelle. Ein mit Wasser gefüllter Wallgraben in der Breite von 100 Schritten umgibt die ganze Befestigung. Die aus Granitblöcken aufgeführten Festungsmauern der äußeren Umwallung haben vom Wasserspiegel aus eine Höhe bis über 20 Meter. Ich sah Steine da aufgebaut, die eine Länge von 12 Meter, eine Höhe von 6 Meter und eine Dicke von 4 Meter besaßen, ein anderer war 8 Meter hoch und breit und 4 Meter dick. Nur dadurch, daß vor 400 Jahren hier ein Granithügel stand, dessen Gestein an Ort und Stelle zum Aufbau der Festung verwendet wurde, ist der wunderbare Bau erklärlich. Die zweite Umwallung überragt die erste, und unterhalb ihrer Wälle befinden sich nur trockene Gräben.

Das Castell ist der höchste Punkt in Osaka, im Inneren desselben befindet sich ein tiefer Brunnen, dessen massive Einfassung aus einem einzigen colossalen Stücke Granit gehauen ist. Eine japanische Aufschrift auf Holz macht die Besucher — wie der Führer übersetzte — aufmerksam, daß das Wasser für den Magen sehr gesund sei. Das Castell hatte vor 20 Jahren noch einen prächtigen Bau in seinem Inneren, die Residenz des Taikun. Das Gebäude wurde inzwischen demolirt und an dessen Stelle weht nun am Flaggenstocke die Fahne des einzigen regierenden Fürsten von Japan, des kirchlichen und staatlichen Machthabers, des Mikado (Roth in Weiß). Die Casernen sind imposante, reinliche, von englischen Gußeisengeländern umgebene Gebäude, die Fenster aus Glas und zum Aufschieben. Gerne hätten wir uns das Innere eines solchen Hauses angesehen, doch erhielten wir nicht die angesuchte Erlaubniß.

Am Westende der Stadt ragte in weiter Ferne eine große Pagode zum Himmel. Diese beschlossen wir noch zu besichtigen. Die Pagode sammt den dazu gehörenden Tempeln heißt Teonodi-Pagode. Die ganze Umgebung

derselben war mit größeren und kleineren Tempeln überfüllt, zwischen denen hohe, starke Kieferstämme angepflanzt waren. Zwei 6 Meter hohe und 1 Meter dicke, runde Granitsäulen, die oben zuerst durch einen viereckigen mit Blech überzogenen, geraden Holzbalken, dann durch einen nach oben auslaufenden Bogen-Querbalken aus Stein verbunden waren, formten das imposante Portale. Das Heiligthum bestand aus drei aneinander schließenden, großen, rechteckigen Höfen, in deren letztem die Pagode stand. Die anderen zwei Höfe enthielten kleinere Tempel und die Wohnungen der Priester. Die Wohnung des höchsten Priesters links vom Haupteingange kennzeichnete sich durch das eingerahmte Aquarellbild eines Pfauen auf goldenem Grunde.

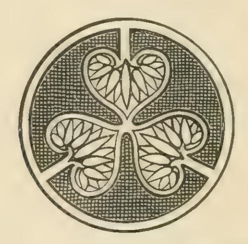
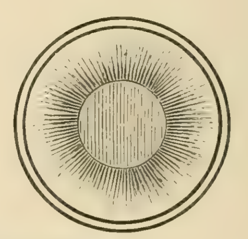
Ein kleinerer Tempel zog zunächst unsere Aufmerksamkeit auf sich. Auf einem Throne saß da Kobodaitsch*), ein Heiliger vom reinsten Wasser. In halber Lebensgröße aus Holz geschnitzt, hatte der Götze ein lebensmüdes, schlaffes, aufgedunsenes, gelbrothes Gesicht, das sich in derselben Farbe bis zum Nacken erstreckte, mit Ohren, welche sich in drei Viertel Gesichtslänge symmetrisch den Kopfseiten anschmiegten, und trug einen dicken Ueberzug von hellrother Farbe, welcher ausnahmsweise bis zu den Fußzehen reichte. Sein Bildniß stand in einem Blumenwalde und von der Decke hingen große Papierlampions. Neben Kobodaitsch standen auf Postamentchen längliche, kleine Holztafeln, worauf die Namen der Verstorbenen dem Gotte in das Gedächtniß gerufen werden.

Vor dem Hauptaltare appellirte eine Riesen-Sammelbüchse — ein Opferstock — an die Mildthätigkeit der Besucher. Der Kasten war mit Eisen beschlagen und so groß, daß, wenn er nur mit Kupfer-Centstücken angefüllt gewesen wäre, sein Inhalt einer ganzen chinesischen Provinz, die unter dem Drucke der Hungersnoth jammerte, wirksame Hilfe hätte bringen können.

Hinter dem Hauptaltare breitete sich ein kleiner Hof aus, in welchem kleinere und größere Denkmale und Heiligenstandbilder aus Granit und Sandstein symmetrisch angehäuft waren. Dann folgte eine kleine, dunkle Halle, in welcher ein uralter großer Bronze-Buddha mit einem fünfseitigen Sterne auf der Stirne verzweiflungsvoll vor sich hinstarrte. Diese dunkle Halle enthielt die Urnen

*) Kobodaitsch, geboren 774, gründete die buddhistische Secte Shin-gon-shiu, „des wahren Wortes".

mit den Bruchtheilen von Gebeinen derjenigen, die nach dem Tode verbrannt wurden. Gegenwärtig ist die Leichenverbrennung nicht mehr gebräuchlich, die Japaner beerdigen ihre Todten. Die Wohnungen der Lamas grenzen an dieses Beinhaus. In der Mitte des Einganges zu einem anderen Tempel stand ein Bronzegefäß als Brandopferstock, aus welchem der Qualm verglimmender heiliger Papiere emporstieg und die Nase eines oberhalb in einem Bretterverschlage thronenden, kleinen Gottes schon ganz geschwärzt hatte. Ein zweites Bronzegefäß enthielt das heilige Wasser des Tempels. Als Seitenverzierung des Tempels imponirten zwei hohe, künstlich verfertigte Granitsäulen mit Arabesken und Ornamenten, die im oberen Theile rosenartig aufblühten.

Wappen des Taikun und Mikado.

Die Bronzestücke des Tempels waren gut erhalten, außerordentlich geschmackvoll und dürften, nach den Spuren des angesetzten Grünspans und nach Aussage des Führers, so alt sein wie der Tempel selbst, bei 400 Jahre. Die Wohnungen der Priester befinden sich rückwärts des Tempels. Ein einziger großer, mit Matten belegter Saal war durch von der Decke herabhängende, durchsichtige Strohgeflechte in die einzelnen Wohnungsappartements abgetheilt. Die Lamas versteckten ihre Frauen und den Schwarm kleiner Kinder bei unserer Annäherung, und begrüßten uns hierauf auf's freundlichste. So reiht sich Tempel an Tempel bis zur Pagode.

Die Pagode hat vier Etagen mit fünf vorspringenden Dächern, welche an der unteren Decke durch Holzschnitzereien und blasse Malerei verziert sind. In jeder Ecke hängt ein kleines Bronzeglöckchen, vorausgesetzt, daß es nicht schon ein Antiquitätenfreund sich zugeeignet hat. Unterhalb jedes Daches führt ein

Galeriegang um das Stockwerk. Die Pagode ist aus Holz erbaut und endigt in ein spitziges, viereckiges Dach, worauf eine Stange mit zwei Metallknöpfen aufgesetzt ist, um die sich eine Blechspirale windet. Bequeme Holzstufen führen zu den Galerien. Die Pagode hat vier Eingänge und dem entsprechend einen vierseitigen Altar. Drei Altäre zeigen das blumengeschmückte Bildniß Buddha's und der letzte die bekannte Figur von Kobodaitsch. In den kantigen Ecken stehen kleine Heiligenfiguren aus Holz, von welchen jede einen sich krümmenden Drachen unter den Füßen zertritt.

Neben der Pagode steht ein drei Mal überdachter Tempel, welcher jedoch nur alle Feiertage geöffnet wird. Der heilige Raum des letzten Hofes ist rückwärts durch einen eingedeckten Holzgang abgeschlossen. Eine Pforte führt von hier in einen sechs Stufen tiefer gelegenen und abgesonderten Hof, wo ein kleinerer Tempel der Sinto (Secte der buddhistischen Religion) erbaut ist. Die meisten Holzornamente der Tempelbauten zeigten das Wappen und Siegel der gewesenen Taikune.

Bis zum Jahre 1867 regierte nämlich nebst dem Kaiser (Mikado), welcher als geistliches Oberhaupt des Staates betrachtet und als Gottheit verehrt wurde, noch das weltliche Oberhaupt (Taikun), welches über die Einkünfte des Landes und der Armee verfügte. Nach der Revolution im folgenden Jahre ordneten sich alle Fürsten des Landes dem Mikado unter, und dieser ist nun der alleinige und selbstständige Herrscher des Kaiserthums.

Im Hintergrunde besichtigten wir noch den Tempel (zu Ehren) der verstorbenen Kinder. Am Altare — im Hintergrunde des goldenen Bildnisses Buddha's — lagen hunderte von Puppen mit großen glotzenden Kinderaugen. Die Puppen waren mit den Gewändern verstorbener Kinder bekleidet. Von der Decke hingen Kindertrachten in bunten Farben und großer Auswahl.

Um uns eine Ueberraschung zu bereiten, beschloß ein Lama, die über dem Altare hängende, große Glocke tönen zu lassen. Er kniete vor dem Altare nieder, faltete die Hände und sang durch die Nase ein inbrünstiges Gebet zur Glocke, welches ungefähr so lautete: Nnjaunghnjonghg — njunghnjaungh u. s. w. Dann erfaßte er den herabhängenden, dicken Seidenstrick, welcher einen großen Holzhammer von der Glocke wegzog, und überließ dann

letzteren wieder seiner eigenen Schwere. Die umherstehenden Japaner freuten sich an dem tiefen Klange der Glocke.

Am 1. Juli setzten wir uns Morgens 7 Uhr in die Jinrikschawagen und unternahmen einen Ausflug nach Arima. Für jeden Wagen waren zwei Kulis engagirt. Der eine hatte seinen Platz zwischen den beiden Deichselstangen, der zweite war mit einer Gurte vorgespannt. Der Weg geht westlich von Kobe gleich in das Gebirge, einen Wildbach aufwärts, dessen helles, klares Wasser schäumend über die ungeheueren Granitblöcke seines Bettes stürzt. Der Weg ist schmal, kaum daß sich überall zwei Jinrikscha ausweichen können. In den Seitenthälern gewahrten wir mehrere Farmen, seitwärts des Baches klappern vereinzelte Mühlen, zu denen das Wasser künstlich in Holzrinnen geleitet wird. Die bergige Umgebung ist nahezu entholzt, und nur hie und da erinnert ein hoher, alter Kieferbaum, daß auch hier einmal ein schöner Wald so hoch da droben aufgebaut war. Der Granit ist dort, wo ihn keine Grasdecke schützt, verwittert und die Sandbäche rinnen von den Kuppen zu Thale, als wäre der Berg mit Lehmfarbe übergossen. Am Wege begegneten wir vielen Gebirgsbewohnern, welche theils Porcellanwaaren nach Kobe trugen, theils Lebensmittel in's heimatliche Thal zurück transportirten.

Die Träger waren meist nackt, sie hatten auf der über die Achsel gelegten Bambustange die Tragkörbe in solcher Schwere angebunden, daß das Rohr unter der Last zu brechen drohte. Die Lastträger bewegten sich in einer solchen Gangart, daß es schwer zu unterscheiden war, ob sie liefen oder gingen. Der Schweiß rann ihnen in kleinen Strömen über den sonnverbrannten Nacken; trotzdem aber waren die Leute immer guten Muths und grüßten freundlich. Während des Gehens sangen sie aus der gepreßten Lunge einen Arbeitsgesang, dessen gekeuchte Silben beim Aufsetzen des linken Fußes den rechten zum Ausgreifen aneifern sollten. Größere Lasten wurden auf zweiräderigen Lastwagen, mit Ochsen, Tragthieren oder Ponies bespannt, transportirt. Um 8 Uhr erreichten wir den Paß (1800 Fuß hoch), in welchem ein freundliches Dorf liegt, dessen Bewohner jeden Fußbreit Erde zum Anbau von Reis und Bohnen ausgenützt hatten. Auf dem Sattel selbst prangte in der reinen und würzigen Luft eine reiche Vegetation von

Bambu, Nadelhölzern und Schlinggewächsen. Wenn nicht die fremdartigen Physiognomien und Trachten der Bewohner und einzelne Vegetationstypen uns an den äußersten Orient gemahnt hätten, wäre die Illusion, die uns nach der herrlichen, grünen Steiermark versetzte, eine vollständige gewesen.

Am jenseitigen Fuße des Berges liegt ein größeres Dorf, in dem uns ein Theehaus einlud, die erste Rast zu halten. Die Kulis tranken, wie sie im Schweiß gebadet waren, etliche Glas des kalten Gebirgswassers, auch uns servirte die freundliche, hübsche Wirthin je ein Glas Wasser. Nach 5 Minuten fuhren wir weiter, passirten um halb 10 Uhr abermals einen kleinen, niederen Sattel, und kamen endlich vor 11 Uhr nach Uebersteigung eines dritten höheren Sattels in der lieblich gelegenen Stadt Arima an, welche von Kobe 15 englische Meilen entfernt ist.

Arima liegt in einer Gebirgsschlucht, deren dunkelgrüne, mit hohen Nadelhölzern bewaldete Hänge wie drohende Mauern über der Stadt schweben. Von dem 2200 Fuß hohen Bergrücken Rokusan, von welchem man einen herrlichen Ueberblick über die Bai von Osaka genießen kann, streichen einige Parallelthäler zu dem Arimaflusse, welcher sich bei Amangasaki in das Meer ergießt. Arima zählt 350 Häuser mit 1500 Einwohnern, welch' letztere sich mit Korbflechterei und Pinselverfertigung beschäftigen. In den engen Gassen der Stadt wird der Europäer von den Einwohnern herzlich gegrüßt, und genießt bei seinen Spaziergängen so manchen Einblick in das häusliche Leben, der in Europa eigentlich nur den intimsten Nächsten gestattet ist. Im Herzen der Stadt erblickt man das hölzerne Badehaus mit zwei viereckigen Bassins von je $1^1/_2$ Meter Tiefe und 3 Meter Seitenlänge. Die Temperatur des gelblichgrauen Wassers beträgt 41° C. Der Boden des Bades ist mit Steinen verkleidet; das Wasser springt aus drei Sprudeln hervor und kann nicht abgelassen werden. In dem verhältnißmäßig heißen Wasser baden die Japaner, Alt und Jung, ohne Unterschied des Geschlechtes, von Früh bis in die Nacht. Bademädchen machen sich anheischig, gegen ein Trinkgeld die Kleider und Werthgegenstände zu hüten. Wäre Arima in Europa, die Einwohner wären sicherlich keine so armen Teufel mehr, denn nicht allein, daß das Bad mit Naturschönheiten reich bedacht ist, so

scheinen die Quellen auch genügende Heilkräfte zu besitzen*), um den Ort zu heben.

Bei dem oberhalb der Stadt in einem Wäldchen gelegenen Gesundheitsbrunnen setzt sich das Eisen der Quelle in verschiedenen Formen am Boden an und wird nach Verdunstung in der Sonne zu Zahnpulver ver-



Japanisches Landhaus bei Arima.

arbeitet. Ein zweiter Gesundheitsbrunnen, etwas tiefer gelegen, ist das Rendezvous aller Augenkranken. Täglich findet man dort zahlreiche Gesellschaft,

*) Nach Dr. Richter setzt das Wasser beim Kochen einen braunen Satz von oxydulhaltigem Eisenoxydhydrat mit etwas kohlensaurem und einer Spur schwefelsaurem und phosphorsaurem Eisenoxyd, nebst sehr wenig kohlensaurem Kalk ab. Die warme Eisenquelle enthält: größere Mengen von Chlornatrium, Chlorcalcium, Chlorkalium, Chlormagnesium und doppelkohlensaurem Kalk, geringe Mengen von schwefelsaurem Kalk, Kieselsäure und freier Kohlensäure, eine Spur von Phosphorsäure, Schwefelwasserstoff,

welche von dem Brunnenmädchen mit einem Trunke aus schmutzigem Glase bedient wird. Anscheinend wundert sich das Mädchen immer, wenn es für seine Dienstwilligkeit kleine Geschenke erhält. Das Bad genießt in ganz Japan einen vortheilhaften Ruf wegen seiner heilkräftigen Wirkung gegen Lähmungen, Ausschläge, Geschwüre, Schwäche, Unfruchtbarkeit u. s. w. Es besteht bereits 2500 Jahre und soll, nachdem sich kein Arzt in Arima befindet, durch zwei Gottheiten entdeckt worden sein *).

Die Bambu- und Fichtenwälder der Umgebung des Bades sind reich an schönen Spaziergängen, und während sich im Süden der Granit-Gebirgsrücken zu senkrechten Wänden erhebt, über welchen ein schöner Wasserfall, genannt Tsudzumigataki, brausend herabstürzt, eröffnet sich im Norden eine fruchtbare Tiefebene mit vielen Dörfern, deren Bewohner sich theils mit Reisbau, theils mit Papierfabrikation beschäftigen.

Auf dem Wege zu dem Wasserfalle passirt man eine kleine, grün verwitterte Erdspalte Torijigoku, welche einen sehr schlechten Ruf genießt, denn alle Insecten, welche sich in die Nähe der Spalte fliegend verirren, fallen todt zu Boden. Am Abhange der Stadt liegt der Onsen-san-Tempel, anschließend daran ein anderer Tempel, welcher den Gottheiten Geoky, Jokuschi und Owanamuchi geweiht ist. Im anstoßenden Friedhofe befindet sich ein altes Grabdenkmal, eine Steinkugel auf einem Granitpostamente, unter welchem Dajodaijinkiyomori liegen soll, ein berühmter Held aus den Genji- und Heji-Kriegen. In früheren Zeiten besuchten selbst japanische Kaiser das Bad, gegenwärtig wird es zumeist nur von Einheimischen und Fremden aus

---

Brom und eine mäßige Menge organischer Substanzen. Ein Liter Wasser enthält 0·205 Gramm Eisenoxydul.

Die Gesundheitsbrunnen geben beim Kochen einen braunen Satz von oxydulhaltigem Eisenoxydhydrat mit kohlensaurem Kalk und sehr wenig kohlensaurer Magnesia. Er enthält: geringe Mengen von Chlornatrium, Chlorkalium, Chlorcalcium, Chlormagnesium, schwefelsaurem Kalk, doppelkohlensaurer Magnesia, doppelkohlensaurem Eisenoxydul und eine reichliche Menge freier Kohlensäure.

*) Geoky begegnete bei einem Spaziergange einen Bettler, dem er auf seine Bitte hin einen Fisch gab. Der Bettler verwandelte sich hierauf in den Gott Jokuschi. Dieser zeigte nun dem mildthätigen Geoky die heiße Quelle von Arima und trug ihm auf, hier ein Badhaus und einen Tempel zu bauen, was auch geschah. Jokuschi ist der Name Buddha's als Gott der Arzneikunde.

der Gegend von Hiogo besucht. Auf dem Heimwege nach Kobe glaubte ich beinahe, in Arima die Kraft zum Hypnotisiren profitirt zu haben. Ich begegnete einem jungen japanischen Mädchen, wir sahen uns in die Augen, sie zitterte wie das Opfer eines Raubthieres, lachte aber freundlich grüßend, als wir nach kurzer Rast den grünen Bergen entgegen eilten.

Am 5. Juli um 6 Uhr Abends verließen wir Kobe, um uns zunächst mit der Eisenbahn nach Kioto zu begeben. Das Wetter war recht unfreundlich, es regnete abwechselnd, dann senkte sich der undurchdringliche Nebel von den Bergspitzen auf die Ebene, bis ihn wieder ein Windstoß vertheilte und eine vollkommen herbstliche Landschaft in schwachen Contouren sichtbar wurde. Nachts vorher war über Nagasaki ein Taifun hereingebrochen. Ich notirte zu derselben Zeit in Kobe (am Meere) einen Barometerstand von 743·70 Millimeter bei einer Temperatur von 28 Grad, während in Kioto (im Gebirge) der Barometer nach unserer Ankunft um 9 Uhr Abends 753·86 ebenfalls bei 28 Grad, also mehr wie an der Küste zeigte.

VII.

Von Kioto nach Hakodate.

Kioto. — Das Gionfest. — Abendspaziergänge. — Ein japanisches Irrenhaus. — Ein Daimio. — Die Stellung der japanischen Frauen. — Heiraten. — Das Koto. — Das Nerimono. — Der Tokaidô. — Der Biwa-See. — Kuwana. — Yoschida. — Japanische Brückenbauten. — Der erste Anblick des Fusiyama. — Der Fusiyama. — Die Kulis und ihre Tätowirungen. — Hakone und der See Hakoneko. — Die Schwefelbäder bei Hakone. — Der Kindergott Dschiso. — Spielleidenschaft der Japaner. — Die Landesmünzen. — Aufbruch von Hakone. — Ein japanischer Geometer. — Gotemba und Subaschiri. — Die Pilgerzüge zum heiligen Berge. — Besteigung des Fusiyama. — Ueber Odawara und Kamakura nach Yokohama. — Die Hafenstadt und deren Bewohner. — Eine Theatervorstellung. — Harakiri, der japanische Selbstmord. — Die Eisenbahn nach Tokio (Yedo). — Tokio. — Die kaiserliche Familie. — Das Leichenbegängniß des Thronerben. — Das Castell. — Der Tempel der Taikune. — Das kaiserliche Museum. — Japanische Schulen. — Brüder. — Abreise nach Hakodate.

In Kioto angekommen, fuhren wir vom Bahnhofe wohl eine halbe Stunde durch die mit großen Lampions beleuchteten, bereits ruhigen Straßen der Stadt, bis wir das erste japanische Hotel erreichten, in welchem wir zwei so kleine Zimmer angewiesen erhielten, daß nebst dem Bette und einem kleinen Tischchen ein zerbrechlicher Stuhl, welchen wir erst erbitten mußten, kaum genügend Raum fand. Das Häuschen selbst, über dessen Passagierzimmern das Dach sich unmittelbar erhob, war ganz aus Holz erbaut, der Boden mit Strohmatten belegt und hatte Fenster aus mattem Seidenpapier. Am nächsten Morgen galt unser erster Ausgang den herrlichen Tempeln, deren Anzahl in Kioto erschrecklich groß ist. Sie sind zumeist im Südosten der Stadt am Fuße des Gebirges an solchen Plätzen erbaut, welche die Natur überreich mit Vegetation bedacht hat. So alt auch die Bauten sein mögen (meist 4—500 Jahre), so hoch auch die Holzpagoden sie überragen, so wurden sie doch schon von vielen,

dicht belaubten Baumkronen altershoher Baumstämme, welche saftkräftig der Zeit trotzten, um Bedeutendes überflügelt. Die japanischen Tempel gestalten sich durch ihre alten Bronzestücke, als: Vasen, Opferbecken, Wasserbehälter, Riesenlampen, deren Höhe oft 2—3 Meter beträgt, zu außergewöhnlichen Sehenswürdigkeiten.

Jeder noch so unbedeutende Tempel enthält Kunstschätze von unberechenbarem Werthe in den mannigfachsten Gruppirungen. Nur selten gelingt es einem Europäer, an Ort und Stelle ein wünschenswerthes Object durch Kauf in sein Eigenthum zu bringen. Wenn Graf Széchenyi — besonders in Kioto — vom Erfolge so begünstigt wurde, daß es ihm gelang, eine beachtenswerthe Sammlung dieser Bronzekunstwerke an sich zu bringen und nach Europa zu senden, so ist es nur dem glücklichen Umstande zuzuschreiben, daß der Zwischenhändler als guter Freund einzelner hoher Lamas den Originalankauf durchzuführen verstand.

Wir besuchten zwölf Tempel. In den meisten notirte ich mir die empfangenen Eindrücke an Ort und Stelle in mein Notizbuch; als ich aber am folgenden Morgen eine ausführlichere Schilderung nach den kleinen Notizen in das Tagebuch niederschreiben wollte, fehlte das Notizbuch. Es wurde mir aus der Rocktasche gestohlen. Der Verlust schmerzte mich um so mehr, als ich von der dem Tempel Kiyo Mizu einverleibten, wirklich originellen Gemäldegalerie ein ausführliches Bild entworfen hatte, und die Detailfabrikation der Porcellanwaaren, deren Fabriken in der Nähe des Tempels liegen, niedergeschrieben hatte. Wir lebten eben in Kioto am Vorabende eines bedeutenden Festes. Dasselbe wird alljährlich zu Ehren der Gottheit Gion-Maturi abgehalten, dauert vier Tage und schließt mit einem Festzuge in den Giontempel. Das Fest wird durch einen allgemeinen Spaziergang der Frauenwelt in der Hauptstraße Schanio eröffnet. Was die japanische Phantasie an prächtigen Seidengewändern überhaupt hervorbringen konnte, das wurde während dieser Promenade von den Damen zur Schau getragen. Die unendlich reich geschmückten, von zierlichen Stickereien umsäumten, bauschigen Ueberwürfe reichten in einer kurzen Schleppe bis zum Boden. Eine grellrothe oder in einer anderen hervorstechenden Farbe prunkende, seidene Leibbinde zwängte durch die riesen-

große Masche das Oberkleid in eine sich dem Körper eng anschmiegende Form. Die mit weißen Strümpfen bekleideten Füße hielten zwischen der großen und nächsten Zehe die Riemenbänder der hohen Holzsandalen. Die Gesichter waren mit einer dicken Schichte von Reismehl, welches einen bläulichen Stich hatte, so bemalt, daß man unter den Seidenfalten der Kleidung kaum ein menschliches Wesen vermuthen konnte, und in der That, als ich späterhin Gelegenheit hatte, durch die während des Festes geöffneten Thüren in die einzelnen Wohngemächer zu blicken, in welchen die auf den Strohmatten gänzlich unbeweglich dasitzenden Geschöpfe sich öffentlich bewundern ließen, da schien es mir, als sähe ich dort die abgeschnittenen Köpfe verzweifelter Clowns aus irgend einem weltberühmten Circus, welche hier auf Seidenroben gebettet von ihrer witzlosen Vergangenheit ausruhten. Drei bis vier unbemalte Streifen liefen in ihrer gelbbraunen Naturhautfarbe von den Haarwurzeln am Nacken spitz zu den Schultern. Die Augenbrauen werden mit Tusche dick bestrichen, und die Lippen der meisten Schönheiten waren im dunklen Glanze vergoldet. Die Zähne, selbst die der Mädchen, waren schwarz gebeizt, das Haar kunstvoll frisirt und mit einem Diadem aus Silberblättern geschmückt.

Gewöhnlich besitzen nur die verheirateten Frauen schwarze Zähne. Die Sitte ist uralt und wird verschieden gedeutet. Während ich von einer Seite erfuhr, die Frauen färben sich die Zähne und rasiren sich die Augenbrauen aus dem Grunde, um ihrem Manne, ohne großen Versuchungen mehr ausgesetzt zu sein, leichter treu bleiben zu können, hörte ich von einer anderen maßgebenden Seite, daß die schwarze Farbe die Zähne conservire und diese Farbe den Japanern gefalle; ja, daß vor nicht langer Zeit sich selbst Männer der höheren Gesellschaft die Zähne schwarz färbten, weil ein Prinz fand, daß er einer gefeierten Damenschönheit ähnlich sähe; um diese Aehnlichkeit noch zu vervollständigen, beizte er seine blendend weißen Zähne. Er ergriff die Initiative, und wie überhaupt bei allen Moden, so folgte eine große Anzahl von „Schari“ (Dandies) seinem Beispiele. Die japanische Kaiserin ist diesem Gebrauche seit dem Jahre 1876 untreu geblieben.

Die Frisur der Frauenwelt in Japan ist nicht so geschmacklos als jene der Chinesen, aber nichtsdestoweniger entbehrt sie trotz aller Kunst und Mühe der

Geschmeidigkeit, denn der Kopf wird durch die Haaraufthürmung sehr groß. Auf die Frisur wird sehr viel Zeit verwendet, und schon im zartesten Kindesalter sorgen die Eltern für eine zukünftige, imposante Kopffrisur des heranreifenden Mädchens. Das Haar der Japaner ist nicht von Natur aus für abenteuerliche Gestaltungen geeignet, es ist dick und steif, deshalb rasirt man den Kindern die Köpfe und läßt nur an einigen Stellen das Haar wachsen, welches so einzeln viel leichter in die Lage gebracht wird, die es seinerzeit bei voller Frisur einzunehmen hat. Da sieht man kleine Mädchen, die nur zu beiden Seiten der Ohren Zöpfchen und über die Stirne so viele Haare wachsen lassen, wie z. B. die rumänischen Mädchen in die Stirne gestrichen haben, andere wieder, die das kurze Haar wie eine Priestermütze tragen, welche die Tonsur durchscheinen läßt u. s. w. Erwachsene Mädchen und Frauen frisiren ihr Haar im Durchschnitte wöchentlich einmal. Damit die Frisur während des Schlafes keinen Schaden erleide, ruht nur der Nacken auf einem kleinen, schmalen Holzpostamente, und der Kopf schwebt frei in der Luft.

Wenden wir uns wieder dem Feste zu. Unbeweglich, wie Holzpuppen, steif und ungelenk saßen die Mädchen in den Gemächern; nichts fehlte, als der Schlüssel, um sie aufzuziehen. Hie und da bemerkte ich auch einen Schneidermeister, der mit Kennerblick die Falten des Kleides zurecht legte. Wenn dann die Trägerin seines Werkes einen stolzen, eitlen Blick ihrer Nachbarin zuwarf, dann sah wohl der Meister vergnügt in den schwarzen, matten Augenspiegel seiner Kunde. Ob er sich da drinnen selbst bewunderte, oder nur Bewunderung zollte, mag dahin gestellt bleiben.

Wurde es den Damen daheim zu langweilig, dann begaben sie sich (in Japan ist die Erlaubniß der Eltern hiezu nicht erforderlich) gewöhnlich zu dreien Hand in Hand auf die Straße. Voraus gingen etliche Laternenträger und nach ihnen einige Diener, welche es sich als besondere Ehre anrechneten, den erhitzten Mädchen Kühlung zuzufächeln.

In den Straßen wogte es, man stieß sich rücksichtslos bei Seite und drängte nach rechts und links. Wir mit unserer, die Mittelgröße der Einwohner weit übersteigenden Gestalt genossen das Vorrecht der Uebervorthei-

lung der Menge. In diesem Gedränge wurde mein Notizbuch gestohlen. Auf der Brücke überraschte mich ein feenhaftes Bild. Tausende Lampions glühten gelb, roth, weiß und blau auf dem Wasserspiegel. Es waren nämlich über dem Wasser kleine, viereckige Holzböden auf Pfählen erbaut worden, die des Abends von Gesellschaften der Kühle wegen besucht wurden. Diese schönen Plätzchen waren heute so voll von Schönen beiderlei Geschlechtes, daß ich schon befürchtete, der Fluß müsse sie alle verschlingen. In der Mitte des Flusses liegt eine kleine Insel, welche die Japaner zum Festrennplatze gewählt hatten. Die Insel war mit Pechfackeln hell erleuchtet und auf der Rennbahn marterte man vier Pferde so ab, daß das von dem Rauche der Fackeln angedüsterte Colorit jenem des Walkürenrittes nahe kam.

Eine ganze Seitenstraße bot wieder andere Sehenswürdigkeiten: Panoramen, Menagerien, dressirte Hunde und Pfeilscheiben; sogar ein Menschenkopf ohne Leib lag auf einer Johannesschüssel. Die Nacht war so schön, wie lange nicht, der Mond verbarg sich nur zeitweilig hinter den leichten Wolken, und die freudigen, fröhlichen, im Glücke des Steuerzahlens so munteren Japaner scherzten und lachten. Nach Besuch eines Theehauses, wo es sehr wild in Bezug auf Kleidung aussah, kehrten wir heim, wurden aber um Mitternacht durch Feuerlärm gestört. In dieser Nacht sollte das Schlafen überhaupt schwer werden, denn über meinem Zimmer saß und sang während der ganzen Nacht ein unermüdlicher Kater.

Zufälligerweise führte uns ein nachmittägiger Spaziergang zu dem Irrenhause von Kioto. Es liegt rückwärts eines wenig besuchten, alten Tempels, am Fuße des Gebirges, in einem entzückend schönen Garten. Die Luft weht gesund und frisch aus dem engen Thale, von den Hängen rieselt das kalte Gebirgswasser über die bemoosten Gesteine. Die Blüthen an den Stauden und Bäumen dufteten lieblich, und aus den grünen Laubkronen des Waldes ertönte ein vielhundertstimmiges Concert der befiederten Künstler. Was kann sich die Fürsorge für die Sanität Besseres und Schöneres wünschen für den Bau eines Hospitals!

Der Eintritt zur Irrenanstalt wurde von dem Director, einem jungen Japaner im Alter von 26 Jahren, bereitwilligst gestattet. Das Haus ist ein

einstöckiger Holzbau, ein langer Gang führt zum Empfangszimmer des Directors, dessen einfache Möbel nur aus einem großen Tische, sechs Holzsesseln, einem Waschgestelle aus Holz, einem Lavoir und einem Trinkglas bestanden. Dem Director ist ein Doctor beigegeben, welchem aber eine sehr untergeordnete Rolle zugewiesen scheint. Beide Herren waren in japanische Tracht gekleidet. Sie führten uns zuerst in einen Hof, wo die Leichtkranken auf einem Holzpodium promeniren und sich unterhalten durften. Es waren junge Männer und Jünglinge, die sich bei unserem Eintritte ehrfurchtsvollst verneigten. Einige freilich nahmen von uns nicht die geringste Notiz und murmelten unverständliche Worte vor sich hin oder summten eine Melodie. Der Hof war von der einen Seite durch die Wohnung des Directors und eine anschließende Steinmauer, in den zwei Längenseiten aber von länglichen Holzbauten abgesperrt, welche gegen den Hof hin in kleine Zellen getheilt waren, worin hinter einem leichten Holzgitter je ein Kranker abgesondert war. Ein sehr alter Mann, zu einem Skelet abgemagert und ohne einen Zahn im Munde, saß in seiner Zelle wie ein König. Kaum näherten wir uns seinem Throne, da wurde er lustig, schlug die Hände krampfhaft um den Bauch und lachte so laut und grell und doch aus ganzem Herzen, daß ich unwillkürlich mitlachen mußte. Er freute sich immer so sehr, wenn er Besuch erhielt.

Ein zweiter Irre bat mich mit aufgehobenen Händen und entsprechender Mimik, ich möchte mich beim Director verwenden, daß ihm sein Gitter geöffnet werde. Auf dem Podium lag ein junger, schwarzbärtiger Japaner in der Zwangsjacke. Er knirschte mit den Zähnen und seine Augen waren stier zur Decke gerichtet.

Durch eine kleine Thüre gelangten wir in einen zweiten, großen, freien Raum, welcher den weiblichen Kranken zugewiesen war. Es dürften bei acht Irrsinnige da gewesen sein. Sie grüßten ebenfalls freundlich, und eine junge Frau mit rothen Wangen und glühenden Augen setzte das Gelächter fort, welches im ersten Hofe verstummt war.

In einer dritten Abtheilung besichtigten wir die Zellen der Tobsüchtigen. Sie sind nicht größer als drei Schritte im Quadrat. Die Wände bestehen aus starken Holzverbindungen, ebenso ist die Thüre massiv construirt und

doppelt versperrt. Nahe dem Boden befindet sich an der Thüre ein Schuber, um die Kranken zu beobachten. In den meisten Zellen war es ruhig, nur aus einzelnen drang ein leises Jammern heraus. Die meisten Kranken hockten in diesen Zellen in einem Winkel. Beim Oeffnen eines dieser Schuber erschien blitzschnell das geisterhaft bleiche Gesicht eines Irren bei der Oeffnung. Er lächelte, sagte, es müsse wohl draußen recht warm sein, und bat, ihn nicht zu verlassen.

Das Bad der Anstalt ist sehr rein gehalten. In einem großen Bassin mit warmem Wasser baden sich die armen Kranken und von oben rieselt die kalte Douche über sie. Die meisten wehren sich gegen ein solches Bad, doch eine Weigerung fällt hier wohl nicht in die Wagschale.

In des Doctors Salon nahmen wir den Thee. Der Director sagte uns, daß momentan 60 Kranke in Behandlung ständen, für welche die Angehörigen per Person ein monatliches Kost- und Behandlungs-Honorar von nur 5 Dollars (circa 11 fl. ö. W.) zu entrichten haben.

Des Grafen Absicht ging dahin, den zu Ehren des Gottes Gion vorbereiteten Festzug, oder wie die Japaner ihn nannten, das „Nerimono", in Kioto abzuwarten, und sodann die Landreise auf dem „Tokaidô" nach Yokohama anzutreten. Die uns noch zur Verfügung stehenden Tage benützten wir zur Besichtigung einiger Tempel, zu Ausflügen in die reizende Umgebung und zu den Vorbereitungen für die Tour, als Anschaffung von Lebensmitteln und dem Engagement von Yinrikschawagen. Unser Dolmetsch Djuski, ein junger, willfähriger Japaner, machte dem Epitheton „Schari" (Dandy), welches wir ihm beigelegt, alle Ehre, er war eitel über alle Maßen, schwärmte für galante Abenteuer und verschmähte auch nicht einen Trunk Bier oder Brandy. Sein patriotischer Eifer, uns alle Schönheiten seines Landes zu demonstriren, begünstigte unseren Wunsch, so viel als möglich zu sehen und die japanischen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Allabendlich stattete er in dem unserer Wohnung gegenüberliegenden Hause einen Besuch ab. Mein neugieriger Blick, welcher durch die niederen Fensteröffnungen in das Wohnzimmer dringen konnte, genügte zu der Wahrnehmung, daß Djuski dort drüben mehr, als gesellige Abendunterhaltung verfolgte. Ich

erkundigte mich bei ihm, wer unsere Nachbarn seien. Mit vielsagendem Lächeln gestand er mir, der Hausherr sei ein großer Mann, ein „Daimio", ein Fürst.

Eines Abends, gerade als die Hausfräulein von einer Promenade heimkehrten, deuteten sie uns mit einer Handbewegung an, ihnen zu folgen, respective ihren Vater zu besuchen, worauf sie lachend hinter dem Thore verschwanden. Einer solchen liebenswürdigen Einladung vermochten wir nicht zu widerstehen. Wir wurden von dem Fürsten überaus höflich und freundlich empfangen. Die Zimmereinrichtung wich von der japanischen Einfachheit insoferne ab, als der große Mann sich bereits den Luxus eines europäischen Tisches und einiger Stühle gönnte. Der Hausherr richtete, nachdem wir Platz genommen, zuerst die Fragen an uns: Woher wir kämen, wohin wir gingen, wie wir hießen, ob wir verheiratet wären, was unsere Beschäftigung wäre, und was wir in Japan vorhätten. Es schien im ersten Augenblicke, als stünden wir vor dem Polizeidirector der schönen Stadt Kioto.

Nachdem wir unser Nationale wahrheitsgetreu abgegeben hatten, verfehlten wir nicht, unserem Entzücken über das blühende Land Japan und die freundlichen und liebenswürdigen Einwohner beredten Ausdruck zu geben. Unser Wirth war über das schmeichelhafte Lob sehr erfreut, welches er gerne anhörte, und gab seiner Befriedigung dadurch Ausdruck, daß er dem ältesten Sohne einen zur Küche weisenden Blick zuwarf, worauf sein Sprößling das Zimmer verließ. Kurz darauf öffnete sich die Thüre eines Nebengemaches und ein Kranz der weiblichen Familienglieder trat in den Salon. Sowohl die Hausfrau, als die zwei jüngsten Töchter blieben im Hintergrunde des Zimmers und knieten auf dem mit Strohmatten belegten Boden nieder; denn es war ihnen nicht gestattet, den großen europäischen Fußteppich zu betreten; nur die älteste Tochter, ein hübsches Mädchen, dasselbe, welches es unserem Dolmetsch angethan, näherte sich schüchtern und servirte knieend den Thee.

Das japanische Weib nimmt, wie dies schon aus dem eben Erwähnten hervorgeht, eine untergeordnete Stellung ein, seine Rolle ist eine passive und dieses Verhältniß reicht so weit, daß der Mann ohne Rücksicht auf die Gefühlsregungen der Frau oder der Töchter im Hause schaltet und waltet,

wie es ihm beliebt und ihm gut dünkt. Ein einziger Freund vermag bei dem Manne mehr, er gilt ihm höher, als die schönste, beste, opferwilligste und liebenswürdigste Frau. Die Heirat gilt als Nothwendigkeit und wird geschäftsmäßig eingeleitet und abgeschlossen. Obgleich das eingegangene Ehebündniß zwischen Japanern vom Gesetze nicht als bindend betrachtet wird, so kommen doch nur wenige Fälle vor, wo der Mann sich von der Frau lossagt oder sie zu den Eltern zurücksendet. Die geschiedene Frau erhält wieder volle Freiheit ihrer Handlungen und nichts verhindert sie, eine zweite oder dritte Ehe einzugehen.

Die Ehen, welche Europäer mit japanischen Mädchen abschließen, sind in den meisten Fällen nur temporäre. Ein drei- bis viermaliger Besuch in einer beliebigen Familie genügt zu einem Heiratsantrage für die eine oder die andere Tochter. Der Antrag wird von einem Vermittler entweder der Großmutter oder eventuell dem ältesten, weiblichen Mitgliede des Hauses plausibel gemacht. In dem darauf einberufenen Familienrathe wird die Angelegenheit erwogen und besprochen und hierauf das Resultat dem Bräutigam durch den Vermittler mitgetheilt. Gewöhnlich lauten die Bedingungen, welche der Vater stellt, auf eine Baarzahlung von 100—300 Dollars am Tage des Contractsabschlusses, und die der Mutter auf die Zahlung einer monatlichen Summe von 20 Dollars für die junge Frau. Ohne weitere Ceremonie begibt sich das Mädchen als Frau in das neue Heim und behält hier so lange ihre Stellung, als es dem Herrn beliebt. Nach der Trennung, welche oft schon nach einigen Monaten vor sich geht, wird die Japanerin wieder in das Elternhaus aufgenommen, ohne im Mindesten an ihrer Ehre oder ihrem Ansehen Schaden gelitten zu haben. Gewöhnlich hat sie sich einige hundert Dollars erspart, welche ihr Eigenthum bleiben, und bald wird sich ein Japaner einstellen, welcher mit einem ernsteren Heiratsantrage vor die Großmutter hintritt und um die Hand ihrer Enkelin ansucht.

Auf mein Ansuchen hin gab der Fürst seiner Tochter den Auftrag, das „Koto" zu spielen. Mich interessirte es, das Instrument zu sehen, welches hauptsächlich nur im Familienkreise gehandhabt wird. Besonders bei musikalischen Productionen entwickeln die Mädchen eine staunenswerthe Ambition,

sie kennen keine Scheu, keine Verlegenheit, jedes trachtet durch Sicherheit (?) im Gesange oder künstlerische Fertigkeit im Saitenspiele die Concurrentin zu bemeistern.

Das Koto — ein großes Saiteninstrument — besteht aus einem langen, etwas gewölbten, prismatischen Resonanzkasten, worüber 13 Darmsaiten über eben so viele Holzstege gespannt sind. Die Stimmung der Saiten in wachsenden Tönen war nach Octaven folgende: h, a, f, e, c — h, a, f, fis, e, c — h, a. Während des Spieles drücken die Finger der Linken die Saiten nach abwärts und die rechte Hand bringt mittelst eines Elfenbeinstäbchens die Saiten am anderen Ende des Steges zum Tönen. So lange das Mädchen sich nur auf dem Koto versuchte, gefiel mir das Spiel in seiner einfachen, melodiösen, melancholischen Weise, als es aber, gestachelt von dem Erfolge, mit kreischender, schneidiger Stimme ein Lied intonirte, leerte ich die Theeschale.

Bevor wir Se. Durchlaucht verließen, erkundigte sie sich unter Symptomen der höchsten Neugierde, ob in unserem Vaterlande viele Menschen geköpft werden und in welcher Art eine solche Procedur vor sich gehe. Im höchsten Grade überrascht, theilte ich mit, daß eine solche Art der Hinrichtung in Oesterreich nicht vorkomme. Er wollte es gar nicht glauben. Als ich Tags darauf Djuski fragte, warum der Fürst sich für das Enthaupten interessire, sagte er: „Unser Freund, der „Daimio Si-chi", ist nun, nachdem der Mikado seine Besitzungen eingezogen hat, als Scharfrichter in Kioto angestellt."

Die Tageshelle des 10. Juli wurde von den Bewohnern der Gionstraße dazu benützt, um Straße und Häuser für den Abends abzuhaltenden Festzug „Nerimono" auf das beste zu schmücken. Zu beiden Seiten der Straße wurden auf je fünf Schritte Entfernung große Holzständer zur Aufnahme der Papierlampions, welche der Nacht ein anheimelndes Bild verleihen sollten, in die Erde geschlagen. Ein fortlaufendes Bambugeländer sonderte das Trottoir vor den Häusern von der Straße ab und das Straßenpflaster wurde mit Strohmatten belegt. Große Holztribunen thürmten sich vor den Häusern hie und da bis zur Höhe des Daches. Jeder Hauseigenthümer sorgte in

dieser Weise für sich und die geladenen Gäste, welche einen vollständigen Ueberblick der Procession genießen wollten. Schon in den Abendstunden wogte die gesammte Bevölkerung in den Gassen; Jedermann trug seine färbige Hauslaterne am Arme und trachtete ein günstiges Plätzchen zu erobern. Als um 10 Uhr Abends ein heller Lichtschein am weit entfernten Ende der geraden Straße sichtbar wurde, entstand zuerst in der Volksmasse eine nicht wiederzugebende Verwirrung, bald aber legte sich der stellenweise begonnene Zank und Hader, es herrschte eine musterhafte Ordnung, Alles war in stummes Staunen und gespannte Erwartung versunken.

Ein Priester, welcher eine große, buntfärbige und mit japanischen Inschriften bedeckte Papierlaterne trug, eröffnete den Zug. Nach ihm zogen vier Männer einen kleinen Wagen, auf welchem die schwungvollen Portalsäulen eines Sinto-Tempels*), mit Kränzen und Seidenbändern überreich geschmückt, in die Höhe ragten. Nun erschienen fünf musicirende Mädchen, eines nach dem anderen. Diese sowohl, wie jede nachfolgende, activ betheiligte und im Galakleide auftretende Person wurde von drei Männern begleitet, welche entweder, behufs vortheilhafter Beleuchtung der Figur, des Gesichtes und der Kleidung des Mädchens, qualmende Pechfackeln, oder große Fächer, mittelst welcher sie der Schönen frische Luft zuführten, oder schließlich große, buntfärbige Sonnenschirme trugen. Die Mädchengesichter waren mit einer bläulich-weißen Farbe so stark übertüncht, daß es schien, als trügen sie eine Maske. Auch die Lippen waren in Grün, Gelb oder Gold bemalt. Sämmtliche Mädchen trugen hohe Holzschuhe, d. h. Holzplatten mit drei etwa 6—8 Centimeter hohen Holzfüßen, welche nur von den Zehen getragen wurden und daher bei jedem Schritte einen klappernden Ton hervorriefen. Die Unsicherheit im Gange stand mit der reichen Kleidung im grellen Contraste. Die maßlose Eitelkeit der japanischen Mädchenwelt manifestirte sich bei jedem Schritte, die theatralische Gezwungenheit ließ den weihevollen Ernst der Gesichtszüge fast lächerlich erscheinen. Bei feierlichen Gelegenheiten und sonstigen Anlässen, wo das Mädchen weiß, daß es aufmerksam beachtet wird,

*) Die ursprüngliche Sinto-Religion (Geisterglaube) ist durch den Buddhismus und die chinesische Philosophie des Confucius jetzt meistens verdrängt.

legt es ein besonderes Gewicht auf die Gangart. Mit den Knieen nach einwärts, werden die Füße in kleinen, zierlichen Schritten derart vorwärts bewegt, daß sich im Momente des Begegnens die Fußzehen berühren. So gleicht der Gang der Umdrehung einer excentrischen Scheibe. Entsprechend der Gangweise, bilden die Füße im Zustande der Ruhe einen rechten Winkel, dessen Scheitelpunkt mit dem Berührungspunkte der Fußzehen zusammenfällt. Die erwähnten fünf Mädchen spielten unisono auf ihren Guitarren (Samisen) ein Lied, genannt Fuji-daiko. Circa zehn Männer zogen und schoben dann einen imposanten, zierlich ausgestatteten Festwagen, welcher sich auf seinen winzigen Rädern nur mühsam vorwärts bewegen ließ. Die von dem Wagendache schwebenden 16 Laternen ergossen ein feenhaftes Licht über die Insassen, vier Mädchen, von welchen zwei mit den auf Holzgestellen ruhenden Trommeln, die anderen mit hellklingendem Glockenspiele die Begleitung zu dem Fuji-daito besorgten.

Jedes musicirende Mädchen trug ein um den Leib gewundenes Kleid aus rother Seide, darüber einen grünen, bauschigen Seidenüberwurf mit weiten Aermeln und als Gürtel eine schwere, grüne, reichlich mit Gold gestickte Obe (Leibbinde mit einer kunstvoll geschlungenen, sehr großen Masche). Nun folgten in Abständen von beiläufig 50 Schritten herrlich gekleidete, tanzende Mädchen, von welchen ein jedes berufen war, durch Mimik und Gesticulationen entweder einzeln oder in Gruppirungen mit anderen Personen, ein symbolisches Bild vorzustellen. Zuerst erschien ein Mädchen, in blaue Seide, mit prächtiger Stickerei in Roth und Gold, gekleidet. Auf ihrer Schulter saß ein kleiner Affe. Während ihres komischen, tänzelnden Ganges liebkoste sie das Thier.

Die zweite Gruppe stellte Ikufune und ihren Liebling Kikudo vor. Wir sahen einen kleinen Wagen, den die Phantasie als Blumengarten annehmen konnte. Ein junges, in graue Seide gehülltes Mädchen mit glatt rasirtem Kopfe repräsentirte den Gott Kikudo und umschwärmte in graziösen Evolutionen die Göttin Ikufune, eine schöne, elegante Gestalt, in taubengraue, reichgestickte Seide gekleidet, von welcher sich die colossale, rothe Obe glänzend hervorhob. Darauf folgte eine Frau mit ihrem Töchterchen, eben

von einem Morgenspaziergange „im Mai“ heimkehrend. Sie trug ein rothseidenes Unterkleid mit einem weißen Ueberwurfe, ihre Tochter ein glühend rothes Kleid und eine Silberkrone auf dem Haupte. Die während des Spazierganges gepflückten Blumen befanden sich in der Gestalt eines hohen in künstlichen Blüthen wuchernden Baumes auf einem nachfolgenden Wagen.

Eine weitere Gruppe stellte die Dienerin Iruka's auf dem Gange zum Markte vor. Ihre Kleidung, in weißer Grundfarbe, enthielt grüne und rothe Stickereien von so zarten Tönen, wie sie nur die Orientalen zu combiniren verstehen. Die Obe prangte in goldener Stickerei auf grünem Untergrunde. Ein zweites Mädchen, in Roth und Braun gekleidet, führte ein vier- bis fünfjähriges Kind an der Hand. Ein drittes, dessen rothes Kleid unter dem schwarzen Ueberwurfe voller zu Geltung gelangte, trug einen Säugling auf dem Arme und personificirte mit seinen ausgelassenen, übermüthigen Bewegungen die Komik dieser Gruppe. Während sie sich abmühte, dem kleinen Buben in Grau den riesigen Blumenstrauß zu entreißen, flogen die vier kleinen Zöpfe ihres Haares, an deren Ende große Papierkugeln eingeflochten waren, nach allen Weltgegenden.

Es folgte nun Schigenoi, eine berühmte Amme, von ihrem Sohne Sankitschi begleitet. Ihre rothe Kleidung, mit schwerer Goldstickerei verziert, wurde durch eine schwarz-goldene Obe festgehalten. Sie umtanzte mit ihrem jungen, von langhaarigem Pelzwerk umhüllten Sohne einen Wagen, worauf sich ein Hausgarten befand.

Ah, da kommt die arme Kijohim, welche sich, begleitet von einem Priester, zu dem Tempel Dojoji bemüht, um dort ihren Liebsten, welcher ihr verloren ging, zu suchen. Wie blaß ihr Antlitz ist! Wie schwarz ihre Zähne! Und wie coquett! Immer hat sie an ihrer tadellosen, roth-schwarz-goldenen Seidentoilette etwas zu ordnen und dann schweifen ihre Blicke siegesbewußt bald zu der Volksmenge auf der Straße, bald über den Blumengarten, welcher sie von dem im grauen Bußgewande folgenden Priester trennt, zu diesem. Ihre Sehnsucht spricht sich in einem grotesken Tanze aus, welchen sie öfters beginnt, aber nicht zu Ende führt. Möge sie in ihren Hoffnungen nicht enttäuscht werden!

Juro und Goro, zwei Fürstensöhne, folgen auf 50 Schritte Entfernung. Im dumpfen Hinbrüten planen sie Rache gegen die Mörder ihres Vaters. Die Tracht dieser zwei verkleideten Mädchen besteht je aus einem seidenen, blauen, mit Goldstickerei umsäumten Gewande mit rothseidenen, weiten Ärmeln, und das Gehänge eines Schwertes zwingt das Kleid, sich der engen Taille anzuschmiegen. Auf dem Kopfe sitzt das kleine Daimiokäppchen, und ist mittelst Seidenschnüre um das Kinn gebunden. Am linken Arme tragen die wackeren Fürstensöhne Schilde aus Strohgeflecht.



Japanische Mädchen, das Koto spielend.

Der Fürst von Sagano folgte in seiner ganzen Majestät. Die unbequeme, weiß-rothe Seidentracht verhinderte ihn nicht, sein schweres Schwert martialisch zu schwingen.

Ein kleines, grau gekleidetes Mädchen, den Kopf in ein weißes Seidentuch gehüllt, dessen Enden bis zur Brust flatterten, umtanzte hierauf ein kleines Häuschen, welches einen Tempel vorstellte. Das Mädchen repräsentirt die Göttin Hanata, obgleich sie von der Existenz Mährens und dessen berühmtem gesunden Volksstamme wohl kaum eine Ahnung haben mochte.

Ein grüner Weidenbaum, daneben eine holde Gestalt in Schwarz-Gold und Braun-Gold gekleidet, im komischen Tanze mit einem jungen Burschen

in weißem Gewande begriffen, führte dem Zuschauer „ein Schulmädchen mit ihrem Tänzer“ vor die Augen. Der Unterricht endete damit, daß der Bube mit einem Regenschirme in die Flucht geschlagen wurde. Ein Gemurmel voller Spannung und sehnsüchtiger Erwartung durchlief die dichte Menschenreihe zu beiden Seiten der Straße. Aller Augen blickten der Dame entgegen,



Kioto vom Kaiserpalaste aus.

welche von mehreren jungen, in graue Seide gekleideten Mädchen mit Silberkronen auf der großartigen Haarfrisur mit Thee und Rauchrequisiten bedient wurde. Ein Priester, Namens Ikkin, hatte ihre Hand ergriffen und im stolzen Bewußtsein seiner ritterlichen Pflicht unterstützte er die „gefeierte Schönheit aus Sakai“ in ihrem unbeholfenen Gange.

Jigokudain, dies der Name der Repräsentantin des ewig Schönen und anmuthig Weiblichen, war mit einem rothseidenen Unterkleide und einem

silberglänzenden, grauen Ueberwurfe bekleidet. Eine kostbare, mit Gold- und Silberstickerei überladene Obe erhöhte den malerischen Effect der Erscheinung. In dem kunstvoll frisirten Haare glänzte, umgeben von fußlangen Schildkrotnadeln, ein Golddiadem. Ihre schwarzpolirten Holzschuhe imponirten durch die Höhe der Absätze. Es mußten sich viele junge Damen von Kioto um diese schmeichelhafte Rolle beworben haben, denn Jigokudain war schon längst den Kinderschuhen entwachsen, und ihr mangelte entschieden die Fähigkeit, das ewig Schöne wirksam zu verkörpern.

Neun musicirende Mädchen in derselben Ordnung wie am Beginne des Festzuges, doch diesmal in blauer, silbergestickter Kleidung, und endlich die mißlungene Holzfigur eines Schimmels, welcher anstatt vor dem Wagen auf einem solchen stand, schlossen den Zug.

Das Fest wiederholt sich alle Jahre. An der Durchführung sind zumeist die Mädchen der bevorzugten Majko- und Gajko-Classe betheiligt. Das Interesse, welches der Europäer solchen Ereignissen überhaupt entgegenbringt, wird im vollsten Maße durch das Nerimono, insbesondere in Betracht der bildreichen Eigenthümlichkeit des Festes, befriedigt. Trotz der schlechten Witterungsverhältnisse waren nicht allein sämmtliche Einwohner von Kioto auf den Beinen, sondern aus nah und fern waren Gäste anwesend, um dem bedeutendsten der localen Feste beizuwohnen.

Die Polizei hatte alle Hände vollauf zu thun, geschäftig liefen die Detectivs mit ihren voluminösen, roth-weißen Laternen die Gassen auf und ab und arretirten einzelne Schreier, im Allgemeinen aber mußten die Ruhe, die Bescheidenheit der Zuseher und die unvergleichliche Ordnung in der Durchführung des Festzuges nur Staunen und Bewunderung erregen.

Die Procession bewegte sich zu dem Gion-Tempel, welcher aus diesem Anlasse festlich beleuchtet war. Von den Dächern, von den Säulen und Mauern hingen Tausende und aber Tausende Papierlampions. In allen Farbentönen drang das Licht durch die zarte Papierumhüllung. Die Priester hatten an diesem Abende alle die alten und modernen Tempelschätze auf den Altären zur Schau ausgestellt. Hauptsächlich waren es drei neue, vergoldete, in Kuppeln endende, tragbare Altäre, welche die Augen der andrängenden

Japaner bestachen. Des feinen Regens wegen wurden diese Kunstwerke nicht bei dem Umzuge zur Schau gebracht. Die Priester erwarteten und begrüßten die Procession. Es wurde noch etwas musicirt, und hiemit endete die kirchliche Feier. Die Zuseher zerstreuten sich nach allen Richtungen; die meisten begaben sich in die Theehäuser und unterhielten sich bei Thee und Reisbranntwein bis zum frühen Morgen. Noch während des nächsten Vormittags sah ich viele Yinritschawagen, auf welchen die Nachzügler des Festes aus dem Theehause in ihre Wohnungen geführt werden mußten.

Am 12. Juli verließen wir Kioto. Zwei große Straßen führen von hier zur Hauptstadt des Landes, Tokio oder Jedo. Der Nakasendo, der Weg zwischen den Bergen, 132 Ri (70 deutsche Meilen) lang, trennt sich bei Kasatsa am Biwa-See vom Tokaido und führt durch den breitesten Theil der Insel Hondo bald über breite und wasserreiche Flüsse, fruchtbare Ebenen, bald an rauschenden Gebirgsbächen vorüber, über hohe Gebirgsrücken durch schattige und wohlduftende Wälder, und bietet dem Wanderer eine reiche Abwechslung bald kleiner, eingerahmter Landschaftsscenerien, wahrer Idyllen, bald weiter Fernsichten und bei aller Großartigkeit anheimelnder Panoramen. Wer sich an schönen, japanischen Gebirgslandschaften erfreuen will, wird sich selbst die stellenweise schlechte Beschaffenheit des Weges nicht verdrießen lassen. Die Glanzzeit dieser Straße wie des Tokaido, als noch fürstliche Herolde die prunkenden Züge der Daimios der in zahlreichen, blühenden Ortschaften an beiden Straßen angesiedelten Bevölkerung verkündigten, ist allerdings längst entschwunden.

Graf Széchenyi bewerkstelligte auf dieser hochinteressanten, an Abwechslung der Naturscenerie überreichen Straße seine Rückreise von Tokio nach Kobe.

Die zweite Straße, „Tokaido" benannt, trennt sich von der ersteren am Südrande des Biwa-See's. Der Tokaido, die altberühmte und bekannteste Landstraße Japans, verdient seinen Namen „Ostseestraße" im vollsten Maße, denn nachdem er von Kioto aus Otsu am Ausfluß des Biwa-See's berührt hat, wendet er sich östlich zum Meere und führt ihm stets entlang oder in seiner unmittelbarsten Nähe nach Tokio. Tagelang genießt der Reisende auf dieser Straße die herrlichsten Ausblicke auf die prächtigen

Buchten des japanischen Binnenmeeres, auf die anmuthigen bewaldeten Höhen im Hintergrunde und vor Allem auf den einzig in seiner Art dastehenden imposanten vulcanischen Kegel, den Fusiyama. Die Palme gebührt jedoch jenem Theile der Straße, der durch das an Naturschönheit und Quellen überreiche und herrlich bewaldete Hakonegebirge führt.

Die Straße in der Nähe von Kioto ist mit Anwendung aller modernen Kunstregeln erbaut, und ihre großartige Anlage erregt ungetheilte Bewunderung. Die Fahrbreite allein beträgt schon 15 Schritte. Sowohl die Seitengräben, als auch die Terraineinschnitte sind mit Quadermauern verkleidet. Wäre die Straße in ihrer ganzen Länge dergestalt durchgeführt, so wäre dem Lande zu gratuliren, so aber erstreckt sie sich nur einige Ri gegen den Biwa-See, bricht hier plötzlich ab und windet sich als schlechter, bei Regenwetter grundloser Fahrweg weiter nach Otsu, einer am Biwa-See schön situirten Stadt mit 19.600 Einwohnern.

Die Ufer des Biwa-See's, auf welchem eine Schiffahrt mit Dampfbarcassen unterhalten wird, sind sandig und flach, und erst in der Entfernung von 2—6 Kilometer erhebt sich das bewaldete Bergland. Unsere Reise von Kioto nach Yokohama war im Allgemeinen wenig vom Wetter begünstigt. Schon am ersten Reisetage überraschte uns ein Regenguß gerade an jener Stelle, welche im vollen Sonnenglanze ein überaus farbenprächtiges Bild bieten mußte.

Die Grenze zwischen den Provinzen Omi und Ise bildet der herrlich bewaldete Gebirgsrücken, welchen die Straße auf einem 1600 Fuß hohen Gebirgspasse überwindet. In kühn gewundenen Serpentinen schlängelt sie sich den steilen Hang empor, bald von dunklen Blätterlauben umwölbt, bald wieder kahle Felspartien gewinnend, zu deren Füßen sich die malerische Landschaft bis zum Biwa-See erstreckt. Wie schön muß sich die Uebersicht auf dem Passe gestalten! Aber da umhüllten uns die naßkalten Nebelwolken, welche der Wind nach Osten trieb. Der Weg in das jenseitige Thal wurde steil und steiler, das Regenwasser stürzte sich als Wildbach über die schroffen Wände, und die Jinrikschawagen blieben, trotzdem wir im Gebirge immer zu Fuß gingen, im Moraste stecken. Erst gegen Mitternacht gelang es den Leuten,

die Wagen in das erste Nachtquartier Saganochita zu transportiren. Je mehr wir uns am folgenden Tage der Meeresküste näherten, desto mehr schwand die Romantik der Umgebung. Die schönen Bergpartien traten mit dem breiter werdenden Thale mehr und mehr in den Hintergrund, die Straße wurde eben, doch nicht zu ihrem Vortheile, denn der lehmige Boden, von dem Regen durch und durch erweicht, hemmte unser Vorwärtskommen beträchtlich. Die Dörfer, welche wir passirten, bestanden nur aus wenigen Hütten und verkündeten in der Bauart der Häuser die Armuth der Bewohner. Der Eigenthümer erbaute seine Hütte gewöhnlich selbst, indem er ein Bambugerüst aufstellte und die Wände aus Stroh und Lehm zusammenknetete. Sowohl die Thalsohlen, als die ein 20—30 Meter hohes Plateau bildende Meeresküste waren, wo nur möglich, mit Reis bebaut. Trotz der Armuth hat das Volk seinen angeborenen, heiteren, ungetrübten Sinn auch hier zu wahren verstanden.

Müde und matt erreichten wir in den Abendstunden Kuwana, eine freundliche, lebendige Stadt an der Meeresküste mit 15.200 Einwohnern, welche sich hauptsächlich vom Fischfange ernähren. Jeder europäische Reisende wird überall in Japan freundlich aufgenommen. Das Volk gibt gerne Alles, was es zu bieten im Stande ist. Bei bescheidenen Anforderungen wird Jedermann das Land und seine Bewohner bald lieb gewinnen und so Manches verzeihen, was in Ländern rücksichtsloser Zielverfolgung zu tadeln und zu rügen wäre. Umgeben von einer Schaar neugieriger, aber niemals zudringlicher Personen, machten wir vor der Ruhe noch einen Spaziergang durch die Stadt und besichtigten die weniger durch Reichthum und Luxus der Einrichtung und Waaren, als durch das kindliche und kindische Wesen der Verkäuferinen, welche auf alle Scherze eingingen, anziehenden Verkaufsladen der Hauptstraße. Zum Schutze gegen die Mosquitos findet der Reisende in der Regel überall in Japan die Netze, welche des Abends aufgehängt, die Matratze nach allen Seiten gegen die gefürchteten Blutsauger sichern. In unserem Nachtquartier zu Kuwana, einem überaus rein gehaltenen Theehause, gebrauchte man zu deren Fernehaltung ein anderes erprobtes, jedoch nicht für Jedermann zuträgliches und angenehmes Mittel, nämlich das Entzünden frischer, harziger

Nadelholzzweige. Die im Zimmer befindlichen Mosquitos, ausgesprochene Feinde jedes Rauches, entfliehen sogleich in das Freie. Die meisten Europäer vertragen jedoch diesen das Athmen erschwerenden Rauch nicht und auch wir widersetzten uns einem solchen Vorhaben. Ich besaß glücklicherweise unter meinen Effecten ein kleines Mosquitonetz und machte davon Gebrauch. Es war eine schreckliche Nacht. Fort und fort summte es um meine Ohren, bald im tiefen Tone, bald wieder in einer vom ästhetisch-musikalischen Standpunkte verpönten, offenen Quinte, dann wieder in wehklagenden Dissonanzen, die sich endlich in einen Moll-Accord auflösten. Doch mein musikalischer Sinn unterlag, die physischen Qualen betäubten seine Regungen. Ich ertrug es nicht länger, riß das Netz von der Decke herab, schloß mit einer gewissen Blutgier seine freien Enden und faltete es trotz des Nachtdunkels so geschickt zusammen, daß keiner der Ruhestörer entfliehen konnte. Einige Fußtritte und es war Ruhe. Der noch zu durchschlafende Theil der Nacht verging leidlich. Am nächsten Morgen zählte ich in dem Netze nicht weniger als 72 Mosquitos, welche durch eine defecte Stelle des Netzes den rechten Weg fanden, im Augenblicke der Gefahr aber nicht mehr entweichen konnten und so elendiglich zu Grunde gingen.

Ein unfreundliches Nebelwetter hüllte die Stadt in mystisches Dunkel, als wir den Kahn bestiegen, welcher uns nach Mija führen sollte. Die See war unruhig, und wir benöthigten volle sechs Stunden für die Ueberfahrt. Beiläufig 5 Ri im Westen des Fischerdorfes Mija liegt die große Stadt Nogoja, wo unser Landsmann Dr. Albin von Roretz als Director eines großen, japanischen Spitales die einheimischen Aerzte mit der Verwaltung und Einrichtung moderner Heilanstalten vertraut zu machen berufen ist.

In Okasaki, unserem Nachtquartiere, lernte ich eine neue Sitte der Japaner dieses Landstriches kennen. Die Lastenträger und Jinrikschazieher dürfen ihren Beruf erst dann ausüben, wenn ihnen die Behörde durch den Abdruck eines glühenden Stempels auf den Schultern und Beinen dazu die Befugniß ertheilt hat. Sicherlich ein im Schweiße des Angesichtes verdientes Stückchen Brot! Die 14.500 Einwohner des Ortes hängen noch in alter Liebe und Treue an ihrem ehemaligen Daimio oder Fürsten, welcher es in der vorfortschrittlichen Zeit verstand, durch mäßige Genüsse und Enthaltsamkeit

die Säckel seiner Unterthanen zu schonen. In einer anspruchslosen Residenz von vergangenen Tagen träumend, sieht er mit Ruhe dem Ende seiner gezählten Tage entgegen.

Im Norden der Route thürmte sich das Gebirge zu imposanten Höhen, zu unserer Rechten verflachte es sich in ein zerrissenes, bewaldetes Hügelland. Wir passirten viele wasser- und fischreiche Flüsse, bald auf primitiven Holzbrücken, bald auf Brücken zeitgerechter Eisenconstruction; bald stießen wir auf Zeichen modernen Fortschrittes, bald wieder auf Erinnerungszeichen einer märchenhaften Vergangenheit. Und klingt nicht Alles, was wir von Japan wissen, bevor es noch begann, europäische Neuerungen durchzuführen, wie ein Märchen? Wer vermag es, uns die richtigen Anhaltspunkte für die Behauptung zu bieten, vor einigen Jahrhunderten befand sich das Land in diesem oder jenem socialen Zustande? — Niemand. Die Vergangenheit wird nur von sagenhaften Vermuthungen verhüllt.

Unter solchen Betrachtungen, die ungestraft und unbegrenzt in das Vergangene dringen dürfen, erreichen wir Yoschida. Yoschida, theils auf einer niederen, sanft abfallenden Kuppe, theils im Thale erbaut, dessen Hauptstraße von einem mehrere Miniatur-Kaskaden bildenden Gießbache durchbraust wird, ist die schönste, reinste, anmuthigste Stadt auf der Tokaidostraße. Die Häuser, obwohl einfache Holzgebäude, bilden symmetrische, breite Gassen; hier reizt ein Tempel die Neugierde des Fremden, dort klingt eine frische, lachende Mädchenstimme dem Passanten entgegen, zum Besuche eines Verkaufsgewölbes einladend; hier jubelt eine volle Sängerstimme ein frisches Lied in die Seeluft hinaus, dort ruft ein Fischer seine Kunden zur begehrenswerthen Waare heran.

Die Straßen der Stadt sind spiegelglatt gepflastert, und in dieser Richtung ist Yoschida mit Benares am Ganges auf gleich hoher Stufe. Ueber den heiligen Hainen, welche die nächsten Anhöhen krönen, ragt der heilige Fusiyama gegen Himmel, während im Osten ein mit der üppigsten Vegetation bedecktes, von Thälern durchzogenes Felsgebirge den Horizont einengt. Yoschida's Stolz sind seine Tempel, welche alljährlich ungezählte Pilgerschaaren aufnehmen, die hier vor oder nach Ersteigung des heiligen

Berges ihre Andacht verrichten. Nur die Nachtruhe ließ Manches zu wünschen übrig. Ein frommer Zimmernachbar gab seinen musikalischen Bedürfnissen bis 3 Uhr Morgens lauten Ausdruck und hörte erst dann auf, als wir in seinen Gesang volltönig einstimmten. Am nächsten Tage übersetzten wir die in das Land dringende, vierarmige Meereseinbuchtung auf einer ausgemusterten morschen Dampfbarcasse, deren vibrirender Kessel das Schlimmste befürchten



Jinrikschawagen auf dem Nakasendo.

ließ. Große, wasserreiche Flüsse durchschnitten von nun an die immer schlechter werdende Straße. Der öfter sich wiederholenden Ueberschwemmungen halber waren die Brücken meistens über das ganze Thal erbaut. So maß die Holzbrücke bei Hamamatsu nicht weniger als 1365 Schritte. Von Kakegawa wendet sich der Weg steil in das Gebirge. Unser Gepäck wurde auf einem Maulthiere zur Höhe transportirt, weil die Straße nicht mehr für Jinrikschawagen gangbar war. Der 1500 Fuß hohe Sattel entlohnte reichlich die Mühe des Emporklimmens.

Das Wetter hatte sich etwas gebessert und die blühenden Bäume dufteten wie im Mai. Dann lichtete sich der Wald, und vor unseren Augen breitete sich das reiche Panorama des Fusiyama nach allen Seiten hin aus. Die Kegelspitze des ausgebrannten Vulcans krönte ein leichter Schleierkranz unsteter Wolken, und wie Silberbänder stürzten sich die schmalen Schneefelder in die Tiefe. Die vorliegenden Gebirgsrücken prangten in allen



Theehaus am Nakasendo.

Farbennuancen, vom frischen Grün des Thales bis zum dunklen Violett des zerklüfteten Felsengrates. Zu dieser ganz Japan dominirenden Spitze zog es uns hin — nur wenige Tage trennten uns von der Erreichung des Zieles.

In kunstvollen Serpentinen führt der an der Westseite des Passes neu angelegte Weg, nachdem er einen im Basaltfelsen gesprengten Tunnel passirt hat, in das Oi-kawa-Thal hinab. Einige Tage früher wäre es unmöglich gewesen, den Fluß, trotzdem seine Arme mit Brücken versehen sind, zu über-

setzen. Zur Zeit der Hochwasser ist das 1200 Schritt breite Thal überschwemmt, und die Straße wird dadurch ungangbar.

Immer an der Meeresküste entlang weiterreisend, in deren Fischerdörfern wir mit rohen Fischen gespeist wurden, eine Mahlzeit, die des Versuches werth ist, langten wir in Kambara an, von wo ein von den Pilgern viel begangener Weg zu dem Fusiyama führt. Das Barometer schwankte in bedenklicher Weise, ein feiner Sprühregen fiel aus den tief herabhängenden Nebelwolken zur Erde. Unter solchen Umständen schien es rathsam, die Besteigung des Berges von Hakone aus zu unternehmen, um so mehr als dort das Abwarten einer günstigeren Witterung schon deshalb leichter möglich wird, weil der Ort, in der Nähe von Yokohama gelegen, und als beliebte Sommerfrische der Europäer, sowohl was Unterkunft, als Verköstigung betrifft, das arme Fischerdorf Kambara ganz und gar aus dem Felde schlägt.

Am nächsten Morgen übersetzten wir den Fusigawa auf einem großen Ueberfuhrsboote, worauf wir, unsere fünf Jinrikschawagen und noch etliche andere japanische Passagiere genügend Platz fanden. Das heilige Bett des Flusses ist circa 2000 Schritte breit, das Gerölle besteht aus Lavagesteinen, Quarzen, Halbopalen und feinem Sande. Auch Gold soll in dem Sande zu finden sein. Wir ließen die Kunststraße nach Hara links liegen und benützten einen näheren Nebenweg längs der Meeresküste.

Schon während der letzten Reisetage war es mir aufgefallen, daß die Polizei in den östlicher gelegenen Provinzen strenger ihre Pflichten ausübte, als in den westlichen. Nicht allein, daß sich die Frauenwelt bei unserer Ankunft sogleich in die Häuser flüchtete, so warfen auch unsere Jinrikscha-Kulis, sobald wir uns einer Polizeistation näherten, oder ein Detectiv den Weg kreuzte, alsbald ihr fadenscheiniges Gewand über den nackten Körper oder zum mindesten über die Schulter. Dem wachsamen Auge entrückt, zogen sie es wieder vor, ihren Gliedern keinen Zwang aufzubürden.

Nur die kurzen Strecken bergauf ziehen sie ihre Wagen im Schritt, sonst aber gleicht die Gangart mehr dem Galop eines ungeduldigen Pferdes. Fortwährend guten Muthes, wenn ihnen auch die Ermattung in der krampfhaften Muskelbewegung der Arme und Beine abzulesen ist, lachen sie fröhlich

und übermüthig zu dem Geschrei, welches abwechselnd der eine dem anderen beim Ausstoßen des Athems in ein- oder zweisilbigen Worten zuruft. Dieses unausgesetzte Rufen gleicht einem abgehackten, rohen Gesange.

Viele der Bursche sind tätowirt. So trug einer unserer Miethlinge über die ganze Breite seines Rückens bis zu den Beinen ein künstlerisch ausgeführtes Jungfrauenbild zur Schau, um dessen Contouren sich tropische Blumen wanden, von Schmetterlingen umflattert. Zarte, blaue Linien verliefen sich in Schnörkeln und schwungvollen Curven bis zur Brust, wo sie ein trotzig blickender Gott in seinen Fäusten gesammelt hatte, und so gleichsam dirigirend über sein Haupt hielt.

Obgleich das trübe Nebelwetter den ganzen Tag anhielt, so erhaschten wir trotzdem, als wir den Fußmarsch nach Hakone ausführten, in der Höhe von 1500 Fuß einen flüchtigen Blick über die zu unseren Füßen liegende Gegend und das bewegte Meer. Nur wenige Segelboote schaukelten sich in der Nähe der Küste auf den stürmischen Wogen, und zwei stattliche Dampfer durchschnitten sicher die Wassermauern, welche sich im Anpralle an die Eisenwände in weißen Schaum auflösten. Yokohama lag noch verborgen hinter dem bergigen, bewaldeten Querriegel von Kamakura. Das Gepäck konnte nur durch Tragthiere oder Kulis nach Hakone befördert werden, denn der mit großen Bruchsteinen gepflasterte Weg, welcher durch den Regen glatt und schlüpfrig wird, steigt oft unter einem Winkel von 15—25 Grad zur Höhe. Wir zogen es vor, die Partie zu Fuß zu überwinden, trotzdem sich die bequemen Japaner in Sänften über den Sattel tragen ließen. Ein scharfer Wind, welcher uns mit aller Vehemenz in den Rücken blies, erleichterte uns das Steigen und wir erreichten nach 3½stündigem Marsche endlich die Sattelhöhe von 897 Meter. Der mit aller Macht einfallende Regen ließ nicht zu, auch nur kurze Zeit zu rasten, um so mehr, als Hakone nur mehr 2 Kilometer entfernt war.

Eine halbe Stunde später genossen wir bereits die Annehmlichkeiten eines offenen Kohlenherdes, denn in Hakone, 660 Meter über dem Meere gelegen, macht sich bei andauerndem Regenwetter die Kälte empfindlich bemerkbar. Hakone ist ein beliebter Sommeraufenthalt der in Yokohama und

Tokio ansässigen Europäer. Bei unserer Ankunft hörten wir, daß beiläufig zehn Europäer die Sommerfrische genossen und in japanischen Thee- und Privathäusern einquartiert waren. Trotz dieses Umstandes war es im ersten Augenblicke unmöglich, Lebensmittel einzukaufen. Wenngleich die Japaner Milch und Butter nicht genießen, so sollte schon ihr Geschäftssinn die Anlage eines Vorrathes dieser Artikel bedingen. Wir waren gezwungen, uns mit den wenigen Nahrungsmitteln zu begnügen, welche wir noch aus Kioto mitgebracht hatten. Doch um nicht ungerecht zu sein, muß ich erwähnen, daß uns die freundliche Wirthin des Theehauses, worin wir übernachteten, spät in der Nacht aus dem ersten Schlummer rüttelte, um uns mit einer dampfenden Schüssel süßer Kartoffeln zu überraschen. Zwei Tage lang war es nahezu unmöglich, das Haus zu verlassen. Unaufhaltsam strömte der Regen von oben und der Sturmwind vermochte nicht, den Alles in Grau färbenden Nebel zu zerreißen. Erst am dritten Tage stieg das Barometer; einige Sonnenstrahlen drangen freundlich grüßend durch die Regenwolken, und der Nebel erhob sich bis zu den bewaldeten Bergspitzen.

Hakone ist nur ein kleines Dorf von beiläufig 90 Holzhäusern an dem Tokaido. Im Norden des Ortes liegt, von abgerundeten, dichtbewaldeten Berghalden umsäumt, der schöne Hakone-See. Die Berge erheben sich nur 100—200 Meter über den See und sind mit undurchdringlichem Bambugestrüppe bedeckt, aus welchem die schlanken Stämme der Cederbäume und Föhren kühn hervorragen. Die Bewohner von Hakone sind arm; sie befassen sich mit der Fischerei im See, mit Hühnerzucht und besorgen die Botengänge und den Lebensmittel-Transport nach und von Yokohama im Dienste der europäischen Gäste.

Mr. Mounsey, der englische Gesandtschafts-Secretär aus Tokio, in dessen Sommerwohnung wir recht angenehme, gesellige Stunden verlebten, ertheilte uns den Rath, vor Besteigung des Fusiyama um die specielle Erlaubniß in Tokio einzuschreiten, und wir entsendeten zu diesem Zwecke einen Boten nach Tokio.

Mr. Mounsey zeigte uns alle Sehenswürdigkeiten der Umgebung und geleitete uns auch zu den warmen Schwefelquellen, welche sich nahezu auf

dem Gipfel eines Berges, 150 Meter über Hakone befinden. Solche warme Quellen sind in der vulcanischen Umgebung keine Seltenheit. Doch um dem Orte den Charakter einer Heilanstalt zu verleihen, haben die Japaner dort oben zwei Badehäuser, zwei Wohnhäuser und ein Hotel erbaut. Die Reinlichkeit liebenden Japaner waschen und baden sich überhaupt gerne im warmen Wasser, darum wird auch dieses Bad, obgleich die Bevölkerung das heiße Klima einem kälteren vorzieht, von allen Classen der Bevölkerung stark besucht. Nahe dem Badehause steht seitwärts des Weges eine 6 Meter hohe, roh aus dem Felsen gearbeitete Statue Buddha's; ebenso fielen mir viele kleine Steinfiguren eines Gottes auf, welchem der Kopf fehlte.

Ich erkundigte mich bei Mr. Mounsey, warum dem Gotte der Kopf abgeschlagen wurde, und er erzählte Folgendes: Der japanische Name des Gottes sei Dschiso (ähnlich dem Namen Jesu), und er genieße als guter Gott und besonderer Freund der Kinder eine außergewöhnliche Verehrung. Die Japaner glauben, daß jedes Kind, welches, bevor es zur Welt kommt, mit der Mutter stirbt und jedes todt geborene Kind direct zur Hölle fahre. Gott Dschiso aber befasse sich damit, die Kinder aus der Hölle zu befreien, was ihm auch in der Regel gelinge. Als Steinfigur begegne man der Statue zumeist mit abgeschlagenem Kopfe, denn die Japaner, welche um Geld spielen, oder solche, welche hohe Wetten eingehen, seien der Meinung, daß sie gewinnen müssen, wenn sie ein Steinfragment des Kopfes bei sich tragen.

Die Japaner lieben leidenschaftlich das hohe Spiel. Obwohl das Hazardspiel von der Regierung verboten wurde, wird desto mehr im Verborgenen gespielt. Die Vorliebe für das Spiel reicht so weit, daß selbst bei unbedeutenden Verrichtungen um die Zutheilung der Arbeit gelost wird. Während unserer Landreise erlitt unser Aufbruch täglich dadurch eine kleine Verzögerung, daß die bestiegenen Jinrikschawagen auf kleinen Hölzchen numerirt und von den Zugkräften verlost wurden.

Die Landbevölkerung Japans ist nicht mit Reichthümern gesegnet, sie fristet ein kümmerliches Dasein. Die wenigsten Familien sind so wohlhabend, um sich von Reis zu nähren; denn der Reis ist nicht sehr wohlfeil, ein Kilo kostet durchschnittlich 24 kr. Die Nahrung von zwei Dritttheilen der Bevölkerung

erstreckt sich nur auf Heide (Buchweizen, Polygonum Fagopyrum) und die auf Holzspießen gebratenen Fische, welch' letztere sich der Japaner in den fischreichen Flüssen und an der Meeresküste selbst fängt. Gelingt es mitunter einem Japaner, durch fleißige Arbeit so viel zu erwerben, um einige Tage ausrasten zu können, so schwelgt er bei Saki, Fisch, Reis und anderen Leckerbissen so lange, bis er schließlich, ohne einen Kupfer-Sen mehr zu besitzen, berauscht von seinen Freunden in die Wohnung geführt wird. Die lebhafte Phantasie vergrößert die wenigen frohen Tage der letzten Vergangenheit zu Wochen; fröhlich und guten Muthes beginnt er von Neuem die mühevolle Arbeit.

Als gangbare Münzen coursiren nicht allein japanische, sondern auch mexikanische und nordamerikanische Dollars. Der japanische Silberdollar, eine zierlich geprägte Münze, dessen eine Seite das Wappen des Mikado mit der japanischen Werthangabe des Stückes, die andere einen verschlungenen Drachen und die in lateinischer und chinesischer Schrift geschriebene Werthangabe zeigt, heißt „Yen“ und steht im Course etwas niederer als der mexikanische Dollar. Ein Yen theilt sich in 100 „Sen“. Die Papier-Yens, im Werthe vollkommen den Silber-Yens gleich, werden in Amerika in moderner Ausstattung gepreßt, obgleich auch Banknoten circuliren, welche in Tokio erzeugt wurden. Die letzteren bestechen weder durch den Geschmack noch in der Ausführung der Zeichnung (einen Pfau vorstellend, dessen Gefieder die ganze Papierfläche ausfüllt). Nebst den Kupfer-Sens (mit ähnlicher Prägung wie die Silbermünzen) werden die chinesischen sogenannten Cashstücke als Kleingeld angenommen und ausgegeben.

Silbermünzen existirten bereits im 5. Jahrhundert. Dreihundert Jahre später wurden bereits Gold- und Kupfermünzen geprägt. Vom 17. Jahrhunderte an bis zum Jahre 1868 besaßen die Taikune das ausschließliche Recht der Prägung. Mit der Aufhebung der Taikunwirthschaft errichtete der jetzige alleinige Kaiser von Japan das schöne Prägeamt in Osaka nach englischem Muster und aus demselben stammen alle jetzt in Japan coursirenden Münzen: Goldmünzen zu 20, 10 und 5 Yen, Silbermünzen zu 1 Yen, Silberscheidemünzen zu 50, 20, 10 und 5 Sen, Kupfermünzen zu 2, 1 und 1/2 Sen.

In der Raritätensammlung des Herrn Mounsey befand sich einer der selten vorkommenden Metall-Toilettenspiegel, welcher, wenn die aufgefangenen Sonnenstrahlen auf eine weiße Wand reflectirt wurden, dort das auf der rückwärtigen Fläche gezeichnete Bild wiederspiegelte. Die japanischen Frauen und Mädchen, deren Lebensziel nur Toilettefragen, Schmuckbeschaffung und effectvolle Mischung der Schminke umschließt, schätzen sich glücklich, solche Spiegel zu besitzen und bezahlen sie mit den höchsten Preisen um so mehr, als angenommen wird, daß die körperliche Schönheit durch das öftere Hineinblicken gewinnen müsse.

Am 21. Juli um 8 Uhr Morgens verließen wir den reizenden Sommersitz, durchfuhren auf einer Fischerbarke den Hakoneko in einer Strecke von 4 Ri und landeten nach $1\frac{1}{2}$stündiger Fahrt bei einem Fischerhause am jenseitigen Ufer des See's. Hier luden zwei Miethlinge, ein Führer und ein Kuli, das Gepäck auf den Rücken, denn von nun an ging es zu Fuße. Der Weg führte anfangs längs des Seeabflusses durch hohes Schilf- und Bamburohr nordwärts bergab, bald aber verließen wir das wellige Thal, um den im Westen steilen Gebirgsrücken zu überwinden, dessen Paß sich 1500 Fuß über den See erhebt. Wir wanderten unter der Führung eines jungen Burschen, welcher den engagirten Führer beim Fischerhause mit der Nachricht überrascht hatte, daß der häufiger begangene Weg zum Fusiyama in Folge des Regenwetters unpracticabel geworden sei. In dichte Nebelwolken eingehüllt, stiegen wir, anstatt von der Paßhöhe sogleich in das Thal hinabzugehen, noch eine Strecke nordwärts auf dem Hutweideboden des entholzten Rückens in die Höhe, und als wir eine breite, die nächste Umgebung dominirende Kuppe verlassen wollten, um die Direction nach Gotemba einzuschlagen, da erst besiegte die Sonne zum ersten Male während der Gebirgstour den Nebel, die Wolken wogten auf- und abwärts, endlich zerriß der trübe Schleier in dünne, durchsichtige Wellen, und vor uns eröffnete sich ein Paradies von grünenden Thälern, anheimelnden Auen und Wäldern, hinter deren Nadelhölzern und Fruchtbäumen die halbverborgenen Häuser größerer Ortschaften, von den Sonnenstrahlen einladend beleuchtet, hervorschimmerten. Die helle Reissaat trat aus dem dunklen Grün der Thäler um so vortheilhafter hervor, als die

Felder von vielen kleinen Seen umgeben waren, die durch glänzende Wasseradern gespeist wurden und den Pflanzen das nöthige Naß zuführten. Im Hintergrunde aber beherrschte das altersgraue Haupt des Fusiyama das ganze Panorama.

Eine Weile waren wir in stumme Bewunderung des Bildes versunken; unser Führer aber, der keinen Sinn für dergleichen Naturschönheiten cultivirte, gab nur der Regung seines Magens Ausdruck, indem er zum Weitermarsche drängte. Während des Abstieges begegnete ich einem japanischen Collegen bei seiner Arbeit. Er war soeben beschäftigt, den Fußsteig zu vermessen und auf einer Karte wiederzugeben. Die Neugierde bewog mich, ihn höflich zu grüßen; die mimische Bitte, seine Aufnahmen betrachten zu dürfen, versetzte ihn in die größte Verlegenheit, fast schüchtern, zaghaft und entmuthigt trat er einen Schritt bei Seite und blickte verschämt zu Boden. Ein achteckiges, mit dünnem Papier überzogenes Arbeitstischchen neigte sich unter der Last eines hölzernen Diopters (Kippregel) traurig zur Seite, denn der einzige Fuß des Stativs schien bei den Wanderungen auf dem steilen Terrain schon müde geworden zu sein. Der auf der Kante des Diopterlineales befindliche, rohe Maßstab diente zum Uebertragen gemessener Distanzen auf die Zeichnung. Ein senkrecht angebrachter Holzfuß trug am oberen Ende ein viereckiges Holzperspectiv mit einem kleinen Loche als Ocular und einem aus Roßhaaren combinirten, eingezogenen Fadenkreuze, bei der Objectivöffnung mangelten die Gläser. Als ich die Zeichnung mustern wollte, trat der Ingenieur etwas irritirt zu dem Tischchen, um mein Vorhaben zu verhindern, ergriff einen großen Bleistift und setzte seine unterbrochene Thätigkeit fort. Doch auch ich ließ mich nicht abhalten und mit einer verzeihlichen Zudringlichkeit verfolgte ich seine Arbeit *).

*) Der angewandte Maßstab war sehr groß, denn die Breite des Fußweges war durch $2^1/_2$ Centimeter abstehende parallele Linien angegeben und die unbedeutendsten Krümmungen scharf und kantig markirt. Wollte Jemand bei Anwendung dieses Maßstabes die Richtigkeit der Wegzeichnung von hier bis zum Fusiyama controliren, er würde kaum in 15 Jahren seine Aufgabe bewältigen können. Zwei Handlanger waren damit beschäftigt, eine 30 Meter lange Drahtleine in gerader Linie dem steilen Berge aufzudrängen; doch sie krümmte sich in dem Gestrüppe wie ein brennendes Frauenhaar. In dieser Art wurden die Distanzen vom Tischstandpunkte bis zu dem nächsten abgesteckt und auf das Papier übertragen, während der frühere Standpunkt durch ein roth-weißes Nivellirfähnchen markirt war. Diese Art der Messung mochte bei den von 10 bis 30 Grad variirenden Böschungswinkeln wohl mannigfachen Fehlern unterworfen sein.



Hakone und der Fusiyama.

Als wir nach 3½stündiger Fußwanderung Gotemba, ein kleines Dorf im Thale, erreichten, begrüßte uns ein höflicher Polizeisoldat mit der Frage, ob wir im Besitze der nöthigen Papiere für die anstandslose Besteigung des Fusiyama wären. Mr. Mounsey hatte uns durch den Wink, besondere Pässe für diese Gebirgspartie aus Tokio zu verlangen, einen sehr großen Dienst erwiesen. Ohne genügende Legitimation wäre uns die Besteigung des Berges von polizeilicher Seite sicherlich verwehrt worden. Nun aber war es uns ein Leichtes, die Bedenken des Polizeimannes zu zerstreuen, er zog mit einem tiefen Bücklinge die Kappe und gestattete den freien Abzug.

Der Weg nach Subaschiri führt auf der schwarzen und grauen Asche, welche der Fusiyama, als er vor 300 Jahren noch rumorte, in reichlicher Menge über die Gegend ausgeschüttet hat. Das helle Gebirgswasser rauscht über Stock und Stein, in den Cederzweigen singt die japanische Nachtigall ihr schmetterndes Lied, auf den Blättern der wilden Rosen und der Erlen glänzen die Käferchen wie Goldtropfen, und die Blätter der Palmen bewegen sich bei dem wohlthuenden Lufthauche wie große Fächer. Kopfgroße, weiße, angenehm duftende Lilien überragen neugierig den üppig grünenden Wiesenteppich und die Japaner versäumen nicht, dem Feuergotte des Vulcans weite Flächen mit Anpflanzungen von Lotosblumen zu weihen, deren rothe und weiße Blumenkelche sich hingebend über das klare Wasser ausbreiten. Ein von der Natur angelegter Park ist es, mit der mannigfachsten Abwechslung in Scenerie und Reichhaltigkeit der Gewächse, welchen wir auf sanft, aber beständig ansteigendem Boden durchkreuzen, um nach Subaschiri zu gelangen.

Subaschiri, ein kleines Dorf am Fuße des Fusiyama (670 Meter über dem Meere), gewinnt in den Monaten Juli und August an Bedeutung. Von nah und fern, aus allen Richtungen strömen die Pilger hier zusammen, welche in dem kleinen Tempel auf dem Kraterrande des Vulcans ihre Andacht verrichten wollen. Einestheils, weil sich zahlreiche Legenden an den Berg knüpfen, anderentheils durch seine das ganze Land beherrschende Majestät genießt er von allen Japanern eine abgöttische Verehrung. Auf jedem bedeutenderen Aquarelle, bei jeder kunstsinnig durchgeführten Lackmalerei spielt der Berg eine wichtige Rolle. Seine Schneefelder, welche nur in den zwei

erwähnten Monaten, in welchen eine Ersteigung möglich ist, zu einzelnen langen Streifen zusammenschmelzen, lagern sich im Herbste, Winter und Frühjahre über die steile Fläche des spitzigen Kegels und füllen den Krater aus. Die Pilger, alle in ein weißes Bußgewand gekleidet, tragen anstatt des Regenmantels eine Strohdecke auf dem Rücken, die zugleich in den Biwaks als Schlafmatratze dient. Eine kleine an der Leibbinde angebrachte Glocke (Furin) ist bei der Bergerklimmung mit der Aufgabe betraut, des Gottes Fusisan Aufmerksamkeit auf die einzelnen Besucher zu lenken. Die wohlhabendere Classe der Pilger legt den Weg nach Subaschiri zu Pferd, die ärmere zu Fuß zurück.

Bei 250 Pilger lagerten am Abende unseres Eintreffens in der breiten Hauptstraße des Dorfes, doch ihre Anzahl wuchs während der Nacht um das Doppelte. Ohne Unterlaß klingelten die Furinglocken und verkündeten das Eintreffen neuer Pilgercaravanen. Wir übernachteten, so bequem, als es eben bei der großen Anzahl der Gäste möglich war, in einem Theehause und brachen am nächsten Morgen um 5 Uhr Früh auf. Der klare Himmel versprach das Beste, obgleich die erfahrenen Hausleute behaupteten, es wäre ein günstigeres Zeichen, wenn die Bergspitze eine leichte Haube aufgesetzt hätte. Der Krater aber war vor Sonnenaufgang noch wolkenfrei und seine Erreichung dünkte uns bei der von der Tiefe aus gesehenen scheinbaren Nähe und der dadurch gemilderten Steile nur ein Spaziergang ohne Mühe und Anstrengung. Die Sonne vergoldete flüchtig die scharfen Kanten des Kraters, doch bald darauf ließ sich, zuerst zarten Rauchwellen gleich, aber immer dichter werdend, eine graue Wolke auf das ehrwürdige Haupt nieder.

Eine Stunde lang ritten wir einen flach geböschten Rücken continuirlich aufwärts, und gewannen dadurch eine bedeutende Höhe. Wir erreichten ein einsames Theehaus. Hier endete der breite Durchschlag des Waldes und somit auch der Reitweg. Als ich vom Pferde stieg, waren meine Glieder wie gerädert, denn es gehört viel japanische Geduld dazu, sich auf einem primitiven Holzsattel wohl zu befinden. Vom Theehause beginnt eine ernstliche Steigung durch einen hübschen, dunklen, duftenden Wald, welcher nebst vielen Theestationen, kleinen Tempeln, wo die Pilger ihren geheimnißvoll in schweig-

sames Papier verborgenen Obolus opfern sollen, eine angenehme Ueberraschung darin birgt, daß zwischen den bemoosten Gesteinen süße Erdbeeren gedeihen, während diese Früchte in niederen Gebirgspartien trotz des verlockenden Aussehens durch den wässerigen Geschmack ein wiederholtes Verkosten verleiden. Nach 1½ Stunden lichtete sich der Wald und wenige Schritte brachten uns zur Waldgrenze und in ein vollkommen offenes Terrain. Der Boden bestand aus Asche und scharfkantiger Lava. Meinen neuen Gebirgsschuhen war es beschieden, nur einmal eine derartige Tour zu überwinden. Unheilbar verwundet, erfreuten sie sich eines Eintagslebens; sie liegen am Fuße des Berges in der Asche begraben.

Je höher wir stiegen, desto tiefer sank die Nebelhaube. Noch einmal sahen wir eine schwache Contour der Kuppe des japanischen Königs der Berge, noch einmal machten wir die falsche Berechnung: in zwei Stunden — eine Kleinigkeit! Freilich, wenn man in jeder Theestation 10 Minuten rastet, um, wenn die Füße schwach werden, sich an der Aussicht zu laben, dann benöthigt man acht Stunden zur Ersteigung! Vorwärts denn! Aber in der Höhe von 8000 Fuß nickten auch wir uns verständnißvoll zu. In dieser Höhe, wo wieder eines der vielen aus Holz gezimmerten und mit Lavasteinen verkleideten Theehäuser zur Rast einlud, siegte der Hunger und die Müdigkeit. Wir ruhten eine halbe Stunde und aßen einige Eier, uns den übrigen Proviant und die Flasche Wein bis späterhin aufsparend.

In weiter Entfernung beleuchtete die Sonne das Dorf Subaschiri, welches in den bewaldeten Gebirgswellen einem Wespenneste glich. Rechts und links verliehen die glänzenden Augen kleiner Landseen dem bläulichgrünen Tone der Laub- und Nadelhölzer Lebendigkeit und Frische. Dort lag Hakone, dort Yokohama, dort Tokio, hier Kambara und die breite Halbinsel-Provinz Idzu mit dem durch das Fernglas wahrzunehmenden Leuchtthurme Irosalo auf dem Südcap. Der Weg wurde steil und steiler, die Nebelwolke größer und dichter. Mit eisigem Hauch berührten die Ausläufer des Nebels unsere heißen Stirnen. Das Auge vermochte kaum mehr die nahen Schneefelder wahrzunehmen, welche zu unserer Linken mit den Wolken verschwammen. Gottlob, nun sind wir oben! so riefen wir aus, als wir

um 12 Uhr abermals eine Station erreicht hatten. Wir warfen uns auf die Strohmatten, die den nassen Boden der Hütte bedeckten, und schlürften mit vollen Zügen den servirten heißen Thee. „Wie weit ist es noch bis zur Spitze?" Die Conversation stieß auf Schwierigkeiten, da unser Dolmetsch es vorgezogen hatte, von Hatone nach Yokohama zu reisen, um Quartiere zu besorgen, und erst mit Hilfe der Uhr erfuhren wir die Antwort: Noch zwei Stunden. Ein heftiger Sturm erhob sich. Das pfiff und wimmerte in dem Nebel, daß selbst die in dem Theehause rastenden Pilger einen verzweifelten Gesang anstimmten, um den erzürnten Berggott zu beschwichtigen.

Die Steile des Weges übertraf von nun an alle Erwartungen, die dünne Luft beklemmte einigermaßen das Athmen, und ein feiner Schneeregen, spitzen Nadeln gleich, erstarrte die Hände dermaßen, daß es mir Schwierigkeit bereitete, den Bambu-Bergstock in der Hand zu behalten: er fühlte sich so kalt an, als wäre er aus hartem Stahl geschmiedet. Ich machte meinem Unmuthe durch einige kernige Ausdrücke Luft, wie sie der heilige Berg sicherlich noch nicht gehört hatte, doch das Wetter gestaltete sich bei jedem Schritte noch schlimmer — mein Kautschukmantel, welchen ich zum Schutze gegen die empfindliche Kälte angezogen hatte, blies sich wie ein Segel auf, mich in die jähe Tiefe hinabdrängend, und es schien, als sei es nimmermehr möglich, vorwärts zu kommen. Doch ein fester Wille gleicht Thäler aus und ebnet Berge.

Um 2 Uhr Nachmittags hatten wir den Tempel erreicht. Wie es nicht anders in solcher Höhe sein kann, wohin die wenigen Holzständer mehr von der Begeisterung für den Zweck, als von der schwachen physischen Kraft unter den größten Mühseligkeiten getragen werden konnten, bietet der Bau in seiner Einfachheit den Eindruck der größten Bescheidenheit. Die aus Lavasteinen aufgethürmten Wände schützen den gezimmerten Holzaltar, auf welchem ein unansehnliches Götterbild trotz der vier brennenden Lampen das ganze Jahr hindurch friert, nur nothdürftig gegen die Unbilden der rauhen Witterung. Angrenzend an den Tempel reihen sich einige in derselben Bauart errichtete Unterkunftshäuser, deren Pilgerinsassen an einem mit großer Mühe erhaltenen, spärlichen Feuer an allen Gliedern vor Kälte zitterten.

Von diesen Häusern reicht eine Lavamauer bis zum Kraterrand. Mehr kriechend, erklommen wir die weiteren 100 Steinstufen zum Krater. Derselbe bildet eine annähernd kreisförmige Oeffnung von 4—500 Meter Durchmesser und 167 Meter Tiefe. Ein Blick in das nebelige Nichts der gähnenden Oeffnung desselben, das Ablesen des Aneroid-Barometers mit Unterstützung des Grafen, denn der Sturm entfaltete seine ganze Wuth, und die Aufgabe der Höhenbestimmung des Berges war gelöst.

Mr. Mounsey notirte in schon vorher genau bestimmten Zwischenräumen den Luftdruck zu Hakone mittelst eines anderen erprobten Aneroides. Das Resultat meiner Berechnung ergibt auf Grundlage der Barometerstände am Kraterrande = 488·18 Millimeter und in Hakone (660 Meter über dem Meere gelegen) = 701·54 Meter, die Höhe des Fusiyama (oder Fuji-no-yama) mit 3726 Meter = 11.790 Wiener Fuß = 12.240 englische Fuß *).

Bei hellem Wetter muß die Rundschau von der in isolirter Erhabenheit aufragenden Bergspitze eine das Gemüth fesselnde und ergreifende sein. Der Durchmesser des Panorama's beträgt circa 32 geographische Meilen. Der bunte und lebendige Farbenwechsel des Meeres, der Landseen, der Thäler mit ihren Theepflanzungen und des Waldes, im Gegensatze zu dem kahlen, vulcanischen Gipfel schafft ein wahrhaft entzückendes Bild, dessen Effect bei Sonnenuntergang, wenn der lange, spitze Schattenkegel des heiligen Berges sich ostwärts über die Landschaft ausbreitet, noch bedeutend erhöht wird.

Ohne einen Imbiß einzunehmen, traten wir den Rückweg an. Als hätte Fusisan darob seine Freude, flogen wir mehr, begünstigt von einem in unseren Rücken blasenden Sturmwinde, als wir liefen, in einer auf das Gerathewohl eingeschlagenen Direction die Bergmulde hinab. Die Füße gruben sich bei jedem Schritte tief in die Asche ein und selbst ein Fall hatte außer einigen Ritzen im Gesichte oder auf der Handfläche keine weiteren Folgen. Oft versagte mir der Athem und ich mußte stehen bleiben, um in vollen Zügen

*) Diese Zahl entspricht dem Kraterrande oberhalb der Pilgerhütten Yakuschinatake in 3672 Meter Höhe. Nordwestlich derselben gipfelt der Kraterrand im Kengamine zu 3729 Meter, südlich im Komagatake in 3745 Meter (Knipping). In neuester Zeit hat R. Stewart vom japanischen Vermessungsbureau die Höhe des Fusiyama zu 3769 Meter bestimmt.

der Lunge die nöthige Luft zuzuführen. Nach $1\frac{1}{2}$stündigem Laufe hatte ich den Waldesrand erreicht. Ich sah mich nach allen Seiten um, ich war mutterseelenallein; Graf Széchenyi mußte eine andere Richtung eingeschlagen haben, so auch unser Führer. Auf gut Glück drang ich in das Dickicht ein und bahnte mir mit blutenden Händen den Weg durch die nassen Tannen und Föhren. Mein Bemühen war von Erfolg gekrönt, bald befand ich mich bei einem wohlbekannten Tempelchen und somit auf dem Wege nach Subaschiri. Im Orte traf ich bereits Graf Széchenyi, welcher die Anordnungen für die morgige Weiterreise ertheilte. Mein Schlaf war todtengleich, auch nicht einmal der helle Glockenton der Furins bei Ankunft der Pilgerzuzüge vermochte mich zum klaren Bewußtsein zu rufen.

Am nächsten Morgen fuhren wir in Jinrikschawagen über Gotemba bis zu einem kleinen Dorfe am Fuße des Gebirgsrückens, welcher sich im Westen von Odawara als Wasserscheide einiger kleiner Gebirgsseen von Nord nach Süd erstreckt und dessen Paß im Westen des Hakone-See's wir vor drei Tagen überschritten hatten.

Während des Abstieges vom Vulcan war entsprechend viel Lavagestein in meine Schuhe gedrungen und hatte meine Füße nicht unerheblich verletzt. Darum blieb ich während der Fußwanderung über den erwähnten Gebirgsrücken bedeutend zurück, ich beneidete jeden Pilger, welcher auf einem primitiven Holzsattel thronend, stolz an mir vorüberritt. Dafür genoß ich vom Passe aus eine reichliche Uebersicht der vorliegenden Gebirgslandschaft und der fernen See. Im Rücken aber war der Fusiyama noch immer von trüben Wolken umhüllt.

Wir übernachteten in Odowara. Am nächsten Tage besichtigten wir in Kamakura die bekannten Sehenswürdigkeiten: den 13 Meter hohen, aus Erz gegossenen Daibutz (Buddha)*) und die weitläufigen Tempelgebäude mit alten Rüstungsgegenständen früherer Mikados. Ein niederes, in tropischer Vegetation

*) Der Kopf besitzt die Höhe von $2\frac{1}{2}$ Meter. Das Innere der sitzenden Gestalt enthält Tempelräumlichkeiten, deren mit mitunter wohlbekannten Namenszügen beschriebene Wände das Fremdenbuch ersetzen. Die Statue wurde im Jahre 1252 auf Verlangen des Schoguns Minamotono Yoritomo von dem berühmten Bronzegießer Ohno Goroyemon verfertigt.

prunkendes Hügelland erstreckt sich längs der Küste von Kamakura bis Yokohama. Freundliche Dörfer, deren lebensfrohe Bewohner in den umliegenden Reisfeldern beschäftigt waren, blickten uns überall aus den Thalmulden der mit üppigen Waldungen bedeckten Landschaft entgegen und verliehen derselben ein reizend idyllisches Gepräge.



An der Bai von Kamakura.

Um 6 Uhr bezogen wir wieder europäische Quartiere und ließen uns die französische Küche des International-Hotels in Yokohama auf das beste munden.

Wer je die herrlichen Landschaften am Rande unserer Voralpen durchwandert, mag sich leicht die landschaftlichen Schönheiten Japans vorstellen. Viel weniger gilt dies von Indien und China. Japan ist leicht zu fassen, das Volk

in seiner Einfachheit und Natürlichkeit leicht zu verstehen. Die flüchtig hingeworfene Skizze eines Straßenbildes, eines Theehauses, eines Tempels mit den Inwohnern oder Besuchern genügt, um das ungetrübte Geplauder oder lebensfrohe Lachen zu hören, welches in der Wirklichkeit an das Ohr dringt. In Indien und China gestaltet sich die Aufgabe des Reiseschriftstellers bedeutend schwieriger, selten vermag hier die Schilderung die ganze Eigenart des Landes und seiner Bewohner wiederzugeben und dem Leser so lebendige Eindrücke zu vermitteln, als wäre er selbst an Ort und Stelle.

Dem indischen Volke, hauptsächlich aber dem chinesischen, mangelt der offene Charakter. Und wo ein verschlagenes, heimtückisches, berechnetes Wesen jedem Unternehmen im vorhinein eine Maske aufdrängt, da leidet der unmittelbare Eindruck schon unter dem Gewichte der Befangenheit und es bedarf eines längeren Studiums, das kalte Bild so zu zergliedern, um den Puls des Lebens zu finden.

Jeder Reisende verläßt Japan entzückt von dem Lande und seinen Bewohnern. Das wissen auch die Japaner und bemühen sich, die Gunst der Fremden zu erhalten. Dieses Streben tritt besonders in Yokohama hervor, der japanischen Hauptcolonie europäischer Handelsleute. Die gegenseitigen Interessen sind innig verflochten, in ungetrübter Harmonie leben die Bewohner neben einander, Freud und Leid nach dem Geschäftsgange theilend. Damit sei aber nicht gesagt, es stünde der Japaner auf gleicher gesellschaftlicher Stufe mit dem Europäer; im Gegentheile, der Europäer behandelt ihn mit Geringschätzung, doch der Japaner, welcher die geistige Ueberlegenheit der Fremden fühlt, accommodirt sich diesem Verhältnisse.

Yokohama*) liegt an der Tokiobucht und schließt mit dem bergigen Hintergrunde den vorzüglichen Hafen in einem Halbkreise gegen Westen ab. Im Süden wohnen die Europäer in ihren Privathäusern oder Fabriken, im Norden die Japaner. Hier wird die Nacht zum Tage. Theehaus grenzt an Theehaus, da wird Theater gespielt, dort gesungen und gezecht, kurz die Leute sind bemüht, das Geld, wie schnell es gewonnen wurde, ebenso schnell aus-

*) 64.300 Einwohner, seit 1858 den Europäern geöffnet. Werth der jährlichen Einfuhr 20 Millionen Dollars, Werth der jährlichen Ausfuhr 28 Millionen Dollars.

zugeben. Die Japaner besitzen in Yokohama schon ein von europäischer Cultur angehauchtes Schauspielhaus, einen großen Holzbau, dessen Inneres bereits mit Gas beleuchtet ist. Der große, viereckige Zuschauerraum und die Galerie sind mit Strohmatten belegt, worauf die Zuschauer hocken, liegen oder in orientalischer Weise sitzen. Die Bühne ist etwas erhöht und mit einem rothen Vorhange abgeschlossen.

Die Ungeduld des Auditoriums ist unbeschreiblich, es kann den Beginn der Vorstellung nicht erwarten, erklettert die Vorbühne, hebt den Vorhang in die Höhe und verfolgt neugierig die Vorbereitungen zur Vorstellung. Von der Bühne führt in gleicher Höhe ein Brettergang längs der Seitenwand des Saales zu einem Nebengemache, worin sich die Schauspieler aufhalten, welche in dem Stücke beschäftigt sind. Um zur Bühne zu gelangen, benützen sie selbst während der Vorstellung dieses Gerüste. Bei dem Abgehen vom Schauplatze aber verschwinden sie durch eine Thüröffnung im Hintergrunde der Bühne.

Die Japaner benehmen sich bei dem Kunstgenusse noch sehr kindisch. Sie neckten, balgten und hetzten sich im Zuschauerraume, und die Mädchen und Frauen scherzten und schäkerten; sie lachten laut auf, wenn ein flüchtender Bursche seinem nachfolgenden Gegner vor dem Bühnenvorhange in roher Weise das Gesicht verunreinigte. Kinder, welche noch so jung waren, daß sie das helle Gaslicht blendete, hingen an der Mutterbrust, solche aber, die die Kunst des Gehens schon begriffen, benützten die Errungenschaft zu Spaziergängen auf dem Bühnengange, welcher aber unmittelbar vor der Vorstellung gesäubert wurde. Der männliche Theil des einheimischen Publicums rauchte seine Pfeife und entledigte sich allmälig und mit der zunehmenden Hitze seiner Kleidung. In der Nähe des Ausganges saß in einer erhöhten Holzbude eine Polizeiwache und stierte apathisch in die lärmende Volksmenge.

Wir befanden uns auf der Galerie in sehr gemischter Gesellschaft. Die Billeteuse hatte uns in zuvorkommender Gefälligkeit eine Holzbank hereinbringen lassen, damit wir nicht auch, wie die Japaner, auf den Strohmatten zu hocken gezwungen waren. Nach einer oberflächlichen Zählung schätzte ich die Zahl der Zuseher auf 3000. Das Stück hatte um 9 Uhr Abends noch nicht

begonnen, das Publicum wurde ungeduldig und klatschte erwartungsvoll in die Hände, ein Theil lärmte: „Miah, miah!“ Andere schrieen wieder: „Öh, öh!“ Endlich wurde es auf der Bühne lebendig, ein Holztamtam vibrirte in ächzenden Tönen, die große Trommel donnerte, der Vorhang wurde zur Seite geschoben, und vor einem zweiten, blauen Gazevorhange standen vier Samurai (Kriegerkaste) mit ihren Kulis; sie wisperten einige schüchterne Worte und zogen im Gänsemarsch ab.

Allmälig legte sich der Lärm im Parterre, und als der zweite Vorhang seitwärts gezogen wurde, trat allgemeine Ruhe ein. Umgeben von hellgrünen Coulissenwäldern, lag auf der Bühne ein japanischer Abenteurer im Schlafe. Erwachend, rieb er sich vorerst die Augen und erhob sich dann gähnend und die Glieder streckend. Er recitirte einen Monolog, wurde aber darin durch einen Trommelwirbel unterbrochen, welcher die Ankunft eines von großem Gefolge begleiteten Daimio's (Fürsten) anzeigte. Unser Held aber wollte auf und davon, indem er, einen großen Strohhut vor das Gesicht drückend, bei den Ankommenden vorbeizuhuschen versuchte. Er wurde jedoch von den Samurai angehalten und vor den Damio gebracht. Der folgende Wortwechsel steigerte sich bald zur That.

Den Gegenstand des Streites bildete nichts Geringeres, als die Entscheidung, welcher von beiden der echte und rechte Daimio wäre. Beide Helden entledigten sich aller hindernden Kleidungsstücke und erprobten ihre physischen Kräfte durch volle zehn Minuten. Das Publicum jubelte vor Vergnügen. Als endlich der Abenteurer zu Boden geworfen worden war, fiel das fürstliche Gefolge über ihn her und band seine Hände auf den Rücken. Die Trommel schlug ein, ein noch höherer Daimio mit noch größerem Gefolge erschien. Die im Range höchste Person saß während der Scene auf einem hohen Stockerl, die übrigen Darsteller hockten oder knieten auf dem Boden. Jeder Schauspieler wurde auf Schritt und Tritt von einem kleinen Burschen begleitet, welchem die Aufgabe zufiel, mit einer langen Stangenlaterne die Kleidung und die Bewegungen des Künstlers auf das vortheilhafteste zu beleuchten. Im weiteren Verlaufe des Drama's erfuhr nun der hohe Fürst die Ursache und den Verlauf des Zweikampfes. Mit stoischer Ruhe vernahm er die Geschichte, er

hielt es nicht der Mühe werth, irgend Jemand der Gesellschaft anzublicken, denn seine Verachtung erstreckte sich auf alle Untergeordneten. Er überließ den Gefangenen der Willkür des Siegers, welcher ihn zum „Harakiri" begnadigte.

Harakiri nennen die Japaner den so sehr beliebten Selbstmord durch Aufschlitzen des Bauches. Es gilt als eine besondere Begnadigung, wenn ein zum Tode verurtheilter Verbrecher sich harakiren darf. Bei dem Selbstmorde umstehen die nächsten Anverwandten und besten Freunde den Helden und stacheln seinen Ehrgeiz mit feurigen Worten und stürmischen Zurufen derartig an, daß er oft mit Begeisterung das Werk ausführt. Mangelt es dem Armen an dem nöthigen Muth oder sinkt er nach dem ersten Schnitte bewußtlos zusammen, so erbarmt sich der Vater oder Sohn, der Bruder oder Freund seiner und schlägt ihm den Kopf ab. Das Harakiri wird entweder mit dem üblichen, leicht gebogenen, scharfen Schlachtschwerte oder einem eigens für diesen Zweck verfertigten Harakirimesser, welches noch heutzutage im Lande einen ausgiebigen Handelsartikel bildet, begangen.

Der in seinem regsten Ehrgefühle angeregte Delinquent des Drama's war schier entzückt ob seines Schicksales, mit beredten Worten dankte er seinen Richtern. Seine Hände, der Fesseln entledigt, ergriffen, während ein gieriger Aufschrei die Luft durchzitterte, das dargebotene Schwert und preßten es leidenschaftlich an die Brust. Dann löste er vom Leibe die Binde und setzte des Schwertes verderbliche Spitze in die Weiche. Zwei, drei Mal wiederholte er den Versuch, doch immer wieder siegte die Scheu vor Menschenblut. — Der Fürst wurde ungehalten, er sprach im langsamer, würdevoller, näselnder Stimme etwas von Feigheit und ähnlichen schändlichen Begriffen, warf dem Gefangenen einen unendlich verachtenden Blick zu, zog dann aus seinem Gürtel einen glitzernden Dolch, erhob sich majestätisch und wies dem Publicum seinen Rücken. — Der Vorhang fiel.

Wie das Drama endete, vermag ich leider nicht zu berichten, denn wir verließen das Schauspielhaus. Die japanischen Schauspieler besitzen nicht die prächtigen Costume der chinesischen Collegen, sondern kleiden sich in der einfachen Tracht ihres Landes; ihr Spiel kann jedoch nicht als wirkungslos

bezeichnet werden. Das Drama beruht immerhin auf einer logischen Grundlage. Wenn auch die gebrauchte Sprachweise mitunter die Stimmmittel übersteigt, wenn auch das Umschnappen der Stimme in Folge der Ueberanstrengung, den größtmöglichen Effect zu erzielen, unangenehm anzuhören ist, so läßt sich nicht leugnen, daß den Productionen die Natürlichkeit nicht in jenem Maße abgeht, wie in China. Die Frauenrollen werden auch in Japan von Männern dargestellt, denn obwohl die Japanerinen im Allgemeinen sicherlich das Talent besitzen, die Kunst durch ihre Mitwirkung zu heben, so läßt es ihre untergeordnete sociale Stellung nicht zu, daß sie gemeinsam mit Männern die Bühne betreten.

Der Eintrittspreis in das Theater von Yokohama beträgt per Person nur 12 kr. Die Geschäfte gehen derartig gut, daß ein großer Theil der Andrängenden sich begnügen muß, vor dem Theater zu warten, hier eine Schale Thee zu trinken und die sensationellen Ereignisse, welche sich vor und auf der Bühne abspielen, außerhalb des Hauses zu besprechen. Erst in später Nacht zerstreuen sich diese Gruppen. Die Handlaterne schwingend, schlägt der Eine den Weg zu seiner Wohnung ein, der Andere zieht es vor, noch ein Theehaus zu besuchen.

Die Eisenbahn von Yokohama nach Tokio ist wie die Strecke Kobe-Kioto eine schmalspurige. Die Trace schmiegt sich in ihrer gesammten Länge von 28 Kilometer mehr oder weniger der Meeresküste an. Nach Passirung von sechs Stationen erreicht man in 50 Minuten Tokio. Jede Tagesstunde geht von Yokohama nach Tokio ein Personenzug ab, in der dritten Station findet die Kreuzung statt. Pünktlichkeit zählt nicht zu den orientalischen Tugenden. Beim Bahnbetrieb aber wird sie zur Nothwendigkeit. Darum bemüht sich die Bahnverwaltung bei dem regen Verkehr, ein zweites Geleise zu legen. Die japanischen Passagiere benützen zur Fahrt nur die dritte Classe. 24 Reisende füllen den geringen Waggonraum, und jeder trachtet einen Fenstersitz zu gewinnen, von wo aus er behäbig und zufrieden den Werth des vorüber fliegenden, fruchtbaren, flachen Ackerbodens abschätzen und berechnen kann.

Vorderhand denkt man nicht daran, die zwei bestehenden Bahnlinien zu verbinden. Eine Anleihe von 12 Millionen Dollars, welche sogar um

2 Millionen überzeichnet wurde, soll in erster Linie für die Errichtung einer Landpostverbindung von Yokohama nach Kioto verwendet werden. Man arbeitet bereits an der Straßenverbesserung und baut an den Stellen, wo der Reisende genöthigt war, die Flüsse auf Booten zu übersetzen, solide Holzbrücken. Die Postkutschen harren bereits ihrer Bestimmung, und Pferde hofft man bald aufzutreiben. Die Strecke soll in vier Tagen zurückgelegt werden und der Fahrpreis für eine Person sammt der Verpflegung (Fisch und Reis) 6 Dollars nicht übersteigen.

Wir erreichten Tokio in früher Morgenstunde und wurden auf dem Bahnhofe von Herrn v. Siebold, dem österreichisch-ungarischen Gesandtschaftsattaché, mit der von Mr. Mounsey zur Disposition gestellten Equipage erwartet. Im Laufe des Vormittags machten wir die Aufwartung bei Sir Harry Parkes, dem englischen Botschafter, welcher, da Herr Hofer v. Hoferfels, der jetzige vaterländische Ministerresident, noch nicht seinen Posten bezogen hatte, interimistisch die Geschäfte desselben führte. Die japanische Regierung hat der österreichisch-ungarischen einen ausgiebigen Baugrund in der Nähe des englischen Palais zum Geschenke gemacht und die Japaner freuen sich schon darauf, daß hier ein schönes Gebäude entstehen werde.

Um zuerst einen Totalüberblick von Tokio zu gewinnen, erstiegen wir einen günstig in der Stadt situirten Hügel, gelangten über 90 steile Steintreppen zur freien Höhe und erblickten von hier die umfangreiche Stadt in ihrer gesammten Größe. Ich erwartete mehr, als ich sah. Tokio schien ein großes Dorf zu sein, und selbst die Residenz des Mikado, welche alle die unzähligen, unscheinbaren Holzbauten der Stadt kühn überragte, glich mehr einem Schüttkasten als einem Palais. Auf dem Flaggenstocke der kaiserlichen Wohnung wehte Halbtopp die Trauerflagge — dort drüben lag eine Leiche.

Der Mikado, aus der im Jahre 1603 gestifteten Kubo-Dynastie stammend, zeigt sich dem Volke immer in glänzender, europäischer Uniform, die Kaiserin aber hält treu und fest an der Nationalkleidung. Nur selten erscheinen beide Majestäten gleichzeitig vor den Unterthanen. Der Kaiser, welcher noch vor wenigen Jahren bei öffentlichen Anlässen große Schüchternheit und Befangenheit an den Tag legte, hat sich nun ein sicheres, würdevolles Auftreten

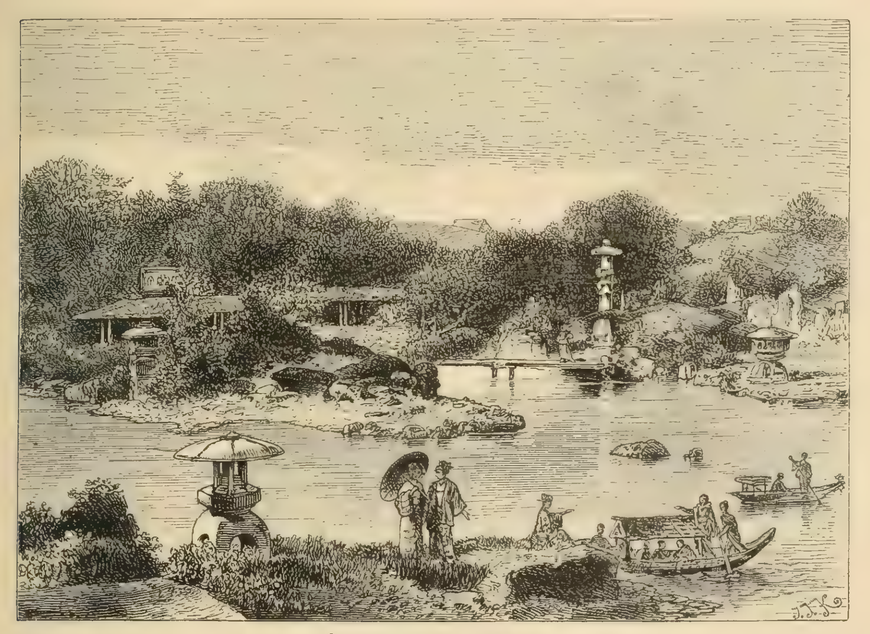
angeeignet. Als er vor 14 Tagen die neue Ingenieurschule in Tokio eröffnete, zu welcher Feierlichkeit die geladenen Repräsentanten aller europäischen Mächte erschienen, war er sich vollkommen seiner Majestät bewußt, hörte die Vorträge von vier Studenten über Eisenbahnwesen, Schiffbau, Dampfkraft und Elektricität (mit besonderer Berücksichtigung des Telegraphenwesens) aufmerksam an, besichtigte die Museen, Sammlungen und Apparate mit eingehendem Verständniß, kurz er fühlte die Stellung und Würde des höchsten Mannes eines dem Fortschritte huldigenden Reiches. Die Kaiserin aber kann ihren Rang nicht recht fassen. Vor zwei Jahren erschien sie bei einer volkswirthschaftlichen Ausstellung an der Seite ihres Gemals. Die jedem japanischen Mädchen schon während der Erziehung fort vor Augen schwebende, untergeordnete Familienstellung gab sich in den wiederholten Versuchen kund, dem Kaiser immer den Vortritt zu lassen, so daß der Obersthofmeister sie fort und fort vorschieben mußte. Seit jener Zeit folgt ihr Wagen immer dem des Kaisers; sie steigt zuerst aus, begibt sich zu dem Wagenschlage des letzteren und empfängt hier, wie jede andere japanische Frau, ihren Herrn und Gebieter. Der Kaiser Mutsuhito zählt gegenwärtig 30, die Kaiserin Haruko 35 Jahre.

Der Mikado genoß in seiner Kindheit eine gute Erziehung und ist noch immer bemüht, seine Kenntnisse zu erweitern. Wie man sagt, soll er der deutschen Sprache vollkommen mächtig sein, doch ist es nie vorgekommen, daß er sich im Verkehre mit Deutschen derselben bediente. Er spricht bei allen Audienzen nur japanisch, und ein Dolmetsch übersetzt seine Anreden in die betreffenden Sprachen. Die Mutter des Kaisers lebt noch. Obgleich von großem Einflusse auf ihren Sohn, theilt sie nicht dessen Sympathien für die Europäer. Die Ehe mit der legalen Kaiserin ist kinderlos. Der präsumtive Thronerbe aber, der Sohn einer Nebenfrau, lag auf der Todtenbahre. Der tiefgebeugte Mikado war für Niemand zugänglich, in gänzlicher Abgeschlossenheit trauerte er über den für ihn und das Land so schweren Verlust.

Zu den Leichenfeierlichkeiten rückte die ganze Garnison von Tokio*) und Umgebung aus, alle Minister erschienen in goldstrotzender, unkleidsamer

*) Die Friedensstärke der japanischen Armee beträgt 35.380, die Kriegsstärke 50.240 Mann.

Uniform; die Galawagen, worin die hohen und höchsten Würdenträger entweder paarweise oder einzeln dem Sarge folgten, wurden von Rappen edler Abstammung gezogen. In dem kaiserlichen Tempel empfing die Priesterkaste in gelbseidenem Ornate den Leichnam, sie opferte die von dem Mikado reichlich gespendeten Gaben den Göttern, entzündete wohlriechende Papiere, streute kostbare Harze auf die glühenden Kohlen der Opferbecken und geleitete



Tempelgarten in Tokio.

sodann den Sarg zu dem kaiserlichen Palaste zurück, woselbst, wenn ich recht vernommen habe, das Begräbniß in einem blühenden Garten stattfand. Die Ceremonie währte von 6 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags. Der Mikado soll hierauf einen Sohn seines Onkels adoptirt haben, der im Falle der Kinderlosigkeit nach dem Tode des Kaisers den Thron besteigen wird.

Der weitläufige Bau des Castells erhebt sich in der Mitte der Stadt, es ist von einer hohen Steinmauer umgeben, unterhalb welcher sich ein Wallgraben ausbreitet, dessen übelriechendes Wasser blühende Lotosblumen verdecken.

Herr von Siebold machte den liebenswürdigen Cicerone bei unseren Spaziergängen durch die Stadt.

Wir besuchten den Tempel der Taikune. Der alte, als solcher berühmte Tempel brannte im Jahre 1868 zum größten Theile nieder, und die Japaner gingen gerade an die Arbeit, den großen Verlust durch einen neuen Bau zu ersetzen. In dem ersten Vorhofe stehen in langen Reihen, symmetrisch gruppirt, 300 Steinlaternen, in dem zweiten kostbare, von einem begeisterten Kunstsinne geschaffene Bronzegefäße, als Laternen, Wasserbehälter, Räuchervasen und Opfertische. Bevor wir die Tempelhalle selbst betraten, mußten wir uns, wie es die Japaner immer verlangen, sei es nun bei dem Besuche eines geheiligten Ortes oder einer Privatwohnung, der Fußbekleidung entledigen. Dieser Tempel weist mit seinen Holzschnitzereien das Schönste auf, was ich überhaupt in Japan an zarter Farbenzusammenstellung und bis in das kleinste Detail gelungener Durchführung an Kunstwerken zu beobachten Gelegenheit hatte. In einem kleinen Gartenraume erhebt sich das einfache Bronze-Grabdenkmal der fünf Taikune, welche hier ihre Ruhestätte fanden. Von einem Eisengeländer umgeben, dessen Bronzethüre ein hervorragendes Werk coreanischer Kunst ist (ein Geschenk der coreanischen Regierung), genießt es von Seite der Priester eine besondere Verehrung; alltäglich zum gemeinsamen Gebete vereint, opfern sie an den Stufen der Pagode Reis, Blumen und Räucherkerzchen.

Die wissenschaftlichen Institute der Residenz, als Museen, Schulen, Gartenanlagen &c., sind erst im Stadium des Entstehens, wenngleich ein seltener Ordnungssinn bemüht ist, die Schätze der Sammlungen in ein gewisses System zu bringen.

Das kaiserliche Museum imponirt durch die Reichhaltigkeit seines Inhaltes. Wir sehen hier alte, japanische Rüstungen, Waffen, Münzen, Schmuckgegenstände und heilige Gefäße. Eine weitere Abtheilung ist in allen Räumen mit modernen Bronze- und Porcellanwaaren, Seidenstickereien, Holzschnitzereien und Glaswaaren ausgefüllt. Wir betreten einen kleinen Saal, worin sich die Käfer- und Mineralien-Sammlungen in europäischen Glaskästen befinden. Ein anderer Saal gehört „der Kunst". Photographien aus

allen Welttheilen, Kupfer- und Stahlstiche, Malereien und Landkarten füllen entweder die Albums oder bedecken die Wände. Wir stehen vor einem Portale, oberhalb welchem der österreichische Doppeladler mit allen Wappenfeldern der Kronländer, mit lebendigen Farben in Seide gestickt, neben dem in gleicher Weise verfertigten kaiserlich japanischen Wappen in einem großen Glasrahmen bis zur Decke emporragt. In dem angrenzenden Saale sind die während der Wiener Weltausstellung gesammelten Schätze aufgespeichert. Vor jedem großen Glaskasten, worin die Marmorstatuen, Glaswaaren, Porcellanvasen, Galanterie- und Lederwaaren gegen den Staub geschützt werden, hält ein lebensgroßer, österreichischer Holzsoldat die Wache. Die Uniformstücke sind vollkommen echt und reglementsmäßig; doch der Japaner, welchem die Aufgabe zufiel, die eben recrutirte Mannschaft zu bekleiden, verstand es nicht, das richtige Adjustirungsbild wiederzugeben. So trägt ein Pionnier zu seinen Honved-Beinkleidern stolz den Federhut eines Generalstabsofficiers, ein Artillerist den Jägerhut auf dem Kopfe und den Werndlstutzen in der Hand, ein Husar läßt den Infanterietschako nach der einen, den Wischer einer „Uchatius" nach der andern Seite abwärts gleiten, der Infanterist beugt die Knie in den Jäger-pantalons unter der Schwere eines Cavalleriesäbels u. s. w.

Die Museen der Hochschule enthalten nur in das Studium einschlägige Sammlungen, unter Anderem ein zoologisches, botanisches und mineralogisches Cabinet.

Die japanischen Schulen werden, besonders in den großen Städten des Landes, mit einer fieberhaften Hast europäisch eingerichtet und mit den entsprechenden Lehrmitteln ausgestattet. Die neugebauten Lehranstalten fallen durch die moderne Architektur und die nette Baudurchführung sofort auf. Die luftigen Lehrsäle enthalten einen Lehrstuhl und einige Reihen Schulbänke; an den Wänden hängen neben den japanischen, die englischen Laut- und Buchstabirtafeln, Landkarten und naturgeschichtliche Bilder. Eine Schulbibliothek versieht die Schüler mit einheimischer und fremdländischer Literatur, und in einem Musiksaale stehen ein Clavier und Harmonium jenen zur Verfügung, denen die Natur ein feineres als das volksthümliche Musikgehör beschieden.

Man sieht, daß die Regierung bestrebt ist, dem Nachwuchse alle Mittel für die zeitentsprechende Ausbildung zurecht zu legen. Und doch versäumt sie, die den wahren Aufschwung hemmenden Volksgewohnheiten in der Wurzel zu zerstören. Die Grundlage des Cultur-Aufschwunges liegt in der gesellschaftlichen Moral. Und Moral geht dem japanischen Volke so sehr ab. Seine Anschauungen sind in dieser Richtung von den unseren ganz und gar



Partie aus Nikko.

verschieden, und bei jedem Schritt und Tritt begegnet der Europäer Scenen, die er mit seinen Begriffen von Gesittung und Sitte unmöglich in Einklang bringen kann.

In Tokio selbst wandert zur Nachtzeit ein großer Theil der männlichen Bevölkerung zu einem ausgedehnten Stadttheile, wo jedes Haus gegen die Straße zu nur mit einem Holzgitter abgeschlossen ist, hinter welchem sich je 5—10 Mädchen in ihrer abenteuerlichen Tracht mit solcher Ruhe und Gelassenheit den Augen der Passanten aussetzen, daß es unmöglich wird,

ihnen auch nur einen Funken Schamgefühl zumuthen zu können. In jeder Gasse der Städte, in dem kleinsten Dorfe trifft man ein offenes Bad, in welchem sich die Japaner ohne Unterschied des Geschlechtes in einem gemeinsamen Baderaume versammeln.

Graf Széchenyi verweilte noch einige Tage in Tokio und Yokohama, reiste sodann nach dem herrlichen Nikko, von wo aus er die Rückreise nach Kioto auf dem Nagasendo antrat. Nikko, d. h. der Sonne Glanz, liegt 36 Ri nordnordwestlich von Tokio. Eine unvergleichlich großartige Allee von herrlichen Nadelhölzern begleitet die letzte Strecke der Straße von Nikko, welche unmittelbar hinter Haschiischi den Daiyagawa mittelst einer Holzbrücke übersetzt. Nikko verdankt seinen Ruf vor Allem einem herrlichen Haine, in welchem Cryptomerien von 5—6 Meter Umfang keine Seltenheit sind, und unter deren Schatten die Gottheiten Iyeyasu und Iyemitsu ruhen, denen hier kostbare Tempel, Pagoden, Bronze- und Steinlaternen errichtet wurden, die in architektonischer Hinsicht zu den hervorragendsten Sehenswürdigkeiten Japans zählen. Eine beabsichtigte Besteigung des thätigen Vulcans Asamayama (8500 Fuß hoch) scheiterte an den ungünstigen Witterungsverhältnissen. Von Kobe begab er sich auf einem Postdampfer nach Schanghai, während ich der Insel Jesso einen Besuch abzustatten mir vorgenommen hatte.

VIII.

Die Insel Jesso und das Ajnovolk.

Ankunft in Hakodate. — Aus dem Theehause in den kaiserlichen Sommerpalast. — Die Stadt. — Klimatische Verhältnisse. — Abreise. — Die Farm Nanaye. — Der angebliche Fortschritt in Japan. — Das Wild der Insel. — Der Vulcan Komagadake. — Mori. — Mororan. — Straßen-Caravanen. — Erdbeben in Schiraoi. — Der Vulcan Taramayama. — Der Magnet als Erdbebenprophet. — Jubutz, die „Ajnohauptstadt", und ihre trigonometrischen Pyramiden. — Wege. — Zu den Ajnohütten. — Unfall. — Brillenschicksal. — Das Mukawathal. — Die Ajno als Lastenträger. — Das Wegbahnen zum Jubaridake. — Der Gebirgsstock Jubaridake. — Der Geburtstag des Kaisers. — Die Canoës. — Nach Saporo. — Ackerbauschule. — Ajnogräber. — Holzreichthum. — Kohleneisenbahnen. — Eine sonderbare Bärenjagd. — Reise nach Otarunaj. — Der Vulcan Joitschiyama. — Wasserverwüstungen. — Unheimliche Reise nach Iwanaj. — Die Kohlenwerke Kajanoma. — Das Fest des Fischgottes Mazuli. — Reise zur Vulcan-Bai. — Verirrung im Urwalde. — Bärengelüste. — Die japanischen Bewohner. — Fischfang und Seetang-Gewinnung. — Das Ajnovolk. — Seine Behaarung. — Die Schädelbildung. Die geistige Entwicklung des Stammes. — Häusliche Sitten. — Hirsch- und Bärenjagden. — Die Kleidung und Lebensweise. — Das Tätowiren der Frauen. — Ceremonien der Gastfreundschaft. — Der Religionscultus. — Heiraten.

Am 4. August schiffte ich mich auf dem Schiffe „Takachio Maru" ein, um nach Hakodate zu reisen. Herr von Siebold und Graf Tiesbach, französischer Gesandtschaftsattaché, begaben sich gleichfalls nach Jesso, um einige Urlaubswochen daselbst mit Jagen und Fischen angenehm zu verleben. Außer uns drei Passagieren und dem Officierspersonale des Dampfschiffes befanden sich noch circa 30 japanische Reisende an Bord, die schon seekrank waren, bevor noch das Schiff die Anker gelichtet hatte.

Als wir am 7. vor Hakodate ankerten, brach bereits die Nacht herein. Gerne hätte ich auf dem Schiffe übernachtet, doch schien dies auf den hier verkehrenden Schiffen nach dem Ankerwerfen nicht üblich zu sein. Wir fuhren an das

Land. Unter der Anführung des japanischen Dieners, welcher Graf Tiesbach begleitete, begann unsere gemeinsame Suche nach einem Nachtlager. Die wenigen Straßenlampen, welche die Stadt beleuchteten, konnten kaum für einheimische Nachtwandler, geschweige für Fremde ausreichen, welche das erste Mal in einem früher nie betretenen Orte umherirrten.

Unser Führer hatte nach einigen, nie enden wollenden Conversationen von seinen Landsleuten erfahren, daß wir leicht bei einem holländischen Ansiedler Unterkunft finden würden, der einige Fremdenzimmer in seinem Hause für europäische Reisende bereit hielte. Unsere Erwartung, endlich unter Dach zu gelangen, wurde indeß enttäuscht, wir pochten vergebens um Einlaß, erhielten aber den Rath, im russischen Hotel anzufragen. Auf dem Wege dorthin gingen wir an einem japanischen Einkehrhause vorüber, dessen freundlich-reinliche Außenseite uns einlud, einzutreten, und des Hauses muntere Wirthin entbot uns den üblichen Gruß: Sajon ara!

Wir waren froh, in dem zwar ärmlichen, aber ziemlich rein gehaltenen Zimmer eine Unterkunft gefunden zu haben.

Am nächsten Morgen galt unser erster Besuch dem japanischen Gouverneur von Hakodate. Er stellte mir anstandslos den begehrten Paß zur Reise auf der Insel Jesso aus, und nachdem meine Reisegefährten in der glücklichen Lage waren, gewichtige Empfehlungsbriefe vorweisen zu können, lud der Machthaber von Hakodate uns ein, während unseres Aufenthaltes den kaiserlichen Sommerpalast zu beziehen, welcher Einladung wir selbstverständlich mit Vergnügen Folge leisteten. Bevor wir unser neues Quartier bezogen, besuchten wir noch eine hervorragende Persönlichkeit der Stadt, ein Unicum des Universums, den Allerweltsconsul. Von seinem am Bergeshange in einem duftenden Garten gelegenen Hause weht zwar nur die britische Flagge, doch ist er nicht allein Consul aller Briten, sondern auch aller Oesterreicher, Preußen, Franzosen, Italiener, Türken, Amerikaner, Montenegriner u. s. w. Alle Länder haben den Schutz ihrer Interessen ihm anvertraut, und sie thaten gut.

Hakodate ist eine Stadt von 112.500 Einwohnern und liegt auf einer Halbinsel am Nordfuße eines 1100 Fuß hohen, steilen, mit Nadelholz und Gestrüppe bewachsenen Berges, dessen prominente Spitze das Zeichen

moderner Vermessungskunst aufgepflanzt erhielt. Die Halbinsel ist mit dem Festlande der Insel durch eine das Meeresniveau kaum 10—15 Meter übersteigende, von einigen 30—40 Meter hohen Sandhügeln bedeckte Landenge verbunden, auf welcher in letzter Zeit eine Vorstadt emporwuchs. Die Gebäude der Japaner sind durchwegs Holzbauten, deren Dächer gegen klimatische Uebelstände, welche besonders im Winter fühlbar auftreten, mit großen Steinen beschwert sind. Hakodate ist durchwegs von Japanern bevölkert.



Hakodate.

Die europäischen Ansiedler, circa 20 an der Zahl, befassen sich mit dem Export von Häringen, Lachsen, Hirschgeweihen, Hirsch- und Bärenfellen. Zur Zeit meiner Anwesenheit in der Stadt ankerten im Hafen zwei französische und ein russisches Kriegsschiff. Die Russen, welche sich auf der Insel allerorts breit machen, sind wenig beliebt, indem unter der Bevölkerung die Ansicht verbreitet ist, daß sie sich bereits als Herren der Insel dünken; daher mag es auch kommen, daß die Japaner im Allgemeinen hier nicht so freundlich, wie auf Nippon dem Europäer entgegen kommen, daß sie ihm ausweichen, ja sogar vor ihm ausspeien, welche Symptome der Antipathie den Reisenden

um so unangenehmer berühren, als er von früher her gewohnt war, mit den Japanern der großen Insel in größter Harmonie zu verkehren.

Der Gesichtstypus der ansässigen Japaner auf Jesso weicht etwas von dem der Einwohner auf Nippon ab. Die Gesichter sind breiter und häßlicher; die Backenknochen treten noch deutlicher hervor; auch ist ihre Gestalt größer und



Farm Nanaye.

imponirender. Das Klima ist im Monate August sehr angenehm. Der Sonne erwärmende Strahlen erreichen nach den kühlen, frischen Nächten niemals solche Kraft, daß sie unerträglich werden könnten. Zur Mittagszeit notirte ich 22 bis 26° C., des Morgens und Abends 16 bis 18° C. Die mittlere Jahrestemperatur von Hakodate beträgt 9° C., die niederste im Jänner (Monatsmittel) — 3° C., die höchste im August (Monatsmittel) 20° C. Die innerhalb zehn Jahren beobachtete niederste Temperatur betrug —16° C., die höchste 29° C. Nord=

west- und Westwinde bringen kaltes, Ost- und Südostwinde warmes Wetter. Jänner und Februar sind die kältesten Monate; Juli, August und September die wärmsten. Wenn im Monate October die Westwinde einsetzen, so sinkt die angenehme Temperatur der Luft plötzlich und ohne Uebergang, die Blätter verfärben sich sehr schnell, der Herbst währt nur kurze Zeit und die Schrecknisse des Winters brechen mit aller Vehemenz über die Insel. Bis Ende Februar ist die ganze Küste eine Eisfläche. Der größere Theil der Bevölkerung befaßt sich sodann mit der Eisgewinnung, welches nach Nippon und selbst nach China exportirt wird. Hakodate, durch seine Lage gegen die scharfen sibirischen und coreanischen Nordwestwinde geschützt, genießt die Annehmlichkeiten eines gemilderten Winters, und wenn drüben auf dem Nordcap von Nippon 6 Fuß hoher Schnee liegt, so haben die Einwohner der Stadt nur die Unergründlichkeit des Straßenkothes zu bewältigen. Sobald nun im Monate April die Ost- und Südostwinde beginnen, fängt das Eis zu thauen an. Ein Frühling existirt auf Jesso nicht, und wenn man das Jahr in zwei große Abschnitte, den Winter und den Sommer theilt, so kommt man den wirklichen klimatischen Verhältnissen am nächsten.

Zur Zeit der Aequinoctialstürme verirrt sich hin und wieder der Ausläufer eines Taifuns bis Hakodate; freilich nicht mehr in der entfesselten Wuth eines tropischen Wirbelsturmes, doch noch immer in solcher Stärke, daß es nöthig wurde, die Holzdächer der Gebäude mit Steinen zu beschweren.

Das Barometer *) erreicht den höchsten Stand in den Monaten October und November. Der meiste Regen fällt im Juli und August, der meiste Schnee im December; doch sind die Regen- und Schneetage nicht eine aneinander gereihte Kette von jährlich 103, respective 55 Gliedern continuirlicher Trübseligkeit des Himmels, sondern gerade in dem Reichthume der Abwechslung kommt das Klima von Jesso dem unseren sehr nahe, und wie bei uns, so gilt auch dort ein Ausspruch des bewährtesten Wetterpropheten: Auf Regen folgt Sonnenschein. — Das Trinkwasser in Hakodate ist besonders hervorzuheben, auf ganz Nippon dürfte kein so gutes und frisches Wasser zu finden sein, als auf Hokaido (Jesso).

*) Mittlerer Jahresstand 760·9 Millimeter.

Die den Hafen von Hakodate umsäumenden Berge sind bewaldet, und im Norden blicken die zwei Spitzen des Vulcans Komagadake keck über den Gebirgsrücken. Die absolute Höhe der sichtbaren Berge der Insel ist geringer, als jene auf der ebenfalls wahrzunehmenden gebirgigen Nordküste von Nippon.

Das kaiserliche Sommerpalais, welches uns der Gouverneur von Hakodate in aller Freundschaft und Zuvorkommenheit als Wohnung angewiesen hatte, liegt unfern dem Bisthume der französischen Mission auf einem flach geböschten Bergplateau oberhalb der Stadt. Das Haus kann seiner Außenseite nach kaum Anspruch auf den Titel eines Palais machen, denn es ist ebenso wie die anderen japanischen Wohnhäuser ein leichter, luftiger Holzbau, unterscheidet sich aber auf den ersten Blick von jenen durch die Glasfenster an Stelle der sonst allgemein im Gebrauche stehenden Papierscheiben. Das Haus ist einstöckig und in seinem Innern ganz europäisch eingerichtet. Es enthält einen tapezirten Salon mit alten, verschossenen, rothseidenen Möbeln, einem gebrechlichen, verstimmten, halbstummen Pianino, gestickten Fußteppichen, einem Kronleuchter, Spiegeln und Bildern (Paris und Petersburg) und telegraphischer Leitung; einen Speisesaal, drei Schlafzimmer mit guten, breiten, englischen Betten, dann Domestikenlocalitäten, Küche, Keller, Badezimmer &c.

Unser Aufenthalt in Hakodate beschränkte sich nur auf die Dauer von zwei Tagen. Wir benützten schon den ersten Tag zur Miethe von Maulthieren und Pferden für die Weiterreise nach Mori. Da das Reiten auf japanisch gesattelten Thieren für den Europäer etwas Unerträgliches ist, und ich es versäumt hatte, einen europäischen Sattel mit mir zu nehmen, war ich genöthigt, nochmals die Freundlichkeit des Gouverneurs in Anspruch zu nehmen. Nachdem derselbe alle Depots durchstöbern ließ, erhielt ich leihweise einen alten europäischen Sattel, dessen Qualität mich während der Reise zwang, die Geheimnisse der Riemergilde ohne Anleitung selbst zu ergründen und auszuüben. Der zweite Tag gehörte der Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt, der Besteigung des Hakodateberges „Jakuschiyama“, von dessen Höhe sich die Rundsicht über den Hafen bis zu den weit entfernten Vulcanspitzen des Centrums von Jesso, und über die Straße von Tsugar bis in das wogenartig zergliederte Gebirgssystem von Nord-Nippon erstreckt. Den letzten

Abend verlebte ich in angenehmer Gesellschaft der Officiere der französischen Panzerfregatte, welche mich zum Souper geladen hatten.

Die Pferde für die Weiterreise von Hakodate waren für den 10. August 5 Uhr Morgens bestellt. Mit bekannter japanischer Pünktlichkeit trafen dieselben um 7 Uhr ein. Für uns drei Reisende: Graf Diesbach, Siebold und mich, dann einen Diener und die Bagage erschienen acht schwache Pferde. Ein zwölf Schritt breiter Weg, welcher eben zur Zeit unseres Aufenthaltes in eine Kunststraße umgewandelt wurde, auch schon theilweise beschottert war, während andere Partien durch Erdaufschüttungen geradezu Communicationshindernisse waren, windet sich um die Hafenbai von Süd über Ost nach Nord.

Nachdem wir 4½ Ri*) zurückgelegt hatten, sahen wir die erste japanische Farm, welche Eigenthum des Kaisers ist. Seit dem Jahre 1868, als die Idee, Jesso zu colonisiren, feste Wurzeln geschlagen hatte, bestreben sich die Japaner, Ackerbau und Viehzucht, welche Zweige in Nippon sozusagen gänzlich vernachlässigt werden, auf Jesso einzubürgern. „Nanaye" liegt malerisch schön am Fuße des Gebirges inmitten saftig grüner Wiesen, die sich flach bis zum Meere ausbreiten, circa 10 Meter über dem Seespiegel und nimmt sich in dem Rahmen der hohen Apfelbäume, Eichen und Tannen recht lieblich aus.

Die kaiserlichen Beamten, welche in ihren nach europäischem Muster eingerichteten Gutskanzleien beschäftigt waren, empfingen uns in Folge des von dem Gouverneur in Hakodate ausgestellten Begleitschreibens zuvorkommend und freundlich und luden uns ein, die Farm in allen Theilen zu besichtigen. In den 36 Ständen des Pferdestalles standen bei 26 Ponies, zumeist einheimischer Race. Ihre Gestalt ist klein, kurz und gedrungen; Mähnen und Schweife, obwohl gepflegt, zeigen deutlich den verworrenen, struppigen Haarreichthum. Das Loos der Pferde der Farm kann mit Recht von allen anderen japanischen Pferden beneidet werden. Die Ställe waren außerordentlich rein gehalten, an Heufutter, Gerste und Stroh war kein Mangel, außerdem werden die Thiere jeden Tag gewaschen und gestriegelt. Zwei Araberhengste nahmen die Ehrenplätze im Stalle ein. Sämmtliche Pferde waren unbeschlagen. Ein

*) 1 japanischer Ri = 3·9304 Kilometer.

Universalstall war soeben im Bau. Sämmtliches Bauholz wurde aus Japan bezogen, trotzdem die reichen Wälder der Umgebung das vorzüglichste Material im Ueberflusse besitzen. In der obersten Etage des neuen Gebäudes war bereits das Futter aufgespeichert, welches von hier aus in großen Holzkörben direct dem Vieh zu den Futterständen übermittelt werden wird. Der eigentliche Stall ist im größten Maßstabe angelegt und enthält 10 Stände für Pferde, 10 für Mutterkühe und Kälber, 60 weitere für Kühe und Stiere. Alle Kühe, welche auf der Farm verwendet wurden, circa 30 Stück, stammten aus Amerika. 600 Schafe, ebenfalls aus Amerika hiehergebracht, gingen zu Grunde.

In dem Wirthschaftsgebäude, in das uns der Farmdirector hierauf geleitete, waren alle Arten Ackergeräthe aufgespeichert, als: amerikanische Pflüge, Eggen, Säemaschinen, Häckselmaschinen, Gras- und Getreide-Mähmaschinen, Sensen 2c. Die Geräthe schienen mehr ein Museum zu bilden.

Man hört so viel Lobenswerthes über den Fortschritt und die eingreifende Cultur in Japan. Ich halte das Festhalten an der Idee im Allgemeinen nur für eine Manie ohne tiefen, festwurzelnden Untergrund. Jede Neuerung, jede in die Augen springende Verbesserung wird mit einer staunenerregenden Hast erfaßt, dann aber bei Seite gelegt, ohne ausgenützt zu werden. Wohl mag der japanische Kaiser, ein tüchtiger und durch und durch gebildeter Regent, von den edelsten, um das Reich und Volk besorgtesten Gedanken geleitet werden — und das ist auch die allgemein verbreitete Ansicht unter den europäischen Eingeweihten — wenn er sich durch das Murren vieler Unzufriedener nicht abschrecken läßt und Hand in Hand mit europäischer Civilisation das Land heben und glücklich machen will. Doch was nützt der ernste, großartige Gedanke, wenn die zur eigentlichen Durchführung berufenen Beamten die Wichtigkeit ihrer Aufgabe als Spielerei auffassen, ohne Ueberlegung Anordnungen erlassen, die nur zu klar beweisen, daß sie ihre Stellung und Berufung nicht verstehen. Die Controle ist nicht ausreichend. Sind auch die Minister auserlesene Männer, die ernstlich mit dem Monarchen die Hebung des Reiches anstreben, um mit den Mächten Europa's standesgleich verkehren zu können, so mangelt es in den unteren Beamtenkreisen an Energie und Ehrlichkeit.

Jesso ist unendlich reich an Holz, zumeist Laubholz. Nadelholz ist nur spärlich zu sehen. Da fiel es einem höheren Beamten ein, daß Jesso doch auch Nadelholz in genügender Menge produciren sollte. Er ließ ganze Walddistricte mit den schönsten Baustämmen niederbrennen und Tannen und Fichten anpflanzen. Die jungen Bäumchen gingen jedoch bald zu Grunde. Ein zweiter Versuch mißlang ebenso. Nicht gewitzigt durch zwei Mißerfolge, ordnete er eine dritte Anpflanzung an: „Der Baum muß wachsen!" — Die Farm Nanaye existirt bereits sechs Jahre.

In dem einen halben Ri entfernten Dorfe Tamjomoschta wechselten wir die Pferde und wandten uns hierauf nach Norden in das Gebirge. Die Straße führt durch einen dichten Wald von Eschen, Ahorn, Eichen, Weiden, Kastanien, Nüssen, rothem Hollunder, dessen Unterholz durch wilde Weinranken und Schlinggewächse aller Art zu einem undurchdringlichen Dickicht verflochten ist, in mäßiger Steigung zu dem Sattel Kayabetoge (1300 Fuß). Auf diesen Bergen hausen viele Bären, welche nicht selten der obenerwähnten Farm Besuche abstatten, um sich dort ein oder das andere Stück Vieh zu holen.

An Wild ist überhaupt kein Mangel und es werden jährlich gegen 50.000 Hirsche auf Jesso geschossen. Die Hirsche sind nicht besonders scheu, denn die Ajno nähern sich ihnen auf Pfeilschuß-Distanz. Die ganze weite Umgebung ist dicht bewaldet und nur hie und da erblickt man, umsäumt von dem dunklen Grün der hohen Stämme, den hellblauen Spiegel eines See's, an welchen die Insel in ihrem südlichen und nordöstlichen Theile sehr reich ist. Am jenseitigen Hange genießt der Reisende den überraschenden Anblick des Vulcans Komagadake. Wenn schon von Hakodate aus die schlanken, verschwommenen Contouren des Berges die Vorstellungskraft anregten, in welch' höherem Grade wurde nun das Auge des Bewunderers entzückt, als die reinen, scharf begrenzten, kantigen Formen plötzlich, ich möchte sagen unerwartet, das ganze Gesichtsfeld ausfüllten. Obgleich die westliche höhere Spitze sammt der steilen, 400 Fuß hohen Felspyramide nur 3300 Fuß hoch ist, so gewinnt diese Höhe an Bedeutung, weil ihre Basis das Meer ist. Die Spitzen sind unzugänglich und zwischen ihnen nimmt der Hauptkrater die ganze Breite des Sattels ein. Die ursprünglichen Kraterränder sind

eingestürzt und füllen nun den Krater aus, nur im Westen und Osten haben sie sich als festes, vulcanisches Felsgestein erhalten.

Der letzte Ausbruch fand vor 24 Jahren statt. Rings um den Berg befinden sich schwefelhältige, heiße Dampfquellen. Als wir in der Nähe des Vulcans vorüberritten, vernahm ich ein unterirdisches Rollen und Donnern. Um 8 Uhr Abends erreichten wir Mori, ein kleines Dorf mit circa 200 Häusern, woselbst wir in einem guten, japanischen Theehause übernachteten.

Am nächsten Morgen nahm ich Abschied von Graf Tiesbach und Siebold, welche beiden Herren dem Jagdvergnügen nachgingen, während ich mich entschlossen hatte, etwas tiefer in die Insel einzudringen. Graf Tiesbach überließ mir für die Dauer meiner Reise seinen Diener Schen, welcher, obgleich er weder englisch, noch sonst eine andere europäische Sprache verstand, sich doch so viele Erfahrungen angeeignet hatte, um europäischen Ansprüchen zu genügen.

Graf Tiesbach leistete mir durch sein Anerbieten eine Gefälligkeit von außerordentlichem Vortheile, um so mehr, als er mir am Vorabende unserer Trennung ein Vocabularium zusammenstellte, mit Hilfe dessen ich mich so lange mit Schen verständigen konnte, bis ich selbst das Nothwendigste der japanischen Sprache erlernt hatte. Die Noth lehrt sprechen.

Alltäglich verkehrt zwischen Mori und Mororan, die Vulcan-Bai nach Nordosten durchkreuzend, eine kleine Dampfbarcasse.

Um 8 Uhr segelte ich mit Schen ab und traf nach 7½stündiger, bewegter Fahrt in Mororan ein. Der Ort zählt 145 Holzhäuser und 800 Einwohner (darunter 30—40 Ajno) und liegt ähnlich Hakodate am westlichen Ufer einer nach Norden vorspringenden Landzunge, welche den zwar kleinen, aber nach allen Richtungen von Höhen umgebenen Hafen von Endemo nach West und Süd schützt. Auch hier sind die Gebirge dicht bewaldet; in der Ferne ragen einzelne gelb-graue Kuppen — die Vulcane — wie ehrwürdige Greisenköpfe über das Bergland.

Das Colonisations-Institut von Jesso versah die Insel bereits mit einem Telegraphen, welcher die Straße bis Saporo begleitet. Mororan ist

Post- und Telegraphenstation. Das Hotel des Ortes ist geräumig, man erhält sogar Bier und Brandy, Hühner, Eier und Reis für gutes Geld.

Mit frischen Pferden versehen, verließ ich am nächsten Morgen den anheimelnden Ort. Ueber leichte Bodenerhebungen wendet sich die Straße nach West-Nordwest, sie ist kunstvoll angelegt, in einer Breite von 7 Schritten gut erhalten und weicht jeder unnöthigen Höhe sicher aus.



Mori.

Bevor ich bei Vaspitzi die Meeresküste wieder erblickte, gestaltete sich das Terrain zu den sonderbarsten und abenteuerlichsten Basaltformationen, deren Riffe senkrecht in das Meer stürzten und in einiger Entfernung wieder aus dem Wasser hervortraten, als Warnungstafel für alle Schiffe, welche sich der Küste nähern wollten.

Ich begegnete mehreren Pferde-Caravanen, oft in der Stärke von 20 Thieren. Sowohl für das Gepäck als für den Reiter dienen gleiche Holzsättel, deren roh gezimmerte Kanten scharf vorspringen. Bevor der



Der Jubaridake.

Sattel auf das Thier gelegt wird, breitet man eine dicke Strohmatte über den Rücken. Sodann wird sowohl der Sattel als das Gepäck auf diesem mit dicken Strohstricken festgebunden. Damit der Rücken und die Schenkel des Pferdes beim Abstiege von den Bergen nicht aufgerieben werden, sind an dem Stricke, welcher von beiden Seiten des Sattels nach rückwärts läuft, kleine Holzrollen aneinander gereiht. Im Allgemeinen sind die Pferde der Insel nicht an den Luxus eines Stalles gewöhnt und leben, wenn nicht im Dienste, ungezügelt auf der großen Weide Jesso von Gras und Halmen, ohne die Genüsse des Hafers je kennen zu lernen. Die Pferde-Erhaltung kostet somit dem Besitzer so gut als nichts, denn das Futter ist frei, und an die Pflege der Pferde denkt Niemand; sie werden nicht gewaschen, nicht gestriegelt und es ist unglaublich, wie verwahrlost und voller Ungezieser diese Thiere sind.

Die Straße führt nun ohne Unterbau am sandigen Meeresstrande weiter und durchschneidet stellenweise ausgedehnte Weideflächen, welche im August mit verschiedenen Winden, blauen und gelben Lilien, Glockenblumen aller Art, Nelken und wilden Rosen (mit einer apfelartigen Frucht) in verschwenderischer Farbenpracht bedeckt sind.

Bevor ich Schiraoi erreichte, passirte ich noch einige flache Ausläufer des dampfenden Vulcans Taramayama. Der Vulcan ist nur fünf Ri von dem kleinen Dorfe entfernt, wo ich mein Nachtquartier nahm, und wird von den wenigen Einwohnern des Dorfes mit heiliger Scheu betrachtet, weil seine innere Unruhe und die glühenden Lavaströme schon viel Unheil über die nächste Umgebung brachten. Auch ich sollte seine Thätigkeit kennen lernen. Kaum lag ich in dem ersten, süßen Schlummer nach dem anstrengenden Tagesmarsch, als es mir schien, als würde mir die Matratze unter dem Leibe weggezogen. Ich sprang aus dem Bette, doch kaum stand ich auf den Füßen, da fiel ich der ganzen Länge nach wieder auf das am Boden ausgebreitete Lager. Zu gleicher Zeit vernahm ich ängstliche Hilferufe in den angrenzenden Localitäten und das Geschrei der Japaner, welche aus den Häusern in das Freie flohen. Das Erdbeben äußerte sich noch in zwei kurzen, sehr starken horizontalen Stößen von Südwest nach Nordost, welche im Zeitraume von

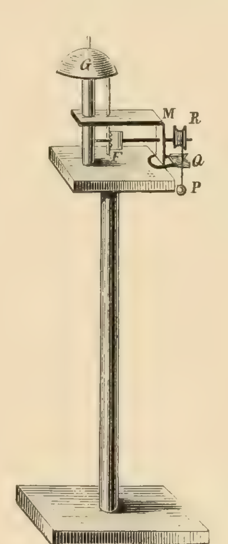
einigen Minuten folgten. Ich erfuhr zum ersten Male in meinem Leben die peinliche Empfindung, welche solche starke Erderschütterungen auf den Menschen ausüben. Lange beriethen die lebhaften Japaner bei den Lampenlichtern, welche sie erst nach geraumer Zeit im Stande waren, zu entzünden, unter dem freien Himmel über die Maßregeln, welche zu ergreifen wären, wenn sich die Stöße in solcher Vehemenz wiederholen sollten. Glücklicherweise blieb die Nacht hindurch Alles ruhig. Auf mich hatte diese Erscheinung eine solche Wirkung ausgeübt, daß ich die ganze Nacht im Halbschlummer verbrachte, jeden Moment gewärtig, abermals durch eine unsanfte Bewegung an die vulcanische Natur der Insel erinnert zu werden.

Am nächsten Morgen kostete es mich viele Bitten, einen Japaner zu bewegen, mich auf den Vulcan zu führen. Die Leute sprachen von einem bevorstehenden Ausbruche, wie er vor zwei Jahren nach einem vorhergegangenen Erdbeben stattgefunden hatte. Ein gutes Trinkgeld that das Seine und so ritten wir denn ohne besondere Beschwerden beiläufig 2½ Stunden durch den Wald nach Norden, bis wir dessen Grenze erreichten und den kahlen Lavaboden vor uns sahen. Aus vielen Spalten und Rissen drangen heiße Dämpfe empor; die oberste Lavaschichte war warm, porös und krustenartig; sie gab bei jedem Schritte nach. Mein japanischer Führer war um keinen Preis zu bewegen, mich zu dem Krater zu führen, dessen weite Oeffnung am steilen Hange dampfend zu uns herübergähnte. Ich versuchte allein vorwärts zu dringen, kehrte jedoch, gewitzigt durch das öftere Einbrechen der Lavakruste unter meinen Füßen, zu dem in Todesangst dastehenden Japaner zurück, und begnügte mich mit der Bewunderung der zwei Kuppen aus der Ferne, von denen die nördliche, dominirendere, die Höhe von 2600—3000 Fuß erreicht. Nach einem siebenstündigen Ausfluge war ich wieder in Schiraoi, woselbst ich sogleich für die morgige Weiterreise die Pferde bestellte.

Erdbeben finden auf Jesso häufig statt, und sowohl Japaner als Ajno schreiben in ihrer Furcht die Ursache solcher Ereignisse der Willkür des Gottes Kunaje zu. Obwohl die Häuser aus Holz sind, so scheinen doch manchmal Unglücksfälle vorgekommen zu sein und die Bewohner suchen bei Erdbeben sofort das Freie auf.

Unter den Japanern coursirt die Ansicht, daß der Magnet vor jedem Erdbeben seine Kraft verliere. Ein Schneider in der Nähe von Nagasaki soll zuerst den Kraftverlust eines Magnetes vor einem Erdbeben bemerkt haben. Er besaß in seiner Werkstätte einen Magneteisenstein, woran seine große Scheere hing. Die Scheere fiel nun einmal plötzlich zu Boden, und gleich darauf wurde die Erde erschüttert. Er schenkte dem Magnete und der Scheere mehr Aufmerksamkeit und in Hinkunft soll es sich bestätigt haben, daß das Herabfallen der Scheere ein bevorstehendes Erdbeben anzeigte.

Viele Japaner auf Jesso haben in ihren Zimmern Porcellantöpfe, über welchen auf einem erhöhten Magnete ein Eisenstück aufgehängt ist. Fällt nun dieses Eisen klirrend in den Topf, so stürzt alles Lebende aus dem Hause — ich glaube aber, in einem solchen Momente ist das Erdbeben schon da. Uebrigens hat ein Japaner eine Maschine construirt, welche das Erdbeben durch einen lauten Klang kundgibt. Es scheint demnach die Sache einer näheren Beachtung und Ergründung werth. Beifolgende Zeichnung gibt die annähernde Zusammensetzung der Construction: G Glocke, M Magnet, Q Stück Eisen, P Gewicht. Verliert der Magnet die Kraft, so fallen Q und P, welche an einer um eine Rolle R aufgewundenen Schnur befestigt sind, zu Boden. An der Rollenachse ist ein Zahnrad F so befestigt, daß die Zähne desselben beim Abrollen der Schnur ein schweres Stäbchen gegen die Glocke schleudern. Um die Richtung der Stöße eines Erdbebens zu markiren, benützen die Leute folgende einfache Vorrichtung. In einem engen Papiercylinder hängt ein mit Nadeln versehenes Pendel, welches bei seiner Bewegung schwache Löcher in das Papier ritzt.



Magnetischer Erdbebenanzeiger.

Meine Tour wieder aufnehmend, durchzog ich nun mehrere Ortschaften, deren Bevölkerung ganz oder doch zum überwiegenden Theile aus Ajnos bestand. Ein eigenthümliches und zu gleicher Zeit wohlthuendes Bild boten

die mit einer Erdschichte bedeckten Dächer der kleinen Holzhäuser, auf welchen Gras, Blumen und Gemüse üppig in die Höhe schossen.

Mein nächstes Ziel war Jubutz, die Ajno-Hauptstadt. Der Ort liegt an der flachen Südküste der Insel und besteht im Ganzen aus 32 ärmlichen Hütten. In Jubutz selbst steht eine morsche Gerüstpyramide, deren isolirter Pfeiler unmöglich jemals einen guten Instrumentenstand abgegeben haben konnte, und doch wurde die Küste der Insel von einem amerikanischen Ingenieur von hier aus vermessen. Zwei weitere Pyramiden, vier Ri im Osten des Ortes entfernt, markiren wahrscheinlich die Basis-Endpunkte. Jede Pyramide ist drei Stockwerke hoch (20 Meter) und ihr jetziger Zustand derartig, daß einer Besteigung womöglich eine Testamentsabfassung vorhergehen soll. Die nächste Umgebung von Jubutz ist eben, sandig und oft in großer Ausdehnung versumpft, die Tiefe des nahen Meeres sehr gering. Seitdem ich Mororan verlassen hatte, wo zwei bis drei Schiffe im Hafen verankert waren, sah ich keines mehr. Ein sehr schmaler Reitweg führt um die ganze Insel herum. Die Fußwege in das Innere sind sehr schlechte Communicationen zu den Ajnohütten, und meines Wissens führt kein einziger durch die ganze Insel hindurch, sondern alle enden in der entferntesten Ajno-Ansiedlung.

Die Leute leben von Reis, der aus Nippon importirt wird (nach Hakodate und von da nach Bedarf mittelst kleiner Barken oder Tragthier-Colonnen einige Male des Jahres an die Küsten) und essen Hirschfleisch, wie man sagt, mit Zwiebeln, Bohnen und Gurken, welche Gemüse sie in den Gärten anpflanzen. Die Ajno bauen nur Erdäpfel und Hirse an. Sind sie bei Japanern bedienstet, so erhalten sie ihren Lohn in der Form einer täglichen Ration von drei Maß Reis. Obwohl die Japaner auch Hühnerzucht betreiben, so erhält man doch nur schwer ein Huhn oder Ei zum Kaufe, und der Europäer wird oft bemüssigt, die Vorrathskammern des Hauses selbst aufzusuchen und dort zu requiriren. Verblüfft verfolgt der Eigenthümer ein solches Vorgehen, doch streicht er schließlich vergnügt lächelnd die angebotene Summe ein.

Sowohl die Japaner als die Ajno sind vorzügliche Reiter. Ich hatte Gelegenheit, in Jubutz ein Pferderennen anzusehen. Rücksichtslos hieben die

Reiter auf die ungesattelten Pferde, deren Rücken oft nur eine Wunde war. Für meine Excursion in das Innere der Insel engagirte ich in Jubutz einen alten Ajno, Schokubuku mit Namen, ferner einen entnationalisirten Japaner, welcher sehr gut die Ajnosprache verstand, und mir versprach, mich nach Pompets sektan-san zu geleiten, einem Platze in den Urwäldern, wo, wie er mir geheimnißvoll andeutete, eine ungeheure Menge Steinkohle zu Tage läge. Da ich vernommen hatte, daß der Reitweg nur bis Nivan, dem ersten Ajnoorte im Innern der Insel, practicabel sei, ließ ich den europäischen Sattel in Jubutz zurück und bestieg ein stütziges Pony, dem bereits ein Theil meines Reisegepäckes aufgebürdet war.

Der Ritt war ein hartes Stück Arbeit. Je weiter nach Norden, desto schlechter wurde der Weg. Endlich erreichte unsere kleine Colonne den Fuß der Berge und befand sich in Mitte eines Urwaldes, wo die Wegtrace strenge vorgezeichnet war. Ein wenig betretenes Wegband wand sich zwischen den vermoderten Stämmen, die überall den moosigen Boden bedeckten, und verwitterten Steinblöcken schlangenartig den schmalen, steil ansteigenden Gebirgsrücken aufwärts, fiel dann plötzlich wieder in die Tiefe zu einer klaren Quelle oder einem plätschernden Bächlein, über welchem sich die Laubdächer der Eichen-, Ahorn-, Buchen-, Linden- und Eschenbäume zu einem himmelanstrebenden Dome wölbten. Der Versuch, auch nur einige Schritte abseits vom Pfade in das Dickicht einzudringen, war mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Das Unterholz aus Bambugestrüppe und Haselnußstauden bildete, von Wein- und Hopfenranken umschlungen und unter einander verwachsen, eine undurchdringliche Mauer. So auf- und abwärts reitend, von einer überwältigenden, heiligen Ruhe umgeben, wird allmälig der Geist der Gegenwart entrückt, ein unbewußtes Denken schafft jenen Zustand, welchen wir das wachende Träumen nennen, und in verschwommenen Contouren ziehen vergangene und auch zukünftige Tage wie Nebelbilder an dem offenen Auge vorbei.

Da stutzt mein Pferd. Ich fahre auf, aber zu spät. Schokubuku rollt bereits, von seinem Pferde herabgeworfen, den felsigen Abhang hinab. Ich will von meinem Pferde springen, ziehe die Zügel fest an — meine Rosinante

bäumt sich, macht einen Satz und Sprung über einen vor uns liegenden Baumstamm — ich fühle mich in der Luft, ich ahne die mir nachfliegenden Gepäcksstücke, dann gleich nach meiner Niederkunft am Boden den unsanften Streifanprall einer Kofferecke an den Kopf — einen Moment schwindelt es mir vor den Augen, dann bin ich wieder auf den Beinen. „Wo ist Schokubuku?“ Ich sah sehr wenig, denn meine Augengläser waren mir während des Sturzes von einem Baumaste herabgerissen worden, und zum Ueberflusse waren im Sturze auch meine Reservebrillen gebrochen. Ich folgte meinem Diener Schen, welcher mich zu Schokubuku geleitete. Er lag in einer kleinen Vertiefung, mit dem Gesichte nach abwärts, leblos, betäubt. Während ich sein haariges Oberkleid aufriß, schickte ich den Diener zu den Pferden zurück, um eine Flasche Absynth zu holen. Ich goß einen Theil der Flüssigkeit auf den braunen, breiten Rücken des Greises und begann dann zu reiben. Merkwürdig! Je mehr ich rieb, desto lichter wurde die dunkle Hautfarbe des Ajno und desto brauner meine Hand! Wie oft wurde behauptet, die Hautfarbe dieses Volkes sei bedeutend dunkler als jene der Japaner, aber immer hatte man vorher vergessen, Seife und Wasser in Anwendung zu bringen. Jetzt mußte mich der Zufall dazu führen, um constatiren zu können, daß die Hautfarbe der Ajno auch lichter sein könne als die der Japaner.

Schokubuku schlug die Augen auf, und als er wahrnahm, daß auch von meinem Kopfe das Blut träufelte, begegnete sein wehmüthig dankbarer Blick dem meinen. Ich setzte die Flasche an seine Lippen und er sog mit vollen, kräftigen Zügen die belebende Flüssigkeit ein. Obwohl der alte Mann noch während der folgenden Tage über Brustschmerzen klagte, glaube ich kaum, daß er sich eine ernste Verletzung zugezogen hatte. Schokubuku hätte gewiß von diesem Momente sein Leben für mich gelassen, und als wir uns eine Woche darauf trennten, traten ihm die Thränen in die Augen. Die Ajno sind an eine menschenfreundliche Behandlung von Seite der Japaner nicht gewöhnt; nehmen wir noch den schwerwiegenden Umstand dazu, daß die Gestalt eines Europäers der ihren viel näher kommt, als die der Japaner, so wird man leicht den Grund begreifen, warum sie dem Fremdländer mit



Das Innere einer Ajnohütte in Bigdonai.

einer gewissen Gutmüthigkeit und Gastfreundschaft entgegen treten. Als ich mich hierauf mit frischen Augengläsern versehen wollte, machte ich die traurige Entdeckung, daß auch die in meinem Koffer befindlichen Brillen gebrochen waren. Die am wenigsten beschädigten Fragmente knüpfte ich nun mit Bindfaden so zusammen, daß sie bis nach meiner Ankunft in Yokohama Dienste leisten konnten. Dort kaufte ich mir andere, welche aber auf der Ueberfuhr von Nagasaki nach Schanghai während des Taifuns in das Meer geschleudert wurden. So büßte ich innerhalb sechs Wochen fünf Gläser ein; ich erwähne dies, weil ich während der ganzen, großen Landreise durch China von 1½ Jahren Dauer mit einer einzigen Brille ausreichte, obwohl mein Vorrath für alle Eventualitäten genügt hätte.

In Nivan, einem kleinen Orte mit 12 Ajnohütten, hielt ich nur kurze Rast und wanderte dann im Mukawathale zu Fuße flußaufwärts. Die Thalsohle ist 300—400 Schritte, der Fluß selbst 100 Schritte breit. Myriaden von Mosquitos verschärften die ohnehin nicht geringe Unbequemlichkeit der Reise. Der Schilfwuchs bedeckt in einer Höhe von 3—4 Meter die ganze Thalsohle. Der Unerfahrene wandelt darin wie ein Blinder und ist lediglich auf seinen Führer angewiesen. Hie und da ist der Weg für ein minder geübtes Auge ganz verwischt und Abirrungen von der Trace bringen insoferne große Fatalitäten mit sich, als man der Gefahr ausgesetzt ist, in Sumpfpartien zu gerathen. In solchen Fällen schlagen die Ajno jedesmal die Direction zum Flusse ein; dort waten oder schwimmen sie flußauf- oder abwärts zu den nächsten Ortschaften oder sonst bekannten Wegstellen. Der Thalboden würde sich für den Anbau von Getreide und Hülsenfrüchten vorzüglich eignen, wenn der Fluß regulirt werden könnte und nicht alljährlich die ganze Sohle überschwemmen würde.

Die in Nivan als Gepäcksträger engagirten Ajnomänner trugen nebstbei ihr eigenes Gepäck: Reis und Schilfmatten. Sie waren willig und ergeben, aber trotz ihres robusten Aussehens nicht so stark, als sie schienen. Oft warfen sie sich ganz erschöpft in das Schilf und trockneten sich schwer aufathmend den Schweiß von der Stirne. Nach kurzer Rast banden sie die Gepäcksstücke fester, schlangen den Strick um die Stirne, drückten den Kopf

mit den beiden an den Nacken gelehnten Händen nach vorwärts, blickten mit fragendem, bescheidenem Lächeln auf mich, ich nickte ihnen zu, und wir zogen wieder weiter.

Um 8 Uhr Abends erreichte ich nach zweimaliger Flußübersetzung in ausgehöhlten Baumstämmen und einem 47 Kilometer langen Tagmarsche die letzte Ajno-Ansiedlung Bigdonai, ein Dorf mit 28 Häusern und beiläufig 120 Einwohnern. Hier hatte jeder Weg ein Ende. Noch während der Nacht schloß ich mit dem Ajno-Häuptling einen Contract für die Beistellung von zehn Mann ab, welche mit Tagesanbruch zu meiner Verfügung stehen sollten, um den Jubaridake zu besteigen, und ließ mich durch die allseitigen Betheuerungen, daß die Besteigung unausführbar wäre, nicht abhalten.

Nach einer schlaflosen Nacht, denn die Lagerstätten der Ajno werden niemals gereinigt und sind in einem grenzenlos elenden Zustande, war ich schon vor Sonnenaufgang auf den Beinen und durch die wohlthuende Pünktlichkeit der gemietheten Ajnoleute angenehm überrascht, welche bereits meiner harrten. In unmittelbarer Nähe von Bigdonai war der Marsch noch leicht ausführbar, aber je näher dem Gebirge, desto größer wurden die Hemmnisse. Das Schilf reichte weit über die Köpfe empor, der Boden wurde derart morastig und versumpft, daß ich oft bis über die Kniee einsank. Jede Direction, selbst mit Hilfe der Magnetnadel, ging verloren, wir irrten bald nach rechts, bald nach links, bald erreichten wir die Wasseradern des bei Bigdonai einmündenden Pompets-gawa, bald wieder das Flußsystem des Mukawa-gawa. Im Flusse aufwärts zu dringen, riethen die Ajno ab, weil der Boden desselben stellenweise schlammig und mit Schlinggewächsen verwachsen war und die Tiefe mitunter gefährlich werden konnte. Endlich erreichten wir den Fuß eines Bergausläufers, dessen Rücken in gerader Richtung gegen den Jubaridake hinlief. Mit Aexten und Messern gingen nun die fleißigen Ajno an das Fällen des wirren Unterholzes. Ich hoffte, an der Rückenkante einen Fußweg zu entdecken: vergebens, rings herum nur Urwald, nur unentweihter, heimtückischer Boden. Das trügerische Moos gab bei jedem Schritte nach, bald half man einem sinkenden Arbeiter aus der Grube, in welche er unversehens gestürzt war, bald befreite man wieder die schon in Fetzen herab-

hängende Kleidung von den morschen Aesten. Es war ein hartes und wenig lohnendes Stück Arbeit! Um Mittag rasteten wir zwei Stunden lang, um dann von Neuem die Arbeit aufzunehmen.

Gegen Abend — es war der 17. August — lichtete sich etwas der Wald, eine kleine, spitzige Kuppe lag vor uns. Erschöpft lagerten wir da neben einander; der eine Mann brachte eine Hirschkeule zum Vorschein, der andere Reis, ich hatte eine Flasche Brandy und zwei Büchsen conservirtes Gollasch mitgebracht, ein anderer hatte eine spärliche Wasserlache auf dem letzt passirten Gebirgssattel entdeckt. Ein lustiges Feuer knisterte unter einem alten Eichenbaume, und wir stärkten uns nach dem bösen Tage mit Speise und Trank. Bald darauf hatte ein Jeder unter den schlechten, steil abfallenden Lagerplätzen nach seiner Wahl das Beste gefunden; noch einige Bemerkungen über die Möglichkeit einer Bärenvisite, und der Schlaf schloß die müden Lider. Wie lange aber! Gegen Mitternacht begann es zu regnen. Und wenn auch das dichte Laubdach des Urwaldes die Unannehmlichkeit dieser Ueberraschung etwas milderte, so schüttelte doch von Zeit zu Zeit ein Windstoß die auf den Blättern angesammelten Tropfen über uns.

Der Morgen war trübe. Der Regen hatte zwar nachgelassen, doch senkte sich ein dichter, grauer Nebel über die Berge und hüllte uns in mystische Dämmerung. Traurig und verstimmt arbeitete ich mich bis auf die höchste Kuppe, nachdem der Nebel in die Höhe gestiegen war, zog das Aneroidbarometer hervor, welches seit gestern Abends von 29·1 englische Zoll auf 28·8 gefallen war, und überlegte die Situation. Ich rief Schen und Schokubuku zu mir. Mit ihrer Hilfe schwang ich mich auf die Aeste eines hohen Eichenbaumes und kletterte bis zum Wipfel. Der Versuch wurde reichlich entlohnt. Der scharfe Wind, welcher hier oben wehte, jagte die Nebel pfeilschnell nach allen Richtungen — nach wenigen Minuten sah ich den Jubaridake auf circa 4—5 Ri Entfernung vor mir. Die Luft war feucht und dicht, darum schien der Berg näher zu liegen.

Jubaridake ist ein Gebirgsknotenpunkt, von welchem sich die verhältnißmäßig viel niedrigeren, mit hohen Eichenstämmen bewaldeten Rücken nach Südwest, Süd, Südost, Nordost und Nord strahlenförmig bis zum Meere erstrecken.

Ein Hauptzug läuft in südöstlicher Richtung gegen Saporo. Die Höhe seiner markirten Kuppe, welche in einen 400—500 Fuß hohen, unzugänglichen Felskegel endet, schätzte ich auf circa 5000 Fuß. Wie mir die Ajno erzählten, sind sowohl Jubaridake, als alle im Nordosten von ihm liegenden, imposanten Felsberge theils thätige, theils erloschene Vulcane. Bevor ich von dem Baume herabstieg, verfertigte ich noch auf meinem unbequemen Standpunkte eine flüchtige Skizze des Berges.

Noch vor dem Abenddunkel befand ich mich wieder in Bigdonai und konnte, nachdem der Rückweg bei dem großen Orientirungssinne der Ajno leichter und schneller von statten ging, erst wahrnehmen, daß ich während des gestrigen zwölfstündigen Marsches nicht mehr als 4—4½ Ri zurückgelegt hatte.

Bis 8 Uhr desselben Abends war ich mit meinen Vorbereitungen zu einem anspruchslosen Feste in der Wildniß zu Ende. Ueber dem offenen Herde brodelte eine gute Hirschfleischsuppe und daneben dünstete ein Hirschfleischgollasch. Nach Abfeuerung einiger Schüsse aus meinem Revolver entkorkte ich die eigens für diesen Abend aufbewahrte Champagnerflasche. Die Ajno schienen entsetzt ob der moussirenden und knallenden Geister der Flasche und betrachteten mein Gebahren mit furchtsamer Neugierde. Ich erklärte ihnen die Bedeutung meines Vorgehens: „Heute ist der Geburtstag meines Kaisers. Heute herrscht in meiner fernen Heimat überall Lust und Freude. Darum trinkt auch Ihr von dem perlenden Trunke auf das Wohl und das lange Leben des geliebten Herrschers meines Vaterlandes!"

Und das Familienoberhaupt, welchem ich zuerst den Becher reichte, nahm seinen Ehrenplatz beim offenen Feuerherde ein, legte das Opferstäbchen (Ikubaschi) horizontal auf die Schale und hob sie feierlichst bis zur Höhe des Kinns empor. Die rechte Hand ergriff sodann das Stäbchen, tauchte es vorsichtig in die Flüssigkeit und schleuderte dann einen Tropfen in das Feuer. Sodann legte er das Stäbchen in dieselbe Lage auf die Schale, das nun die Bestimmung hatte, während des Trinkens den dichten Schnurrbart zurückzuhalten. Nach dem Trunke fuhr seine linke Hand vom Munde längs des Bartes zur Brust.

Die Güte der Flüssigkeit anerkennend, nickte er hierauf bedächtig mit dem weißen Haupte und frug mich mit nicht mißzuverstehender Geberde, ob sein Weib das Getränk auch verkosten dürfe. Er rief seine getreue Ehehälfte und sicherlich war es bei dieser Gelegenheit das erste Mal in der Geschichte der Ajno, daß das Volk Champagner trank.

Am nächsten Morgen führte mich ein Mann zu dem von Bigdonai einige Ri entfernten Kohlenlager Pompets sektan-san. Dasselbe liegt in einer Schichte von $1\frac{1}{2}$—2 Meter Mächtigkeit offen an den zerrissenen Flußufern zu Tage. Bis jetzt wird es nur insoferne ausgebeutet, als einige Leute es vorziehen, anstatt des Holzes die Kohle zu verwerthen.

Für die Rückreise zur Meeresküste benützte ich die Canoës der Ajno (Tsippa). Dieselben sind lange, ausgehöhlte oder ausgebrannte Baumstämme (Calopanac ricinifolium) bis zu 7 Meter Länge. Da sie verhältnißmäßig sehr schmal sind, ist man gezwungen, während der Fahrt eine ruhige Lage beizubehalten, um nicht umzukippen. Wenn an seichten Stellen das Boot auf den Grund fährt, wird es von den Ajno mit den Händen weiterbewegt, während sie sich sonst langer, doppelflächiger Ruder bedienen. Der Mukawafluß ist im Durchschnitte einen halben Meter tief, doch wechseln auch seichtere mit bedeutend tieferen Stellen ab. Sein Bett ist sandig und steinig. Im Flusse selbst versperrten mitunter riesengroße Baumstämme, welche vom Hochwasser entwurzelt sich hier ansammelten, die Fahrstraße.

Fische bemerkte ich sehr wenige, dafür am Grunde viele Bluteget; die Ajno hatten nach jedem Fußbade vollauf zu thun, die Thiere von ihren Füßen zu entfernen. Die Vogelwelt ist nicht besonders reich vertreten, obwohl an Schnepfen, Haselhühnern, Wildgänsen, Kranichen und diversen Raubvögeln kein Mangel herrscht. Im Mukawathale zeigten sich sehr viele Fischottern, welche mein japanischer Diener „Kausa" nannte. Während das Thermometer drei Tage vorher 32° C. zeigte, notirte ich während der Wasserfahrt um dieselbe Zeit nur 17° C.

Schon am Wege versuchte ich den mitgenommenen Jesso-Japaner durch meinen Diener zu bewegen, mir einen Ajnoschädel zu besorgen. Ich versprach ihm 5 Dollars. Umsonst. Ich bot sechs. Ohne Erfolg. Doch gleich nach

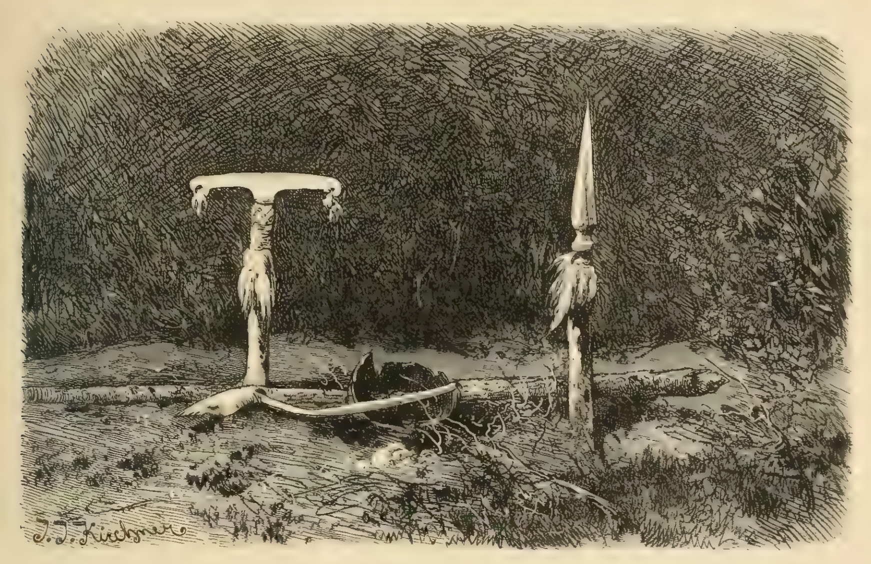
meiner Ankunft in Mukawa verschwand er, und als er des Abends heimgekehrt war, zog er meinen Diener bei Seite und sprach leise mit ihm. Schen berichtete mir hierauf, daß jener in Tsun ein Ajnograb aufgefunden habe, doch die Schifferleute wären ihm gefolgt und hätten ihn beobachtet. Wenn er aber den Ajno Saki (Branntwein) und ein Trinkgeld schenken würde, so wäre es vielleicht möglich, sie für das Unternehmen zu gewinnen. Ich ging auf den Vorschlag ein. Die bärtigen Gesellen tranken so lange, bis sie zu lärmen anfingen. Sie verlangten Reis. Auch diesen verabfolgte ich ihnen gegen zwei Locken von ihrem dichten Haupthaare. Schließlich aber jagte ich die beiden, von den anderen Gebirgsbewohnern ganz verschiedenen Ajno, denn sie wurden unbequem zutraulich, aus dem Hause und erwartete mit Spannung den kommenden Morgen.

Der Japaner stand bei der Thüre, als ich in der Frühe das Haus verließ, und winkte mir mit den Augen verständnißvoll zu: „Arimas“ (Ich habe), worauf er um die Ecke verschwand. Ich brach gegen Jubutz auf und wartete auf zehn Minuten Entfernung von Mukawa auf den Diener, welcher endlich mit einem Strohpackete erschien, in welchem sich ein Ajnoschädel befand. Ich nahm das Packet zu mir auf den Sattel und bewahrte es wie ein Heiligthum. Der Schädel befindet sich nun im Nationalmuseum zu Pest, und da bis jetzt nur zwei oder drei Exemplare nach Europa gebracht werden konnten, so zählte er zu den werthvollsten Gegenständen unserer Sammlung.

Mein nächstes Ziel war die neu angelegte Hauptstadt von Jesso, Saporo. In Tumakomaj, dem Dorfe, wo die Straße nach der Nordwest-Küste abzweigte, erfuhr ich, daß es möglich wäre, von Tschoje aus in die Nähe des Jubaridake zu gelangen. Ich erkundigte mich an Ort und Stelle nach den Verhältnissen und erfuhr, daß es nicht schwierig wäre, das Ajnodorf Tubari auf Canoës zu erreichen; von dort aber müsse ebenfalls der Weg nach dem Berge zuerst gebahnt werden, wozu man mindestens 16 Tage benöthigen würde. In Saporo hörte ich ferners, daß der Geologe Lyman vor zwei Jahren von der Stadt aus mit Schiffen den Iskarifluß aufwärts fuhr, dann als der Wasserweg unpracticabel wurde, den Weg über den Gebirgsrücken bei dem Iskariyama bahnte, um zur Ostküste zu gelangen. Er beschäftigte während

mehrerer Monate 80 Ajno und lebte beständig im Zelte. Die verhältnißmäßig kurze Reise kostete 4—5000 Dollars (zehntausend Gulden ö. W.).

Der Weg nach Saporo ist eine Kunststraße, welche die waldreiche, wellenförmige und flache Umgebung, bald aufgedämmt, bald wieder tief in das Conglomerat-Terrain eingeschnitten, durchzieht. Die Reisenden werden von zudringlichen Gelsenschwärmen und hauptsächlich von großen Bremsen sehr belästigt, und es bedarf in Folge dessen oft großer Mühe, die aufgeregten Pferde zu besänftigen.



Ajnogräber.

Die kleinen Ortschaften an der Straße sind meistens nur von Japanern bewohnt. Am 23. August erreichte ich Saporo. Die Stadt zählt mit den Vororten 4000 Einwohner. Die Häuser sind im japanischen Style erbaut, doch die Dächer ebenfalls mit Steinen beschwert, wie man sagt, zum Schutze gegen den Schnee, welcher im Winter eine Höhe von $2\frac{1}{2}$—3 Metern erreicht. Das Gouvernementshaus, wenngleich aus Holz, fällt sofort durch die gefällige Architektur auf, und das Dach wölbt sich zu einer imposanten Kuppel, von welcher man eine lohnende Rundschau über die Umgebung genießt. Nebenan befindet sich die hübsche Villa des Ministers Kuroda, welchem

die Colonisation der Insel Jesso anvertraut ist und welcher sich seiner Aufgabe thatkräftigst annimmt. Der Name des Colonisations-Ministeriums ist „Kaitakuschi".

Im Norden von Saporo breitet sich das ausgedehnte Sumpfland des Iskariflusses mit durchwegs dichtem, hohem Schilfwuchse aus. Aus den Schluchten des Südens schlängelt sich das schäumende Gebirgswasser des Tojahiro durch die modern cultivirten Wiesenflächen und Ackerfelder einer fruchtbaren Mure nach Saporo, woselbst über den Fluß eine neue, großartige Holzbrücke gebaut wurde. Die südlich gelegenen Gebirge, deren steile, mitunter felsige Hänge dicht bewaldet sind, erheben sich bis über 2000 Fuß.

Saporo war vor zehn Jahren noch in den Händen der Ajno. Nach mannigfachen Kämpfen wurden die Ajno langsam zurückgedrängt. Jetzt leben sogar fünf von der japanischen Regierung als Lehrer der neuen Ackerbauschule angestellte Europäer im Orte. Sie bewohnen den Norden der Stadt und die Japaner errichteten ihnen kleine Wohnhäuser aus Holz mit Salon, Schlafzimmer, Speisezimmer, Küche und Stallungen. Die Schule zählt 16 Zöglinge, unter welchen sich einige Söhne japanischer Minister befinden. In dem provisorischen Schulgebäude waren verschiedene Sämereien, Früchte, Holzgattungen, geologische, zoologische und botanische Kartenwerke für den Lehrgebrauch ausgestellt. Die praktische Schule erstreckt sich auf Weinbau-Versuch, Anbau von Hopfen, Korn, Weizen, Gerste, Mais, Klee ꝛc. Der Hopfen wird gleich an Ort und Stelle in einer Brauerei verwerthet, wo Herr Kanegawa seine Kenntnisse, die er sich in Berlin erwarb, in gutes Flaschenbier umsetzt. Er hielt sich durch sieben Jahre in Deutschland auf und sprach daher geläufig unsere Sprache.

Herr Böhmer, ein Deutscher, und Mr. Dun, ein Amerikaner, die Leiter des gesammten Etablissements, nahmen mich gastfreundlich auf, und nicht allein, daß sie mich in manche unaufgeklärte Verhältnisse einweihten, standen sie mir in jeder Richtung mit Rath und That zur Seite. Herr Böhmer fand auf einem Sumpfstriche, der gerade in ein Feld umgewandelt werden sollte, zwei Ajnogräber und hoffte, daß der Gouverneur mir möglicherweise die Erlaubniß ertheilen werde, die Gerippe unter den obwaltenden Umständen

ausgraben und mit mir nehmen zu dürfen. Er theilte mir aber mit, daß sich solchen Unternehmungen Schwierigkeiten entgegenstellen, welche besonders in der Aufregung des Volkes beruhen, die durch folgendes Ereigniß wachgerufen wurde, das sich vor drei Jahren in der Nähe von Hakodate zutrug. Ein englischer Forscher befand sich auf Suche nach einem Ajnoschädel und entdeckte in der Nähe von Hakodate ein Grab. Er machte sich ohne weitere Umstände daran, das Grab zu öffnen, eignete sich den Schädel an und kehrte zur Stadt zurück, wo er den damaligen englischen Consul, seinen Gastgeber, von dem glücklichen Resultate seines Unternehmens in Kenntniß setzte. Die Kunde von der Gräberschändung drang indeß mit Blitzesschnelle zu den Feuerstellen im Gebirge und eine Deputation wurde zu dem Gouverneur von Hakodate mit der Bitte um Genugthuung entsendet. Die Beschwerde gelangte bis zum Throne des Mikado und die Affaire wurde folgendermaßen ausgetragen: der Schädel mußte zurückerstattet werden, der Engländer wurde zur Zahlung einer Entschädigungssumme von mehreren tausend Dollars an die Ajno-Gemeinde verhalten, und der Consul von Hakodate verlor seinen Posten.

Ich besichtigte in Gesellschaft des Herrn Böhmer die zwei Grabstätten. Das Schilf war in weiter Umgebung ausgebrannt und der Boden sehr naß. In der Mitte der Sumpfpartie erhob sich der Boden zu einer breiten Terrainwelle, und hier befanden sich die beiden Gräber, jedes unter einem Maulbeerbaume, eines von dem anderen in der Richtung von Ost nach West hundert Schritte entfernt. Der Boden war über den Gräbern etwas eingesunken und mit dürren Aesten bedeckt.

Die Japaner von Saporo erzählten sich, daß hier ein Ehepaar begraben sei. Bei jedem Grabe stand ein Denkmal aus Eichenholz; das eine in der Form eines 130 Centimeter hohen Kreuzes, dessen Balkenenden nach unten abgerundet waren, kennzeichnete die Ruhestätte der Frau. Um den Stamm war ein blaues Baumwolltuch gewunden und mittelst Baumrindenstricke (wilder Wein) befestigt. Der Strick war sehr nett geflochten und mit festen zierlichen Knöpfen so gestaltet, daß jeder Ring als ein separirtes Object erschien. Das Grabdenkmal des Mannes unterschied sich von jenem der Frau insoferne, als an Stelle des Kreuzquerbalkens ein 55 Centimeter hoher, dreikantiger Holzspieß in die Höhe ragte

Der Gouverneur schlug gelegentlich meiner Aufwartung das Ersuchen um die Gebeine rundweg ab, denn die japanische Regierung hatte die strengsten Weisungen erlassen, Ajnogräber in Hinkunft nicht zu berühren.

Bei einem Spazierritte zu der Musterfarm, welche circa 10 englische Meilen südlich von Saporo im Tojahiro-Thale liegt, brachte uns der Weg in die schönsten Waldpartien der Umgebung. Hie und da bemerkte ich einen japanischen Holzhauer mit dem Fällen der prächtigsten Eichenstämme oder mit dem Aufschichten des geschlagenen Holzes im Raume zu 16 Cubikmeter beschäftigt. Jedermann darf nach Belieben das Holz fällen, verkaufen oder benützen. Der Preis ist ein sehr mäßiger und beträgt für 16 Cubikmeter sammt Zustellung in das Haus nur 80 Cents (2 fl.).

Aehnlich, wie mit dem verunglückten Versuche, Nadelholzwaldungen anzupflanzen, verhält es sich auch mit den Maulbeerbäumen, welche in solch genügender Menge wild wachsen, daß sie für die Seidenzucht, wie sie hier betrieben werden kann, vollkommen hinreichen. Edle Maulbeerbäume werden nun importirt, gehen aber regelmäßig jedes Jahr zu Grunde.

Ein anderes japanisches Project geht dahin, großartige Pferdebahnen zu den Quellen des Iskarigawa, in dessen Nähe sich einige ergiebige Steinkohlenlager befinden sollen, anzulegen. Niemand überlegt aber, ob die Kosten des Transportes mit dem Ertrage in Einklang zu bringen sein werden. Die Japaner sagen: „Wir haben Kohlen, folglich müssen wir dorthin eine Eisenbahn bauen." Ich wurde ordentlich in Saporo mit Fragen bestürmt, ob ich auf meiner Tour kein Eisen gefunden hätte, eine Frage, welche ich leider verneinen mußte, die aber beweist, daß man an maßgebender Stelle auch praktisch zu denken begonnen hat. Die Zeit, zu welcher Jesso bevölkert sein wird, liegt noch in weiter Ferne und meine Ansicht geht dahin, daß erst dann, wenn durch die Einwohner selbst die Schwierigkeiten des Eindringens zu dem Herzen der Insel gehoben sein werden, es möglich werden wird, die Schätze der Insel zu heben.

Die Anlage der Farm gleicht im Allgemeinen jener von Nanaye, die Pferde und Kühe weiden frei im Walde und stehen mit den Hirschen in freundschaftlichem Verkehr. Die Jäger von Saporo nützen diese Umstände

weidlich aus. Im Winter werden die Pferde zur Weide an die Ostküste getrieben, wo der Schnee in weit geringerer Menge fällt.

Alljährlich fallen einige Kühe oder Pferde den Bären zum Opfer, welche den sibirischen mit der bekannten weißen, halbmondförmigen Zeichnung am Halse gleichen. Im Ackerbauschul-Museum sah ich ein ausgestopftes Exemplar, welches unter besonderen Umständen erlegt wurde. Es war im Frühjahre 1878, als sich ein Japaner mit seinem Sohne in den Wald begab, um Holz zu fällen. Der Knabe entfernte sich einige Schritte in das Dickicht und begegnete dem Bären, welcher ihn ohneweiters überfiel und verzehrte. Der Vater mußte das Angstgeschrei seines Sohnes gehört haben, er verließ den Arbeitsplatz, sah den Bären und begann, mit einem langen Messer bewaffnet, den Kampf auf Leben und Tod. Er stieß dem Bären das Messer mitten durch das Herz, doch der Bär hatte ihn so fest umklammert, daß der muthige Vater todt neben dem erlegten Thiere aufgefunden wurde. Der Bär wurde ausgestopft, der Japaner begraben und die Hände, Füße u. s. w. des aufgezehrten Kindes, welche im Magen des Bären gefunden wurden, in einer großen Spiritusflasche aufbewahrt und im Museum ausgestellt.

Auf dem Rückwege von der Farm untersuchten Böhmer und ich die zunächst liegenden Berge, um Ajnogräber zu finden. Ich grub an einer mir auffälligen Stelle mit den Händen ein 3 Fuß tiefes Loch, fand aber nichts, als in dieser Tiefe zwei sogenannte „Todtengräber".

Am 25. August verließ ich Saporo, und da ich mich etwas unwohl fühlte, bediente ich mich zur Reise nach Otarunaj des einzigen Jinrikschawagens der Stadt. Der Weg bis zur See, an welcher das Fischerdorf Schibaku liegt, dessen einzelne Hütten bis Otarunaj sich erstrecken, ist recht gut, wird aber längs der Küste schmal und schlecht, trotzdem er neu angelegt wurde. Die Formation der Küste ist äußerst romantisch. Die vulcanischen Steinconglomerate thürmen sich zu senkrechten, oft überhängenden Felsmassen von 200 Meter Höhe empor und schimmern in allen Farben: roth, grün, gelb, blau, violett und hauptsächlich orangegelb. Die große Menge des vorhandenen Schwefels setzt sich nicht allein in kleinen Krystallen an dem Gesteine fest, sondern äußert sich auch in dem Dampfgeruche der heißen Quellen, die

hie und da die Straße begleiten. Bevor man Otarunaj erreicht, passirt man zwei Felstunnel.

Otarunaj ist eine größere Stadt von 7000 Einwohnern und unter den grünenden Bergen reizend schön an einer kleinen Bucht gelegen, in deren genügend tiefem Hafen eine Menge größerer Fischerbarken und Dschunken gegen alle Stürme geschützt vor Anker lag. In Otarunaj endet die Telegraphenlinie. Zwischen Otarunaj, Matsumaj und Hakodate wird ein lebhafter Handel mit Häringen, Lachsen und Seetang unterhalten. Trotzdem hinterläßt die schmutzige und verwahrloste Stadt, wie überhaupt alle Orte an der Westküste von Jesso, den Eindruck großer Dürftigkeit. Ich traf nun größere Bergpartien, die ganz entholzt waren, denn die Fischer der Westküste benöthigen viel Material für ihre Barken und Kähne.

In Joitschi miethete ich die Pferde bis Iwanaj, einem kleinen Dorfe, von dessen Bedeutung als Kohlenbergwerk ich schon Vieles erzählen hörte. Ich betrat eine complete Wildniß, in welcher Schilf, Gras und Schlinggewächse in üppiger Fülle wucherten und den Weg galerieartig überwölbend, beschatteten. Der Reitweg ist ziemlich gut, doch schmal und in seiner ganzen Strecke als Treppelweg mit großen Holzblöcken zum Schutze gegen die Bodennässe belegt. Die ganze Gegend dominirt das Haupt des Joitschiyama, eines Vulcans, welcher im Südosten meiner Tagesroute ungeheure Massen gelblich-grauen Dampfes durch den Krater ensendete.

In dem neu eingerichteten, japanischen Hotel des drei Häuser zählenden Ortes Skarubetz erhielt ich wohl ein reines Zimmer, jedoch nur geräucherten Lachs zur Speise. Eigentliche Ajno sah ich hier keine mehr, doch erblickte ich vor dem Orte einige japanische Gesichter in der Tracht der Ajno; die Frauen hatten sogar die Oberlippe tätowirt. Die Leute nähren sich in dieser Gegend von Fischen, Mais, Rüben, Bohnen, Paradiesäpfeln und wildwachsenden Kastanien. Schon des Abends begann ein starker Regen, welcher die ganze Nacht anhielt und den Gebirgsbach zum reißenden Strome umwandelte. Meine Pferde, welche sich während der Nacht auf freier Weide befanden, hatten es vorgezogen, in ihre Heimat Joitschi durchzugehen, und so saß ich nun da, umgeben von den sechs bis sieben Köpfen der ganzen Bevölkerung,

rath- und hilflos; mein Diener beendete jede Conferenz mit den echt orientalischen Worten: „Mejonitschi ikimaschjo" (Morgen brechen wir auf). Der nächste Morgen versprach Besserung; einige Sonnenstrahlen drangen durch die schwere Masse der Wolken, welche wie Blei auf den Bergen lagerte, und das Barometer — sank.

Ich ging, so weit es auf dem überschwemmten Thalboden möglich war, gegen Joitschi zurück, um nach den Tragthieren zu spähen. Vergebens. Um 9 Uhr schickte ich einen Kuli mit dem Auftrage zurück, die bereits durch Baarbezahlung bis Iwanaj gemietheten Pferde unverzüglich zu mir zu senden. Um 1 Uhr Mittags kehrte der Bote sammt den Pferden zurück. Kurze Zeit darauf waren diese bepackt; es war keine Minute zu verlieren, denn ein Weg von über 9 Ri Länge mußte noch zurückgelegt werden. Bald nach dem Aufbruche sah ich ein, daß es eine Unmöglichkeit gewesen wäre, am vorhergegangenen Tage weiterzureiten. Der verwüstete Weg lief bald im Thale, bald erstieg er wieder den morschen, porösen, vulcanisch-felsigen, steilen Fuß der Berge, von welchen das Wasser wildbachartig herabstürzte, Baumstämme, Wurzeln und Steingerölle mit sich reißend.

Um 4 Uhr Nachmittags erreichte ich den 1500 Fuß hohen Gebirgspaß, von dessen armseligem japanischen Theehause aus bei schönem Wetter eine brillante Aussicht zu genießen sein mag. Ich erblickte nichts als die unsteten Massen bewegter Nebel. Die Pferde schnauften sich nach der überstandenen, mühsamen Bergtour etwas aus, bevor ich den steilen Abstieg anordnete. Unter strömendem Regen bewerkstelligten wir denselben, und erreichten bei Einbruch der Nacht eine japanische Hütte am Ufer des Iwanaj-gawa, dessen Wasser bereits die ganze Thalsohle überschwemmte. Wir mußten trachten, das jenseitige Ufer zu gewinnen. Der Besitzer der Hütte weigerte sich anfangs, die Ueberfuhr auf seinem gebrechlichen Fahrzeuge zu bewerkstelligen, willigte aber endlich nach einigen kernigen Aufmunterungen, welche ich mit mehreren Silber-Yens unterstützte, in mein Vorhaben ein.

Nachdem das Gepäck abgeladen und auf dem Boote untergebracht war, mußten die Pferde hinüberschwimmen. Während der Ueberfuhr klammerten wir uns mit ganzer Kraft an das über den Fluß gespannte, starke Seil,

um nicht von der Strömung fortgerissen zu werden. Bevor wir mit der Bepackung der Pferde zu Ende waren, wurde es stockfinster. Schweigend bestiegen wir die Pferde, ich ließ die Zügel fallen und überlieferte mich ganz dem Instincte des Thieres. Nur Schritt für Schritt kamen wir vorwärts. Entwurzelte Baumstämme lagen rechts und links, wohl auch über den Weg, das Bambugestrüppe, welches das Wasser über den Weg geschwemmt hatte,



Otarunaj.

verdeckte gänzlich die Wegspur. Hie und da phosphorescirte in dem Chaos ein fauler Baumstamm und brachte so Abwechslung in das dunkle Nichts, welches vor meinen Augen lag. Zu den schlimmsten Ereignissen jener mir immer in Erinnerung bleibenden Nachtwanderung zählte das Uebersetzen kleiner Bäche, in welche die Pferde oft unversehens bis zum Bauche einsanken, um dann mit einem raschen Satze nach vorwärts wieder festeren Boden zu gewinnen. War man auf solche Eventualitäten nicht jeden Augenblick vorbereitet, so stürzte man unfehlbar vom Sattel. Mein Diener konnte späterhin in Iwanaj



Das Ajnodorf Yorop.

viel davon erzählen. Gegen 10 Uhr Nachts wurde das Thal breiter und der Weg besser.
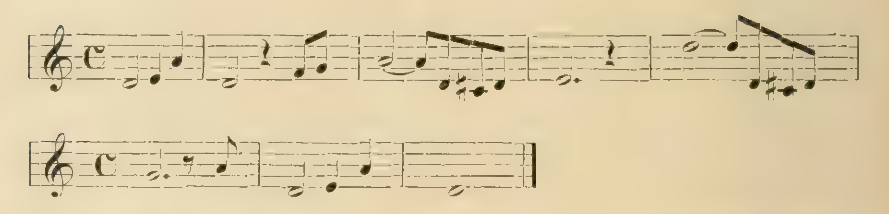
Durch und durch naß, erreichte ich kurz vor Mitternacht Iwanaj, wo es schwere Mühe kostete, ein Unterkommen zu finden, und dankte Gott, als ich meine völlig durchnäßte Kleidung trocknen und mich mit einer Schale heißen Thee's erwärmen konnte. Ich ignorirte die Tausendfüßler, Ohrwürmer, Mauerasseln, kleinen Krebse und das sonstige Ungeziefer, welches auf dem feuchten Boden der Wohnung umherkroch, ja ich scheute mich nicht vor der verdächtig aussehenden, aber trockenen Matratze, welche mir der Hausvater, ein alter japanischer Fischer, in der Nähe des Feuers zur Nachtruhe ausbreitete.

Fünf Seemeilen im Nordwesten des Fischerdorfes Iwanaj entdeckte ein Officier des Taikuns im Jahre 1863 das Kohlenbergwerk Kajanoma, nachdem er ein Jahr zuvor von zwei amerikanischen Geologen auf das Lager aufmerksam gemacht worden war. Seit dem Jahre 1866 befördert eine Pferdeeisenbahn die in dem Bergwerke gewonnenen Kohlen zur Küste, von wo sie durch kleine Küstenfahrzeuge nach Hakodate und Nord-Nippon verfrachtet werden. Die 150 beschäftigten Arbeiter stehen unter dem Befehle dreier Regierungsofficiere. Die Schichtenmächtigkeit der Kohle beträgt 2½ Meter und ist unter einem Winkel von 40 Grad nach Nordost geneigt. Als ich längs der Meeresküste zu Schiffe nach Isoja fuhr, hatte ich genügend Gelegenheit, das rührige Leben in der Umgebung des Bergwerkes zu betrachten. Die Meeresküste besteht aus rein vulcanischem Gesteine, dessen eigenthümlich gefärbte Schichten sich bis zur Höhe von 300 Meter schroff erheben, doch nahe dem Meeresspiegel so ausgewaschen wurden, daß sie künstlich hergestellten, colossalen Grotten gleichen. In Isoja zeigte mir der Hausherr eines Hotels ein abgeschliffenes Stück weißen Marmors, wie er in den nahen Bergen in großer Masse vorkommen soll, und an Qualität dem carrarischen Marmor gleichkommen dürfte. Die Japaner sind in Mineralien-Angelegenheiten, besonders was deren Fundorte betrifft, mißtrauisch und verschlossen, ich erfuhr dies noch denselben Tag, als ich mich nach dem Fundorte eines silberhaltigen Quarzes erkundigte, welchen mir ein anderer Japaner zur Begutachtung vorwies.

Auf der weiteren Landreise passirte ich einige Fischerdörfer, in denen die Europäer noch zu den Sehenswürdigkeiten zählten. Die Frauen stürzten mit den Säuglingen auf dem Arme auf die Straße und wiesen mit den Fingern auf mich.

Alle Tempel in den Ortschaften waren mit großen Laternen geschmückt zu Ehren des Fischgottes Mazuli, dessen Fest eben begangen wurde. In den Theelocalitäten (Tschaija) und Wirthshäusern (Jado) tummelte sich das Volk herum und lauschte entweder den pathetischen Erzählungen alter Männer oder ergötzte sich an dem Tanze junger Mädchen, während die Kinder sich unter der Aufsicht ihrer Eltern gemüthlich balgten. Die kleinen Knirpse in ihrer komischen Kleidung (blaue, kurze, den mageren Körper einzwängende Jäckchen mit Metallknöpfen, blaue, viel zu kurze Höschen, endlich ein schmales Strohkäppchen) glichen nur zu sehr bekleideten, dressirten Affen.

Im Theehause zu Otaschieu mußte ich es als eine Gnade betrachten, daß ich ein Nachtquartier fand. Von weit und breit waren die Gäste hiehergereist, um das Fischgottfest freudigst zu begehen. Bis zum frühen Morgen hörte ich neben mir, ober mir und in allen Gassen die von kräftigen, vollen Kehlen gesungene Weise des Festgesanges Mazulino kandjo:



Das Wasser hatte in der ganzen, weiten Umgebung arge Verwüstungen angerichtet, ganze Häuser waren weggeschwemmt, die wenigen bebauten Stellen ruinirt, selbst einige Menschenleben waren dem zügellosen Elemente zum Opfer gefallen. Die im Bau begriffene Kunststraße von Otaschieu nach Oschamambeb an der Vulcan-Bai war total verwüstet, die mühsam errichteten Aufdämmungen weggewaschen, die Holzbrücken davongetragen oder in ihrem Bau so geschwächt, daß ich, im Begriffe, eine solche zu passiren, sammt der Brücke mit dem Pferde in die Tiefe stürzte. Ohne wesentlichen Schaden

genommen zu haben, büßte ich bei dem Falle blos den Sattel ein, der, nachdem sein Gurt gerissen, sogleich in den Wellen spurlos verschwand.

So lange sich die Japaner nicht entschließen werden, die neuen Wege auf Jesso am Gebirgshange zur Höhe zu führen, so lange wird es ihnen auch unmöglich bleiben, die Straßen zu erhalten. Nach Passirung des tief eingeschnittenen, 1000 Fuß hohen Gebirgspasses folgte ich leider dem Rathschlage meines Führers, den Weg abzukürzen und die Straßentrace zu verlassen. Binnen einer halben Stunde hatten wir insgesammt die Orientirung verloren und irrten in den kaum erkennbaren Wegspuren des Urwaldes unstät umher. Zum Glücke erreichten wir die flachen Ufer eines angeschwollenen Flusses. Je nach den zu dem Wasser herantretenden Terrainformen ritten wir bald am rechten, bald am linken Ufer, bald im Flußbette. Zwölf Mal übersetzte ich den tiefen Strom, jede Passage war mit einem kalten Bade verbunden. Auch das Gepäck wurde durch und durch naß, und ich machte in Oschamambeb die traurige Wahrnehmung, daß mein ganzer Zuckervorrath auf eine klebrige Kleinigkeit zusammengeschmolzen war.

Der Ritt von Oschamambeb nach Mori, eine Distanz von 18 Ri, gehörte zu den angenehmsten Partien. Nahezu fort am Meeresrande, auf dem feinen Sande der Brandung, trabten die Pferde ohne Unterbrechung und es schien ihnen selbst Vergnügen zu bereiten, den weißen Schaum der immer weiter kreisenden Wasserringe über die Hufe spielen zu lassen. Die Gegend ist bei gutem Wetter außerordentlich malerisch. Zur Linken erhebt sich der 2500 Fuß hohe Ossu-Vulcan über die felsige, steile Küste. Zwischen seinen leichten Dampfwolken und mir kräuselten sich die blauen Meereswogen bei der einsetzenden Fluth, vor mir nahmen die schwachen Contouren des Komagadake bei jedem Schritte nach vorwärts eine schärfere Gestaltung an und unmittelbar zur Rechten rauschte der leichte Wind in den düsteren Urwäldern, die sich den steilen, zerklüfteten Hängen des Gebirges anschmiegen. Auf dem halben Wege nach Mori passirte ich das letzte Ajnodorf Yorop, dessen mit Bärenschädeln geschmückte Schilfhütten von einer kläffenden Schaar verwilderter, weißer Hunde bewacht wurden. In Mori traf ich wieder mit Graf Diesbach und Herrn von Siebold zusammen, welche in der Umgebung gejagt hatten.

Bevor wir am nächsten Morgen nach Hakodate zurückreisten, trat der Eigenthümer der Pferde, welche ich Tags vorher gemiethet hatte, mit kläglicher Miene mit der Nachricht in mein Zimmer, daß ihm des Nachts ein Bär sein bestes (!) Pferd zerrissen habe. Die Pferde weideten ganz nahe des Theehauses und hier war das Unglück geschehen. Auf einem kleinen Erdhügel, umgeben von niederem Gebüsche, lag das Pferd verstümmelt und mit heraushängenden Eingeweiden. Der Boden wies die Spuren eines stattgefundenen Kampfes auf, und deutete an, daß der Bär seinen Rückzug in die angrenzenden Waldungen des Vulcans genommen hatte. Wir verfolgten eine zeitlang diese Spuren, jedoch ohne Erfolg.

Um die Mittagszeit erreichte ich wieder den Gebirgspaß Kayabetoge, und genoß hier den märchenhaft schönen Anblick der gegenüberliegenden Stadt Hakodate, mit deren Erreichung meine Landreise auf Jesso ihren Abschluß fand.

Noch vor wenigen Jahrzehnten bis nach Kobe auf Nippon verbreitet, ist das Ajnovolk gegenwärtig auf das Innere der Insel Jesso beschränkt. Von einem nicht mehr zu durchbrechenden Ringe von Japanern eingeschlossen, liegt es auch hier in den letzten Zügen und wird, schon gegenwärtig auf 26—27.000 Seelen herabgeschmolzen, in nicht zu ferner Zeit der fortschreitenden Cultur erliegen müssen. Ueber die Abstammung dieses merkwürdigen Volkes herrschen noch sehr verschiedene Ansichten. Daß die Ajno mit den Japanern und Chinesen nichts gemein haben, davon überzeugt uns schon eine oberflächliche Betrachtung. Die Schädelbildung ist edler, die Stirne höher und breiter, die hervorspringende Nase stärker, hauptsächlich aber ist es die horizontale Lage des großen, braunen Auges, welche den Ajno der kaukasischen Race näher bringt.

Bernhard Davis behauptet, daß die Schädelbildung der Ajno nicht wesentlich von jener der Westeuropäer abweiche, Professor Dönitz hingegen schließt seine Untersuchungen über die Ajno mit den Worten: „Die Ajno sind Mongolen, sie unterscheiden sich von den Japanern weniger, als die Germanen von den Romanen. Von einer Annäherung an die Typen der Westeuropäer kann keine Rede sein."

Ein auffallendes Charakteristikon bei jeder Ajnogestalt ist die Ueppigkeit des Haarwuchses. Professor Dönitz sagt zwar, die Behaarung sei nur im Contraste mit den wenig behaarten Chinesen und Japanern auffallend; doch erwähnt er sogleich, bei der Untersuchung nur junge und rasirte Personen vor sich gesehen zu haben. Ich meinerseits habe keinen einzigen Ajno gesehen, welcher sein Gesicht rasirt gehabt hätte. Im Gegentheile machte ich die Erfahrung, daß jeder Ajno seinen Haarwuchs als Heiligthum betrachtet und eher alle Schätze der Welt ausschlüge, als seinen Bart dem Messer zum Opfer zu bringen.

Wenn auch einzelne Untersuchungen dargethan haben, daß auf einer gleichen Quadratfläche die Anzahl der Haare eines Ajnomannes (per Quadratcentimeter 214, nach Dr. Hilgendorf) geringer war, als bei einem Japaner (270) oder einem Germanen (280), und daß blos die Dicke des einzelnen Haupthaares (im ersten Falle 0·126 Quadrat-Millimeter Querschnittsfläche, im zweiten Falle 0·082, im dritten Falle 0·082) den Haarwuchs üppig erscheinen lasse, so bleibt es immerhin eine Curiosität, daß der ganze Körper der Ajno mit Haaren von einer mittleren Länge von 40 Millimeter bedeckt ist, wovon gewöhnlich 30 auf einen Quadrat-Centimeter entfallen. Der Ajno pflegt sein Haar nie und scheut das Wasser als Reinigungsmedium.

Obwohl die Größe der Gestalt nur wenig um 5 Fuß variirt, so ist sie doch stärker und kräftiger gebaut, als die der Japaner.

Das geistig tief herabgekommene Volk kann weder lesen noch schreiben, denn es hat keine Schrift, auch, wie es scheint, keine Tradition, obgleich es für Zahlen, die der persönlichen Existenz näher liegen, ein scharfes Gedächtniß besitzt. Zur Notirung der Anzahl ihrer Besitzthümer, als Hirschhäute, Geweihe, Gefäße und Waffen, gebrauchen die Ajno kleine Holzstäbe mit eingekerbten Strichen, deren Zehner deutlich hervorgehoben sind. Ein anderes Mittel, dem Gedächtnisse nachzuhelfen, ist das Schlingen von Knoten an einem Stricke.

Die Wohnstätten der Ajno sind armselige, mitunter auf 2 Meter hohen Pfählen errichtete Gebilde aus Schilf, Stroh und Birkenrinde, der Eingang ist gewöhnlich von Süd. Jede Wohnung besteht aus zwei Theilen,

der erste dient als Vorrathskammer, der zweite als Wohnung. In ersterer befinden sich verschiedene Holzgefäße, Stricke, Hirschhäute und Geweihe 2c. Hat man die finstere Kammer durchschritten und eine Thüröffnung zur Rechten passirt, so steht man unmittelbar vor dem großen, offenen Feuerherde, welcher in einer seichten Bodenhöhlung angelegt ist. In einer Ecke des Zimmers steht das verwahrloste Bett, mit einer Lage Schilf; anreihend daran befinden sich die Schätze des Hauses, alte japanische Lackgefäße und Schwerter. Diese Lackgefäße stammen noch aus der Zeit, als die Japaner den Ajno schmeichelten, und sind durchwegs aus Tokio. Die mindere Qualität der aus jüngster Zeit stammenden Geschenke beweist dabei deutlich, daß die Japaner sich nunmehr aller Aufmerksamkeiten enthoben betrachten. Ein auf Baumstämmen bühnenartig errichtetes Brettergerüste, dessen Härte durch eine Schilflage etwas gemildert wird, kennzeichnet die Schlafstätte der Gäste.

Jede Person im Hause hat einen besonderen Platz am Feuerherde zugewiesen. Dem Eingange zunächst ist der Sitz des Hausherrn. Zwischen ihm und der Hausfrau, deren Sitz am anderen Ende des Herdes sich befindet, sammeln sich die Angehörigen der Familie auf einer niederen Bank; die gegenüberliegende Seite der Feuerstelle ist den Gästen reservirt. Sowohl die Thür-, als die Fensteröffnungen sind mittelst verschiebbarer Strohgeflechte verschließbar.

Die Sprache der Ajno ist wesentlich von jener der Japaner verschieden und klingt zwar nicht unangenehm, aber der vielen r wegen hart. Den Männern ist eine kräftige, sonore Stimme eigen, den Weibern ein kreischendes Falsett. Einen directen Verkehr zwischen ihnen und Fremden suchen die Japaner zu verhindern; letztere figuriren bei allen Geschäften als Zwischenhändler. Die Ajnomänner besitzen im Gegensatze zu den Japanern ein sehr ernstes, gemessenes Benehmen, doch so wild und thierisch sie auch aussehen, so furchtsam sind sie.

Als Diener der Japaner genießen sie den Ruf der Redlichkeit, Treue und des Fleißes. Sie erwerben sich ihren Lebensbedarf als gedungene Arbeiter, Fischer, Holzfäller und Jäger auf Bären, Hirsche und Füchse, mit deren Schädeln sie ihre Hausstaketten zieren. Die erlegten Thiere liefern sie den



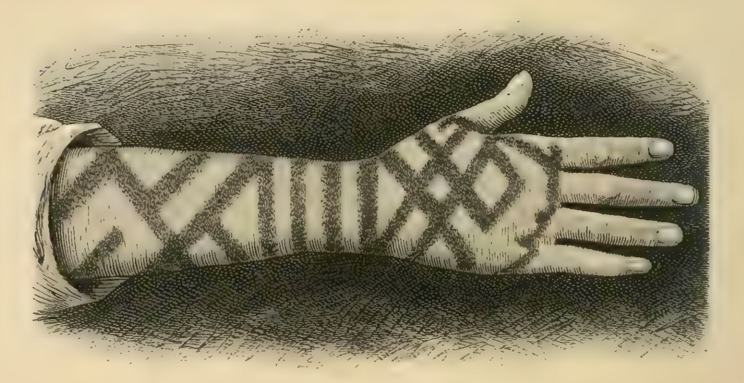
Der Vulcan Komagadake.

Japanern ab und erhalten dafür Cattunstoffe, Zwirn, Reisbranntwein und Tabak. Obwohl es ihnen von der japanischen Regierung verboten wurde, so schießen die Ajno die Hirsche bei dem Mangel an Gewehren mit dem Pfeile oder mit einer Pfeilwurfmaschine. Die Pfeilspitzen sind mit Gift aus der Wurzel von Aconitum überzogen und die Maschinen zum Schutze gegen den Regen mit Baumrinden überdeckt. Die Maschine besteht aus einem starken Bogen mit einer Weinrebensehne und wird an einem Baumstamme so festgebunden, daß der eingelegte Pfeil die Direction einnimmt, in welcher eine zweite Schnur zu einem auf dem Boden liegenden Brettchen hinführt. Wechselt ein Hirsch oder betritt ein Bär oder anderes Wild das Brettchen, so löst sich die gespannte Bogensehne aus einem Haken und der Pfeil wird gegen das Thier geschleudert. Verwundet, stirbt es eine Stunde später. Die vergiftete Stelle wird sodann ausgeschnitten. Die Hirschhäute und Geweihe werden nach Hakodate abgeliefert und bilden einen nicht unansehnlichen Theil des Handels. Außer von geräuchertem Hirschfleisch und Fischen nähren sich die Ajno von Reis, Bohnen, Hirse, Mais, Erdäpfeln und Zwiebeln, welch' letztere Nahrungsmittel ihre kleinen Hausgärten produciren.

Die Kleidung der Ajno ist sehr dürftig und theils aus Hirsch- und Bärenfellen (mit dem Pelze nach auswärts), theils aus einem Webstoffe aus dem Baste einer Pflanze, welche sie Ohyo nennen, combinirt. Die Männer tragen ein verwahrlostes Unterkleid mit einem Gürtel, worin ein langes Messer steckt, darüber in kalter Jahreszeit eine zusammengenähte Hirschdecke und Schuhe aus ungegerbtem Leder. Das Unterkleid von gelber Grundfarbe und mit blauen Streifen umsäumt, reicht bis zu den Knieen, auch sind dessen Aermel so kurz, daß die nervigen Arme nackt herausragen. Hin und wieder bemerkte ich Männer mit blauen Schürzen oder Leibbinden. Die Weiber tragen ein doppeltes, langes Kleid, welches mit einer Binde hoch um den Leib geschürzt ist, blaue vom Knöchel bis zu den Knien umgewundene Lappen als Strümpfe und nur selten eine Beschuhung nach Art der Männer. Zu Hause legen die Ajnomänner und die Frauen (bis zu dem Alter von 15—16 Jahren) jede Kleidung ab und werfen erst bei der Annäherung fremder Personen die allernöthigsten Kleidungsstücke um.

Die Art der Haarfrisur ist bei beiden Geschlechtern dieselbe: die Haare, am Hinterhaupte kürzer gehalten, werden gegen die Stirne zu länger, von wo dann eine große Locke die Ohren verdeckend nach abwärts wallt. Die verworrenen, bei den Männern hie und da an der Stirne knapp abgeschnittenen Kopfhaare werden durch ein umgeschlungenes Kopftuch festgehalten. Die Männer ziehen von frühester Jugend an dem Flaume zwischen den Brauen, so daß diese schließlich zusammenwachsen.

Als Schmucksachen tragen die Ajnofrauen Halsbänder aus rothen und blauen Baumwollfragmenten mit Verzierungen aus Knöpfen, Metallsternen,



Tätowirte Hand.

dollarähnlichen Blechplatten und Glasperlen. Als Ohrschmuck gebrauchen sie große Silberringe und die ärmere Classe Baumwollmaschen, welche durch die Ohrlöcher gezogen werden. Die Mutter drückt des Kindes Ohrläppchen in der zartesten Jugend so lange, „bis es dünn und weich geworden“, und durchsticht es endlich mit einer groben Nadel.

Als besondere Sitte der Ajnofrauen gilt das Tätowiren der Ober- und Unterlippe, welche durch das Ritzen der Stelle mit stumpfen Messern und Einreibungen der Wunde mit dem am Kochkessel angesetzten Ruß durchgeführt wird. Im Alter von 6—7 Jahren beginnt das Töchterchen mit der Tätowirung, und zwar zuerst an der Farbengrenze in der Mitte der Oberlippe. Als erwachsene Jungfrau kann sie bereits auf den imposanten Schnurrbart

und „die Fliege“ welche ihre Lippen schmücken, stolz sein. Auch auf den Beinen und Armgelenken tätowiren sie 3—6 schwarze Ringzeichnungen.

Die Stellung der Frauen den Männern gegenüber ist nicht, wie in Japan, eine untergeordnete, im Gegentheile, die Hausfrau steht nicht allein dem Manne bei jedem Geschäfte zur Seite, sondern wird zu allen Familienberathungen zugezogen, in welchen ihre gewichtige Stimme sehr oft den Ausschlag gibt.

Die Ajno hören die Frage nach ihren Eltern und Vorfahren nicht gerne, ebenso lieben sie es nicht, wenn der Gast beim Fenster hinausblickt. Die wenigsten von ihnen sind im Stande, ihr Alter genau anzugeben, obgleich sie eine nach Mondesphasen geregelte Zeitrechnung gebrauchen.

Wie das Leben in der Familie, so ist auch das der Gemeinde geregelt. Zum Oberhaupte in der Gemeinde wird der Besitzer der größten Anzahl von Waffen erwählt. Begeht er in der Ausübung seiner Pflichten oder in der Entscheidung innerer Angelegenheiten eine Ungerechtigkeit, so wird er abgesetzt und der Beschädigte nimmt seine Stelle ein. Die althergebrachte Sitte des leichtlebigen, gastfreundlichen Volkes, daß der Gemeindevorstand jedem ankommenden Gaste bis an die Grenze seines Bereiches entgegengeht, ihn begrüßt und bis zur nächsten Grenze begleitet, wo er ihn dann seinem Nachbar übergibt, existirt nur mehr in wenigen Gemeinden.

In der Familie ist die Gastfreundschaft an strenge Ceremonien gebunden. Bei dem 3—4 Meter langen und 1½ Meter breiten Kohlenbecken der Wohnung versammeln sich allabendlich die Hausfreunde zum geselligen Gespräche. Jeder Gast wird von dem Hausherrn einzeln begrüßt. Dieser sitzt nach orientalischer Sitte am Feuerherde und ignorirt den Ankömmling so lange, bis er es sich beim Feuer an der Fremdenseite bequem gemacht hat. Sodann sehen sie sich schweigend an, verbeugen sich leicht, wobei sie mit den Händen eine Bewegung machen, als wollten sie sich umarmen. Die Hände schließen sich vor der Brust wie zum Gebete und werden leicht gerieben, dann mit den Flächen nach Innen bis zu den Augen emporgehoben und schließlich längs des Bartes bis zur Brust nach abwärts geführt. Diese Begrüßung geschieht immer sitzend oder hockend.

Begegnen sich zwei Ajno auf der Straße, so wird die Kopfbinde gelöst.

Die Begrüßung von Seite der Hausfrau ist eine andere. Sie gibt der rechten Hand jene Haltung, wie wir sie bei besonderen Inseraten, Aufschriften und Wegweisern schon oft gesehen, eine Direction scharf andeutend, und führt die den ungezogenen Kindern wohlbekannte Reinigungsfläche des Zeigefingers an der Oberlippe unterhalb der Nase langsam von rechts nach links und zurück. Diese Begrüßungsscene war immer gerade so komisch, wie die Art und Weise, wenn ein Ajno durch Umfassen der Nase mit seiner ganzen Faust und emporzuckender, linker Achsel in dem Fragelaute: „Hääj?" sein Staunen äußerte. Dieselbe Sitte wird auch bei den Tibetanern beobachtet.
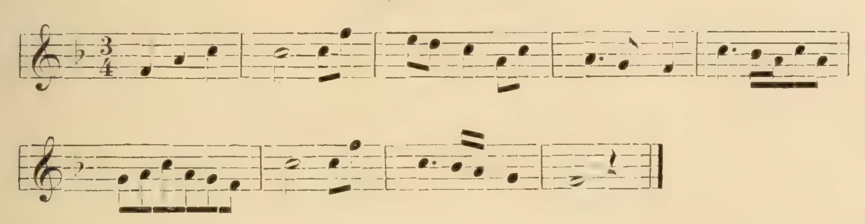
Tagsüber arbeiten die meisten Ajno, begleitet von einer Meute halbwilder Hunde, in den Waldungen. Viele Hunde verlaufen sich in dem Holze, werden wild und verkünden ihre kummervolle Existenz des Nachts durch ein ergreifendes Jammern und wehklagendes Winseln.

Meine Erkundigungen und Nachfragen über die Religion der Ajno ergaben kein befriedigendes Resultat. Sie erkennen Sonne, Mond, Sterne, Feuer, Wasser, dann die Bären und, wie ich vernahm, selbst den Europäer als Gottheiten an; im Uebrigen nahmen sie bereits mehrere Religionsgebräuche von den Japanern an, wie z. B. den Gebetsstock derselben (wenn ich nicht irre, inao genannt), ein rundes Stäbchen, an dessen einem Ende Papierstreifen hängen; doch ersetzten die Ajno das für sie zu kostbare Papier durch die Bastfasern des Stockes, welche sie büschelartig der Länge nach ablösen. Wenn der Ajno ein Thier tödtet, so opfert er den Göttern, selbst wenn ein Sakitrunk die Runde macht, wird der Feuergott niemals vergessen. Im Allgemeinen huldigt das Volk in hohem Grade dem Aberglauben.

Die Heiraten werden gewöhnlich in der nächsten Verwandtschaft, doch nicht unter Geschwistern geschlossen. Die Hochzeiten sollen mit großen Festlichkeiten verbunden sein, es wird viel Hirschfleisch und Reis gegessen, aber noch mehr Reisbranntwein getrunken, welchem das Volk mit Vorliebe zuspricht.

Der Ajno, sobald er geht, reitet, oder auf dem Flusse fährt, singt oder summt ein Liedchen, welches beweist, daß das Volk in seinem musikalischen Sinne viel, viel höher steht, als die Japaner und Chinesen. Die Melodien sind einfach und ansprechend.

Ajno-Lied:



Ein unter den Ajno aufgewachsener Japaner erzählte mir folgende eigenthümliche Sitte: Jener Mann, welcher eine Frau zu Ungehörigkeiten verleitete, ist vor dem betreffenden Ehemanne gerechtfertigt, sobald ihm die Frau einen Ohrring schenkte. Kann er sich in dieser Weise nicht ausweisen, so finden dann Duelle „auf Stöcke" statt, welche meistens blutig enden. Mit solchen Schlägereien ist jedoch immer ein großartiges Trinkgelage auf Kosten des Unterliegenden verbunden. Derselbe Japaner theilte mir mit, daß nach dem Tode des Hausherrn das Wohnhaus niedergebrannt würde; ich selbst konnte jedoch während meiner Reise unter den Ajno keine Brandstätten wahrnehmen.

Die Verstorbenen werden auf eine Strohmatte auf die rechte Seite gelegt, indem sich das Haupt auf die rechte Handfläche stützt, und sodann liegend begraben, im Gegensatze zu den Japanern, welche hockend beerdigt werden.

Ein eigenthümlicher Cultus der Ajno umfaßt die Bärenpflege. Gelingt es, junger Bären habhaft zu werden, so werden sie einer Frau übergeben, welche gerade ihren Säugling verlor. Diese muß nun die Thiere so lange säugen, bis sie größer geworden, sich von Hirschfleisch und Hülsenfrüchten nähren können. Sind die Bären endlich so stark, daß sie gefährlich werden könnten, so werden sie unter großen Festlichkeiten geschlachtet oder erwürgt. Alles jubelt und trinkt Saki und nur die Mutter weint um das — getödtete Kind.

In neuerer Zeit fanden schon Heiraten zwischen Ajnomädchen und Japanern statt, und so verschwinden langsam die alten Sitten des Volkes unter dem japanischen Drucke.

Zum Schlusse meines Bildes über die Insel Jesso kann ich mir die Behauptung erlauben, daß das Colonisationswerk innerhalb zehn Jahren sehr wenig Resultate erzielt hat. Die Küstenstriche sind sandige, unfruchtbar erscheinende Terrainstrecken, welche die eingewanderten Japaner der Bebauung



Kessel zum Fischthransieden.

nicht für werth halten, die im Inneren lebenden Ajno aber besitzen keinen Sinn für Agricultur*).

*) Es war ein sonderbarer Zufall, daß sich während meiner Anwesenheit auf der Insel die japanische Zeitung „Nogio Zaschi" mit einer statistischen Schilderung der Bodenverhältnisse befaßte. Sie sagt: Von der Totalfläche entfallen 7000 Quadratmeilen (englisch) auf bebaute Flächen, 6000 Quadratmeilen auf Weideplätze, 5000 Quadratmeilen auf Waldanlagen, 9000 Quadratmeilen auf Felsen und Lava. Nach meinen Erfahrungen schätze ich den bereits bebauten Boden auf höchstens 600 Quadratmeilen (englisch), die benützbare Weide auf 1000 Quadratmeilen Fläche. Das Wort „Waldanlage" entspricht keineswegs den thatsächlichen Verhältnissen. Wirkliche Anlagen bemerkte ich nur in der Nähe

Der Haupterwerbszweig der Japaner ist der Fischfang und die Gewinnung von Seegras. Besonders ist es die Westküste, welche überreich an Fischen ist. Die Zahl der jährlich gefangenen Häringe (inschin), Sardinen (iwaschi) und Lachse erreicht viele Millionen. (Im Nordwesten werden auch Wallfische gejagt.)

Die Fischerei beginnt im Mai und beschäftigt Alt und Jung. Jederman darf frei fischen, ist aber verpflichtet, 30 Percente des Erträgnisses an das Colonisations-Ministerium abzugeben.

Der Seetang wird von Juli bis October gewonnen, indem er mit langen Stangen gefischt, mittelst Boote an das Ufer gebracht und dort sogleich getrocknet wird, wozu es dreier heiterer Tage bedarf. Im frischen Stadium besitzt er eine Länge von 10 Meter. Geschnitten zu 1 Meter Länge wird er schließlich in Bünde gebunden und so auf den Markt gebracht. Der Export nach Japan und China beträgt jährlich 6000 Tonnen.

In der Spätherbstzeit befassen sich die ansässigen japanischen Fischer mit der Gewinnung des Fischthranes. Die großen, irdenen Kessel, worin das Oel ausgekocht wird, befinden sich im Freien und werden auch als Badewannen benützt.

Wenn das lustig brennende Feuer an den gebräunten Seiten des großen Kessels emporzüngelt, worin der reinlichkeitsliebende Japaner voller Behaglichkeit kauert, empfängt man den Eindruck, einen Mann zu erblicken, welcher sich selbst kocht.

---

der Farmen, und ihre Fläche wird nicht mehr als 2 Quadratmeilen betragen. Die anderen Waldungen haben die Japaner nur der Natur zu verdanken, denn sie sind im Urzustande. Es entfallen daher nach meiner Schätzung von dem 71.000 Quadrat-Kilometer großen Flächeninhalte des Inselfestlandes 66.800 Quadrat-Kilometer auf das vulcanische Gestein und die Urwälder.

IX.

Rückreise nach Schanghai.

Die Militär=Revolution in Tokio und ihre Ursachen. — Der Satsuma=Aufstand. — Saigo's tragisches Ende. — Ueberfahrt nach Schanghai. — Das Schiff in der Gewalt eines Taifuns. — Dem Sinken nahe. — Eine Schreckensnacht. — Errettung und Ankunft in Schanghai.

Ich traf zu guter Stunde in Hakodate ein; dasselbe Schiff „Tokachio Maru“, welches mich hieher gebracht hatte, lag eben dampfklar zur Abfahrt im Hafen bereit. Am nächsten Morgen verließ ich die Stadt. Es regnete in Strömen und ein dichter Nebel senkte sich über die See, so daß das Schiff einige Male anhalten mußte. Außer uns Dreien befand sich noch ein amerikanischer „Gelehrter“, welcher durch dumpfes Hinbrüten und constantes Schweigen seinem Titel gerecht wurde, sammt Frau und Kind an Bord. Die Frau schlief während der ersten Nacht trotz Regen und Kälte auf dem Verdecke.

Der Capitän des Schiffes entschuldigte das starke Rollen des alten Schiffes bei ruhiger See durch die allzu große Ladung, während bei der ersten Fahrt der Mangel an Ladung daran die Schuld trug. Frug ein neugieriger Passagier den Commandanten, wann wir in Yokohama eintreffen dürften, zuckte er lächend die Achseln und antwortete delphisch: „Wir befinden uns am Wege dahin.“ Als der Hafen von Yokohama vor uns lag, erklärte er das verhältnißmäßig frühe Eintreffen mit den Worten: „Das Schiff dampfte in einem günstigen Strome.“

Am nächsten Morgen fuhr ich nach Tokio, um mich bei dem englischen Gesandten Sir Harry Parkes zu verabschieden. In Tokio hatte mittlerweile eine Militär=Revolution stattgefunden, deren Ursachen in den Nachwehen der Satsuma=Rebellion zu suchen sind.

Um einerseits diesen Vorfall vom richtigen Standpunkte beleuchten zu können, und andererseits dem Leser einen klaren Ueberblick der gegenwärtigen politischen und socialen Verhältnisse Japans, insbesondere mit Berücksichtigung der europäischen Handelsbeziehungen zu bieten, wird es nöthig sein, in der Geschichte des Landes um 27 Jahre zurückzugreifen.

Am 8. Juli 1853 landete ein amerikanisches Geschwader von vier stattlichen Kriegsschiffen unter dem Befehle des Commodore Perry zu Uraga in der Provinz Sagamie und überreichte einen Brief, um im Namen Nordamerika's einen Freundschaftsbund und Handelsvertrag anzustreben *).

Nach acht Tagen segelte Perry wieder ab, mit der Bemerkung, er werde sich im nächsten Jahre die Antwort holen. Ganz Japan gerieth ob dieses unerhörten Ereignisses in große Aufregung. Die Daimios (Fürsten) setzten über Auftrag des Taikuns die Zugänge von Musaschi in Vertheidigungszustand, der Mikado ordnete öffentliche Andachten und Gebete an, damit der Himmel das bevorstehende Unheil abwehre, nur die einsichtsvollere Classe der Bevölkerung zog die augenscheinlichen Vortheile des Verkehres mit Fremden in Erwägung. Im Februar 1854 erschien Commodore Perry mit einer aus acht Schiffen bestehenden Flotte in der Bucht vor Tokio. Die Japaner beschworen ihn vergeblich, wieder umzukehren. Perry gab sich erst zufrieden, nachdem die Verhandlungen zu Kanagawa mit der Eröffnung der Häfen von Schimoda und Hakodate zu Ende geführt waren.

Der glückliche Erfolg der amerikanischen Expedition bewog die europäischen Mächte, und zwar zunächst die Russen, gleiche Ziele anzustreben. Die russische Fregatte „Diana", welche nach Schimoda geschickt wurde, ging aber am 23. December 1854 während eines Erdbebens, welches Schimoda zerstörte, zu Grunde. Trotzdem gelang es dem schiffbrüchigen Admirale Putiatin, die Eröffnung der Häfen von Nagasaki und Yokohama für die Russen zu erlangen. Erst im Jahre 1860 erzwangen die Holländer und Preußen ähnliche Begünstigungen.

Die Unzufriedenheit im Lande stieg von Stunde zu Stunde. Die Daimios rüsteten auf eigene Kosten Kriegsschiffe aus, und die alten, ehrwürdigen

*) Siehe Dr. Rein's „Japan".

Tempelglocken wurden zu Kanonen umgegossen, mit welchen man die größten Städte armirte. Besonders aber als es dem amerikanischen Delegirten Harris gelang, mit dem Taikun sprechen zu dürfen, zogen sich die einflußreichsten Fürsten von der Regierung zurück, und da der Mikado die erwähnten Verträge nicht anerkannt hatte, so schrien die mißvergnügten Samurai: „Ehret den Mikado und vertreibt die fremden Barbaren!"

Die natürliche Folge solcher bald offen ausgesprochenen, bald im Geheimen genährten Zerwürfnisse waren politische Intriguen, welche sich über alle Kasten erstreckten, und deren Spitze in erster Linie gegen die eingedrungenen Fremdlinge gerichtet war. Das erste Opfer der mächtigen Bewegung unter den Samurai war der liberale Fürst Ji Kamon. Auf dem Wege zu seinem Schlosse wurde er massakrirt und sein Kopf als abschreckendes Zeichen der Strafe, welche allen europäerfreundlichen Agitatoren bevorstünde, der Menge gezeigt. Die Mörder stellten sich selbst der Regierung mit der Bitte, so bald als möglich die Todesstrafe über sie verhängen zu wollen, deren Erfüllung nicht lange auf sich warten ließ.

Am 5. Juli 1861 wurde die englische Gesandtschaft zu Tokio überfallen. Um Mitternacht, während die japanische Wache schlief, drangen die Mörder in das Gebäude und hieben einige Engländer nieder, doch wurden sie durch die Revolverschüsse der übrigen in die Flucht geschlagen.

Zahlreiche Blutspuren erschlagener Europäer bezeichneten die Gesinnung der Samurai bis zu dem letzten Morde, welchem im Jahre 1874 der deutsche Consul Haber in Hakodate zum Opfer fiel. Ein junger Krieger erschlug ihn am hellen Tage hinterlistig mit seinem Schwerte.

Es ist eine sonderbare Charakteristik aller dieser Attentate, daß sie mit der unglaublichsten Feigheit ausgeführt wurden, wenngleich die Uebelthäter späterhin bei der Todesstrafe einen an's Ritterliche grenzenden Stoicismus zur Schau trugen.

Trotz der äußerst geschickten, diplomatischen Bemühungen Amerika's, Englands und Preußens war die Lage der massenhaft zuströmenden Colonisten eine gefährliche und zweifelhafte. Sie fühlten augenscheinlich die Achillesferse der mit dem Taikun abgeschlossenen Verträge, die ohne Ratificirung des

Mikado ziemlich werthlos waren. Dieser aber, dessen Macht und Einfluß zusehends wuchs, bereitete durch seine Beamten, die sich in alle Geschäfte und Handelsverbindungen hemmend und hindernd einmischten, Schwierigkeiten ohne Ende.

Nach Absendung der ersten japanischen Gesandtschaft nach Europa im Jahre 1862 berief der Mikado eine Versammlung der Daimios nach Tokio ein, um sich mit ihnen über wichtige Landesfragen zu berathen. Unter den Theilnehmern an der Conferenz befand sich auch der alte Fürst von Satsuma. Von einem zahlreichen Samurai-Gefolge begleitet, begegnete der Zug auf dem Wege von Tokio nach Yokohama einer aus drei Herren und einer Dame bestehenden Gesellschaft von Europäern, auf einem Spazierritte. Die japanische Sitte verlangte von allen Jenen, welche dem fürstlichen Aufzuge entgegen kamen, das Einbiegen auf Seitenwege. Die Europäer unterließen dies. Ohnehin von eingewurzelter Gehässigkeit erregt, zogen etliche der Krieger ihre Schwerter und drangen auf die Europäer ein. Der Kaufmann Richardson wurde getödtet, den Uebrigen gelang es, auf den schnellen Pferden Yokohama zu erreichen.

Die Engländer verlangten hierauf die Auslieferung des Fürsten. Da selbe aber nicht erfolgte, schossen sie im Frühjahre 1863 die Stadt Kagoschima in Trümmer. Die Japaner rächten sich dafür, indem sie die englischen und amerikanischen Gesandtschaftsgebäude einäscherten. Nicht genug daran, versuchten einige Fürsten, durch offene Wünsche des Mikado aufgestachelt, ihre Kriegskunst zur See, sie beschossen einzelne amerikanische, französische und holländische Schiffe, welche Angriffe wieder das Bombardement von Simonosaki und die Auferlegung einer nicht unbeträchtlichen Contribution zur Folge hatten. Solche Züchtigungen verfehlten nicht ihre Wirkung, die Japaner lernten die überlegene Kampfweise der Europäer fürchten, und fühlten ihre Inferiorität. Die Samurai waren bestrebt, aus dem Schaden die Vortheile zu gewinnen und versuchten die neu gewonnene, militärische Ausbildung zum ersten Male merkwürdigerweise nicht gegen die fremden Barbaren, sondern in dem blutigen Bürgerkrieg des Jahres 1868 gegen die zwieträchtige Mißwirthschaft des eigenen Landes. Um diese Zeit war eigentlich der Fremdenhaß

bei allen einsichtsvollen Persönlichkeiten geschwunden, und die Parole der einen Partei hieß, dem Mikado die alleinige Macht zuzusprechen, die der andern, selbe dem Taikun zu erhalten. Beide bewarben sich um die Gunst der Fremden, welche ihnen mit Kriegsmaterial und Instructoren unter die Arme greifen sollten. Die japanische Jugend lernte fremde Sprachen und wurde sogar zur höheren Ausbildung nach Europa geschickt.

Der regierende Taikun (Schogun) Histotsubaschi ließ sich am 19. November 1867 überreden, dem Mikado Mutsuhito (3. November 1850 geboren, seit 3. Februar 1867 der 121. Kaiser Japans) seine Abdication anzuzeigen. Es war geschehen; doch das unschuldige Schreiben kostete noch viel Blut.

Der zu Osaka in seiner Residenz ruhig lebende Taikun erhielt vom Mikado die Einladung, zum Hofe nach Kioto zu reisen, woselbst er gleiche Ehren genießen sollte wie die kaiserlichen Prinzen. Der wankelmüthige Mann ließ sich von einigen Rathgebern bewegen, an der Spitze seines Heeres nach Kioto aufzubrechen. Als dies die Samurai von Satsuma und Koshin vernahmen, wollten sie dem Taikun den Weg versperren, und es kam bei Fushimi zu einem Scharmützel, mit welchem der große Bürgerkrieg des Jahres 1868 begann. Es folgten in rascher Reihenfolge mehrere Kämpfe, bei welchen die Rebellen trotz ihrer Tapferkeit unterlagen.

Am 7. Februar wurde den europäischen Vertretern ein kaiserliches Handschreiben in feierlicher Weise überreicht, worin sich der Mikado zum ersten Male durch die Veröffentlichung seiner Unterschrift als alleiniger Herrscher von Japan manifestirte und sowohl den Anführer Tokugawa Kaiki, als alle Rebellen ihrer Rechte und Ehren verlustig erklärte. Zu gleicher Zeit wurde eine Armee zur Unterdrückung des Aufstandes ausgerüstet. Während der vielen Kämpfe, die mit wechselndem Glücke zwischen den Regierungstruppen und den Anhängern des Taikuns ausgefochten wurden und mit Unterwerfung der letzteren und der Verlegung der Hauptstadt von Kioto nach Yedo (von nun an Tokio genannt) am Ende des Jahres 1868 endete, regte sich doch noch einige Male, besonders als der Mikado alle Verträge mit den Europäern anerkannte, der Fremdenhaß. Zu derselben Stunde, als der jetzige englische Gesandte Sir Harry Parkes dem Mikado zu Kioto eine feierliche Aufwartung

machen wollte, entging er mit knapper Mühe einem Mordanfalle. Einige Zeit zuvor waren zehn Matrosen und ein Officier eines französischen Kriegsschiffes bei Osaka ermordet worden. Die japanische Regierung zeigte das tiefste Bedauern über diese traurigen Vorfälle und vollzog bereitwillig die von den Franzosen dictirten Strafen. Sämmtliche Samurai, welche an dem Attentate theilgenommen hatten, wurden zum Harakiri verurtheilt. Nachdem eilf den Selbstmord ausgeführt hatten, wurde den anderen auf die Verwendung der Franzosen das Leben geschenkt.

Der Aufhebung des Taikunates folgten noch weitere bedeutende und durchschlagende Reformen; das Feudalsystem der vielen Fürsten des Landes konnte sich nicht länger halten und fiel unter den Axtschlägen der fortschrittlichen Bewegung.

Das Land erhielt eine neue Provinz-Eintheilung, deren Gouverneurstellen zumeist von den früheren Daimios besetzt wurden, doch wurde den anderen Fürsten ein Zehntel ihrer früheren Revenuen belassen. Diese Einnahmen waren hinreichend für das Wohlbefinden der Edelleute, welche keine Samurai mehr zu erhalten hatten, doch für die letzteren genügte ein gleicher Percentsatz ihrer früheren Einnahmen in keiner Hinsicht. Die Regierung aber, welcher die Aufgabe zufiel, die Pensionen prompt auszuzahlen, machte bald die nicht erfreuliche Entdeckung, daß die Hälfte der Reichseinnahmen den entthronten Fürsten und Halb-Edelleuten (Samurai) zufließe, und der Bauer unter dem Drucke der hohen Steuern jammerte. So konnte es nicht länger fortgehen. Man sann auf Rath, und ein Finanzgenie verfiel auf die Idee der „Abfindung". Die Pensionisten erhielten unerwartet anstatt der Lebensversorgung eine Obligation, welche die Regierung von der weiteren Auszahlung der Jahresrenten enthob.

Die meisten Aufstände und Rebellionen finden ihren Anfang in den geschädigten materiellen Interessen der Betheiligten. So ließen auch die Samurai nicht lange auf sich warten. Bis zum Jahre 1877 gährte es bald hier, bald dort, überall gab es kleine Scharmützel, um den Mikado von seinen schlechten Rathgebern zu befreien. Im Jahre 1877 aber war es kein Geringerer, als der hochverehrte General Saigo, welchem der Mikado hauptsäch-

lich die alleinige Kaiserkrone zu verdanken hatte, ein Mann, welchen das Volk heute noch als Helden vergöttert, der als ehemaliges, maßgebendes Mitglied des Staatsrathes, mit einem Vorschlage zum Kriege mit Korea durchgefallen war, und dadurch verletzt, eine Rebellion heraufbeschwor, die dem Lande viel Blut und Geld kostete. Er hatte sich in seine Heimat Kagoschima zurückgezogen und dort eine Kriegsschule für Samurai geschaffen, in welcher im Jahre 1875 bereits 30.000 Krieger mit der Verpfändung ihres Lebens inscribirt waren.

Was beabsichtigte Saigo? War es ihm, dem bewährten General, wirklich nur darum zu thun, den Mikado, seinen Herrn, von den schlechten Rathgebern zu befreien? War er wirklich der uneigennützige Held mit der Krone des Märtyrers? Oder schlummerten tief verborgen in seiner Seele geheime Gedanken eines verlockenden, höheren Zieles? — Er ist todt.

Im Jänner 1877 brach er mit einem Heere von 14.000 treu ergebenen Samurai auf gegen Norden. Die Regierung entbot in der Eile eine Gegenarmee, um den Löwen zu bändigen. Unter dem Absingen des Liedes der Satsuma-Rebellen kam es bei Jawarasaka zu einer Schlacht, in welcher die Rebellen mit ungeheuren Verlusten geschlagen wurden. Bis zum 14. December wiederholten sich die Treffen mit unglücklichen Ausgängen. An diesem Tage wurde der tapfere Saigo, von nur 500 Mann umgeben, bei Kagoschima von 14.000 Mann Regierungstruppen angegriffen. Der Kampf währte nur kurze Zeit. Saigo wurde verwundet. Sein Freund Reppu hieb ihm den Kopf ab und verscharrte ihn.

Als man die Getödteten agnoscirte, fand man das Haupt des Führers, der in prunkender Marschallsuniform an der Spitze eines Heeres ausgezogen und in dem unscheinbaren Kittel eines Arbeiters gefallen war. Der Commandant der Kaiserlichen wusch als Zeichen der höchsten Verehrung Saigo's Kopf und ließ hierauf die Gefallenen in einem Tempel in Kagoschima bestatten. So endete die Satsuma-Rebellion, die 6400 Todte, 10.500 Verwundete und der Regierung 42 Millionen Gulden gekostet hatte.

Wenngleich die Regierung mit den Theilnehmern an der Rebellion glimpflich und milde verfuhr, so blieben doch nicht die Nachwehen aus, welche sich zunächst im Militär-Aufstande zu Tokio äußerten.

Die Unzufriedenheit im Soldatenstande wurde durch den Umstand herbeigeführt, daß nach der Satsuma-Rebellion nur die Officiere mit Kriegsdenkmedaillen betheiligt wurden und die Mannschaft leer ausging. Seit nun noch der von allen Seiten bedrängte Finanzminister den Sold der Mannschaft schmälerte, gährte es unter dem Militär. Wer je die im japanischen Volke tief eingewurzelte Höflichkeit kennen gelernt hat, wird sich leicht einen Begriff von der Militär-Subordination machen können. Der Vorgesetzte wagt es nicht, einen kategorischen Befehl ergehen zu lassen, der Soldat seufzt unterthänigst bei der Entgegennahme eines ausgesprochenen Wunsches und thut dann, was er will, und nicht, was er soll. Der Verkehr zwischen den Soldaten ist über alle Maßen ceremoniell und ohne eine Spur von Strammheit. Es kommt vor, daß angetrunkene Soldaten mit gezogenem Yatagan auf einander eindringen, die Europäer insultiren oder selbst die Polizeileute, die allein braven Organe der Sicherheit, jämmerlich durchprügeln; solche Ausschreitungen geschehen sogar vor den Augen der Officiere. Bei einer solchen Demoralisation war es zu wundern, daß die Regierung nicht energische Abhilfe traf.

Am 27. August belauschte ein Beamter das hastige Gespräch zweier Soldaten. Sie besprachen ein Signal von zwei Kanonenschüssen, welche auf dem Castelle abgefeuert werden sollten, und die bevorstehende Meuterei. Dem Beamten blieb gerade noch so viel Zeit übrig, um zu irgend einem Minister zu laufen und das Gehörte zu melden. Bis das Signal ertönte, hatte die Regierung nur geringe Schutzmaßregeln treffen können.

Die Urheber der Meuterei waren die Leibgarde-Artilleristen des Mikado, deren Caserne in der Nähe der englischen Gesandtschaft stand. Hier fand auch das Treffen zwischen den Rebellen und den entsendeten Regierungstruppen statt. Es wurde viel hin und her geschossen, doch die dunkle Nacht verhinderte ein zu großes Blutvergießen. Die Kugeln pfiffen über das englische Ministerium und die Mehrzahl schlug in einen rückwärts befindlichen Erddamm ein. Die Meuterer wurden schließlich, nachdem in Summa circa 30 Mann gefallen waren, überwältigt, 300 wurden gefangen genommen und eingesperrt, die übrigen entflohen.

Während des Aufruhres fehlte es nicht an aufregenden, zumeist aber tragikomischen Scenen. Ein Haufe war zur Wohnung des Ministers des Innern, Ito, dem bedauernswerthen Nachfolger des vor Kurzem ermordeten Ikubo, gedrungen und wollte das von zahlreichen Schüssen durchlöcherte Haus in Brand setzen. Doch die mittlerweile anmarschirten Regierungstruppen zwangen die Aufrührer zum Rückzuge. Der Minister war noch rechtzeitig zum Kaiser geflohen, was jene Herren in allen bedenklichen Lagen thun. Der Mikado galt bisher immer, selbst den Rebellen, als geheiligte Person. Es heißt, er trage keine Schuld an dem Unglücke des Landes, er sei nur schlecht geleitet und von unredlichen Rathgebern umgeben. Diese aber sollen unschädlich gemacht werden.

Ein anderer Trupp von 300 Mann zog zum kaiserlichen Palast und verlangte den Mikado zu sehen. Als ihnen bedeutet wurde, unter solchen Umständen etwas Unmögliches zu begehren, schoß sich einer der fanatischen Soldaten an Ort und Stelle eine Kugel durch den Kopf. Zur Zeit meiner Anwesenheit in Tokio war die allgemeine Stimmung gedrückt, und eine unheimliche Stille gab sich allerorts kund. Bestraft man die Rebellen, hieß es, so wird ihr Andenken als Märtyrer fortleben, gehen sie straflos aus, d. h. erhalten sie anstatt des verdienten „Haslingers" die angestrebten Medaillen, so wird der Putsch als Erfolg gedeutet, und die Demoralisation faßt nur festere Wurzel.

Der Umstand, daß der Mikado die Stadt bald darauf verließ, um eine Rundreise durch das Land anzutreten, erhöhte nur die Verlegenheit der Minister. Dieselben fuhren, weil sie ihres Lebens nicht sicher waren, immer mit einer fünf Mann starken Cavallerie-Bedeckung durch die Straßen von Tokio.

Vor einigen Tagen fuhr eine Excellenz in dieser Weise in ihre Wohnung. Ein alter Mann mit einer Bittschrift in der Hand drängte sich zu dem Wagen und warf sich auf die Erde. Dieses unerwartete Ereigniß hatte zur Folge, daß die Cavallerie-Bedeckung nach allen Seiten hin „ausriß", und dem Minister wurde so Gelegenheit geboten, die Bittschrift in Empfang zu nehmen und seinen Schrecken durch ein gutes Werk zu verbergen.

Im Hause der deutschen Gesandtschaft hatte ich die Ehre, Sr. Excellenz dem Minister des Inneren, Ito, vorgestellt zu werden. In seiner Zerstreutheit fragte ein Herr der Gesandtschaft den keinen Augenblick seines Lebens sicheren Minister um sein Befinden. Wehmüthig blickte er mit einem echt japanischen Seufzer zu der Salondecke und melancholisch antwortete er: „Ich danke — gut."

Meine Tage in Japan waren gezählt. In Yokohama begegnete ich noch einmal meinem Freunde, Bergwerksdirector Ullrich, welcher über Amerika heimwärts fahren wollte. Wir feierten unseren Abschied in herzlicher Weise. Unsere Wege trennten sich, der seine führte zur Cultur — nach Osten, der meine nach der Wüste Kopi (Gobi) im Westen.

Der Postverkehr zwischen Yokohama und Schanghai, diesen zwei bedeutendsten Handelsstädten des fernen Ostens, findet wöchentlich ein Mal statt. Die Schiffe der japanischen Mitzu-Bischi-Post-Compagnie sind amerikanische Holz-Raddampfer mit einem Gehalte von 2—4000 Tonnen und für den Personenverkehr auf das eleganteste und bequemste ausgestattet. Der vordere Theil des Schiffes bis zu den Schaufelrädern — genannt Steerage — ist den Deckpassagieren zugewiesen. Am rückwärtigen Theile ziehen sich die Cabinen der Passagiere in zwei Stockwerken um den Rumpf des Dampfers und schließen in der unteren Ellipse den großen Speisesalon ein, über welchem sich der kleinere Musik- und Lesesalon befindet.

Ich schiffte mich am 11. September 1878 auf der „Tokio Maru" ein, um nach Schanghai zu dampfen. Um 4 Uhr Nachmittags wurden die Anker gelichtet. Die See war ziemlich ruhig, das Leben auf der Steerage lustig und laut. Die japanischen Mädchen und Frauen, welche nach Kobe oder Nagasaki reisten, kicherten und lachten in ihrer frischen, fröhlichen Weise und beschäftigten sich bald ungenirt mit ihrer Lebensaufgabe: der Toilette. Die Japaner standen in Gruppen auf dem Deck; ein Theil winkte noch die letzten Abschiedsgrüße zum Ufer, ein anderer conversirte lebhaft über das Wetter und ein dritter ließ die Bierflasche in der Runde kreisen.

Es war 5 Uhr, und der Hafen lag bereits in weiter Ferne hinter uns, selbst der 13.000 Fuß hohe, alte Vulcan Fusiyama erschien nur mehr

wie ein Nebelphantom. Plötzlich entstand ein dumpfes Gemurmel unter den Passagieren. Die Japaner liefen rathlos nach allen Richtungen. „Wo ist der Capitän? Ein Mann über Bord!“

Ein Japaner, der sich in süßen Rückerinnerungen am Schiffsgeländer geschaukelt, hatte bei dem zunehmenden „Rollen“ des Schiffes das Gleichgewicht verloren und war in das Meer geplumpst. Es dauerte lange, bevor der Capitän das Unglück erfuhr und seine Anordnungen zum Halten des Schiffes und zum Aussetzen des Rettungsbootes ertheilen konnte. Dann aber geschahen alle Maßregeln staunenswerth schnell. Wir Passagiere sahen mit athemloser Spannung dem Verlaufe des Manövers zu.

„Da — da ist er! — Nein, es ist Täuschung! Jetzt sinkt er unter! Ach, der Arme!“

In weiter, weiter Ferne erblickte ich den Kopf des Schwimmers, so groß wie einen Stecknadelkopf, von den ziemlich hohen Wellen bald emporgehoben, bald wieder in die Wasserfurchen hinabgerissen. Ein in das Wasser geworfener Sicherheits-Schwimmgürtel trieb in entgegengesetzter Richtung in das Meer hinaus. Das Rettungsboot mußte vom Schiffe aus mit Signal dirigirt werden, weil die Bemannung den Unglücklichen nicht erblicken konnte. Doch dieser erhielt sich über den Wogen, und von Secunde zu Secunde wurde der Zwischenraum zwischen dem Schwimmer und dem Boote kleiner.

Gott sei Dank, endlich!

Der Steuermann zog den Burschen, der in demselben Momente bewußtlos wurde, in das Boot und brachte ihn zu uns.

Steif und starr wie eine Gliederpuppe lag er auf dem Deck, und der Schiffsdoctor bemühte sich, seine Lebensgeister wieder zu wecken. Das Klopfen mit der flachen Hand auf dem Rücken und das Einträufeln von Brandy zwischen die blauen Lippen hatten Erfolg; er gab dem Meere wieder, was es ihm zu viel gegeben; des Abends lag der Gerettete, in dicke Wolldecken eingewickelt, auf dem Bette einer Cabine erster Classe und verlangte mehr — Brandy.

Den nächsten Tag stellte sich ein abscheuliches Wetter ein; es regnete und stürmte bei einem so undurchdringlichen Nebel, daß das Schiff einige

Male anhalten mußte; ja wir fürchteten wirklich die Nähe ein Taifuns, der in Yokohama allerorten prophezeit wurde. Doch in der Nacht änderte sich das Wetter, und um 2 Uhr sah ich den Himmel sternenhell. Die weitere Seereise über Kobe durch den herrlichen Canal nach Nagasaki blieb ungetrübt. Doch böse Tage sollten folgen.

Ich will zunächst einige allgemeine Daten über jene furchtbaren Wirbelstürme voraussenden, die jahraus jahrein ihre Opfer an Gut und Leben verlangen und erhalten. Taifune (nach dem Chinesischen Ta-fun, d. h. großer Wind), auch Cyclone genannt, sind Wirbelwinde, deren Gebiet der atlantische, der stille Ocean, das bengalische und hauptsächlich das chinesische Meer ist. Der Halbmesser solcher Stürme erreicht oft die Länge von einigen hundert (englischen) Meilen. Die Rotation des Sturmes ist immer gegen die Sonne, deshalb nördlich des Aequators der Zeigerbewegung einer liegenden Uhr entgegengesetzt, südlich des Aequators mit der Zeigerbewegung zusammenfallend. Jeder Taifun hat außerdem eine vom Aequator sich entfernende, fortlaufende Bewegung seines Mittelpunktes, und soweit als bekannt, hat bis jetzt noch kein derartiger Sturm den Aequator passirt. Schwankungen im Luftdrucke, ein außergewöhnliches Fallen des Barometers, dann eine rothfeurige Färbung des Himmels, dichter Nebel rund um den Horizont bis zur Höhe von 20 Graden, welcher, rapid steigend, das ganze Gesichtsfeld röthlichgrau, selbst violett färbt, schließlich der näherrückende Donner und das ächzende Getöse der entfesselten Elemente kennzeichnen die Nähe des Sturmes. Die in hohem Maße zur Geltung gelangende Centrifugalkraft ist Ursache, daß die Atmosphäre im Innern des Taifuns dünner wird, daß somit im Centrum ein überraschendes Sinken der Barometersäule stattfindet*), die Höhe des Meeresniveau's gegen das Sturmcentrum zu steigt und die sogenannten „Sturmwellen" entstehen, die, oft zu immensen Wassersäulen emporwachsend, Wasser und Wolken verbinden und, sobald sie die Küste berühren, ganze Ortschaften so plötzlich überschwemmen, daß sämmtliche Bewohner zu Grunde gehen. Nehmen wir daher ein Schiff an, welches den Taifun durchkreuzt, so

*) Im Centrum des Taifuns zeigte mein Aneroidbarometer 732·5 Millimeter gegen 760·7 in Yokohama.

sinkt dessen Barometer continuirlich bis zum Centrum, um dann wieder entsprechend zu steigen; die Stärke des Windes aber nimmt gegen den Mittelpunkt zu ab, so daß hier oft complete Windstille herrscht.

Wir verließen also Nagasaki am 17. September um 4 Uhr Nachmittags bei nebeligem, regnerischem Wetter. Nach einer Stunde Fahrt ließ der Capitän das Schiff wenden, und wir fuhren wieder nach Nagasaki zurück; das Barometer fing an zu tanzen. Im Hafen hatte sich die Quecksilbersäule bereits beruhigt, und der Capitän beschloß, bei Beginn der Nacht die Reise nach Schanghai fortzusetzen. Diese Nacht verging im süßen Schlummer. Der nächste Tag brachte nichts Erwähnenswerthes, und so verging auch die zweite Nacht in gewohnter Ordnung. Um 4 Uhr Früh wurde ich munter. Das Schiff rollte in einer Weise, wie ich es bisher nicht erlebt hatte. Bei jeder Seitwärtsbewegung mußte ich mich an die in das Bett eingehängte Cabinenthür anklammern, um nicht aus demselben geschleudert zu werden. Um 7 Uhr stand ich auf und nahm Thee, mein Magen duldete aber nichts Warmes. Ich begab mich sodann auf das Deck, wurde jedoch von dort in den Salon commandirt, da beständig Sturzwellen über Bord schlugen. Der Wind ging merkwürdigerweise nicht so scharf, dafür aber gährte und tobte es im Meere, als wühlte da unten ein Sturm, der keinen Ausweg fand.

Wir lagen unser sieben Passagiere — zum Glücke waren keine Frauen darunter — im Conversations-Salon herum, nachdem wir die umhergeschleuderten Fauteuils und Sessel zu einer Barricade zusammengekoppelt hatten; der eine war auf einen angeschraubten Tischfuß gestützt, der andere mit dem Rücken auf ein Fleckchen Polsterung gelehnt.

Ich stand bei der rechtsseitigen Glasthür, hielt einen Pfeiler krampfhaft umarmt und starrte in das brausende, tobende Meer. Die Wellen bildeten ganze Landschaften von Bergen, Thälern und Abgründen. Das Schauspiel des scheinbar bis zum Grunde aufgewühlten Wassers war grauenhaft schön und imponirend, der Gegensatz von der Allgewalt der Natur und der Nichtigkeit des Menschen überwältigend.

Während die ersten verunglückten Matrosen — sie wurden in Folge der ungeheuren Schiffsbewegung gegen feste Gegenstände geschleudert — zum

Doctor gebracht wurden, der sie nothdürftig verband, hielt plötzlich die Maschine an, und aus dem Quarterdeck übertönte das Geschrei: „Feuer!" das Brausen der Wogen. Wir eilten, so gut es ging, hinab. Die Matrosen liefen mit Schläuchen und Spritzen nach allen Richtungen. Die Lucken waren schon geöffnet, und trotzdem konnte der dichte Qualm keinen rechten Ausgang finden. So manches Gesicht erbleichte und manche Hand fuhr zitternd über die Stirne. Sechshundert Kisten mit Zündhölzchen waren in Brand gerathen; daher kam der schreckliche Qualm. Glücklicherweise wurde der Brand rechtzeitig entdeckt, nach einer halben Stunde waren die Flammen erstickt, und der Befehl des Capitäns, die Kisten über Bord zu werfen, wurde ziemlich schnell ausgeführt.

Wir lagen wieder im oberen Salon, still und wortkarg, im bunten Durcheinander. Es war gegen Mittag. Ich hätte nie gedacht, daß die Wogen noch höher wachsen könnten, als ich vorher sah. Und doch sollte es noch ärger kommen. Es war nicht mehr möglich, auf dem Schiffe zu gehen. Sollte irgend ein Ziel erreicht werden, so mußte dies in Sprüngen von einem befestigten Gegenstande zum andern geschehen.

Eine unheimliche Pause trat ein. Das Schiff schien einen Moment am Meeresgrunde angenagelt zu sein; es bewegte sich nicht. Aber — als hätte es nur Athem geholt, um mit desto größerem Widerstande seine Breitseite den anstürmenden Wassermassen entgegensetzen zu können, so neigte es sich jetzt nach rechts, wie um sich ganz zur Seite zu legen, dann wieder schnellte es empor — und dann ein Krach, so entsetzlich, so durch Mark und Bein dringend, wie der Donner eines zündenden Blitzstrahles. Entsetzt sprangen wir auf. Tödtlicher Schrecken lag Allen auf den Gesichtern.

Ich riß die Salonthüre auf und sah hinaus. Neben mir stand der amerikanische Geologe Hague. Das Bild werde ich im Leben nie vergessen. Ich sah durch den dünnen Nebel des Sturmes den Schiffscommandanten, nach allen Seiten mit Tauen am Schiffsgeländer angebunden, ebenso bestürzt wie ich in den gähnenden Abgrund blicken, welcher zwischen uns das Schiff in zwei Hälften theilte.

„Entweder ist der Kessel zersprungen oder das Schiff ist geborsten. Wir sind verloren!"

Und dennoch mußte ich in das wehmüthige Lächeln des Geologen einstimmen, der mit dem Kopfe nickte und sagte: „Schade, schade!“

Bei Gott! Ich wartete gefaßt auf das Sinken des Schiffes und überlegte mir nur die Zeit, wie lange es etwa noch dauern dürfte: „In sieben Minuten ist Alles vorbei! — Vorbei! — Schade!“ —

Aber das Schiff sank nicht. Das Oberdeck hatte zwar der Wassergewalt nicht widerstehen können und war bis zum Maschinenraume eingestürzt, doch der Schiffskörper, fest gebaut, blieb intact. Wohl hatte der Bruch sein Opfer gefordert; einige Verwundete vergrößerten unser Hospital, aber Niemand stürzte in das Wasser, trotzdem die Küche und einige Cabinen weggeschwemmt waren. Einen Moment lang ruhte Alles, selbst die Macht des Sturmes schwieg. Dann aber ging's von neuem los. Unheimlich pfiff und heulte der Sturm durch die Masten und die Takelage. Die Kesselfeuer schienen erloschen zu sein, denn das Wasser stand bereits 2 Fuß hoch im Maschinenraume. Einige Japaner der Steerage hatten sich zu uns in den Salon geflüchtet. Einer umklammerte die Füße des Claviers und weinte bitterlich, ein Zweiter lag mit verbundenem Kopfe neben ihm und starrte stumpfsinnig zu Boden, ein Dritter, ein noch junger Bursche, hatte sich in seiner Todesangst zum Schwimmen entkleidet und zähneklappernd faltete er betend die Hände, auf daß ihm sein Gott helfe.

Und der Tag verging gar langsam. Ich glaube kaum, daß irgend Einer den kommenden Morgen erhoffte. Gegen Abend zogen wir uns sprungweise in den Speisesalon zurück. Eine Schiffslampe erleuchtete nothdürftig den Raum. Ich hatte den Fuß eines Tisches umklammert und lag wie die Anderen auf dem blanken Fußboden. Bald war es, als ständen wir in der Mitte eines Kleingewehrfeuers, so knarrten und knatterten alle Fugen des Schiffes wie aus Schmerz darüber, daß es sich der andrängenden Wasserwogen nicht zu erwehren vermochte.

Da krachte es abermals, fürchterlicher als zuvor, und gleich darauf drang ein Wasserstrom in den Salon und schlug mit solcher Gewalt gegen die vergoldeten Wände, daß der weiße Schaum an die Decke und hinüber zur andern Seite spritzte. Niemand wußte, was geschehen. Später erfuhren



Das Schiff im Taifun.

wir, daß der linke Radkasten zertrümmert und ein Theil der anschließenden Verschalung eingedrückt worden war. Während der ganzen, langen Nacht wiederholte sich im Salon das Schreckensbild der hereinstürzenden Wasserwogen.

Unser wackerer Capitän stand während der Zeit der Gefahr beständig auf seinem Posten, fort und fort von Wasserfluthen überspült. Ruhig und besonnen, kaltblütig und entschlossen ertheilte er seine Befehle, und nur seiner Energie hatten wir es zu danken, daß die Kesselfeuer nicht verlöschten und die Manövrirfähigkeit des Schiffes nicht verloren ging, denn die verzagten Feuermänner wollten fliehen, weil das Wasser im Maschinenraume immer höher und höher stieg. Gleichwohl hielt auch er das Schiff für verloren.

Doch zurück in den Salon. Es ist Mitternacht.

Bei der Lampe liegt ein älterer Herr, ein amerikanischer Missionär; er betet. Neben ihm liegt ein graubärtiger Alter, der auf einem Blatte Papier zu schreiben versucht, ein Abschiedswort vielleicht, denn der Capitän will ein Fäßchen, das unser Schicksal und Ende — in kurzen Worten niedergeschrieben — enthält, dem Meere anvertrauen und so versuchen, auf diese Weise eine letzte Nachricht von uns der Mitwelt zu geben. Da erhebt sich von seinem Lager ein junger Amerikaner, bleicher wie der Tod, denn er leidet an Dysenterie. „Boy — boy — brandy!“ ruft er. „Bring brandy!“ Der Ruf findet Anklang. Es dauerte lange, bevor der „Boy“ zwei unbeschädigte Flaschen mit Brandy auffinden konnte. Endlich gelang es, und eine freundliche Einladung, mitzutrinken, half für den Augenblick das Schreckliche unserer Lage vergessen. Der Sturm aber wüthete fort, und wir tranken.

Es wurde Morgen. Ich ging in die Cabine und warf mich nach der schlaflosen Nacht auf mein nasses Lager in der Hoffnung auf etwas Ruhe. Und richtig, ich schlief bis Mittag, zwar nicht fest, weil ich sonst aus dem Bette geschleudert worden wäre, aber ich erholte mich doch ein wenig. Als ich erwachte, schien sich die Situation etwas gebessert zu haben, denn die Maschine war im Gange, obgleich das Schiff bei jeder Umdrehung des Rades zitterte, als müßte es in der nächsten Secunde in tausend Splitter zerstäuben. Mir gefiel es im Bette. Ich rief den „Boy“ und ließ mir eine Flasche

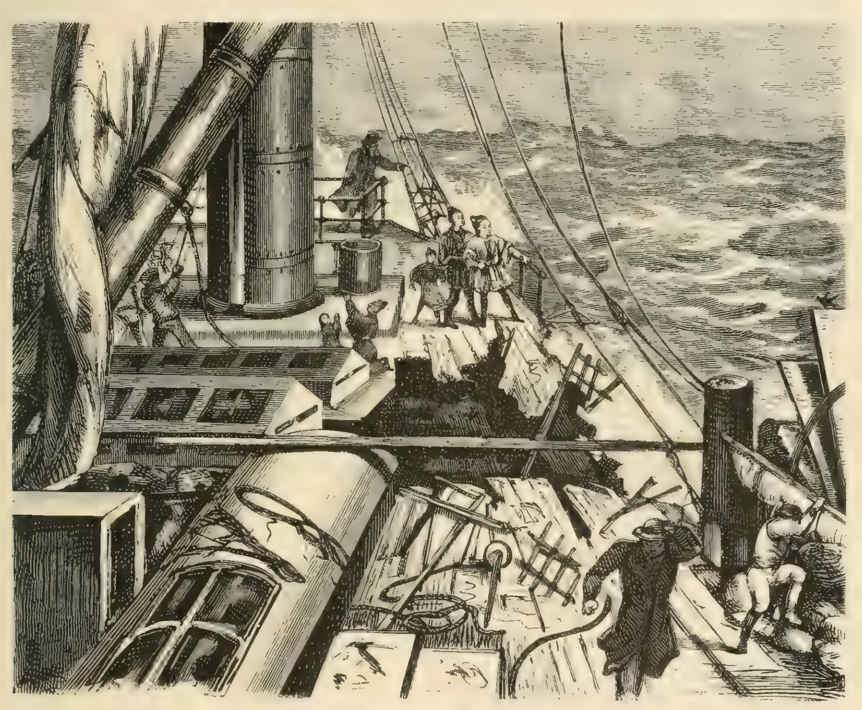
Champagner bringen, die ich in zwei Zügen leerte, so daß ich in festeren Schlaf verfiel. Gegen 4 Uhr Nachmittags erweckte mich das Freudengeschrei: „All right, wir haben den Taifun passirt!“

Das Wasser brodelte noch thurmhoch, aber die Vehemenz des Sturmes hatte nachgelassen. Wer es nie erfahren hat, was der Ruf: „Land! Land!“ nach solchen Tagen der Gefahr und Aufregung für eine Wirkung erzeugt, wie ein fernes, unruhiges, rothes Licht, der Schimmer eines Leuchtthurmfeuers die erloschenen Lebenshoffnungen zur hellen Flamme anfacht, der denke sich mit mir um 7 Uhr Abends in den Musiksalon der „Tokio Maru“ versetzt. Jedes Auge der Geretteten spricht mehr, als der Mund sagen kann, ein einziger Händedruck erzählt eine ganze Geschichte; jeder Rang verschwindet, Matrose und Commandant verkehren brüderlich-freundlich.

Am 21. September, Samstag, in den Morgenstunden ankerten wir an der Yang-tze-Mündung, 84 (englische) Meilen von Schanghai. Die Morgensonne beleuchtete das Schiff — ein Bild des Jammers. Der Sturm hat alle Rettungsboote weggerissen und die armdicken Eisenstangen, ihre Träger, wie Strohhalme geknickt; der rechte Radkasten ist zertrümmert, das Oberdeck beiderseits eingestürzt, das Schiffsgeländer, einige Cabinen und eine große Anzahl Cajütenthüren weggetragen, von verunglückten Sesseln, Tischen, Bänken, Passagier- und Frachtgütern gar nicht zu reden.

Capitän Sween kam diesen Morgen das erste Mal in Sicht. Das war ein Händeschütteln, so herzlich, so aufrichtig, so ehrlich gemeint, daß ein kleiner Mißton gar nicht weiter beachtet wurde. Der amerikanische Missionär beschwerte sich nämlich darüber, daß die Mitpassagiere, anstatt sich in würdiger Weise für das nahe Ende vorzubereiten, mehr dem Brandy zugesprochen hätten. Als Antwort zeigte ihm der Capitän eine von ihm selbst ausgeleerte Brandyflasche mit dem Bemerken, es sei keine leichte Aufgabe, ohne Stärkung den Muth vollauf zu behalten. Denselben Abend baten wir den Capitän und die Schiffsofficiere in den oberen Salon, wo wir ihnen bei einem Glase Champagner unseren Dank in einer schriftlichen Adresse ausdrückten und in amerikanischer Weise nach einem dreimaligen: Hipp-hipp-hipp ein donnerndes Hurrah entgegenbrachten. — Bei unserer Weiterfahrt am 22. auf dem Wusung-

River (den 21. arbeiteten alle Pumpen des verankerten Schiffes) beglückwünschten uns die passirenden Schiffe mit Hurrahgeschrei. Um 10 Uhr Morgens ankerten wir vor Wusung. Wir Passagiere überstiegen auf die bereitstehende Post-Dampfbarcasse und kamen um 11 Uhr in Schanghai an, wo wir, die man schon für verloren gehalten, auf das herzlichste begrüßt wurden.



Nach überstandener Gefahr.

Wenige Tage darauf lief in Schanghai die Nachricht ein, daß während des Taifuns zwei Segelschiffe an der südlichen Küste von Korea gescheitert seien. Die gerettete Mannschaft wurde von den Koreanern gefangen genommen, jedoch freundlich behandelt. Ein zum Zwecke der Nachforschung ausgerüstetes Kriegsschiff nahm später die verunglückte Mannschaft auf und brachte sie nach Schanghai.

Graf Széchenyi befand sich bereits in Peking und unterhandelte, unterstützt von dem österreichisch-ungarischen Generalconsul Ritter von Boleslawski,

mit den chinesischen Ministern über die Landreise. Auch Herr von Loczy war bereits mit reichen Sammlungen von seinem Ausfluge auf dem Poyang-See nach Schanghai zurückgekehrt und wußte viel zu erzählen von der Unfreundlichkeit und feindseligen Gesinnung der Chinesen des inneren Reiches. An einem bösartigen Fieber erkrankt, war er ausschließlich auf die Hilfe und Unterstützung der katholischen Missionäre angewiesen gewesen. Gänzlich erschöpft, erreichte er nach einer mehrwöchentlichen Tour theils zu Schiffe, theils zu Land wieder Schanghai. Ich benützte die Zeit bis zum Eintreffen des Grafen zu einer vollständigen Triangulirung der hervorragendsten Objecte und der Umgebung von Schanghai und berechnete in Folge eines Ansuchens des Tautai den Flächeninhalt des Settlements-Territoriums. Die Tage verflogen bei der Arbeit, die Abende in der angenehmen Gesellschaft meiner Freunde in den Clublocalitäten oder auf dem Privat-Observatorium Dr. Little's.

Endlich traf die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des Grafen Széchenyi ein. Erwartungsvoll ob des Ausganges seines Bestrebens, die chinesische Regierung für ein solches großartiges Reise-Unternehmen zu gewinnen, gespannt auf die Eindrücke, welche der Graf aus der kaiserlichen Residenz und den Conferenzen mit so hochgestellten Männern empfangen und mitbringen mußte, stand ich am Landungsquai. Eine leichte Rauchwolke lagerte in weiter Ferne über dem Wusung-River. Bald erblickte ich den qualmenden Schlot des aus dem Flußbuge hervorsteuernden Dampfers. Eine Viertelstunde später rasselte der Anker des Schiffes in die Tiefe. Graf Széchenyi war mit dem Resultate seiner Reise nach Peking zufrieden und hoffte das Beste für die Zukunft.

X.

Von Schanghai nach Hankou.

Der in Tien-tsin residirende Vicekönig Li-hung-tschang. — Melonenkerne. — Nach Peking. — Die Residenz und der Kaiser. — Die Verhandlungen im Tsungli-yamen. — Die große Mauer bei Nan-kou. — Der Geleitsschein. — Chinesische Zeitungen. — Ausrüstung für die Landreise. — Abreise von Schanghai. — Der Yang-tze-kiang. — Nanking und Kiukiang. — Ankunft in Hankou. — Handel und Wandel in Hankou. — Besuch bei dem Statthalter von Hupeh. — Gegenbesuch. — Abschied von der Civilisation.

Graf Béla Széchenyi hatte Schanghai am 22. November verlassen. Nach einer stürmischen Seefahrt (das durch den Taifun aufgeregte Meer bedurfte einige Tage zu seiner Beruhigung) erreichte das Schiff am 26. Tien-tsin am rechten Ufer des Pei-ho, einige Fahrtstunden von der Westküste des Petschili-Golfes entfernt, bereits im Innern der Provinz Petschili. Während der strengen Wintermonate, wenn der Fluß zugefroren ist, wird die Schifffahrt eingestellt und die Post von Peking nach Schanghai über Land mittelst Couriere besorgt.

Tien-tsin ist anmuthig gelegen. An dem mit Bäumen geschmückten Quai, woselbst die chinesischen Verkäufer ihre Früchte, Fische und Zuckerbäckereien mit überzeugender Beredtsamkeit anpreisen, schließt sich das europäische Settlement. Die chinesische Stadt aber birgt in ihrem Inneren die Residenz des großen Reformators Li-hung-tschang, des Mannes, dessen Verfügungen und äußeres Auftreten ein gewisses Sympathisiren mit europäischem Wesen charakterisirt.

Li-hung-tschang, der Vicekönig von Petschili, übt auf alle Verhandlungen in Peking einen großen, fast entscheidenden Einfluß; im Ministerrathe dominirt seine geistige Ueberlegenheit über alle Collegen, und die nächste Folge davon

mußte es sein, daß er von den Uebrigen nicht nur gefürchtet, sondern auch — gehaßt wird. Er ist sich dessen vollkommen bewußt und verzichtet, den kurzen Proceß wohl kennend, durch welchen man sich in China unangenehme Concurrenten vom Halse schafft, auf die Annehmlichkeiten der Landeshauptstadt, nimmt niemals an den Conferenzen im Tsungli-yamen zu Peking persönlich theil, schlägt jede Einladung hoher und höchster Persönlichkeiten, die Residenz zu besuchen, höflichst aus und verschanzt zu Tien-tsin den Palast mit einer kleinen Armee erprobter Höflinge, Diener und Soldaten. Im ganzen Osten China's genießt er die Bewunderung und das Vertrauen des Volkes, während sein Rivale Zo-zung-tang die Bewohner des Westens zu zitternder Vergötterung hinreißt. Beide Herren aber sind sich spinnefeind und ergreifen jede Gelegenheit, sich in der höflichsten Weise anzufeinden und die Machtstellung gegenseitig zu erschüttern.

Li-hung-tschang war es, welcher vor zwei Jahren den Expräsidenten Grant mit einer gelungenen, fortschrittduftenden Rede begrüßte. Er ist der einzige Beamte China's, welcher es bisher wagte, europäische Erfindungen in seinem Hause praktisch zu verwerthen. Er hat sich losgesagt von dem übelriechenden Qualme mattleuchtender, chinesischer Unschlittkerzen und erhellt bereits seinen bescheidenen Palast beim Eintritte der Dunkelheit mit Gas, welches er selbst erzeugen läßt; ja er beschäftigt sich in jüngster Zeit sogar mit dem Gedanken eines elektrischen Haustelegraphen. Solche Neuerungen erhöhen nur noch das Mißtrauen seiner Rivalen in Peking, und Li-hung-tschang dürfte gut thun, seine Mahlzeiten vor dem Genusse prüfen zu lassen. Seine Mutter, eine sehr alte Frau, lebt noch. Nach den in China üblichen Gebräuchen ist jeder Staatsbeamte genöthigt, nach dem Tode der Mutter drei Jahre hindurch seine Stellung zu verlassen und in gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt und deren Geschäften ihren Tod zu betrauern. Viele Neider können daher das Hinscheiden der alten Mutter des Vicekönigs kaum erwarten.

Dem mächtigen Einfluß des großen Mannes nicht unterschätzend, besuchte Graf Széchenyi den Vicekönig, um ihn für sein Unternehmen zu gewinnen.

Li-hung-tschang wohnt einfach und bescheiden. Sein Empfangssalon enthält nur die bescheidensten Möbel und ist insofern besonders bemerkenswerth, als sich in der Mitte ein großer runder, europäischer Tisch, an der Wand ein Spiegel in Goldrahmen und das gut getroffene Oelbild des Vicekönigs befinden.

Graf Széchenyi und der österreichische Generalconsul Ritter von Boleslawski wurden in zuvorkommendster, freundlicher Weise empfangen, und Li-hung-tschang zeigte ein großes Interesse für die projectirte Landreise. Er versprach seine mächtige Befürwortung des Unternehmens im Tsungli-yamen, und hielt auch Wort, denn das Minister-Collegium war bereits bei der Ankunft des Grafen von Allem unterrichtet. Während der Conferenz verspeiste er eine unglaubliche Anzahl gedörrter Melonenkerne, welchem Zeitvertreib er mit besonderer Vorliebe zu huldigen scheint.

Die Kerne der Wassermelonen spielen in China eine wichtige Rolle. Die Frucht wird hauptsächlich in den Provinzen Kansu und Honan (die berühmtesten kommen von Pien-liang) cultivirt; die Felder werden im Frühjahre mit kleinen Steinen belegt, damit der Boden mehr Wärme absorbire. Nach der Reife verkauft der Besitzer die Früchte direct vom Feld an vorüberziehende Lastträger, Händler oder Reisende und fahndet nach den während des Verspeisens allfällig zu Boden gleitenden Kernen.

In den Ortschaften beschäftigen sich die Kinder mit dem Sammeln der weggeworfenen Samen, die sodann in Salz geröstet, verpackt und nach allen Provinzen versendet werden. Appetit kitzelnd ist es allerdings nicht, daß die Kerne, ohne den geringsten Reinigungsproceß durchgemacht zu haben, gleichsam von Mund zu Mund wandern. Vor jeder Mahlzeit schärft der Chinese den Magen durch den Genuß solcher Kerne, nach derselben genießt er sie zur besseren Verdauung und in der Zwischenzeit dienen sie ihm zur Verkürzung der Stunden. Zu jedem Trunke Thee oder Reiswein, während geselliger Zusammenkünfte, bei Spaziergängen, bei jedem Geschäfte, in der Wüste wie im fruchtbaren Thale, auf dem Hochlande wie in der Niederung, in der Lehmhütte der Lößlandschaft wie im Palaste des Fürsten sind die Melonenkerne unentbehrlich. Alles delectirt sich an deren Genusse: Arm und Reich, Mann und Weib, Jung und Alt.

Peking ist von Tien-tsin in dreierlei Reiseweise zu erreichen: auf zweiräderigen, mit Mauleseln bespannten Karren; reitend, oder den Pei-ho aufwärts auf kleinen, langen Dschunken. Die Distanz beträgt 130 Kilometer und wird leicht in 2—3 Tagen zurückgelegt. Die Landstraße führt auf dem natürlichen Boden und ist nicht gepflastert. Die flache Umgebung ist durchwegs cultivirt und mit Mais, Hirse, Baumwolle und süßen Erdäpfeln bebaut. Die Erdäpfel wurden im vorigen Jahrhundert von Jesuiten nach China importirt. Nur in den höher gelegenen Theilen des Reiches und auf den steinigen Feldern des mittleren Hoang-ho behielten diese Früchte den ursprünglichen Geschmack, sonst aber degenerirten sie sowohl in Gestalt als nach Geschmack zu den kipfelförmigen, rothhäutigen Früchten der süßen Kartoffel, welche sich bei den Chinesen einer größeren Beliebtheit erfreuen, als die echt amerikanischen; denn letztere dienen fast nur als Viehfutter. Näher gegen Peking erhält die Umgebung mehr Reiz durch die größere Baumcultur. Weiden an den Ufern der Bewässerungscanäle, Obstbäume in den Gärten der dicht an einander grenzenden Ortschaften verleihen der Monotonie unübersehbarer Aecker einige Abwechslung.

Von Tung-tschou führt eine breite Handelsstraße zur Residenz. Mit Tung-tschou befindet sich der Reisende eigentlich schon in einer Vorstadt von Peking, denn von nun an bleibt die Straße von einer unbegrenzten Reihe unscheinlicher, ärmlicher Lehm- und Holzhütten begleitet, deren Bewohner dem auf der Straße drängenden und lärmenden Schwarm chinesischer Reisenden Thee und Oelkuchen, Reis und Tabak &c. zur Stärkung und Erholung anbieten.

Peking, „die nördliche Kaiser-Residenz", könnte man nach dem ersten Eindrucke viel bezeichnender das größte Dorf China's nennen. In einem Umfange von 38 Kilometer wird der eingeschlossene Raum von den unansehnlichen, zumeist elenden Wohnstätten einer Million Chinesen ausgefüllt und die wenigen bedeutenden Tempel, Paläste, Schulen &c. verschwinden in dem allgemeinen Bilde der Armuth und Verkommenheit. Die Stadt zerfällt in die eigentliche Haupt- oder Altstadt, das Centrum chinesischen Handels und Verkehres (mit dem berühmten im Jahre 1420 erbauten Tien-tan oder

Tempel des Himmels), und die Tatarenstadt; beide sind ummauert. Die kaiserliche Residenz, von einer hohen Ziegelmauer gänzlich umschlossen (910 Meter lang, 720 Meter breit), bildet mit ihren regellos erbauten Palästen und Häusern für sich eine dem Europäer unzugängliche Stadt inmitten des tatarischen Viertels. Ich könnte fast sagen, hinter Schloß und Riegel regiert der zwölfjährige Kaiser von hier aus sein riesiges Reich, denn ihm ist es versagt, die Freiheit der Bewegung so zu genießen, wie es z. B. dem japanischen Kaiser Vergnügen bereitet. Niemals zeigt er sich seinem Volke und wenn er einmal im Jahre im Tien-tan seine Andacht verrichtet, so wird die Majestät in einer solchen Sänfte dorthin transportirt, daß nicht einmal ein Strahl der Sonne, um wie viel weniger das Auge eines unwürdigen Unterthanen seinen Glanz entheiligen könnte.

Der chinesische Kaiser hat das Glück, zwei Mütter zu besitzen. Beide stammen aus der Mongolei, was seine guten Gründe hat. Um nämlich die freien, ungebundenen und ungezogenen Nomadenvölker einigermaßen dem chinesischen Volke näher zu bringen, und mit festerem Kitte das Land freien und ungezügelten Denkens und Handelns an die große chinesische Mauer zu befestigen, werden ähnliche Heiraten auch zwischen anderen Mitgliedern des kaiserlich chinesischen Kaiserhauses und den hübschen Töchtern mongolischer Fürsten geschlossen. Als der jetzige chinesische Kaiser das Gehen erlernte, führte sein Onkel Prinz Kung die interimistische Regierung. Seit einigen Jahren nahmen die Mütter des Kaisers die Zügel selbst in die Hand und regieren in der Gegenwart das Land in der menschenfreundlichsten, aber russenfeindlichsten Art.

Am 12. October 1860 wurde Peking von den Engländern und Franzosen erstürmt. An jenem heißen Tage versuchten die Chinesen wohl zum letzten Male ihre alten Kriegskniffe. Aehnlich den alten Trojanern, brachten sie hölzerne Ungethüme, Drachen und Göttergestalten in das Kampfgewühl. Solche Schreckensbilder stellten sie auf die Wälle und gaben sich der Hoffnung hin, daß die Eindringlinge, darob erschreckt, ihr Heil in der Flucht suchen würden. Die Enttäuschung war groß. Freilich belobt man das Vorgehen der Sieger auch nicht ausnahmslos in Europa, die so manchen Kunstschatz des

ehemaligen Peking in der Hitze des Gefechtes zerstörten und zertrümmerten. Seit jenem Jahre ist Peking der Sitz vieler europäischen Gesandtschaften. Die Vertreter der europäischen Großmächte wurden ein einziges Mal von dem chinesischen Kaiser empfangen, und auch dieser Besuch stieß auf viele Schwierigkeiten wegen des Ceremoniels. Schließlich setzten es die Herren doch durch, daß sie vor Sr. Majestät stehen durften. — Zu den Hofanstalten gehört auch eine Sternwarte, deren wissenschaftlicher Leiter, Herr Professor Fritsche, ein Deutscher ist. Seine Aufgabe besteht darin, den Kalender zu controliren und die Sonnen- und Mondesfinsternisse rechtzeitig der Regierung bekannt zu geben, damit die mit diesen verknüpften religiösen Andachten rechtzeitig im Lande angeordnet werden können. Im Verlaufe der Landreise hatte ich Gelegenheit, den Verlauf einer solchen komischen Ceremonie während einer Mondesfinsterniß zu beobachten, und ich werde nicht versäumen, sie an der entsprechenden Stelle zu schildern.

Herr von Brandt, der kaiserlich deutsche Gesandte, befand sich bei der Ankunft des Grafen Széchenyi auf einer Urlaubsreise und hatte die sämmtlichen Geschäfte Herrn Baron von Schenk übergeben. Zu jener Zeit war der k. k. österreichisch-ungarische Gesandtschaftsposten, dessen Träger nun Herr Hofer von Hoferfels ist, noch unbesetzt und mit der deutschen Gesandtschaft vereinigt. Graf Széchenyi bezog ein Appartement in der deutschen Legation und schon wenige Tage nach der Ankunft erhielt er die Einladung zu einer Besprechung im Tsungli-yamen.

Das Tsungli-yamen, ein Amt, welches erst nach dem Frieden von Peking creirt wurde, kommt vergleichsweise einem europäischen Ministerium des Aeußern nahe, doch erledigt es auch sämmtliche innere Angelegenheiten des Reiches. Von Zeit zu Zeit versammeln sich daselbst die eilf Minister unter dem Vorsitze des Prinzen Kung, um einen gemeinsamen Beschluß über wichtige Angelegenheiten zu fassen.

An dem festgesetzten Tage erwarteten die Herren bereits den Grafen Széchenyi, Herrn von Boleslawski und Herrn Arendt, den ob seiner Kenntniß der chinesischen Sprache berühmten Dolmetsch der deutschen Gesandtschaft. Sämmtliche Minister erschienen in der Galakleidung und dem Festhute, die

europäischen Herren in schwarzer Salontracht. Es ist üblich, den hohen und höchsten Würdenträgern des chinesischen Reiches nicht jene Aufmerksamkeit in der Kleidung entgegenzubringen, welche in Europa der gute Ton beansprucht. Ich will diesen Umstand keiner weiteren Erörterung unterziehen, doch kann ich aus eigener Erfahrung sagen, daß der Chinese im tiefen, abgeschlossenen Reiche es recht gut fühlt, wenn der Europäer die höflichen Sitten und Gebräuche, welche ihm entgegengebracht werden, in einer verletzenden Weise ignorirt; um wie viel mehr also muß es den Mandarin in den von europäischer Cultur umgebenen Küstenstädten verletzen, wenn er wahrnimmt, daß der Europäer, welcher kein Mittagessen einnimmt, ohne mit dem Fracke bekleidet zu sein, ihn nicht eines solchen Festkleides für würdig erachtet. Das Festhalten an Aeußerlichkeiten hat schon so oft große Resultate gefördert.

Nachdem die Herren an einem langen, runden, europäisch construirten Tische Platz genommen hatten, wurden Thee, Bäckereien und Früchte servirt, und das Gespräch drehte sich um das Reise-Unternehmen des Grafen. Herr Arendt war der feurige Interpret der Ideen des Grafen Széchenyi, doch die Herren Minister sprachen viel dagegen in Anbetracht der Verantwortlichkeit, welche das Tsungli-yamen durch Ausstellung eines Passes in jene unwirthsamen Districte treffen würde. Doch Graf Széchenyi entkräftete sogleich diese Bedenken durch die Erklärung, er nehme alle Verantwortlichkeit auf sich, und übergab dem Präsidenten des Ministerrathes folgendes Schriftstück (in chinesischer Sprache):

„An seine kaiserliche Hoheit den Prinzen Kung, Präsidenten des Tsungli-yamen.

Kaiserliche Hoheit!

Indem ich bereits Schritte eingeleitet habe, um durch das Tsungli-yamen, dessen erlauchtes Haupt Sie sind, für mich und meine zwei Landsleute, die Herren Gustav Kreitner und Ludwig von Loczy, zur Durchreisung China's gegen die südliche Mongolei und das nördliche Gebiet von Tibet, Pässe zu erhalten, kann ich nicht umhin, auch schriftlich Eure kaiserliche Hoheit zur Unterstützung meines Vorhabens zu bitten, was mir jedoch zugleich die Verpflichtung auferlegt, auch die Zwecke meiner Reise kund zu thun.

Was meine Nationalität betrifft, bin ich ein Ungar. Meine Nation ist ein Stamm der großen turanischen Völkerfamilie, dessen mächtiges Glied das mongolische Volk bildet. Ich verfolge weder Missions-, politische, noch Handelszwecke, sondern rein wissenschaftliche, historische und pietätische. Was ich sehnlichst wünsche, ist, die Strecken zu bereisen, von wo wir Ungarn unsern Ursprung zu haben wähnen, die Länder zu sehen, wo einst unsere Ahnen wohnten, meinen Tribut der Verehrung und Achtung auf ihren Gräbern zu zollen und auf denselben für das Wohl und den Bestand unseres neuen Vaterlandes zu flehen, welches wir im Herzen Europa's im neunten Jahrhunderte gründeten. Meine Stammesgenossen hegten stets ein großes Interesse für die Geschichte China's, insbesondere aber für jenen Abschnitt, als es mongolische Herrscher besaß.

Auch wir fühlten mit ganzer Wucht die Macht der Waffen eines Dschingis-khan, und Staunen und Bewunderung erfüllte unser Inneres, als wir auf die Größe, die Cultur und die Entwicklung China's unter der Herrschaft Kublai-khan's blickten, welche dann unter der Dynastie des Ming und des Ta-tsing die höchste Blüthe erreichte.

Gestatten demnach Euere kaiserliche Hoheit mir und meinen Gefährten einen freien, durch Ihre Behörden ungehinderten Durchzug durch die Provinzen China's. Es ist keine materielle Unterstützung, welche ich anstrebe, noch wird Ihre Regierung die geringste Verantwortlichkeit ob des Gelingens oder Mißglückens meiner Tour treffen. Mir sind alle Eventualitäten klar vor Augen, die meine Expedition treffen mögen, welche weit von der Centralgewalt in entfernten Ländern die Ursprungswiege ihres Stammes sucht.

Euerer kaiserlichen Hoheit empfiehlt sich und sein Ansuchen bestens

gezeichnet: Graf Béla Széchenyi.

Peking, am 8. October 1878."

Als die Herren der Krone diese Zeilen durchlasen, schmolz das Eis um ihre Herzen. Sie wurden von jeder Verantwortlichkeit freigesprochen und versprachen die Ausstellung des Passes und des Geleitscheines für die Mongolei und Tibet. Graf Széchenyi war mit dem erzielten Resultate vollkommen zufrieden.

Die wenigen Tage, welche bis zur Ausfolgung der Pässe verstrichen, benützte er zu einem Ausfluge gegen Kalgan, um die chinesische Mauer zu besichtigen, welche an diesem Theile allein die Würdigung verdient, die ihr allenthalben in Europa gezollt wird.

Die beiden Herren legten den Weg nach Nan-kou zu Fuß zurück. Die Landschaft wird, je weiter westlich, desto reizender. Mit dem ansteigenden Terrain wird der Baumwuchs dichter. Die niedlichen Dörfer sind unter Weiden, Pappeln, Akazien, Kastanien und Nußbäumen halb verborgen, das steiler werdende Bergland bringt eine reiche Abwechslung, sowohl in seiner Bebauung, als in den Naturproducten, die pittoresken Thäler werden von spitzigen Kuppen dominirt, auf denen die Priester stolze Tempel erbauten. Der große Wall, welcher hier in mehreren parallelen Mauern die Hauptstraße nach Kalgan und Urga absperrt, erreicht eine Höhe bis 12 Meter und ist mit Backsteinen verkleidet. Seine Breite ist so groß, daß er in horizontalen Partien leicht ein doppelspuriges Eisenbahngeleise aufnehmen könnte. In geraden Linien führt die Trace über Stock und Stein, bald längs des Thales, bald himmelstürmend, eine steile Bergwand empor, dann wieder hinabstürzend zu dem schäumenden Gebirgswasser der felsigen Schluchten. Dieser berühmte Wall wurde 200 Jahre v. Chr. zur Abwehr der Mandschu-Tataren in der Weise errichtet, daß die aufgedämmte Erde mit Ziegelwerk verkleidet und ausgepflastert wurde. Von circa 300 zu 300 Schritt erheben sich über das Mauerwerk die viereckigen, 18—20 Meter hohen Vertheidigungsthürme. Weiter westlich geht das Imposante der Structur gänzlich verloren, und wenn wir die Mauer nach mehrmonatlicher Reise im Inneren wieder begegnen werden, ist sie kaum als solche noch erkennbar.

Nach Peking zurückgekehrt, erhielt Graf Széchenyi den gewünschten Paß der chinesischen Regierung eingehändigt. Derselbe, auf chinesischem Papier — von nahezu einem Quadratmeter Größe — geschrieben, hatte folgenden Inhalt:

„Schutzschein, ausgestellt vom kaiserlich chinesischen Ministerium für auswärtige Angelegenheiten (Tsungli-yamen).

In einem an uns gerichteten Schreiben hat der dem ungarischen erblichen Grafenstande angehörige Herr Széchenyi uns die Mittheilung gemacht,

daß er in Begleitung zweier Herren, Namens Kreitner und Loczy, nach China gekommen sei, um nach Durchreisung verschiedener Provinzen sich nach der südlichen Mongolei und dem nördlichen Tibet zu begeben. Er hat zu diesem Zwecke um die Ausstellung eines Passes ersucht, damit er im Besitze dieses



Porcellanthurm in Nanking.

Documentes auf dem von ihm einzuschlagenden Wege frei von jeder Behinderung und Belästigung bleibe. Es ist daher dieser mit dem Siegel der Präfectur von Schun-lien-fu versehene Paß von unserem Yamen für den Herrn Grafen Széchenyi aus Ungarn und seine Reisebegleiter ausgefertigt und dem genannten Herrn zugestellt worden, und werden hiemit die Local-

behörden längs des Weges auf das ernstlichste angewiesen, sich der Inhaber dieses Passes so, wie es sich gehört, anzunehmen, dieselben gegen Vorzeigung gegenwärtiger Bescheinigung unverzüglich frei passiren zu lassen, und ihnen kein Hinderniß, noch Hemmniß irgend einer Art zu bereiten.

Vorstehender Paß ist dem Herrn Grafen Széchenyi aus Ungarn und seinen Reisebegleitern zur Benützung während der Reise eingehändigt werden.

Kuang-sü, 4. Jahr, 9. Monat, 21. Tag (16. October 1878)."



Alte Befestigungen bei Nanking.

Links unten breitete sich über die letzten Zeilen ein großer, rother Kreis aus, das Wort „Hu", d. i. sicheres Geleit, enthaltend. Zwei rechteckige, rothfarbige Siegelabdrücke, und zwar der eine der Präfectur von Schun-lien-fu, der zweite des Tsungli-yamen, verliehen dem Scheine erst Werth und Bedeutung.

Der Inhalt des Passes ließ nichts zu wünschen übrig, doch hauptsächlich die englischen Ansässigen schüttelten mißtrauisch lächelnd die Köpfe, als könnten sie den schön geschriebenen Worten keinen Glauben schenken. — —

Graf Széchenyi langte wohlbehalten in Schanghai an und brachte bereits einen Diener aus Peking mit, einen Mandschu, der nebst der Führung

der Waffen — er war früher Officier der chinesischen Armee — auch im Umgange mit europäisch gedrillten Köchen den Kochlöffel zu schwingen erlernt hatte. Ebenso war ein zweiter Diener, Namens Kung-sche, bald gefunden, welcher das sogenannte Pidschen-Englisch radebrechte, und der Dolmetsch Sin, ein zwanzigjähriger, chinesischer Literat, mit dem socialen Range eines Mandarins vom Goldknopfe, der das reinste Peking-Chinesisch, sowie recht gut englisch sprach und schrieb.

Die chinesische Presse (es existiren nur zwei chinesische Zeitungen im ganzen Lande, und zwar eine officiöse, in Peking, welche sich nur mit Ernennungen und Degradationen der Beamten beschäftigt, und eine handelspolitische, die in Schanghai redigirt wird) brachte den einheimischen Lesern alsbald die Sensationsnachricht einer beabsichtigten großen Reise in das Innere.

Der Artikel im Schanghai-„Sin-pao" vom 13. November 1878 lautete: „Wir beherbergen gegenwärtig einen Gast in Schanghai, der soeben aus Peking eintraf. Derselbe soll von Ungarn entsandt sein. Es ist dies der dem erblichen Grafenstande angehörige Herr Sche-tschün (Széchenyi) in Begleitung seiner zwei Reisegefährten Kai (Kreitner) und Lo (Loczy). Von China aus werden sich die Herren über den Kia-yü-Paß hinaus nach der Mongolei und nach Tibet begeben. Am 10. Tage des 9. Monats (5. October) kam der Chef dieser Expedition in Peking an und am darauffolgenden 14. Tage (9. October) stattete er den Herren Ministern im Tsungli-yamen einen Besuch ab, wobei er sein Reiseproject persönlich vorbrachte. Es heißt weiter, daß diese Expedition zuerst mittelst Dampfschiffes nach Hankou aufbricht und von da zu Land sich in die Provinzen Schensi und Kansu begibt und daselbst das Thor passiren wird. Demgemäß lautete auch das Ersuchen in Peking wegen Ausstellung eines Passes und der nöthigen Empfehlungsbriefe, damit die Expedition sich unterwegs identificiren könne. Es wurde auch den betreffenden Vicekönigen, Gouverneuren und allen Localbehörden der Route anempfohlen, daß der Expedition die größte Aufmerksamkeit zu Theil und ihr nichts in den Weg gelegt werde. Den Aufbruch der Expedition von Schanghai werden wir rechtzeitig bekannt geben."

Eine große Landreise durch die verschiedenst gestalteten Gebiete Asiens lag vor uns. Die Temperaturunterschiede, wie sie im grellen Gegensatze in den Sandgebilden der Wüste Schamo, den unabsehbaren Steinfeldern der Wüste Kopi, auf den Hutweiden und schließlich den felsigen Päßen des tibetanischen Hochlandes zu Tage treten, bedingen einen gewissen Vorrath an Kleidungsstücken, hauptsächlich aber an Beschuhung.

Die englischen Shops boten an Wäsche, Kleidung, Pelzwerk und Schuhen eine große Auswahl. Die Artikel waren zwar im Verhältnisse zu europäischen Preisen doppelt so theuer, jedoch die Qualität vorzüglich, und ich langte beispielsweise mit zwei Paar englischen, mit Nägel beschlagenen Schuhen, von denen das Paar zwei Pfund Sterling kostete, während der ganzen Landreise aus. Ein Sonnenhelm gehört für die Sommerzeit zu den unbedingt nothwendigen Ausrüstungsstücken, ebenso ist das Mitführen von Schlafmatratzen von nahezu absoluter Nothwendigkeit. Unsere mit Roßhaar gepolsterten Matratzen besaßen die Gestalt gewöhnlicher Betteinlagen. Eine Decke und zwei Polsterüberzüge aus Rehleder ersetzten den Mangel an Leintüchern und Bettwäsche. Zwei Wolldecken vervollständigten das Bettzeug, welches für je eine Person in einen Reisesack verpackt werden konnte. Ein Maulthier wurde gewöhnlich mit zwei, unter Umständen auch mit sämmtlichen drei Betten belastet.

Unser Proviant bestand aus circa 100 Blechbüchsen conservirter Suppe, einigen anderen Büchsen, die beef und mutton enthielten, schließlich aus circa 20 Büchsen englischer und amerikanischer Butter, Milch und Chokolade. Einige Flaschen Wein, Brandy und Whisky, dann sechs Flaschen Champagner, zur Feier der wichtigsten Momente der Reise bestimmt, bildeten den Reisekeller. Doch vergaß Graf Széchenyí nicht, einige Pfunde vorzüglichen, schwarzen Thee's nebst der entsprechenden Menge Zucker der Bagage einzuverleiben, denn der in China consumirte, grüne Thee entspricht nicht dem europäischen Geschmacke. Fügen wir hiezu noch einige tausend Stück Cigarren, etliche große Packete Rauchtabaks, endlich die sieben Instrumentenkisten, sowie 12 Gewehre sammt der entsprechenden Munition, so ist es leicht erklärlich, daß 35—37 Maulthiere nöthig waren, das Gepäck zu befördern.

Mit dem Aufbruche von Schanghai und dem Eindringen in das Innere China's beginnt der chinesische Münzfuß. Der Silberdollar coursirt nur an der Küste. Wie umständlich wäre es demnach, pure Silberklumpen im Werthe von 30.000 Gulden beständig mit sich transportiren zu müssen! Abgesehen von der Unsicherheit des Landes und der Geldgier der Chinesen, müßten einige Tragthiere nur für den Geldtransport verwendet werden. Wie wir späterhin erfuhren, wurde es schon nothwendig, für den Transport des Kleingeldes einen Maulesel zu miethen, und so ereignete es sich mitunter, daß die Miethe des Thieres mehr Geld erforderte, als es auf seinem Rücken zu tragen vermochte.

Graf Széchenyi bahnte Verhandlungen mit dem bereits genannten Geldaristokraten von China, Banquier Hu an, damit ihm dieser die Summe von beiläufig 30.000 Gulden bei seinem Freunde, dem Vicekönig Zo-zung-tang in Su-tschou anweise. Die Verhandlungen schwankten lange hin und her und verzögerten die Abreise. Da aber geschah das Wunder. Hu machte sich erbötig, das Geld auf seine eigene Rechnung nach Su-tschou transportiren zu lassen und beanspruchte nichts weiter, als die Ausstellung eines Empfangscheines nach Uebernahme der Summe an Ort und Stelle, sowie an diesem Tage an Zo-zung-tang die Uebergabe einer vom Grafen ausgestellten Anweisung desselben Betrages an ein in Schanghai als Filiale etablirtes großes, englisches Bankgeschäft. Hu nahm keine Percente als Geschäftsgewinn, er trug sogar die Miethpreise der Maulthiere, welche die Silberbarren in die Provinz Kansu transportirten, aus Eigenem, kurz es war kein Geschäft, welches er mit Graf Széchenyi einging, sondern er erwies der Expedition einen Freundschaftsdienst, wie er in dieser Art selten vorkommen mag.

Eine Sache von besonderer Wichtigkeit war noch zu besorgen, nämlich die Anfertigung chinesischer Visitkarten. Der Reisende in China wird die Erfahrung machen, daß er nach der Ankunft in dem bescheidensten Ort gezwungen ist, seine Karte allen Personen zu überreichen, welche nur einigermaßen Anspruch auf sociale Stellung und Rang erheben können. Vom Vicekönig angefangen bis zum Nachtwächter, jeder verlangt die Einhändigung der Visit-

karte eines eintreffenden Reisenden und ist glücklich, wenn er in den Besitz der „großen“ gelangen kann.

Besichtigten wir einen sehenswerthen Tempel, so verlangten die Priester und Thorhüter die Karten, quartierten wir uns in ein Wirthshaus ein, bat der Besitzer um die Karten, wurde ein Pferdekauf abgeschlossen, so war der Händler erst zufrieden, wenn er die große Karte mit in den Kauf bekam, und selbst die als Escorte beigestellten Soldaten wurden erst gefügig, wenn sie die schriftliche Aufklärung erhalten hatten, wen sie begleiteten.

Die chinesischen Visitkarten sind von zweierlei Gattung. Die sogenannte „kleine“ Karte enthält nur den Namen, die „große“ den Namen und sämmtliche Titel. Sie werden aus rosa- oder ziegelrothem Papier verfertigt und wachsen mit der Größe des Ranges auch in Länge und Breite, so daß die Karten hoher Persönlichkeiten einen halben Meter lang und einen viertel Meter breit werden. Die gewöhnlichste Größe beträgt 15 Centimeter Länge und 7—8 Centimeter Breite. In dieser Größe wurden auch die unseren verfertigt. Des Grafen gesellschaftliche und staatliche Stellung als Mitglied der Magnatentafel wurde den chinesischen Würden analog in einer langen Reihe chinesischer Schriftzeichen ersichtlich gemacht und sein Name in Sche-tschün umgewandelt. Loczy's Name bedurfte nur geringer Abänderung, der meine aber, weil zwei r darin enthalten sind, welche die Chinesen nicht auszusprechen im Stande sind, mußte total umgeändert werden. Die Uebersetzung meiner großen Visitkarte lautete ungefähr folgendermaßen: „Groß-Oesterreich. — Beamter mit dem blauen Knopfe und der Pfauenfeder. — Himmelsaufseher zweiter Classe. — Sternkundiger Prophet. — Kai-lai-lä (Kreitner).“

Die Abfahrt des Dampfers „Kiang-kwang“ nach Hankou war für den Morgen des 7. December angesagt, und unserer Abreise von Schanghai stand kein Hinderniß mehr im Wege. Am 6. Mittags wurde unser Gepäck verladen, und den letzten Abend verbrachte ich in Gesellschaft meiner in Schanghai gewonnenen Freunde, welche ein Abschiedsbanket arrangirt hatten. Um Mitternacht begleiteten sie mich auf das Schiff. Als ich am nächsten Morgen das Deck betrat, schwammen wir bereits auf den schmutzig-gelben Fluthen des Yang-tze-kiang.

Der Yang-tze-kiang entspringt auf dem öden, unwirthlichen, lehmigen und sandigen Hochplateau Nord-Tibets aus zwei Hauptquellsystemen, deren südliches im oberen Theile Burai-tschu genannt, später den tibetanischen Namen Murui-ussu (Flußwasser) annimmt und von den Tanguten Britschu (Vieh-Fluß) genannt wird. An der Stelle, wo Przewalski im Jahre 1873 den Fluß erreichte (94° östlicher Länge von Greenwich, 34° 30′ nördlicher Breite), besaß das Thal 2 Kilometer, das Wasser 212 Meter Breite. Im Sommer zur Zeit der Hochwasser ist die gesammte, mit Steingerölle bedeckte Thalsohle überschwemmt, im Herbste aber ermöglichen einige Furthen die gefahrlose Passirung des Stromes. Zwei Längengrade weiter ostwärts trennt der in der Anlage nur 70 Kilometer breite Gebirgsrücken Bajatou-san oder Bajan-chara das Flußreich des Yang-tze von dem zweiten Flußkönige des chinesischen Reiches, von dem Sternen-See (Odontala mongolisch und Sing-suj-hai chinesisch), dem wasserreichen Quellgebiete des Hoang-ho.

In seinem weiteren Laufe wird der Yang-tze von den Chinesen Kinscha-kiang, d. i. Goldsandstrom getauft und behält den Namen bis Su-tschou-fu in der Provinz Sze-tschuen, doch erleidet die Bezeichnung insoferne eine Begriffsverwechslung, als unter 99° 30′ östlicher Länge der Name Kinscha-kiang dem hier einmündenden Ya-long-kiang beigelegt wurde, und der eigentliche Goldsandstrom mit Pei-suj-kiang (Nordwasserstrom) oder schlechtweg mit Ta-kiang oder Ta-ho (großer Strom oder Fluß) bezeichnet wird.

Die Tibetaner nennen südlich von Batang den Strom mit einem Namen, der sich schwer in Buchstaben niederschreiben läßt. Der deutschen Schreibart annähernd, ließe sich der Name nur folgendermaßen wiedergeben: Dshrdh-tsu, wobei zu bemerken ist, daß s nur in der mildesten Weise ausgesprochen wird, ähnlich dem englischen th. Erst von Su-tschou-fu ab erhält der wasserreiche Strom den Namen Yang-tze-kiang (Fluß der Provinz Yang) und behält ihn bis zu seiner Mündung in das ostchinesische Meer bei Wusung. Auf seinem 4000 Kilometer langen Laufe nimmt er zehn große Nebenflüsse auf, deren bedeutendster der schon erwähnte Ya-long-kiang ist.

Herr von Loczy hatte die Strecke bis zum Poyang-See bereits während seiner kleinen Sommertour bereist und war darum in der Lage, mir während des

Regenwetters, welches die Ufer des Yang-tze-kiang derart verschleierte, daß deren Ränder kaum wahrzunehmen waren, so Manches von seinen gesammelten Erfahrungen mitzutheilen. Er hatte Nanking (die südliche Kaiser-Residenz) besucht, welche Stadt wir zur Nachtzeit passirten, und kennt die alten Befestigungen, von denen wir ein Bild bringen, aus eigener Anschauung. Die weltberühmte Sehenswürdigkeit von Nanking, der große Porcellanthurm, existirt nicht mehr. Er wurde während einer der letzten Revolutionen vom Grunde aus zerstört. Die Chinesen betrauern die Demolirung auf das tiefste, und die glücklichen Besitzer alter Ziegel des Thurmes machen gute Geschäfte. Bei Nanking engen die beiderseitigen Gebirge das Thal auf die Breite von nur 3 Kilometer ein; die Breite des Fahrwassers für die Dampfschiffe wird in der Nähe Nankings durch Klippen und Felsriffe sehr geschmälert. Wie im chinesischen Meere, so ragen auch hier einzelne Felsblöcke über die trügerische Wasserfläche; sie sind von unschätzbarem Werthe für den kundigen, erfahrenen Schiffscapitän, dem es — obwohl vorzügliche Flußkarten für die Schiffahrt von englischen See-Officieren aufgenommen wurden — so leicht ermöglicht wird, sein Schiff zwischen den warnenden Wegweisern ungefährdet zu dirigiren, in Mitten so mancher, von den leicht gekräuselten Wasserwellen verdeckter und verborgener Feinde. Namentlich ist es die „kleine Waise" (little orphan), eine dreiseitige schroffe, spitzige Felspyramide, welche durch ihre pittoreske Erscheinung die Aufmerksamkeit des Reisenden in hohem Maße fesselt. Die Insel erhebt sich majestätisch in der Mitte des breiten, dunklen Fluthenbandes, das zu beiden Seiten von seltsam geformten Felsabstürzen in seinem Abflusse gehemmt zu sein scheint. So ruhig fließt hier der Strom, so geschützt vor den zeitweiligen Herbststürmen erglänzt die Wasserfläche, daß die schroffen und abenteuerlichen Kanten der Felsgebilde fast immer von dem trügerischen Spiegel zitternd in die Tiefe hinabgezogen werden.

Am folgenden Tage schien es, als durchschneide der Strom eine unübersehbare Ebene, denn die Gebirge des linken Ufers lagen in weiter Entfernung und jene des rechten Ufers treten erst bei Taipin-fu näher an den Fluß. Es regnete beständig, der Nebel hatte sich bis zum Wasser-

spiegel herabgesenkt, und so verliehen die ungünstigen Witterungsverhältnisse der eintönigen Umgebung einen äußerst trübseligen Charakter.

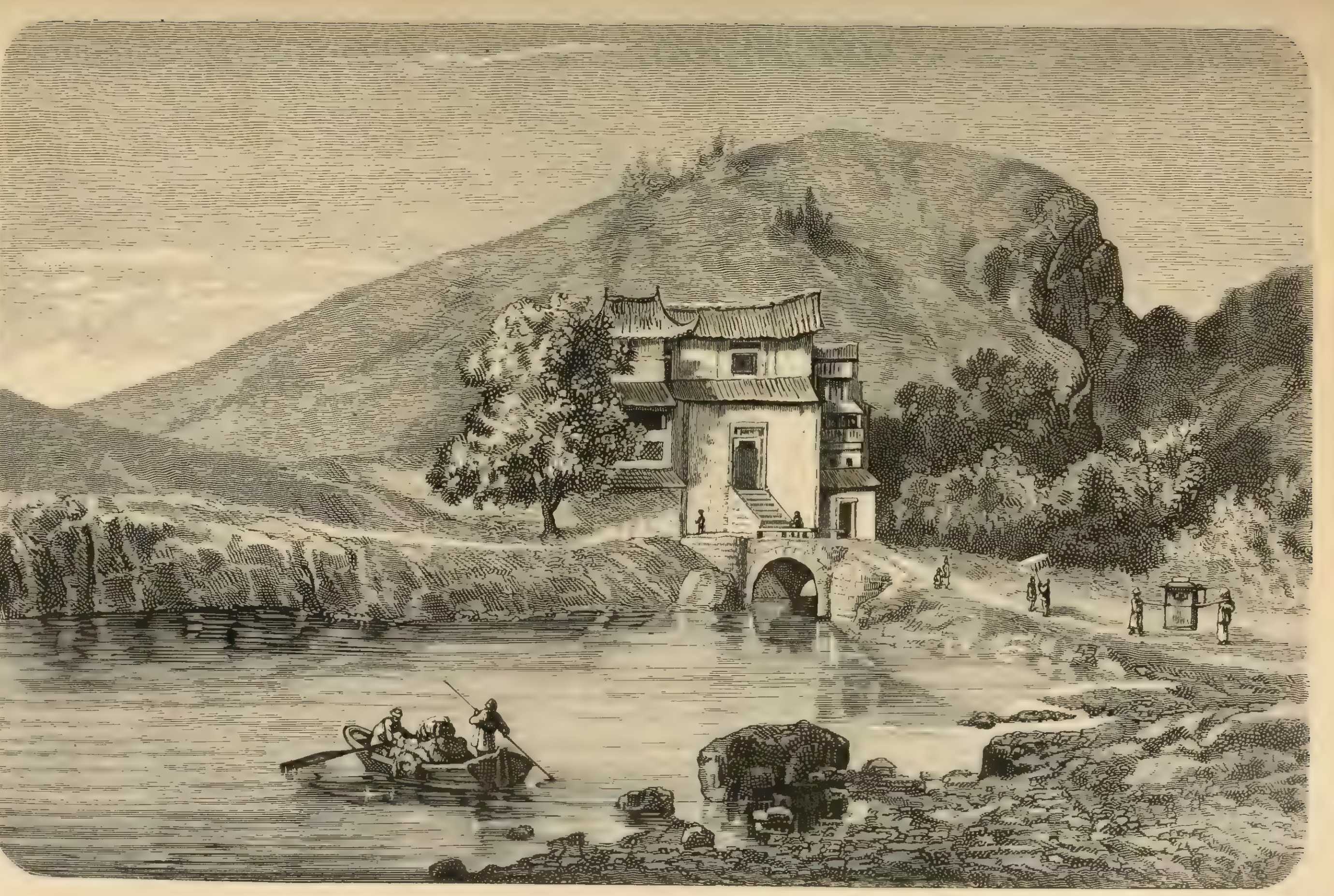
An den flachen Ufern lagen einige Fischerdörfer, deren Bewohner die Ufer insoweit belebten, als sie ihre Netze auswarfen, um ihren Lebensunterhalt für den trostlosen Tag zu verdienen. Die angrenzende Ebene machte den Eindruck, als wäre sie rasirt, und wir staunten die vereinzelten Bäume wie



Die kleine Waise im Yang-tze-kiang.

seltene Wunder des Stromkönigs an. Das Verschwinden des einen und das Auftauchen des anderen in weiter Ferne ließ uns leicht die Geschwindigkeit abschätzen, mit welcher die Räderschaufeln das Holzschiff flußaufwärts schoben.

Der Dampfer hielt auch an den Stationen Tsching-kiang und Kiu-kiang an. Letztere Stadt, in der Nähe des Poyang-See's gelegen, erreichten wir bei Tageshelle. Da ein einstündiger Aufenthalt festgesetzt war, wurde es uns ermöglicht, das Land zu betreten. Der Name Kiu-kiang lautet übersetzt: neun



Das Kloster Nyang-nyang-mjao.

Flüsse, und datirt daher, daß sich in den Poyang-See angeblich 9 Flüsse ergießen, deren größter Kang-kiang genannt wird. Der Poyang-See besitzt, besonders im nördlichen Theile, wo sich das schroff abfallende, obzwar kahle, so doch zerklüftete Lusan-Gebirge zwischen dem See und der Stadt Kiu-kiang scharf zu der Ufterecke des Stromes vorschiebt, und am jenseitigen See-Ufer gleichsam von einer felsigen Quermauer in seinem Vorwärtsdringen abgehalten wird, Strecken, denen eine gewisse Romantik nicht abzusprechen ist. In einer mittleren Breite von 8—9 Kilometer erstreckt sich das breite Wasserband des See's von seiner Einmündung in den Yang-tze-kiang einige 90 Kilometer nach Süden und verengt sich bei Chau-dsa zu der beträchtlichen Breite des langweiligen, anspruchslosen Flusses Kang-kiang.

An dem bedeutenden Nebenflusse des Kang-kiang, Tung-ho, liegt die durch ihre schöne Lage bemerkenswerthe Stadt Fu-tschou. Hier erkrankte Herr Loczy während seines Sommerausfluges an einem hitzigen Fieber. Er reiste von hier zu Wasser bis Kiu-kiang und dann auf dem Dampfschiffe nach Schanghai. Die reizendste Stelle seiner Tour fand er in der Umgebung des Klosters Nyang-nyang-mjao, eines buddhistischen Tempels nördlich von Fu-tschou, wo sich der Fluß, nachdem er sich durch eine düstere Felsschlucht gewunden hat, zu einem freundlichen See ausbreitet, dessen Ränder durch das anmuthig gelegene Kirchengebäude geheiligt zu sein scheinen.

Die Ufer des fischreichen Poyang-See's sind dicht bevölkert von einem den Europäern feindlich gesinnten Fischervolke, welches seine Wohnsitze und seine Tempel insoferne vor der Entheiligung zu schützen versteht, als es die dem Jagdvergnügen huldigenden, europäischen Ansiedler von Kiu-kiang bei den Landungsversuchen mit Steinwürfen abwehrt.

Die Stadt Kiu-kiang liegt am Fuße des Lusan-Gebirges am rechten Ufer des Yang-tze-kiang. 80 Europäer, von denen ein Theil Theehandel betreibt, der geringere als Zollbeamte in chinesischen Diensten steht, gründeten die kleine, doch zierliche, ruhige, europäische Stadt, welche, unmittelbar an den Ufern gelegen, sowohl in der europäischen Bauart der Häuser, als in der Anlage einer baumreichen, 700 Schritte langen Quaipromenade uns in Erinnerung rief, daß wir noch auf einer Weltstraße reisten.

Eine weitere 40stündige Wasserreise brachte das Schiff nach Hankou, nachdem es sich 3½ Tage von Schanghai stromaufwärts abgemüht hatte. Hankou und noch weiter oben Itschang sind die entferntesten Flußhäfen, welche durch die Tschifu-Convention den Europäern eröffnet wurden. Freiwillig hätten die Chinesen dies sicherlich nicht zugestanden, sie wurden durch die drohenden Mündungen der Geschütze englischer Kriegsschiffe zu dieser Concession gezwungen, um einigermaßen die Blutschuld zu sühnen, welche sie durch die Ermordung Mr. Margary's, von welcher ich später sprechen werde, auf sich geladen hatten. Der Flußhafen von Hankou ist von Hunderten chinesischer Segelfahrzeuge belebt, welche das Ufer vollkommen verbarrikadiren und nur den Ankerplatz der Dampfschiffe frei lassen. Schon aus beträchtlicher Entfernung schallt das Rufen, Schreien und Streiten der geschäftigen Fischer-, Schiffer- und Handelswelt an unser Ohr. Neugierige sammeln sich auf dem Quai, um das Schiff zu erwarten, ungeduldig harren sie des Momentes, bis der Dampfer mittelst Tauwerkes hart an das Ufer gezogen und die Schiffbrücke hergestellt wird, dann erfolgt ein Drängen, Raufen, Stoßen und Schlagen, Jeder will der Erste den Fuß auf das Verdeck setzen.

Die Ladung des Schiffes bestand hauptsächlich in Seegras. Die Schrecknisse der Hungersnoth im nordöstlichen China waren selbst noch hier in Hankou fühlbar geworden. Die Enttäuschung der auf Lebensmittel harrenden, hungerigen Menge war keine geringe. Um ihrem Unmuthe Luft zu machen, stahlen sie nach Herzenslust Seegras, ja die Lastenträger gingen in ihrer Unverschämtheit so weit, die am Ufer harrenden Angehörigen und Freunde mit einigen Händen voll Seegras zu betheiligen, das sie offenkundig und ohne Scheu von der ihnen anvertrauten Last abrissen, verschenkten und verkauften.

Drei große Städte lehnen sich hier an die Ufer des Yang-tze-kiang und sind gegenseitig durch die Wasserverkehrsadern begrenzt. So ist Hankou von Han-yang am linken Ufer des Stromes durch den Han-ho getrennt, während die imposante, vergoldete Pagode von Wu-tschang an dessen rechtem Ufer die crenelirte Mauer der Residenzstadt weit überragt.

Hankou soll 300.000, Han-yang 400.000 und Wu-tschang ebenfalls 4—500.000 Einwohner zählen, demnach sind die beiden Ufer des Yang-tze-

kiang an dieser Stelle von 1,200.000 Einwohnern belebt, die sich theils durch Fischerei, theils durch Theehandel, theils als Bootsleute und Lastenträger ihr Brod erwerben.

Die Ufer des Yang-tze-kiang sind 12 Meter tief eingeschnitten und bei dem Landungsplatze mit Mauerwerk verkleidet. Von dem breiten „Bund", d. i. der $1^1/_2$ Kilometer langen Quaipromenade, führen abwechselnd Steintreppen zu den Fluthen des Königs der Ströme. Zur Zeit unserer Ankunft führte er nur wenig Wasser; doch zur Zeit der Hochwasser (in den Sommermonaten) schwillt der Strom rapid an und überschwemmt nicht selten die Ufer. Auf einem der Flaggenstöcke der Dampfschiffahrts-Gesellschaft bezeichnet eine Marke, daß im Jahre 1870 das Wasser die Ufer zwei Fuß hoch überschwemmte und die Stadt unter Wasser setzte.

Das Asphaltpflaster der Promenade wird von einer dichten Kastanienallee beschattet, und auf einer Granitpyramide gibt eine vorzügliche Straßenuhr sowohl den Schiffsleuten, als den Spaziergängern die täglich regulirte, richtige Ortszeit kund. An den Bund schließt sich die europäische Stadt, deren einstöckige Häuser, den Witterungsverhältnissen entsprechend, massiv und dennoch luftig konstruirt wurden, denn der Sommer bringt große Hitze, der Winter empfindliche Kälte. Als der Flußhafen von Hankou für den europäischen Handel eröffnet wurde, errichtete die chinesische Regierung am Landungsplatze ein großes Zollgebäude und ein Theil der 145 hier ansässigen Europäer fungirt in denselben als chinesische Zollbeamte. Die Zolleinnahmen bilden die Haupteinkünfte des Landes, denn die Grundsteuer ist gering und wird lässig eingehoben. Die erfolgreiche Organisation der Handelssteuern verdanken die Chinesen zumeist Engländern, und noch heutzutage sind die maßgebenden Beamtenstellen von Europäern bekleidet, welche enorme Bezüge empfangen. Die größten Zolleinnahmen werfen der Opium- und Theehandel ab.

Mit Beginn des Sommers, also in den Monaten Juni und Juli, wird Hankou eine belebte Stadt. Hunderte von Fremden treffen ein, um Thee einzukaufen und die Colli zu verladen. Besonders während der ersten Wochen des Theemarktes grenzt die Thätigkeit an eine fieberhafte Rastlosigkeit — gilt es doch einen Preis zu erringen, denn das erste mit Thee beladene

und in England landende Schiff wird mit einer hohen Prämie belohnt und der Name des Schiffes sowie der des Capitäns in allen Zeitungen ehrenvoll erwähnt.

Im Uebrigen klagt die ansässige Gesellschaft von Hankou über die ausnahmslose Langweile, welche sie während acht Monaten des Jahres zu bekämpfen hat, und wenn auch von Zeit zu Zeit eine Dilettanten-Theatervorstellung, eine Sportproduction, gesellschaftliche Rittpartien ꝛc. den einsamen Aufenthalt etwas erträglicher gestalten mögen, so bleibt für die Mehrzahl doch nur das wöchentlich zweimalige Einlaufen der Postdampfer die angenehmste Abwechslung, denn diese bringen Nachrichten aus der fernen Heimat, Nachrichten von Frau und Kindern, die ferne in England dem Vater der Familie Grüße entsenden. Die Jagd in der Umgebung von Hankou ist bereits meist erfolglos; versuchen die Gentlemen einen Jagdausflug in entferntere Gebiete, so ergeht es ihnen dort so, wie den Jägern am Poyang-See, sie werden mit Steinwürfen vertrieben.

Die entfernteste Dampfschiffahrtsstation am mittleren Yang-tze-kiang heißt Itschang. Auch dort wohnen noch circa zehn Europäer, welche in den Sommermonaten alle vierzehn Tage Nachrichten aus Hankou erhalten. Den Bewohnern von Itschang gilt Hankou so viel, wie Schanghai den Hankouern und Europa den Schanghaiern. Im Winter aber ist die Postschiffverbindung am Yang-tze-kiang während einiger Wochen gänzlich eingestellt.

Die chinesische Stadt Hankou gleicht der chinesischen Stadt Schanghai, nur übertrifft sie diese an Unreinlichkeit. Die Bevölkerung, deren Haupteinnahmsquelle der Handel mit Thee, Opium, Tabak und Fellen bildet, scheint den ansässigen Europäern nicht gewogen zu sein und gibt ihren Antipathien unverhohlen Ausdruck. So stieß mich beispielsweise ein Kuli, als ich einsam die wenigen Merkwürdigkeiten der Verkaufsgewölbe gassenauf- und abwärts betrachtete, mit nicht zu verkennender Absichtlichkeit unversehens in eine Straßenpfütze. Das war eine gefundene Gelegenheit zu den Ausbrüchen des ausgelassensten Spottes. Bald hatte sich ein Kreis verlumpten Gesindels um mich gebildet, und wenn ich auch mit einigen kernigen Worten, welche aber das Publicum sicher nicht verstand, das Oeffnen der Gasse verlangte, so mußte

ich schließlich doch den Stock — allerdings nur drohend — erheben, um mir Bahn zu brechen. Die ansässigen Europäer besuchen, wie ich nach der Erzählung meines kleinen Abenteuers erfuhr, aus ähnlichen Ursachen niemals ohne Bedeckung die chinesische Stadt.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß an jenen Orten, wo die Chinesen bereits in engere Verbindung mit den Europäern traten, ihr Haß und ihre Abneigung gegen die Fremdlinge klar ausgesprochen, oft zu Thätlichkeiten ausartet, während ich in solchen Gegenden, wo die Bewohner noch gar nichts mit den „überseeischen Teufeln" zu thun hatten, die Erfahrung machte, daß sie wohl das eben erwähnte Epitheton zungengeläufig über die Lippen brachten, sich aber sonst im Allgemeinen anständiger, mitunter sogar höflich benahmen.

Der Haß gegen die Europäer beruht einestheils in dem weltbekannten conservativen Sinn der Chinesen, andererseits in bemerkenswerthen anderen Ursachen. Der Verkehr der Chinesen untereinander zeichnet sich durch eine gewisse exquisite Höflichkeit aus. Nicht allein in der Familie, in der Gesellschaft und beim Vergnügen, sondern auch im Geschäfte durchweht ein geregeltes und von jedem Gebildeten streng gewahrtes Ceremoniel zuerst den Gruß, sodann das Gespräch und schließlich die Trennung. Die Engländer haben es von jeher nicht verstanden, die Sitten und Gewohnheiten fremder Leute und Länder entsprechend zu würdigen und zu achten. Der Eingeborne wird mißachtet, bei jeder Gelegenheit gescholten, nicht selten sogar geschlagen. Diese in solcher Art ausgenützte Superiorität empört nicht nur den Indier, welcher es weiß, daß der Engländer sein gesetzmäßiger Herr ist, sondern um so mehr auch den Chinesen, welcher es recht gut weiß, daß er es ist, welcher den Fremdling duldet.

Die Chinesen erfuhren und erfahren noch fortwährend, daß der Europäer, sobald er einmal irgendwo festen Fuß gefaßt hat, sich so einnistet, als wäre der Ort seine Heimat, daß des Europäers Gewinnsucht die der Chinesen noch überragt, daß die Haupthandelsgeschäfte sich in seinem Hause concentriren, daß er die Arbeitskräfte des Landes ausnützt und ruinirt, daß endlich ein Wunder geschehen müßte, um den einmal angesiedelten Fremden davon-

zujagen. Darin liegen hauptsächlich die Ursachen, warum der gefürchtete Europäer aus dem tiefsten Grunde des Herzens gehaßt wird; deshalb ist China noch verschlossen, darum gehört entweder die Protection der Regierung oder nöthigenfalls etwas Pulvergeruch dazu, bevor es Jemand gelingt, einen giltigen Reisepaß für das Innere China's zu erhalten. Der Chinese vertheidigt nicht nur seine Traditionen, seine Geschichte, sondern auch sein eigenes Wohl und Wehe — er beschirmt sein Land. Jahrtausende vergingen und er war glücklich, ohne viel von der weißen Race vernommen und erfahren zu haben — er will glücklich bleiben.

Doch ich greife den Ereignissen vor, der Leser wird aus der Schilderung der von uns erduldeten Feindseligkeiten von Seite des Volkes und der empfangenen officiellen Ehrenbezeigungen von Seite der Beamten sich leicht ein eigenes richtiges Urtheil über die Stimmungen im großen Reiche zu bilden im Stande sein.

Der Commissioner of Customs (Chef der Zölle) Mr. Whigt bot in freundlichster Art dem Grafen Széchenyi während des kurzen Aufenthaltes in Hankou sein Gastzimmer an, während Loczy und ich uns in dem einzigen Hotel einlogirten, welches in jeder Richtung viel zu wünschen übrig ließ, denn es glich einer amerikanischen Gin-Bude. Wenn Mr. Whigt seine Liebenswürdigkeit nicht so weit ausgedehnt hätte, uns zu verköstigen, wäre die Hotelküche eine gute Schule gewesen, uns auf die vielfachen Entbehrungen gehörig vorzubereiten, welche uns im Inneren China's erwarteten. Im Hause des Commissionärs wehte noch die europäische Luft, und die liebenswürdige, junge Hausfrau erinnerte uns in ihrem ganzen Wesen noch lebhaft an die Zauberkraft der schönen Frauenwelt in der Heimat.

Graf Széchenyi wurde vor seiner Abreise von Tien-tsin mit einem Empfehlungsschreiben des Vicekönigs Li-hung-tschang an seinen Bruder Li-hang-tschang, den Statthalter der Provinz Hupeh, der in Wu-tschang residirt, versehen. Empfehlungsbriefe spielen in China eine vielleicht noch größere Rolle als in England. Ein Reisepaß mit den strictesten Verhaltungsvorschriften für die Beamten gewinnt erst an Werth, oder wird selbst vollkommen in das Dunkle einer gewissen Bedeutungslosigkeit geschoben, sobald der Reisende



Empfang beim Vicekönige in Wu-tschang.

so glücklich ist, private Begleitungsschreiben von maßgebenden Würdenträgern und Freunden vorweisen zu können.

Um zu vermeiden, bei der Miethe von Fahrzeugen für die weitere Reise nur der Willkür und Unverschämtheit chinesischer Bootsleute ausgesetzt zu sein, wurde dem Statthalter Li-hang-tschang unser Besuch für den 13. December angesagt. Er sollte uns für den Aufbruch und die Reise in seiner Provinz mit Rath und That beistehen und behilflich sein.

Mr. Whigt stellte uns für die Ueberfahrt nach Wu-tschang zwei Segelboote und die nöthigen vier Tragsessel zur Verfügung. In neue, pelzverbrämte Winterkleider gehüllt, bestiegen wir bei einem fürchterlichen Wetter die Boote. Ein förmlicher Orcan trieb den feinen Regen nadelspitz in das Gesicht und erzeugte auf der breiten Stromfläche so beträchtliche Wellen, daß wir insgesammt Symptome der Seekrankheit verspürten. Der scharfe Wind blähte die Segel, die Schiffchen neigten sich in bedenklicher Weise zur Seite und durchschnitten mit Pfeilgeschwindigkeit die schäumenden Wogen. Und doch verstrichen volle 20 Minuten, bevor wir den jenseitigen Landungsplatz erreichten. Aus dieser Zeitangabe allein vermag der Leser schon sich eine richtige Vorstellung von der enormen Breite des Yang-tze-kiang bei Hankou zu bilden.

Während wir vor den Mauern der Stadt Wu-tschang die bereitstehenden Tragsessel occupirten, versammelten sich die Chinesen der naheliegenden Hütten, und unsere Wanderung durch die schmutzigen Gassen und Straßen der Vorstadt gestaltete sich zu einem Schauspiele für die Straßenjugend und ihre Angehörigen. Endlich erreichten wir die gut erhaltene Umfassungsmauer der eigentlichen Stadt. Dieselbe besitzt eine Höhe von 8 Meter und eine Dicke von 20 Schritten, wenigstens hatte der steingewölbte Durchbruch des westlichen Thores eine solche Länge. Eine Thorwache, in der Stärke von zwölf rothbekleideten, mit langen Spießen bewaffneten Soldaten, bewachte den Schlund. Sie standen in zwei Gliedern vor der Wachstube und wurden von einem Officier befehligt.

Die wenigen Gassen, welche uns von dem Palaste des Gouverneurs trennten, waren nur durch unansehnliche Holz- und Lehmgebäude gebildet;

die Verkaufsläden mit ihrer geringen Auswahl von Bekleidungsstücken, Lebensmitteln und Luxusartikeln gaben der Stadt ein Armuthszeugniß im Vergleiche mit Hankou, woselbst sich der Haupthandel seit Eröffnung des Hafens concentrirt hat. Vor dem Eingange zu der Residenz erhebt sich eine rechteckige Schutzmauer gegen alle direct auf das Thor anstürmenden bösen Geister, welche Unfrieden und Unglück in das Haus bringen wollten. Solche Mauern, in der Form einer Feuermauer, kennzeichnen sich in ihrer Bestimmung sofort durch das in bunten Farben auf die Wände gemalte Drachenbild mit großen, bösen Augen und blauen Schuppen. Sie werden auf 10—70 Schritte vom Hauptthore entfernt mit besonderer Sorgfalt erbaut und mangeln vor keinem Amtslocale, vor keinem Regierungsgebäude, und selbst wohlhabende Kaufleute und Wirthshausbesitzer wahren ihr Heim vor den tückischen Angriffen der bösen Dämonen in solcher Weise. Nur der Arme findet selten die Mittel, einen Schutzwall vor seiner bescheidenen Hütte aufzurichten.

Der Palast des Gouverneurs ist ein ebenerdiges, weitläufiges Gebäude. Die mit schwarzer Farbe übertünchten Steinmauern tragen ein complicirtes Dach von runden Ziegeln, über welches ein weithin sichtbarer, pagodenartiger Thurmaufsatz aus mühsamer Holzschnitzerei schwungvoll emporragt. Die Flügel der massiven Holzthore führen dem Besucher die mächtigen, in voller Gesundheit strotzenden Bildnisse berühmter Größen der ruhmreichen Vergangenheit des Hauses in grellen Farben vor die Augen. Ueber einige breite Steinstufen gelangt man zu dem geräumigen, theilweise gepflasterten Vorhofe, und hier bewachen zwei steinerne Löwen mit rollenden Augen und weit geöffnetem Rachen, dessen Zähne nadelspitz hervorschießen, den Palast. Vor diesen Ungethümen entstiegen wir den Sänften, und ich war herzlich froh, wieder den kalten Hauch der winterlichen Luft an den Schläfen zu fühlen, denn das fortwährende Schwingen, Wiegen und Schaukeln in dem engen Holzbehälter erzeugte bereits ein unheimliches Gefühl von Schwindel und Unbehaglichkeit, welches derart zunahm, daß ich während des letzten Wegabschnittes die Augen schloß und die Minuten zählte. Ebenso, wie das erste Reiten auf dem Kameele, so ist das Reisen im Tscher, dessen elastische, federartige Bambustangen den harten Auftritt der Träger bei jedem Schritte in

schwingenden Wellen dem Insassen fühlen lassen, ein Prüfstein für die Seetüchtigkeit des Reisenden. Die Chinesen, von Jugend auf an dieses Verkehrsmittel gewöhnt, erachten es als das bequemste, angenehmste und nobelste seiner Art.

Das Haupteingangsthor war bei unserer Ankunft noch abgesperrt. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich im Vorhofe angesammelt und ein glasknöpfiger Mandarin mühte sich mit etlichen Schergen fruchtlos ab, die Andrängenden zurückzuhalten. Wurden in dieser Weise einige Chinesen aus dem Hofe hinausgedrängt, so erschienen wieder andere, indem sie den in China nicht ungewöhnlichen, aber unbequemen Weg über die niedere Hofmauer einschlugen. In solcher Weise erreichten sie vollkommen ihre Absicht. Sie standen bald in der ersten Reihe des halbkreisförmigen Menschenknäuels und konnten uns von hier aus leichter betrachten, kritisiren und verspotten. Endlich knarrten die Thorangeln; ganz unerwartet durchzitterten drei Pöllerschüsse die Luft, und wie aus einem Coulissengange schritt eine reich in Pelzwerk gekleidete Gestalt, umgeben von einer Schaar dienstthuender Würdenträger, aus dem Hintergrunde des Palastes uns entgegen.

„Ist das der Vicekönig?" frug Graf Széchenyi den Dolmetsch Sin und grüßte den stattlichen Mandarin.

„Gehen Sie nur vorwärts!" antwortete Sin, und machte vor dem Gouverneur einen Kniefall. Li-hang-tschang erwiderte unseren europäischen Gruß durch eine ceremonielle Verbeugung, während welcher er die Hände auf der Brust kreuzte, und lud uns hierauf mit einer Handbewegung ein, sein Haus zu betreten. Wir passirten drei Höfe, deren Thore angelweit geöffnet waren. Einige Diener bemächtigten sich hierauf unserer Ueberzieher und Stöcke, und wir erreichten endlich nach der Passirung eines dunklen Steinganges durch ein Spalier von Würdenträgern den Empfangssalon, wohin uns der Vicekönig folgte. Hier erst fand die feierliche Begrüßung statt, wenigstens von Seite des Dolmetsches, der durch einen abermaligen Kniefall den Gouverneur nöthigte, sein rechtes Knie ebenfalls mit dem Boden in leichte Berührung zu bringen, während wir uns in europäischer Weise verneigten.

Der Empfangssalon war zwar einfach, doch elegant möblirt. In der Mitte stand ein mit Wachsleinwand bedeckter runder Tisch, worauf chinesische Erfrischungen und Leckerbissen aller Art unser harrten. Auf zierlichen europäischen Glastellerchen häuften sich Gebäcke, Torten, Zuckerwerk, Orangen, Kürbiskerne, Mandeln, getrocknete Zwetschken &c. Fünf Plätze rings um die Tafel waren für uns reservirt, und fünf Bestecke, bestehend aus einem silbernen Löffel und Gabel nebst einem Paare mit Silber beschlagener, elfenbeinerner Eßstäbchen, lagen auf dem Tische.

Dem Eingange gegenüber befanden sich die thronartigen, rothseidenen Ehrensitze des Salons, und eine reichgeschnitzte Bank trennte den Raum, wo wir uns befanden, von der anderen Seite des Saales ab, eine Einrichtung, die recht nothwendig erschien, denn jener Theil erwies sich als viel zu klein, um alle eindringenden Neugierigen zu fassen. Nebst den vielen Mandarinen, welche in reichgestickten Seidengewändern erschienen waren, bemerkte ich im Hintergrunde der Volksmenge auch einige Frauen, die neugierig ihre Köpfe über die in Pfauenfedernpracht glänzenden Kopfbedeckungen der Würdenträger emporreckten und auch hin und wieder ein in goldgestickter Haube prangendes Kinderköpfchen in die Höhe hoben, damit auch dieses frühzeitig den Eindruck gewänne, wie der Europäer ohne Zopf in seiner einfachen Kleidung aussehe. Die vorherrschende Farbe des Saales, dessen Holzwände mit chinesischen Sinnsprüchen und den Ahnentafeln der Familie geschmückt waren, ist dunkelbraun. Außer einer europäischen Stockuhr und einem großen Spiegel in Goldrahmen gewahrte ich keinerlei fremdländische Eleganz.

Der Statthalter ist ein Mann von beiläufig 60 Jahren. Sein gutmüthiges, breites Gesicht gewinnt durch die Altersfurchen einen edlen Ausdruck. Sein schelmisch-kluges Augenpaar glänzt und blitzt mitunter lebhaft unter den dichten Augenbrauen. Ein schwacher, grauer Schnurrbart wirft über die Mundwinkel einen melancholischen Schatten, und auch die nicht zu schmale Unterlippe besitzt einen spärlichen Bartansatz. Ein aus edlem Pelzwerke verfertigter Mandarinshut krönt majestätisch das Haupt des Greises. Er ist mit der Pfauenfeder und dem mattrothen Rosenknopfe, der höchsten Staatsauszeichnung, geziert. Ein kostbarer, feiner, weiter und warmer Pelz (es war

empfindlich kalt in dem luftigen Gemache) bedeckt den Oberkörper bis zu den Knieen; die feinen Hände kommen nur selten zum Vorschein, weil die langen Aermel sie verstecken. Eine vierfache Kette aus nußgroßen Edelsteinen von blauer, grüner, grauer und gelber Farbe sticht vortheilhaft von dem Dunkel des Pelzwerkes ab; ein blauseidenes Unterkleid, welches die Mandarinsstiefel aus schwarzer Seide nur halb bedeckt, vollendet den Anzug.

Li-hang-tschang lud uns in freundlichster Weise zum Sitzen ein und die Diener rückten die nöthigen Stühle zurecht. Im Beginne war die Unterhaltung etwas wortkarg, doch nach Uebernahme des Empfehlungsschreibens seines Bruders Li-hung-tschang, des Vicekönigs von Tien-tsin, und Durchlesung desselben, wurde der Statthalter lebhaft und gesprächig. Er frug, den Grafen anblickend, wie lange wir bereits in Hankou wären, und ob uns Wu-tschang gefalle. Der Interpret Sin übersetzte die Antwort. Nachdem Graf Széchenyi den Reiseplan zergliedert hatte, eröffnete uns der Gouverneur, daß das Tsungli-yamen sowohl ihn, als alle Behörden bereits avisirt und unterrichtet hätte, und frug, ob er uns in irgend einer Weise behilflich sein könne. Das Ersuchen wegen Beistellung eines Bootes genehmigte er mit dem Beifügen, er wolle uns auch ein Kanonenboot bis Syang-yang als Escorte zur Verfügung stellen, doch müsse es auf halbem Wege von einem kleineren abgelöst werden, weil der Han-ho um diese Jahreszeit sehr wenig Wasser führe. Er wolle die Weisungen so erlassen, daß wir keinen unnöthigen Aufenthalt erleiden werden. Er schilderte uns die Reiseroute am Han-ho-Flusse von seinem Standpunkte aus als reizend und bequem, es seien da keinerlei Berge, welche uns Schwierigkeiten bereiten würden, bis Siang-yang sogar nur ebene, fruchtbare Felder. Aber kaltes, recht kaltes Wetter stünde uns bevor und er riethe uns an, recht viele Holzkohlen und gute Pelze — dabei deutete er vielsagend auf seinen Marderpelz — mit auf das Schiff zu nehmen.

Nach einer kleinen Pause sprang er auf die Politik über: ob die Russen noch vor Constantinopel stünden, ob es wahr sei, daß Oesterreich den Türken freundlich gesinnt wäre, denn er hätte vernommen, daß wir eine türkische Provinz besetzt hätten.

Der Graf beschwichtigte seine aufsteigenden Zweifel, und der Gouverneur versäumte darauf nicht — zwar in geschminkter Rede, dennoch unverhohlen seine Stimmung und die des Landes gegen Rußland in bezeichnenden Worten kundzugeben. Endlich kam er auf meine Mission zu sprechen.

„Sie sind in astronomischen Sachen bewandert. Wie steht es am Himmel, was sagen die Sterne?"

Ich kam in einige Verlegenheit, denn ich war für Prophezeiungen nicht vorbereitet, darum antwortete ich ausweichend: „Ich hoffe, daß die Zukunft sowohl für Ihre Familie als für Ihr Vaterland recht günstige und glückverheißende Tage bringen wird."

„Beobachten Sie bei Tage oder in der Nacht? In China geschieht es nur des Abends."

„Des Nachts die Sterne, am Tage die Sonne!"

„So! — Und können Sie wirklich an den Sternen sehen, wie weit Sie von der Heimat entfernt sind?"

Verwundert begegneten meine Augen den seinen, welche verschmitzt leuchteten. Ich bejahte.

„Und ist es nicht komisch," lachte er, indem er seine Gedanken mit den kleinen, feinen Händchen versinnbildlichte, „daß China hier oben, und Europa unterhalb am Erdballe liegt, daß wir hier zu Mittag speisen, während dort erst die Morgensonne die Bergspitzen vergoldet! Wie viel Stunden beträgt der Zeitunterschied zwischen China und Europa?"

„Das ist verschieden. Zwischen England und Wu-tschang im Durchschnitte 7½, zwischen Oesterreich und hier 6½ Stunden."

„Das ist doch sonderbar."

„Eine solche Zeitdifferenz hat oft die überraschendsten Folgen. Wird z. B. von Schanghai aus ein Telegramm nach London um die Mittagsstunde expedirt, so benöthigt es in den meisten Fällen nur zwei Stunden bis zum Eintreffen an Ort und Stelle, es kommt in London um 7 Uhr Morgens, also 5 Stunden früher an, als es in Schanghai aufgegeben wurde."

Seine Hoheit schien das nicht zu begreifen, denn er ging über dieses Beispiel flüchtig hinweg und lachte interessirt auf, als ihm Graf Széchenyi

die Proposition machte, ungarische Pferde hieher zu senden, um die schwache chinesische Race zu veredeln. „Und wie wollen Sie die Thiere hieher bringen?" „Mittelst eines Dampfschiffes! Sie kämen von Ungarn schneller nach Wu-tschang, als wir von hier nach Si-ngan-fu."

Der Statthalter erkundigte sich hierauf um unser Alter und bemerkte bei der Gegenfrage wehmüthig, daß er schon alt geworden sei, denn als er seinen Bruder vor zehn Jahren das letzte Mal sah, zählte er schon über 50 Jahre.

Das angeführte Gespräch machte auf mich den Eindruck, als hielten die Chinesen uns Europäer gerade so, als wie wir sie ansehen. Der Contrast in den Fragen, bald naiv, wie ein Erwachsener zu einem Kinde spricht, bald geistig funkelnd und sprühend, bald eingehend auf Märchen, bald wieder die Gegenwart mit schlagenden Beweisen festhaltend, trat zu lebhaft vor meine Augen, als daß ich nicht in meinen Vorurtheilen gegen die Chinesen hätte erschüttert werden müssen. Vielleicht ist Li-hang-tschang nur einer der wenigen aufgeklärten Chinesen. Wir werden noch Gelegenheit finden, ihn mit anderen Koryphäen des großen Reiches zu vergleichen.

Wir verkosteten die vorgelegten Speisen, welche recht gut zubereitet waren, und tranken dazu einen aus England importirten Weichselgeist.

Nach einer einstündigen Audienz erhoben wir uns, indem wir unseren Dank für den freundlichen Empfang und die Unterstützung der Reiseprojecte in warme Worte kleideten. Li-hang-tschang begleitete uns mit seinen Würden-trägern bis zu dem Hauptthore seines Palastes, wo wir uns verabschiedeten. Wir zogen es vor, uns nicht mehr der Sänften zu bedienen und legten die kurze Strecke bis zum Landungsplatze — begleitet von dem unvermeidlichen Mob — zu Fuß zurück.

Wir bestiegen die bereitstehenden Boote, um nach Hankou zurückzu-fahren. Es wetterte fürchterlich. Wie ein Orcan blies die Windsbraut uns entgegen und machte die Ueberfuhr nicht allein zeitraubend, sondern auch gefähr-lich. Mit halbgerefften Segeln mußte das Schiffchen laviren, es neigte sich so zur Seite, daß wir gezwungen waren, die höhere Seite mit der Körperlast zu beschweren. Todtenbleich saß Sin, der Dolmetsch, an der Schiffs-

kante und hielt die Rippen krampfhaft umklammert. Endlich verlangte der Yang-tse-kiang seinen Tribut. Sin that, was er nicht lassen konnte. Auch der Koch Tötai, welcher es sich nicht nehmen ließ, uns nach Wu-tschang zu begleiten, litt an krampfhaften Zuckungen, bald lehnte auch er sich wie ein geknicktes Rohr über die Bootsbrüstung und folgte dem Beispiele seines Genossen.

Zweimal schon hatten wir den breiten, wellengepeitschten Strom durchschnitten, unsere Kleidung war von den Sturzbädern, denen wir ausgesetzt waren, gänzlich durchnäßt und die schöne Pelzverzierung der neuen Winterröcke für immer ruinirt. Da ertheilte der Graf den Bootsleuten den Befehl, am jenseitigen Ufer dort zu landen, wohin der Wind das Schiffchen treibe. Die Segel wurden unter dem möglich kleinsten Winkel gegen den Wind gebracht und nach einer langen Viertelstunde landeten wir unter den Mauern der Stadt Han-yang. Wir erklommen die schlüpfrigen Uferränder und befanden uns vor einem Seitenthore der erwähnten Stadt, dann wateten wir durch das Kothmeer der engen Gassen heimwärts. Geschäftig eilten die Lastenträger nach allen Richtungen, doch der feine Sprühregen hielt die Leute ab, uns die entsprechende Würdigung zu schenken.

Bevor wir den Han-ho erreichten, den Fluß, welcher die beiden Städte Hankou und Han-yang trennt, bot sich uns ein unsäglich trüber Anblick dar. In der Mitte der Gasse lag eine wachsgelbe Gestalt. Ich prallte zurück vor den offenen, gläsernen Augen des noch jungen Mannes, der, die Hände krampfhaft geballt und vor die Brust gepreßt, im Centrum des bewegten Lebens der schmutzigen Stadt ausgerungen hatte. Er war todt. Hunderte Chinesen passirten den Weg und stiegen über den Leichnam hinweg, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. Und lange Tage wird er noch da liegen geblieben sein, bis schließlich der Verwesungsgeruch die Nachbarn gezwungen haben dürfte, den Cadaver in den Strom zu werfen.

Der Han-Fluß wird bei seiner Einmündung in den Yang-tse-kiang von den 15—20 Meter hohen Ufern etwas eingeengt, seine Mündung schien von einem Mastenwalde unzähliger Dschunken abgesperrt zu sein. Wie am Yang-tse-kiang, so führen auch hier mächtige Steintreppen zu den Landungsplätzen. An der Ueberfuhr, denn es verbindet keinerlei Brücke die zwei großen Städte,

besitzt der Fluß die Breite von 250 Schritten, während die Breite des Yang-tze-kiang 1·8 Kilometer beträgt. Es dunkelte bereits, als wir den Han-Fluß auf einem kleinen Boote übersetzten. Am jenseitigen Ufer erwartete uns die mit Laternen ausgerüstete Dienerschaar des Zollhauses, welche uns zu den Quartieren begleitete.

Li-hang-tschang betraute den Vicegouverneur der Provinz Hupeh mit der Aufgabe, in seinem Namen den Besuch zu erwidern. Bevor wir noch eine Ahnung von der Ankunft des Gastes hatten, wurde schon das Hotel von einer Chinesenschaar belagert. Endlich ließ sich ein chinesischer Officier anmelden und überbrachte uns die officielle Nachricht. Bald fand sich auch ein behäbiger Blauknopf in der Person des Tautai von Hankou ein, da aber der Interpret nicht gegenwärtig war, beschränkte sich unsere Unterhaltung darauf, den Champagnerkeller des Hotels einer Revision zu unterziehen. Plötzlich sprangen die beiden Herren auf und stürzten die Treppe hinab, denn ihre feinen Ohren hatten die Schallwellen des Gongs gut vernommen, die zitternd an den Fensterscheiben vibrirten. Glücklicherweise trat in demselben Momente ein Amerikaner, welcher etwas chinesisch sprach und späterhin die Güte hatte, als Dolmetsch zu fungiren, in das Billardzimmer.

Der Vertreter des Gouverneurs trat ein. Er war ein hagerer, langer Mann, der keineswegs jene Sanftmuth sein eigen nennen konnte, welche den Gouverneur charakterisirte. Seine Kleidung war höchst elegant und bestand zum großen Theile aus feinen Pelzen. Er nahm Platz, und sogleich erschienen zwei Mandarine mit Elfenbeinknöpfen auf ihren Hüten, deren Dienst darin bestand, dem Mandarin das Champagnerglas zu reichen, es wieder wegzustellen, die Tabakpfeife zu stopfen und anzuzünden. Die wegen Mangel an Verständniß mit großer Schwierigkeit durchgeführte Unterhaltung endete damit, daß der hohe Besuch einen jungen Mandarin mit sympathischen Geberden in das Zimmer beschied und denselben als Commandanten des Kanonenbootes, welches uns bis Siang-yang escortiren sollte, vorstellte.

Die Stunden unseres Aufenthaltes in Hankou waren gezählt, um so mehr als das für die Flußfahrt gemiethete Boot an den Ufern des Yang-tze-kiang reisebereit ankerte.

Der Vormittag des 16. December verging sehr schnell mit dem Verladen des Reisegepäckes. Gegen Mittag besichtigte ich das Fahrzeug, eine schwunghaft gebaute, chinesische Dschunke. Sie enthielt einen anspruchslos möblirten Salon mit den unvermeidlichen Ehrensitzen, vier Schlafzimmer, von welchen Graf Széchenyi eines, Loczy und ich das zweite, Sin das dritte und die Dienerschaft das vierte besetzten, und eine Küche. Die Fenster waren noch aus Glas, und an den Wänden hingen einige chinesische Gemälde. So erschien mir das Schiffchen als eine recht anheimelnde Wohnung für die nächsten Reisewochen.

Auch das Kanonenboot lag bereits „klar" nebenan vor Anker. Ich erkannte sogleich den jungen, sympathischen Officier, welcher mir seinen üblichen Gruß entbot. Beide Boote besaßen zwei Masten, doch war das Kanonenboot schlanker und eleganter construirt. Wie eine leichte Holzschale schaukelte es auf den sanft bewegten Wellen, und nur die alte, verrostete Kanone auf dem Bugspriet, welche die Seesoldaten soeben luden, unterschied das Fahrzeug von den friedlichen Handelsfahrzeugen.

Um 1 Uhr Mittags lud uns Mr. Whigt zu dem Abschiedstiffin. Um 3 Uhr klirrten die Gläser auf das Gelingen der Reise und um 4 Uhr signalisirte der Donner des Geschützes nach Wu-tschang die Botschaft, daß die Schutzbefohlenen des Statthalters die letzte Stätte europäischer Cultur verlassen hatten. Von diesem Momente an befanden wir uns in den Händen der Chinesen.

XI.

Von Hankou bis Tin-tze-kwan.

Tagesbeschäftigungen. — Begrüßungen von Seite des Volkes und der Hunde. — Die Segelboote auf dem Han-Flusse. — Feldcultur und Mühlen. — Die Fischerei. — Trachten. — Abenteuerliche Ereignisse. — Das Nachziehen der Boote. — Wetterbeschwörungen. — Weihnachten. — Klosterleben. — Fan-tscheng und Siang-yang. — Die Zahl der Einwohner. — Bootwechsel. — Prinz Kung. — Räuber aus Hunger. — La-ho-ku. — Stadtcommandant und Missionär. — Scenen der Hungersnoth. — Die chinesischen Längenmaße. — Das Sië-ho-Thal. — Steinige Landschaften. — Ankunft in Tin-tze-kwan.

Der Tag neigte sich frühzeitig zu Ende, wir befanden uns noch im Weichbilde der Stadt, als die eintretende Dunkelheit den Capitän zwang, das Boot am Uferrande zu verankern. Eine der vielen, eisenbeschlagenen Bambustangen wurde zu diesem Zwecke durch ein viereckiges Loch, welches am Vordertheile durch den Schiffskörper griff, in den Flußgrund eingerammt und das Schiff in dieser Art im vollsten Sinne des Wortes am Flußgrunde angenagelt. Je mehr die Temperatur über dem Wasserspiegel sank, desto weniger vermochte die Gluthpfanne der glimmenden Holzkohlen unseren chinesischen Salon zu erwärmen. In ungestümer Hast maßen wir das schmale Deck, ein über das andere Mal den warmen Hauch in die erstarrten Finger blasend, bis endlich der Koch die angenehme Meldung erstattete, das Essen wäre aufgetragen. Eine Stunde später hüllte ich mich in meinem dunklen Kämmerlein in die warmen Wolldecken und hörte den chinesischen Gong-Zapfenstreich auf dem Kriegsschiffe nebenan nur mehr im Traume. Um 5 Uhr Morgens weckten mich drei Kanonenschüsse. Wir segelten weiter.

Es schien mir ein gutes Omen, daß die goldenen Strahlen der Sonne den Morgennebel besiegten und wir nach zwei langen Wochen endlich wieder

einen hellen Tag hatten. Wir richteten uns das Schiff so wohnlich als möglich ein. Der Salon wurde zur meteorologischen Anstalt adaptirt. An der einen Wand hing das Quecksilber-Reisebarometer, daneben vier Aneroide, welche ich Früh, Mittags und Abends gegenseitig verglich, auf der anderen die vielen Thermometer neben den Jagdgewehren des Grafen.

Wie die ersten Tage, so verliefen die meisten der mehrwöchentlichen Flußfahrt. Um 9 Uhr versammelten wir uns im Salon zu dem gemeinsamen Frühstücke, bestehend aus drei weichgekochten Eiern und einer Tasse Thee. Während des Vormittags beschäftigten wir uns mit dem Lesen verschiedener Reisewerke, mit dem Aufzeichnen der Barometer- und Thermometerstände, mit dem Vergleichen der Chronometer, mit der Bestimmung der Luftfeuchtigkeit &c., und ich speciell noch mit der Einzeichnung der Flußroute. Um 12 Uhr besprachen wir während des „Tiffins" die Ereignisse des Vormittags und um 1 oder 2 Uhr verließen wir das Boot, um längs der Ufer kleine Excursionen zu unternehmen. An Zeit waren wir selten gebunden, denn die Boote kamen langsam vorwärts, besonders bei dem vorherrschenden Gegenwinde, welcher das Aufspannen der Segel nicht gestattete. Die Boote wurden dann von der Bemannung mittelst Stricke, welche am Hauptmaste befestigt waren, flußaufwärts gezogen.

Nur am rechten Ufer erheben sich niedere Hügelreihen, doch auch diese entfernen sich immer mehr und mehr vom Flusse, so daß schließlich nur eine reichcultivirte, nahezu baumlose Ebene den weiten Horizont begrenzt. Am Ufer selbst reiht sich Dorf an Dorf, Haus an Haus. Unsere Spaziergänge erregten die Neugierde und Aufmerksamkeit der Chinesen, schon aus der Ferne erblickten uns die Kinder; mit einem Geschrei, das jeder Beschreibung spottet, stürmten sie uns entgegen, und hundert frische Kehlen begrüßten uns mit dem ersten Worte, welches der Europäer in China zu lernen Gelegenheit erhält, mit „Yang-kwej-tze".

„Fremder Teufel!" so dringt der Kinderchor in allen Tonarten zu unseren Ohren. Wir lächeln dazu, bis schließlich eine nachgeschleuderte Erdscholle anzeigt, daß der Muthwillen auszuarten beginnt. Doch der kleine Uebelthäter ahnt die bevorstehende Züchtigung und verschwindet bei dem Drängen

und Stoßen blitzschnell in dem Schwarme. Es wäre gefehlt, einen Unschuldigen büßen zu lassen, denn die Chinesen besitzen ein so ausgesprochenes, natürliches Rechtsgefühl, daß der Schuldige selten die Unterstützung seiner Genossen finden wird, um der verdienten Strafe zu entgehen; der Unschuldige aber bei solchen Gelegenheiten darauf rechnen kann, daß die gesammte Umgebung sich seiner Sache selbst thatkräftigst annehmen werde.

Wir erreichen das Dorf. Aus allen Häusern stürzen die Männer, Weiber und Kinder, selbst die Haushunde schließen sich der Familie an. Doch diese armen Thiere ziehen die Schweife ein, hoch erheben sie die spitzigen Schnauzen und schnuppern in höchster Verlegenheit nach dem fremden Geruche, sie wissen sich nicht zu fassen, wissen nicht, sollen sie bellen, heulen oder die Flucht ergreifen. Da endlich hilft ihnen die Aufmunterung eines heimtückischen Chinesen aus der Klemme. Ein leiser Zischlaut und das Hinweisen mit der Hand auf die Fremdlinge entscheidet. Zähnefletschend und mit lautem Gebelle stürzen sie auf uns los. Der enge Kreis der Zuseher erweitert sich, um den Hunden genügend Raum für die erfolgreiche Attaque zu gewähren; doch ein Wurf mit einer Erdscholle (Steine sieht man weit und breit keine) genügt zur Abwehr. Die Köter, einen unerwarteten Leckerbissen erwartend, stürzen auf das Stück Lehm zu, Neid und Zwietracht würzt die Einbildungskraft — und wenn Zwei sich streiten, freut sich der Dritte.

Während dieser Scene wachsen die Menschen aus der Erde. Hunderte und wieder Hunderte drängen nach vorwärts, so daß wir bald von allen Seiten eingeschlossen, ganz und gar in der Bewegung gehindert sind. Da richtet ein Mann eine Frage an uns, und gibt hiemit das Zeichen für alle Uebrigen, Interpellationen zu stellen. Da ich kein Wort ihrer Sprache verstehe, höre ich dem Wortschwalle achselzuckend zu und antworte nur insoferne, als ich die unverschämtesten Männer entschieden zurückdränge. Endlich leuchtet es mir aus den verschiedenen Handbewegungen und Gesten der Fragesteller ein, sie wünschen unser Reiseziel zu erfahren. Ich nenne den Namen der Stadt Siang-yang. Allgemeines Kopfnicken und zustimmendes Lachen überzeugen mich bald, daß ich richtig gerathen habe.

Die Leute werden zudringlich. Sie betasten die Schuhe, die Uhrkette, die Augengläser. Einige wünschen zu rauchen, und der Cigarrenstumpf wandert von Mund zu Mund. Den Meisten behagt das amerikanische Kraut nicht besonders; hustend und mit verzerrter Grimasse überreichen sie es den Nachbarn. Nachdem der Zuseherkreis sein mißbilligendes Urtheil über die Güte des Tabaks unverhohlen und nahezu einstimmig kundgegeben,



Dorf am Han-ho.

will ein Greis das letzte Restchen der Cigarre zurückerstatten, was ich dankend ablehne. Andere wünschen wieder, es möge Einer von uns die Kopfbedeckung abnehmen. Halb gezwungen, halb freiwillig erfüllte Einer oder der Andere das Ersuchen. Das allgemeine Staunen über den Mangel eines Zopfes und das kurz geschnittene Haupthaar gibt sich anfänglich in dem weiten Aufreißen der schiefgeschlitzten Augen und in zweifelndem Gemurmel kund, dann aber löst sich die Verwunderung in ein wieherndes Halloh und

schallendes Gelächter auf. Am meisten interessirt sich die Menge für die europäische Kleidung. Da werden die Handschuhe bewundert, der Rock nach allen Seiten gewendet, die Schuhsohlen kopfschüttelnd gemessen und der Wollstoff der Pantalons sachkundig gerieben. Jeder hat eine Frage auf den Lippen, die wahrscheinlich in dem Wunsche gipfelte, daß wir uns nackt ausziehen möchten, um ihren Wissensdrang vollkommen zu befriedigen.



Hausmühle am Han-ho.

Mühsam brechen wir uns endlich Bahn; die Vernünftigeren ziehen sich in ihre Behausungen zurück, der größere Theil aber verfolgt uns bis zum Ortsende. Dort verabschieden sie sich in ähnlicher Weise, wie die Bewohner des Poyang-See's die Jäger zu begrüßen pflegen. Wenn auch die nachgeschleuderten Erdstücke uns nicht mehr erreichen konnten, so schlugen noch immer die nachgerufenen Spottworte an unser Ohr. — Zu Beginn der Reise erzeugten solche Insulten einen fortwährenden Kampf des aufwallenden

Blutes mit der dringend gebotenen Besonnenheit, da sich aber ähnliche Schauspiele während der ein und einhalbjährigen Dauer unserer Landreise Tag für Tag wiederholten, so mußten wir uns an diese Ausflüsse eingewurzelten Hasses gewöhnen. Jeder Reisende wird die Erfahrung machen, daß kalter Sinn und äußere Gleichgiltigkeit allein im Stande sind, die Masse des Volkes von ernstlichen Thätlichkeiten abzuhalten.

Es wird dunkel. Das Schiff ist des contrairen Windes wegen weit zurückgeblieben. Ferne im Westen bezeichnet noch ein blutrother Schein die Begrenzungslinie des Horizontes, aber auch dieser zerrinnt rasch in ein grau verschwommenes Dunkel, denn die Dämmerung in diesen Breiten währt nur kurze Zeit. Der Sternenhimmel glänzt bereits in funkelnder Pracht, da endlich erblicken wir stromabwärts das Licht der Mastlaterne. Es kommt näher und näher, endlich vernehmen wir den abgerissenen, monotonen Gesang der acht Bootsleute, welche mittelst eines aus Bambubast geflochtenen Strickes mühsam das Boot nachschleppen. Das Schiff wird verankert und wir steigen ein. Der Officier des Kanonenbootes begrüßt uns mit einem Kniefalle, und Sin verdolmetscht dessen Bedenken gegen unsere einsamen Spaziergänge. „Wir sollen entweder auf dem Schiffe bleiben, oder zwei Mann Bedeckung mit uns nehmen, wenn wir an das Land gehen. Die Leute seien hier böse und heimtückisch, und geschähe uns etwas, ginge es ihm an den Hals." Der rege Appetit läßt eine lange Auseinandersetzung nicht zu, wir eilen in den Salon, wo das Mittagessen aufgetragen wird. So lange wir den Han-Fluß aufwärts fuhren, war ich noch in der Lage, jeden Abend eine Flasche echten Pilsner Bieres zu entkorken. Herr Beyfuß aus Schanghai hatte mich unmittelbar vor der Abreise mit einer Kiste dieses erfrischenden Getränkes als Reisegeschenk überrascht.

Die Gegend wurde von Tag zu Tag eintöniger. Die wenigen Bäume, welche früher den frisch geackerten Feldern der großen Ebene einigen Reiz verliehen hatten, blieben bald aus, und selbst die wenigen Weiden und Maulbeerbäume, welche die Dörfer umsäumten, waren zu zählen. Auch das Thierleben schien die Nähe der Hungerdistricte zu meiden, denn außer einigen Raben, Elstern und Staaren bemerkten wir nur hoch oben in der

Luft manchmal einen Zug wilder Gänse. Dafür wurde der Verkehr auf dem Han-Flusse reger. Wir begegneten eine beträchtliche Anzahl großer und kleiner Boote, die entweder mit Lebensmitteln beladen aufwärts fuhren, oder frachtenlos und blitzesschnell mit aufgeblähten Segeln nach Hankou steuerten. Die Segel der auf dem Han-Flusse verkehrenden Schiffe gleichen mit ihren horizontalen Bambustöcken und den dazwischen ausgebreiteten Baumwollstreifen unseren Fensterjalousien, die ebenfalls mittelst einer Schnur in die Höhe gezogen werden können. Nur bei sehr starkem Winde wird das Segel bis zur halben Höhe des Mastes herabgelassen, und darum ereignet es sich nicht selten, daß sich das Boot bei kräftiger Brise unversehens zur Seite legt. Die wenigsten Chinesen sind des Schwimmens kundig, und so ertrinken bei derartigen Unglücksfällen die meisten der Passagiere und Bediensteten.

Die Bewohner der Ufer beschäftigen sich entweder mit Fischerei oder Ackerbau. Die Aecker sind zumeist mit Weizen (Aehren mit 5 bis 6 Reihen Körnern), Baumwolle, Gerste, Salat, Rüben und Erbsen bebaut und sind in einem musterhaften Zustande. Besonders im December, wenn die Saat der Erde entsprießt, sieht man die mühsame und kunstvolle Bearbeitung der Erde mit der Schaufel und Egge in zierlichen Linien durch das matte Grün hervorschimmern. Die Erde ist durchwegs fein zerstoßen und das Auge begegnet keiner einzigen Scholle von auffallender Größe. Kerzengerade Furchen, in welchen von Strecke zu Strecke kleine Gebüsche angepflanzt sind, ersetzen Rain und Grenzsteine.

Die musterhafte Feldcultur wird durch eine reichliche Ernte entlohnt. Selbst während der Hungersnoth in den benachbarten Districten litten die Bewohner der Han-Ebene keine große Noth. Wir konnten uns häufig genug selbst von den reichen Vorräthen der Bauern überzeugen. Nahezu in jedem Hause war eine Hausmühle unausgesetzt im Betriebe.

Geschützt gegen alle Witterungsverhältnisse stand in dem kleinen Hofe ein massiver Cylinder aus Ziegeln oder Lehm, in welchen ein Mühlstein aus Granit eingelegt wurde. Das eine Ende des mit der verlängerten Achse fest verbundenen Querbalkens trägt einen Trichter zur Aufnahme der Körner, welche wie der Sand einer Sanduhr auf den Mühlstein fallen und bei der

Rotation zerrieben werden; das andere längere Ende ist gewissermaßen die Deichselstange des vorgespannten Esels oder Büffels. Werden letztere zum Betriebe der Mühle verwendet, so werden ihnen die Augen verbunden.

Die Fischerei wird systematisch von den Zunftgenossen einer Ortschaft gemeinsam betrieben. Ich zählte bei einem solchen Manöver 47 Fischerboote, die unter dem Commando eines graubärtigen Alten den Fischzug unternahmen. Sie fuhren bis in die Mitte des Flusses und formirten hier die Schlachtordnung. Der Commandant ordnete von seinem Boote aus die Formirung eines Halbkreises für die übrigen Schiffe an und steuerte sodann vom Mittelpunkte des Kreises auf eine beträchtliche Distanz flußaufwärts. Er wendete sodann das Fahrzeug und gab mit einer Handbewegung ein Zeichen, worauf auf jedem Boote ein fürchterlicher Lärm begann. Die Fischerleute erhoben ein markdurchdringendes Geschrei und schlugen auf den Gongs und Holz-Tamtams mit solcher Heftigkeit, daß der Lärm nicht blos die Fische betäuben mußte. Während dieses Concertes ruderten die Boote in ihrer Stellung gegen den Commandanten, welcher sein Klangbecken ebenfalls meisterhaft handhabte. Bevor noch das Boot des Fischermeisters das Centrum des Kreises erreicht hatte, warfen die übrigen Boote auf ein Tempo ihre Netze aus. Nach einer kurzen Weile wurden sie wieder gehoben, doch ohne die erwünschte Beute.

Die Bekleidung der Bewohner der Ufer des unteren Han-ho unterscheidet sich von jener der Schanghaier schon beträchtlich. Die Frauen tragen weiße, stark wattirte Baumwollhosen und einen blauen Oberrock. Ihre Haarfrisur ist am Vorderhaupte schlicht und einfach, endet aber nach rückwärts in einen langen, schnabelartigen Ansatz, welcher durch das dicke Auftragen eines kleisterartigen Oeles und mittelst einiger Nephritspangen in der Form erhalten wird. Die Füße der Frauen sind durchwegs verkrüppelt. Die Kleidung der Männer besteht aus einem lichtblauen Talare, dessen Länge von der Rangsstellung des Betreffenden abhängt. Während der Saum dieses Kleidungsstückes die Schuhsohle höherer Beamten berührt, so reicht er bei den arbeitenden Classen nur bis zu den Knien. Unsere kurzen, europäischen Kleider gaben daher den Chinesen Stoff genug zum Nachdenken. Ueber

ihre feinen Talare ziehen die Männer einen weiten, dunkelblauen Oberrock an, dessen lange Aermel bis nahe zum Boden reichen. Ein schwarzseidenes Käppchen ohne Schirm mit einem aus hellblauer Seide geflochtenen, runden Knoten in der Mitte wird zum Schutze gegen das Wetter mit dem Zopfe an den Kopf festgebunden.

Die Kinderanzüge sind drollig. Die jüngste Generation wird über und über in Wattastoffe eingehüllt, aus denen der Kopf wie ein Sandkorn hervorlugt; man meint, einer lebenden Kugel zu begegnen. Das Köpfchen ist mit einer glatten, eng anliegenden Haube bedeckt, welche auf dem Hinterhaupte an der vorderhand glatt rasirten Stelle des Hauptes durch eine rund ausgeschnittene Oeffnung genau den Ort bezeichnet, wo einmal der Zopf gedeihen soll.

Am 21. December verließen wir, wie gewöhnlich, in den Nachmittagsstunden das Schiff, um einen Spaziergang zu unternehmen. Graf Széchenyi ging im schnellen Tempo voraus, um möglicherweise etwas zu schießen. Loczy und ich folgten auf circa 4—500 Schritt Entfernung. Um 4 Uhr erreichten wir die am linken Ufer gelegene, kleine Stadt Panzch-ho. Die Stadt, an dem 8—10 Meter hohen, scharf abgerissenen Flußufer gelegen, macht den Eindruck der Dürftigkeit und Armuth. Die knapp am Ufer erbauten Häuser ruhen auf Pfählen, welche in die steilen, abschüssigen Lehmwände des Ufers fest eingerammt wurden. Die meisten Wohnhäuser sind aus Holz erbaut, die wenigsten durch eine einfache Ziegelverschalung gegen Wind und Wetter geschützt. Wenn man sich die Art und Weise des Baues solcher Häuser vor Augen führt, gewinnt man sofort die richtige Vorstellung ihrer Einfachheit. Zuerst construirt der Baumeister das Hausgerüst aus einem Gefüge von Bambustämmen. In den Zwischenräumen wird nun eine Ziegelmauer ohne Mörtel derartig aufgeschichtet, daß sich die flachen Seiten der Ziegel an die Holzstangen des Gerüstes schmiegen. Die Dicke der Mauer entspricht also nur der Länge der Ziegel und ist natürlich sehr dünn. Der Dachbau des Hauses erfordert schon eine gewisse Kunst des Architekten, denn die Chinesen sind in diesem Punkte verwöhnt. Bevor die verschiedensten Drachengestalten am Giebel ihre richtige Stellung eingenommen

haben, bevor die schwungvollen Eckvorsprünge den gewünschten Bogen einschließen, vergehen Wochen ängstlicher Berathung und kummervollen Nachsinnens. Die Frage aber, ob der Regen durch die Fugen der runden Ziegel in das Zimmer durchsickert oder nicht, hat noch keinen chinesischen Hausherrn beunruhigt; dafür desto mehr die Sorge, ob der Eingang an der Nord-, Süd-, West- oder Ostseite angebracht werden solle. Gewöhnlich entscheidet in diesem Punkte der Lama oder der Wahrsager des Ortes. Hängt doch von der glücklichen Wahl Glück und Friede, Wohlfahrt und Gedeihen Aller ab, welche das Haus bewohnen. Wegen Mangels an Steinen sind die engen Gassen der Stadt nicht gepflastert; der Boden ist uneben und wird beständig von den frei herumstreifenden Schweinen durchwühlt.

Unterhalb der Stadt breitet sich bis zu dem Flusse ein großer, sandiger Platz aus, auf welchem von Zeit zu Zeit große Märkte abgehalten werden. Der Weg durchkreuzt den Sand im Niveau des Flusses.

Wir erblickten den Grafen nahezu am entfernten Ende der Stadt, umringt von einer Schaar heulender Straßenjungen. Er überschritt ruhig und gelassen eine gewölbte Steinbrücke und mit ihr die Grenze des Stadtrayons; sobald die Menge uns erblickt hatte, stürmte sie auch uns entgegen. Wir beschleunigten die Schritte, um so bald als möglich die Steinbrücke zu gewinnen. Orangenschalen trafen unsere Rücken. Wir kümmerten uns nicht darum, denn die Leute suchten offenbar Streit. Ein unbeschreiblicher Jubel pflanzte sich von Mann zu Mann, als uns die ersten Erdschollen nachgeworfen wurden. An den Fensteröffnungen der nächsten Häuser zeigten sich lachende Mädchen- und runzelige Frauenköpfe, welche es für ihre Pflicht erachteten, ihre Ehemänner, Eltern, Brüder und Freunde durch aufmunternde Handbewegungen zu größeren Thaten anzuspornen. Es war unmöglich, einen der Angreifenden zu ertappen. Kaum drehte ich mich drohend um, da flohen die Schuldbewußten und verstanden es, sich rechtzeitig zu verschanzen. Nun wurden die Hunde auf uns gehetzt, diese aber waren feige und schlichen sich davon. Um der Gastfreundschaft die Krone aufzusetzen, ergriffen die Chinesen Ziegelsteine, wo sie ihrer nur habhaft werden konnten, und warfen sie uns nach. Ein solcher Ziegel traf mich mit solcher Wucht an der

Fußferse, daß das Leder der neuen Gebirgsschuhe aufgerissen wurde. Ein anderer Stein traf Loczy's Hut. Er drehte sich um und überraschte einen ungefähr zwanzigjährigen, scrophulösen Burschen, während er einen Stein auflas. Loczy stellte ihn mit einem kräftigen Donnerworte zur Rede, dieser aber ließ den Stein zu Boden fallen und begann wie ein Tobsüchtiger zu schreien, indem er aggressiv mit emporgehobenen Armen gegen Loczy eindrang. Die Situation war kritisch, denn ein einziger Hieb und wir wären massakrirt worden. Wir waren von Leuten umringt, die einen Anlaß zum offenen Conflicte suchten, die es wünschten, zuerst geschlagen zu werden. Ich versuchte Loczy zu beruhigen und hielt es für gerathen, dem glücklicherweise nahe gekommenen Kanonenboote einen Wink zu geben, was jedoch schon nicht mehr nöthig war, denn zwei Soldaten liefen bereits zur Hilfeleistung herbei.

Kaum hatte die Menge dieselben wahrgenommen, löste sich der Menschenknäuel wie auf Commando auf. Es fiel den Bewohnern von Panzch-ho ebenso leicht, nach allen Weltrichtungen zu zerstäuben, wie zwei Europäer mit Steinwürfen zu insultiren.

In einer der zunächst liegenden Ortschaften wurden wir etwas freundlicher empfangen, eine Veränderung, die wir den beiden uns begleitenden Soldaten zu danken hatten. Selbst wenn wir die Escorte zurückweisen wollten, beauftragte der Commandant des Kanonenbootes seine Leute, uns zu folgen.

Wohl umringte uns noch immer die muthwillige Jugend, doch beschränkte sie sich darauf, uns aus angemessener Entfernung zu verhöhnen, ja mitunter zeigte sie sich sogar erfreut über die Cigarettenspenden, welche von Mund zu Mund wanderten. Besondere Freude bereitete ich einem jungen Burschen, als ich ihm ein Bleistiftrestchen zum Geschenke anbot. Ein anderer Junge ging so weit, mir für ein gleiches Stückchen sein ganzes Vermögen, bestehend aus 6 Cash (1½ Kreuzer), anzubieten. Selbstverständlich offerirte ich ihm das Blei, ohne ihn seiner Schätze zu berauben. In Njoj-tji-kou, einer bedeutenderen Stadt, entging Graf Széchenyi mit Noth einer thatsächlichen Insulte. Er hatte im Laufe des Nachmittags in Begleitung eines Soldaten einen nahe gelegenen, größeren Teich besucht, um möglicherweise

einige Wasservögel zu erlegen. Als er auf dem Heimwege die Stadt passirte, mußte er einen primitiven Holzsteg über einen versumpften Wassercanal überschreiten. Von einer unübersehbaren Menschenmenge umgeben, gedrängt und gestoßen, erreichte er mühsam die losen Bretter. Kaum befand er sich auf diesen, so versuchten die Chinesen, den Steg umzuwerfen, und der ein-

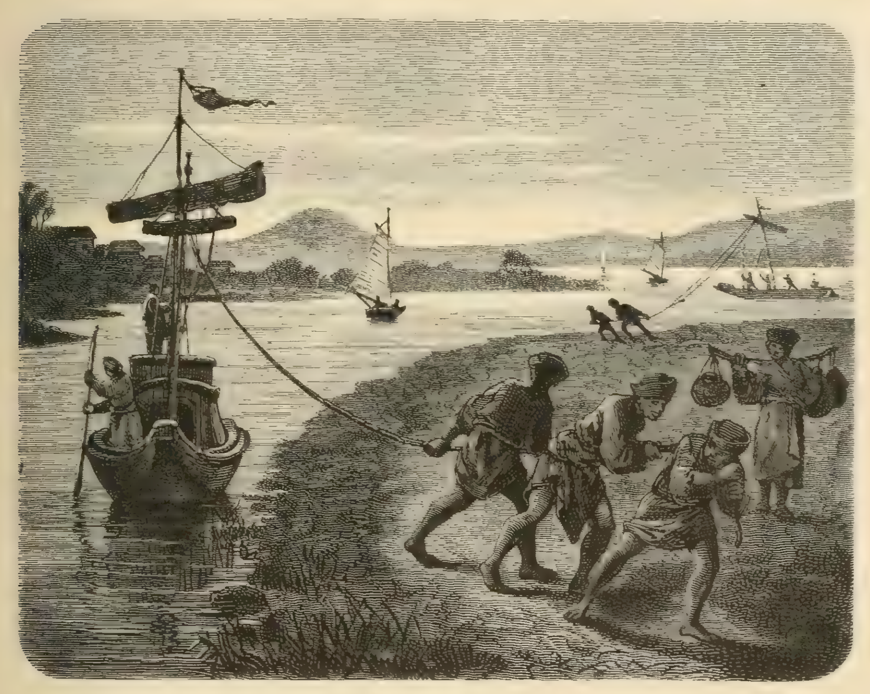


Steinigung in Panzch-ho.

zige Soldat vermochte nicht, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen. Glücklicherweise erreichte der Graf in großen Sprüngen rasch das jenseitige Ufer, die Bretter fielen in die Pfütze, und die Chinesen waren somit durch den Wasserarm von jeder weiteren Verfolgung abgeschnitten.

Die Ufer des Han-Flusses wurden zusehends niedriger. Dieser Umstand zwang seinerzeit die Ansässigen, sich gegen die alljährlich eintretenden Ueberschwemmungen durch den Aufbau colossaler Schutzdämme nicht allein längs

des Han-Flusses, sondern auch der Nebenflüsse zu sichern. Diese Dämme laufen auf eine Entfernung von beiläufig 100 Schritten mit den natürlichen Ufern — doch in geraden Linien — parallel und erheben sich mit einer Kronenbreite bis zu 5 Meter zu der Höhe von 5—7 Meter über das Uferniveau. Viele der bestehenden Communicationen führen auf den Dämmen, und würde man die einzelnen scharfen Büge durch neue Anschüttungen mildern



Schiffzieher am Han-ho.

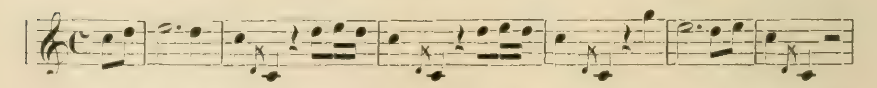
und ausgleichen, so gewänne die chinesische Regierung einen vorzüglichen, und was die Hauptsache ist, schon fertigen Erdbau für zukünftige Eisenbahnen.

In der Höhe der großen Stadt Ngan-lo-fu begegnen wir wieder einigen niedrigen Hügelreihen. Ohne gegenseitige Verbindung scheinen sie dem Alluvialboden entwachsen. Die Erde ist lehmartig und wird in dieser Umgebung hauptsächlich zur Ziegelfabrikation verwendet. Man stößt bei jeden hundert Schritten auf eine gewölbte Lehmkuppel, worin die Backsteine bei

Steinkohlengluth gebrannt werden. Nicht allein die nächste Umgebung, sondern selbst Hankou bezieht den Ziegelbedarf von Ngan-lo-fu.

Am 23. December fiel der erste Schnee. Obgleich die Temperatur im Freien nicht unter den Gefrierpunkt fiel, so trug der einsetzende, scharfe Nordwind das Seine dazu bei, die Kälte recht empfindlich zu gestalten. Die Takelage drohte unter wehklagendem Wimmern zu zerreißen, und durch die Ritzen und Spalten der Holzwände des Salons tanzte die geisterhafte Windsbraut ihren wenig anheimelnden Reigen. Die zwei Eisenschüsseln mit den glühenden Kohlen strahlten zwar etwas Wärme aus, doch war von derselben wenig zu verspüren. In unsere Pelze gehüllt, belagerten wir die Gluthpfannen und versteckten die erfrorenen Finger in die warmen Falten der Kleidung. Und draußen am Uferrande lief den Leuten der Schweiß über die braunen Stirnen bei dem Bemühen, das Boot vorwärts zu bringen. Es schien fast eine Arbeit der Verzweiflung zu sein, die sie da verrichteten. Mit so stark vorgebogenem Oberkörper, daß die Brust nahezu den Boden berührte, kämpften sie gegen die Gewalt des Sturmes, welcher das Schiff flußabwärts drängte. Die Füße der Schiffer gruben sich in den weichen Boden ein, und die starke Brust keuchte krampfhaft unter dem Drucke des umgewundenen Seiles, welches sich tief in das Fleisch einschnitt. Würden die Kräfte erlahmen, das Schiff müßte mit Blitzesschnelle abwärts treiben, und die Arbeiter wären rettungslos verloren! Jetzt erreichten sie einen am Ufer eingetriebenen Baumstamm, woran sie das Seil befestigten. Nach einigen Minuten sauer verdienter Rast beginnt die Arbeit von Neuem. Sie singen ein Lied, einen Schiffergesang. In dumpfer, matt und matter werdender Vibration dringen die abgerissenen Töne zu uns in den Salon. Meine Arbeit, die Melodie niederzuschreiben, war sicher eine angenehmere, als die Situation der Sänger.

Lied der Bootsleute:



Im Laufe der nächsten drei Tage kamen wir kaum um 15 Kilometer vorwärts. Mißmuthig starrte der Capitän in den grauen Himmel, ob er denn

nirgends ein helleres Fleckchen erspähen könnte. — Umsonst. — Als sich mit Einbruch der Dunkelheit die Bemannung der Boote vollzählig versammelt hatte, hielt sie bei der doppelten Reisportion eine Berathung, was nun zu geschehen habe. Weiß sich der Mensch nicht selbst zu helfen, so wendet er sich an die Götter. Das thaten auch die Schiffsleute. Sowohl der Handels- als der Kriegscapitän ordneten auf ihren Fahrzeugen eine religiöse Andacht an, um die bösen Geister der Luft zu besänftigen. Auf dem Vorderdecke stand eine Gluthpfanne mit mehreren Räucherstöckchen aus wohlriechenden Harzen. Jeder wurde verhalten, seinen Koto zu verrichten, d. h. sich vor der Pfanne auf den Boden zu werfen und mit dem Kopfe dreimal die Erde zu berühren.

Das Abbrennen zahlreicher, knatternder „Frösche", das weihevolle Anzünden heiliger Räucherpapiere nicht allein auf unserem Boote, sondern auch auf dem Kanonenboote, wo während des Abbrennens der Feuerwerkskörper das Klangbecken in feierlicher Weise geschlagen wurde, und die Mannschaft mit gauklerhaften Verrenkungen der Gliedmaßen sich verneigte und zur Erde warf, hatte wirklich einigen Erfolg.

Das Barometer stieg zusehends, und wenn auch der conträre Wind mit ungeschwächter Kraft vom kalten Norden entgegenblies, so klärte sich doch das trübe Wetter, und die Sonne erglänzte am nächsten Morgen in majestätischer Weihnachtspracht.

Der zweite Weihnachtsabend während unserer Reise! Der freundliche Leser wird sich erinnern, daß wir das Fest im vergangenen Jahre vor Dschiddah feierten. Damals bemühten sich die Officiere des „Polluce", durch Zitherspiel und Saitenklang, Lust und Leben, Heiterkeit und Frohsinn uns die Entfernung von der Heimat vergessen zu machen. Heute befinden wir uns unter einer Bevölkerung, die keine Ahnung von dem traulichen Familienleben Europa's besitzt. Doch auch diesmal feierten wir den hohen Tag nicht ohne Sang und Klang. Unter meinen Gepäcksstücken befand sich eine Ziehharmonika. Mit Beginn der Dunkelheit versuchte ich nun durch einige heimatliche Weisen die Reminiscenzen an das schöne Wien hervorzurufen. Die Salonthüre wurde geräuschlos geöffnet, und etliche Zöpfe baumelten nach dem Walzertempo neugierig vor der dunklen Oeffnung. Die grinsenden Augen

der Schiffleute verfolgten mit lautloser Spannung das Heben und Senken des Blasebalges und die Griffe der Finger. Auch Sin, der Dolmetsch, schüttelte sein intelligentes Haupt. Als ich geendet hatte, richtete ich durch den Dolmetsch an die Chinesen die Frage, ob ihnen die europäische Musik gefalle. „Nein!“ lautete die ungeschminkte Wahrheit. Auch späterhin erfuhr ich bei meinen musikalischen Productionen niemals Anerkennung, sondern nur immer Undank. Die Chinesen interessirten sich nur für das Instrument, sie schienen überglücklich zu sein, wenn ich ihnen gestattete, die Harmonika zu versuchen, und wenn es ihnen gelang, die hohen Zungen einzeln tönen zu lassen, doch ein harmonisches Spiel langweilte sie derartig, daß sie nach Befriedigung ihrer Neugierde einzeln abzogen und verschwanden. Unter solchen Umständen dürfte eine gut geschulte Musikcapelle mit klingendem Spiele ungefährdet und unbeanständet das Reich durchziehen, die Chinesen würden dem Vorwärtskommen kaum ein Hinderniß in den Weg legen.

Während meiner Militär-Mappirung in den Urwäldern der siebenbürgischen Grenzgebirge zwang mich die Nothwendigkeit, von Zeit zu Zeit in einem Kochbuche nachzuschlagen. Die dort gesammelten Erfahrungen berechtigten mich, am heiligen Abende das Amt eines Oberküchenmeisters anzutreten, welche Würde ich auch während der Dauer der Expedition behielt. Während der Graf mit Loczy eine Schachpartie durchführte, war ich in der Küche beschäftigt. Um 6 Uhr ließ ich serviren. Das reichhaltige Menu lautete: Rindsuppe, Fische aus dem Han-ho, Schweinsgollasch mit Nockerl, Wiener Kaiserschmarrn. Als die Mehlspeise aufgetragen wurde, überraschte uns der Graf mit einer Flasche Champagner. Glänzende Perlen stiegen in dem klaren Weine empor, als er sein Glas erhob: „Trinken wir auf das Wohl aller Jener, welche uns lieben, und die sich gewiß heute unser erinnern. Trinken wir ferner auf unsere Freundschaft und auf das Gelingen der Expedition!“

Wir vergnügten uns bis zur Schlafenszeit mit Dominospiel und verscheuchten die zudringliche Kälte durch die Zubereitung eines heißen Punsches. Um 11 Uhr Nachts suchten auch wir das Lager auf. Der Koch Tötai aber durchwachte die Nacht. Sein verletzter Ehrgeiz ließ ihm keine Ruhe. Am nächsten Morgen servirte er uns zum Frühstücke eine Riesentorte und ver-

schiedene andere Bäckereien, welche er während der Nacht zubereitet hatte. Er erntete auch wohlverdienten Dank.

Bei Schoj-jao, einem reizend gelegenen, kleinen Städtchen am rechten Han-Ufer, erheben sich die niedrigen Hügel bereits zu einem massiven Gebirgsstocke von 2000 Fuß Höhe. Die Stadt schließt die Oeffnung einer Gebirgsschlucht ab, welche von mächtigen, steilen, scharfkantigen Bergen umschlossen ist. Obgleich dieselben mit Ausnahme einer einzigen mit etwas Gebüsch bedeckten Kuppe baumlos sind, so bringen sie doch eine angenehme Abwechslung in die Umgebung, um so mehr, als wir bis jetzt nur unbedeutenden Bodenerhebungen begegneten, deren Kuppen mit halbzerfallenen Klöstern und Tempeln gekrönt waren. In solchen Klöstern hausen zwei bis drei buddhistische Priester, die von den in guten Tagen erhaltenen Almosen zehren und in dem Sarge, worin sie einst bestattet werden, auf weichen Unterlagen dem sorgenlosesten Nichtsthun obliegen, in schlechten Zeiten aber betteln gehen. Die Särge der Verstorbenen stehen gewöhnlich in langen Reihen oder einzeln in einem eigens hiefür erwählten Tempel.

Der Chinese hält die Lamas für ein nothwendiges Uebel. Sie genießen nur dann eine gewisse Verehrung, sobald ihre Gebete zur Vertreibung der bösen Geister des Hauses, der Felder oder der Berge beansprucht werden. Bei solchen Gelegenheiten fehlt es auch nicht an reichlichen Spenden und Opfergaben, im gewöhnlichen Leben aber genießen sie nur geringes Ansehen, man weicht ihnen gerne aus. Sie tragen im ganzen, von der chinesischen Mauer begrenzten, großen Reiche eine einheitliche Kleidung. Im Sommer umhüllt die gebückte Gestalt ein dünnes, im Winter ein mit Watta gefüttertes, graues Kleid aus Baumwolle, welches um den Leib mit einer dunklen Binde zusammengehalten wird. Das Gesicht und der Kopf sind glatt rasirt, die Füße ohne Beschuhung. Diese charakteristische Kleidung läßt den Priester schon aus weiter Entfernung erkennen. Von einer strammen, einheitlichen Organisation der Priesterkaste in China kann wohl kaum die Rede sein.

Viele Klöster wurden von reichen Mandarinen oder Kaufleuten erbaut, welche schon für die kummerlose Existenz der Lama vorsorgten. In solchen

Fällen ist der Nachkomme des Stifters auch das kirchliche Oberhaupt des Klosters. Bei Bettelmönchen regiert der Aelteste seine Collegen, und so ist jedes Kloster ein kleines Reich für sich, jeder Aelteste ein Papst für seine Untergebenen, denn die chinesischen Lama erkennen den Priesterkönig der Buddhisten in Lassa nicht als ihr gesetzliches Oberhaupt an, obgleich er von vielen Orthodoxen als Heiliger und größter Genius abgöttisch verehrt wird.

Am Abende des 2. Jänner 1879 erreichten wir die beiden Schwesterstädte Fan-tscheng und Siang-yang-fu. Sie liegen sich gegenüber, und zwar erstere am linken, letztere am rechten Ufer des Han-ho. Beide Städte sind von mächtigen, hohen und grauverwitterten Steinmauern umschlossen, deren crenelirte Ränder die Wohnhäuser weit überragen und deren Wände mit Schießscharten versehen sind. Imposante, viereckige Steinthürme markiren jene Stellen der Mauer, wo sich die Thore befinden, und oberhalb der eisenbeschlagenen Thorflügel gibt eine große, schwarze Inschrift auf rothem, breitem Felde dem Fremden die Benennung des Thores kund. Gewöhnlich richtet sich diese nach der Lage des Eingangs in Bezug auf die Weltgegend, und so besitzt jede Stadt ihr Nord-, Süd-, West- und Ostthor.

Unzählige Dschunken ankerten vor den Steinstufen, welche von der Umfassungsmauer der Stadt Fan-tscheng zu dem Wasserspiegel führen, während vor Siang-yang nur wenige Boote lagen. Dieser Umstand allein bewies schon, daß sich der überwiegende Handel in ersterer Stadt concentrirt. Vom grauenden Morgen an bis spät in die Nacht hinein vereinigten sich die kreischenden Stimmen der Händler und der Schiffer zu einem tausendstimmigen Concerte, denn die gemeinen Chinesen vermögen nicht das Geringste auszutragen oder zu verhandeln, ohne bei dem Geschäfte zu schreien und zu toben.

Unser kurzer Aufenthalt gestattete nicht, die Stadt Siang-yang-fu zu besuchen. Dem Aeußeren nach glich sie mehr einem ummauerten, leeren Raume, als einer bedeutenden Kreisstadt. Die Gesammtbevölkerung beider Städte soll nach Angabe eines Mandarins nahezu eine Million erreichen, was jedoch nicht viel heißen will, denn wie mit dem Gelde, so rechnen die Chinesen auch mit den Menschen nicht auf's genaueste.

Dreihundert Millionen Menschen ist eine kaum faßliche Zahl für die Bewohner eines Reiches, dessen Grenzlinien sich auf Hunderte von Kilometern genau abmessen lassen. Würden die erwähnten zwei Städte wirklich eine Million Einwohner zählen, so wäre es vielleicht möglich, 300 Millionen Individuen in Summe auf dem Papiere auszuweisen, da aber eine Schätzung für Fan-tscheng und Siang-yang höchstens 4—500.000 Einwohner ergibt, so halte ich die Gesammt-Bevölkerungsziffer China's mit 150 Millionen noch immer für eine die Wirklichkeit übertreffende.

Wir übernachteten am Südost-Ende der Stadt. Am nächsten Morgen segelten wir zum Südwest-Ende, welches ungefähr 3½ Kilometer flußaufwärts liegt, und ankerten vor der großen, mit einem massiven Erdwalle umgebenen Kaserne der Stadt Fan-tscheng, die mit rothen, weißumsäumten, dreieckigen Fahnen festlich geschmückt war. Auch die Polizeiboote des Ankerplatzes waren in ähnlicher Weise aufgeputzt. Außerdem bewies das verschwenderische Abfeuern von Salutschüssen, daß sich irgend etwas Außergewöhnliches im Flußhafen abspielte. Und so war es auch.

Prinz Kung, ein Verwandter des Ministerpräsidenten, war Gast des Tautai's von Fan-tscheng und sollte in zwei Tagen nach Hankou abreisen. Unter anderen Verhältnissen wäre uns der hohe Gast ziemlich gleichgiltig geblieben, so aber wurden wir auf dem neuen Ankerplatze durch die betrübende Nachricht überrascht, daß es unmöglich wäre, des seichten Fahrwassers halber mit dem großen Schiffe weiter zu fahren. Der Koch Tötai wurde mit der Aufgabe betraut, für die Fortsetzung der Reise Boote mit geringerem Tiefgange zu miethen. Er blieb nicht lange aus, um die Meldung zu erstatten, daß Prinz Kung die meisten Fahrzeuge für seine Reise in Anspruch genommen habe; die wenigen übrigbleibenden seien schon mit Reis für die Leibsoldaten des Vicekönigs Zo-zung-tang belastet, welcher Transport in wenigen Tagen gegen Si-ngan-fu aufbrechen werde.

Die Miethe von Pferden und Wagen ließ sich auch nicht durchführen, weil die Eigenthümer sich weigerten, ohne starke Militär-Escorte die Reise durch die Hungerdistricte anzutreten. Unsere Marinebedeckung wollte nichts davon wissen, Landsoldaten zu werden, trotzdem Graf Széchenyi die Verant-

wortung hiefür auf sich nehmen wollte; der Gouverneur von Siang-yang befand sich beim Prinzen Kung und hatte Wichtigeres zu besorgen, als den Europäern behilflich zu sein; unser Schiffscapitän war durch keinerlei Versprechungen zu bewegen, wenigstens bis La-ho-ku zu fahren, sondern rechnete uns auf seiner Rechenmaschine den enormen Schaden vor, welchen er durch solch' ein Wagniß erleiden müßte, kurz es war eine Situation, welche sich im Augenblicke nicht klären ließ. Wir entschieden uns zu einem Spaziergange nach Fan-tscheng, um einen guten Gedanken zu finden, und passirten auf diesem das Lehmthor der Citadelle, um dem chinesischen Militär den ersten Besuch abzustatten. Kurz, aber entschieden, wiesen uns die Krieger die Thüre. Ihre Geberden verdolmetschten deutlich ihre unverständlichen Worte: „Wir hätten hier nichts zu suchen". Wir lenkten unsere Schritte zum Westthore der Stadt. Die Thorflügel standen offen und die Thorwache schien hier höflicher zu sein.

Wir waren kaum einige Schritte in das Innere der Stadt eingedrungen, da zeigte sich das wohlbekannte Gesicht eines strammen, kräftigen Bedeckungssoldaten, welcher dem Befehle seines Officiers nachkommend, uns nicht mehr aus den Augen ließ.

Die Straßen der Stadt sind ziemlich breit und mit großen, flachen Marmorsteinen von einer solchen Glätte ausgepflastert, daß das Gehen auf Ledersohlen große Schwierigkeiten bereitet. Der Magistrat scheint die Bewohner zur Pflege der Reinlichkeit anzuhalten, denn die Gassen sind blank gescheuert und nicht wie in Hankou und Wu-tschang mit Unrathhaufen verbarrikadirt. Die niederen, zumeist ebenerdigen Wohnhäuser sind aus soliden Bruchsteinen, viele aus Marmorblöcken erbaut und bilden in rechtwinkeligen Linien einen wohlgefälligen, symmetrischen Grundriß der Stadt. Obgleich Fan-tscheng für die bedeutendste Marktstation am Han-Flusse gilt, so machen die Verkaufsläden keinesfalls den Eindruck von Wohlhabenheit und Reichthum.

Die Händler hielten uns für fremde Geschäftsleute und luden uns ein, ihre Güter zu besichtigen und zu kaufen. Wir besahen in einem Laden die elegantesten Mandarintrachten aus Fuchs-, Marder-, Katzen- und Wolfsfellen, deren Anschaffung nur den reichbegüterten Beamten möglich wird, in einem



Han-ho bei Siang-yang.

anderen Spinnereien aus echt chinesischer Seide; dort pries ein erfahrener Kaufmann seine Posamentierwaaren an, hier wies ein zweiter mit stummer Mimik auf sein reiches Lager von Filzhüten und Filzdecken. Und doch machte es dann wieder den Eindruck eines Spieles, das sie mit uns trieben, denn kaum hatten wir die Leute im Rücken, als auch sie mit einstimmten in das schallende Gelächter der nachfolgenden Procession.

Den Haupterwerb der Bewohner bildet die Fabrikation von Kerzen und Leim. Im Centrum der Stadt reihen sich diese Fabriken eine an die andere. Denkt man sich noch zeitweilig eine Gerberei und ein minderes Wirthshaus in diesen duftenden Rahmen, so wird man es begreiflich finden, daß wir uns beeilten, das gegenüberliegende Stadtthor zu erreichen.

Am Abende entschloß sich Graf Széchenyi, den Vicegouverneur, einen Militärgeneral mit der Decoration des rothen Knopfes, zu besuchen, um von ihm Rathschläge und Hilfsmittel zu erbitten. Von zwei Soldaten begleitet, welche die unvermeidliche, große Papierlaterne trugen, worauf der Name des Besitzers in glänzend rothen Lettern prangte, trat er in nächtlicher Stunde die Fußwanderung an. Einestheils, weil es in China üblich ist, wichtige Geschäfte während der Nacht zu verhandeln, andererseits weil die Chinesen frühzeitig ihre Wohnung aufsuchen, und daher der Fremde unbelästigt und unangefochten die menschenleeren Straßen passiren kann, ist es allen europäischen Reisenden anzurathen, die Besuchsstunden mit der beginnenden Nacht zu wählen. Graf Széchenyi wurde in überaus höflicher und freundlicher Weise von dem General empfangen, mit Thee und Bäckereien bewirthet und erhielt die Zusicherung, daß sich der General die möglichst größte Mühe nehmen werde, bis morgen die Boote beizustellen.

Als er am nächsten Tage den Besuch erwiderte, standen bereits fünf kleine Boote zur Verfügung. Er sorgte sogar angesichts der Möglichkeit, daß das Kanonenboot aus Hankou auf dem Flußgrunde anlaufen könnte, für ein anderes mit geringerem Tiefgange, welches uns nebst dem ersteren auf der Weiterreise zu begleiten hatte. Dieser Fall bewies uns deutlich, daß man mit der Berührung der schwachen Seite der Chinesen, die auf Eitelkeit und feinfühlender Noblesse beruht, viel zu erreichen vermag.

Bevor wir übersiedelten, galt es noch, den alten Capitän der Dschunke zu beruhigen. Er behauptete beständig, einen enormen Schaden zu erleiden, wenn wir sein Schiff nicht zur Fahrt nach La-ho-ku benützen würden. Als jedoch der Graf vollkommen einverstanden war, sich weiter seiner Obhut anzuvertrauen, sagte er einfach: „Das geht nicht, der Wasserstand ist zu seicht". Er empfing einige Silberlinge und gab sich damit zufrieden.

Das Boot, worin Graf Széchenyi mit dem Leibdiener Kung-sche sein Quartier nahm, wurde zum Speisesalon gewählt, Loczy und ich richteten uns in dem zweiten so bequem als möglich ein, das dritte endlich occupirte Sin, der Dolmetsch, mit dem Koche. Die zwei übrig gebliebenen Boote wurden mit Dank dem Bevollmächtigten des Mandarins übergeben. Unter den Salutschüssen der beiden Kanonenboote verließen wir um 3 Uhr Nachmittags Fan-tscheng.

Schon seit früher Morgenstunde donnerten auf dem rechten Han-Ufer die Geschütze in regelmäßigen Zwischenpausen. Ungefähr 2000 Soldaten waren ausgerückt, um dem Prinzen Kung die gebührenden Ehrenbezeigungen zu erweisen. Mit unserer Abreise schien auch die Hoheit Miene zum Aufbruche zu machen, denn die Soldaten rangirten sich in zwei Glieder und pflanzten ihre großen Seidenfahnen vor sich in die Erde. Sie ergriffen die in Pyramiden angesetzten Gewehre und die Trommeln wirbelten. Die Art, wie sich das militärische Schauspiel weiter abwickelte, entzog sich meinen Blicken, denn die Boote folgten einem scharfen Flußbuge. Nur der Wiederhall der verschwenderisch abgefeuerten Ehrensalven drang noch von den nahen Bergen des rechten Ufers zu unserem kleinen Geschwader.

Beinahe 20 mit Reis beladene Boote lagen am linken Flußufer verankert. Fünf Kanonenboote bewachten den Lebensmittel-Transport, welcher für die Armee in der Provinz Kansu abzugehen hatte. Schon wochenlang consultirten die Transportführer, was besser wäre, zu Land oder zu Wasser weiterzureisen. Der für solche Lasten zu niedere Wasserstand sprach für die Landtour, die Nähe der Hungerdistricte für die Flußfahrt.

Der Hunger ist ein gefährlicher Gegner. Täglich erzählte man sich neue Raubattentate, welche die bösen Honanleute an reisenden Handelsleuten

verübt hatten. Selbst ärarische Transporte, die doch unter starker Militär-Escorte expedirt wurden, fielen bereits entweder theilweise oder gänzlich in die Hände der verzweifelnden Bevölkerung. Es kam bei solchen Gelegenheiten zu erbitterten Kämpfen, wobei die Räuber, welche ohnehin nichts mehr zu verlieren hatten, regelmäßig Sieger blieben. Die Regierung ertheilte hierauf den Befehlshabern von Lebensmittel-Transporten den Auftrag, immerhin einen Theil der Güter rauben zu lassen, damit ähnliche Gemetzel künftig hintangehalten würden.

Bei Z-chou treten die Gebirge knapp an das rechte Flußufer und fallen als steile, nackte Gypsfelsen zum Wasserspiegel ab. Die nahen Kuppen erreichen nur die Höhe von 800—1000 Fuß, doch fortwährend nach Westen ansteigend, vereinigen sich dann die einzelnen kahlen Rücken zu einem stattlichen Gebirgskamme, welcher die Wasserscheide zwischen dem Han-ho und dem Baj-suj-kiang bildet, welch' letzterer unter dem Namen Kia-ling bei Tschung-tsching in der Provinz Sze-tschuen in den Yang-tze-kiang mündet. Dieser Gebirgsrücken zweigt vom westlichen Sin-ling-Gebirge nach Süden ab, wendet sich dann unter dem Namen Kiun-long-san nach Osten und endet sternförmig im Westen von Siang-yang-fu. Die einzelnen Formen sind ungemein gegliedert. Die Hauptkuppen erheben sich schroff von den tief eingeschnittenen Sätteln, und die Rückfallskuppen thürmen sich zu imposanten Gebilden in die Höhe. Obgleich die Höhe des Rückens, soweit sich das Gesichtsfeld erstreckte, selten 3000 Fuß erreicht, so besitzt der scharf markirte Hauptrücken in seinen kantigen, zackigen Formen dennoch den Charakter des Hochgebirges. Aus einiger Entfernung meint man unzugängliche Felswände vor sich zu haben; dem ist aber nicht so. Zu dieser Täuschung mag viel der Umstand beitragen, daß das Gebirge völlig entholzt ist, nirgends ein Baumwuchs von Bedeutung zu entdecken ist, und daß die zerrissenen, steilen Formen in dem weiten Rahmen so in einander greifen, als gehörten sie zu einer einzigen Felsenmasse.

Nur spärlicher Graswuchs, kaum für einige Ziegen genügend, gedeiht an diesen steilen Hängen, denn der Regen hat bereits den Humus in den Fluß geführt, welcher ihn in den fruchtbaren Ebenen am unteren Laufe

zum Segen der dortigen Bewohner anschwemmte. Die Ufer des Han-ho sind noch immer dicht bevölkert, doch ich glaube nicht, daß sich die Bewohner auf den kantigen Gebirgsrücken reizende Spaziergänge angelegt haben, denn sie sitzen tiefsinnig und vor sich hinbrütend unter einem Bambustrauche vor den Lehm- oder Rohrhütten; sie finden keine Beschäftigung und die blassen Kinder jammern nach Reis.

Ginge es ihnen auch besser, zum Vergnügen würde ein Chinese niemals einen Berg besteigen. Das Gehen an und für sich verträgt sich nicht mit dem Ansehen und der Würde hochgestellter oder begüterter Personen. Wenn es für solche auch als entwürdigend gilt, den Nachbar zu Fuß zu besuchen, um wie viel mehr verloren wir an unserem äußeren Glanze, wenn wir mit besonderer Vorliebe die nächsten Hügel erkletterten und die Gesteine prüften. Besonders war es der Geologe, Herr Loczy, welcher, nebst dem Revolver mit einem riesengroßen Hammer bewaffnet, das Mitleid der hungerigen Leute im höchsten Grade erregte. Kopfschüttelnd folgten sie seinen Spuren, mißtrauisch überwachten sie seine geologischen Untersuchungen, denn sie witterten Schätze in ihren felsigen Bergen. Kaum wechselte Loczy seinen Untersuchungsrayon, so stürmten die Leute zu der verlassenen Stelle und untersuchten die übrig gebliebenen Reste der zerschlagenen Steine auf das genaueste. Ihrer Ansicht nach suchten die Europäer nach Silber und Gold. Welcher Art ihre Gedanken waren, wenn sie schließlich das Steinfragment, welches nicht die geringste Spur einer edlen Ader enthielt, mit ausgesprochener Enttäuschung in das Wasser warfen, mag sich Jeder leicht vorstellen.

Das linke Han-Ufer bleibt flach wie bisher, trotzdem aber hatte sich der früher so fruchtbare Charakter der Felder bedeutend geändert. Die gypshaltige Erde, hin und wieder mit Steinen übersäet, producirt selbst in gesegneten Jahren kaum so viel an Feldfrüchten, daß die Ernte für die ansässigen Bewohner ausreichen könnte. Vor La-ho-ku öffnet sich auch das rechte Thal zu einer ähnlichen Ebene, und erst weiter nordwärts erhebt sich die eigentliche Gebirgslandschaft in dunklen Umrissen über den Horizont.

Die grauen Mauern der Stadt La-ho-ku waren bereits in Sicht. Unsere Kanonenboote wurden für das festliche Einlaufen, am Maste und dem Tau-

werke mit dreieckigen, rothen Seidenfahnen auf das stattlichste geschmückt, die Kanonen wurden geladen. Ein günstiger Wind trieb die Boote rasch nach vorwärts und bald hätten wir das uns zum Empfange entgegengeschickte Kanonenboot übersehen, wenn nicht der Commandant desselben durch lautes Zurufen unseren Cours gehemmt hätte. Der Mandarin überreichte hierauf kniefällig dem Grafen ein Schreiben seines Vorgesetzten, des Militärgenerals, welcher, von unserer bevorstehenden Ankunft bereits durch den Gouverneur von Wu-tschang unterrichtet, sich freuen würde, uns persönlich kennen zu lernen. Unter dem dreimaligen Abfeuern jedes Geschützes landeten wir eine halbe Stunde später vor La-ho-ku. Ich glaubte, wieder nach Fan-tscheng zu kommen. Das waren dieselben Häuser, dieselbe Mauer, dieselbe Lage, das gleiche Geschrei und Getöse der Händler und Schiffer im Hafen.

Der freundliche Empfang des Stadtcommandanten hatte die Verpflichtung zur Folge, ihn sogleich zu besuchen. Während wir unsere Festkleider anlegten, überbrachte einer unserer Diener dem General die Visitkarten. Sein Yamen (Amtslocal) befindet sich noch außerhalb der Stadtmauer, ziemlich nahe dem Ankerplatze, und kennzeichnet sich durch eine lange, schmutzig-weiße, gezähnte Seidenfahne, welche von einem hohen Flaggenstocke wie ein Riesen-Tausendfüßler bis zur Erde wallt.

Der Mandarin, Generalcommandant einer Flotte von 80 Kanonenbooten und 800 Marinesoldaten, erwartete uns bereits vor dem Eingange seines Hauses. Mit freundlicher Handbewegung lud er uns ein, die Schwelle zu überschreiten. Wir passirten einen kurzen, tunnelartigen Gang und gelangten in einen kleinen, winterlich todten Garten, in welchem bei unserem Besuche nur ein Paar in Nanking verfertigter Messingkanonen standen. Der Salon des Yamen war nicht allein nach chinesischen Begriffen äußerst elegant möblirt, sondern enthielt auch eine europäische Pendeluhr, welche allerdings nicht ging, Gläser und Flaschen aus England und zwei große Spiegel französischen Ursprungs. Dolmetsch Sin war noch nicht gegenwärtig, daher beschränkte sich die Unterhaltung lediglich auf die unzähligen Fragen des Mandarins, welche wir durchwegs mit dem bereits geläufigen Worte beantworteten: „Putung-a" (Ich verstehe nichts!).

Der General ist ein Mann im Alter von 56 Jahren. Die Altersdaten der Mandarine sind nämlich die zuverlässigsten, welche man bei Reisen in China einzuziehen vermag. Die Frage nach dem Alter wird von den Mandarinen in gleicher Art gestellt, wie bei uns die Frage: „Wie geht es Ihnen?" Niemals fehlen dann auch die Complimente, z. B. „Das ist



Kanonenboot und Marinesoldat auf dem Han-ho.

doch nicht möglich, ich hätte fünf Jahre weniger geschätzt", rc. Nur zwei Mal weiß ich mich zu erinnern, daß der Beamte auf die Beantwortung der Frage stumm mit dem Haupte nickte, als wollte er sagen: „Es ist gut!"

Der General — ein Protegé des Vicekönigs Li-hang-tschang — bekleidete früher in dessen Palaste die bescheidene Stelle eines Leibdieners. Er verstand es, sich die Gunst seines Herrn in solchem Grade zu erringen, daß er, ohne



Scene aus der Hungersnoth in La-ho-ku.

die beschwerliche und gefährliche Stufenleiter emporsteigen zu müssen, direct zum General avancirte und mit dem rothen Knopfe nebst der Pfauenfeder ausgezeichnet wurde. Dieser Fall steht nach meiner gesammelten Erfahrung vereinzelt da, denn die Beamtenstellen des chinesischen Reiches werden, wie wir später erfahren werden, nur mit solchen Personen besetzt, welche die Mandarinsprüfungen zur vollen Zufriedenheit abgelegt haben.

Die neue Stellung des Generals brachte ihm in Wu-tschang wenig Freunde, aber viele Feinde, welche bestrebt waren, ihm die glücklichen Stunden der Freude zu verbittern. Sein Gönner betraute ihn sofort mit dem Commando über die im besten Rufe stehende Stadt La-ho-ku, wo er, weit entfernt von dem Neide seiner Ranggenossen, mit den Einwohnern in Ruhe und Frieden seine Tage verlebt.

In seiner bescheidenen und liebenswürdigen Zuvorkommenheit ertheilte er sogleich die nöthigen Befehle zur Beseitigung aller Hindernisse, welche sich der Fortsetzung der Reise entgegenstellen könnten. Wir waren genöthigt, abermals andere, und zwar noch kleinere Boote zu miethen, um der Gefahr auszuweichen, des niederen Wasserstandes wegen die Schiffe unerwartet verlassen zu müssen. Außerdem stellte uns der General einen jungen Mandarin vor, den Commandanten des niedlichen Kanonenbootes, welches die Bestimmung erhalten hatte, uns nach Tin-tze-kwan, der Endstation unserer Wasserreise, zu escortiren.

Wir befanden uns kaum zehn Minuten im Yamen, da klopfte es an der Thüre, und es kam ein neuer Gast, dessen Besuch uns nicht allein im höchsten Grade überraschte, sondern wahrhaftig erfreute. Die lebendige Sprache und Mimik desselben verriethen sogleich den Italiener, die chinesische Bekleidung den katholischen Missionär.

Herr Fantosati, ein geborner Römer, hielt sich bereits drei Jahre als Missionär der italienischen Franziskaner-Genossenschaft in La-ho-ku auf und genießt, wie wir mit großem Staunen bald darauf erfuhren, nicht allein die volle, aufrichtige Freundschaft des Generals, sondern auch die Achtung der Bevölkerung. Diese Umstände lassen La-ho-ku als ein gesellschaftliches Unicum China's erscheinen. Die Statuten der italienischen Missionsgesellschaft schreiben für die ausübenden Mitglieder eine zwölfjährige Thätigkeit in China vor.

Nach Ablauf dieses Zeitraumes ist es jedem Missionär gestattet, entweder einen längeren Urlaub anzutreten, oder für immer in die Heimat zurückzukehren, wo er zum Danke für alle erlittenen Entbehrungen und Entsagungen mit einer ergiebigen Pfarrerstelle belohnt wird.

Die französischen Missionäre verpflichten sich im Gegensatze zu einer lebenslänglichen Thätigkeit, und nur in Fällen gefährlicher Krankheit wird es ihnen gestattet, unter der Bedingung nach Europa zurückzukehren, daß sie nach erlangter Genesung die unterbrochene Berufsthätigkeit wieder aufnehmen.

Herr Fantosati, bereits seit 12 Jahren in China, theilte uns den Entschluß mit, sein Missionswerk in 2—3 Jahren zu beenden. Während wir unter der Anführung des Generals die bereit stehenden Boote besichtigten, eilte der Missionär in seine Station, um für unseren bevorstehenden Besuch einen europäischen Imbiß zu besorgen.

Als wir darauf die im chinesischen Urschmutze prunkenden, engen Gäßchen der Stadt passirten, fiel mir die eigenartige Kleidung der Frauen auf, welche von jener der Bewohner des unteren Han-ho merklich abwich. Die breiten, grünen, bei den Knöcheln fest anliegenden Seidenhosen zeigten viele Aehnlichkeit mit denen der türkischen Schönheiten. Die kleinen, verkrüppelten Füße staken in weißen Baumwollsocken, welche zwischen dem Ende der Pantalons und dem rothen Seidenrande der winzigen Schuhe coquett hervorblitzten. Eine braune oder dunkelblaue Jacke mit zart in gefälligen Farben gesticktem Seidensaume reichte bis zu den Knieen. Die Frisur der Haare, wenn auch von bescheidener Dimension, endete nicht ohne den schildartigen Ansatz, welcher von dem Hinterhaupte wie ein nach aufwärts gerichteter Haken verwegen abstand.

Schon von ferne erblickten wir das auf einem thurmartigen Dachgiebel aufgerichtete Zeichen der Erlösung. Pater Fantosati erwartete uns vor dem Hause und führte uns zuerst in seine chinesisch eingerichtete Apotheke. Ein Diener verabreichte den zahlreichen Kunden theils einheimische, theils europäische Heilmittel. Den größten Absatz erzielen immer die Pulver aus Fossilien oder den Geweihen junger Hirsche und Rehe, welchen Präparaten die Chinesen eine verjüngende Kraft zumuthen. Darum sind auch solche

Geweihe von außerordentlichem Werthe und reiche Leute zahlen unglaubliche Summen für deren Erbeutung. Zwei Gärten, wovon der eine mit Gemüse, der andere mit Getreide bebaut war, trennten die Apotheke von der Capelle und der Wohnung des Missionärs.

Wir betraten einen halb europäisch, halb chinesisch möblirten Salon, und während wir den seit Wochen entbehrten schwarzen Caffee schlürften, erzählte uns der Missionär so manches Interessante aus seiner Wirksamkeit. Die Summe der Bekehrten in La-ho-ku erreichte bereits die Zahl Tausend, im Gebirge war dieselbe noch beträchtlicher. Das Bekehrungswerk wird durch die ausgiebig vorhandenen Geldmittel stark unterstützt, besonders in jenen Gegenden, wo die Hungersnoth wüthet und ihre Opfer fordert. Schaudernd vernahmen wir die Schilderungen der Scenen des entsetzlichen Elendes und der Verzweiflung, welche die Unglücklichen zuerst in Raserei und Tobsucht und endlich bei der Abnahme der physischen Kräfte in den Zustand gänzlicher Erschlaffung und Willenlosigkeit versetzten. Der Gipfelpunkt der höchsten Noth war allerdings schon überwunden. Die Regierung that, was menschenmöglich war, tagtäglich langten Transporte von Hülsenfrüchten aller Art zur Vertheilung für die Hungernden an, die Beamten und mancher Mandarin erwarben sich dabei ein Vermögen, während tausend Arme daran starben. Abermals wurde die Regierung an den Umstand gemahnt, daß die Communicationen und das Verkehrswesen nicht ausreichen können, um bei ähnlichen Vorkommnissen rasche Hilfe zu leisten; wie aber die Noth einige Linderung erfuhr, wie das üppige Sprießen der jungen Saat zu der Hoffnung berechtigte, es werde besser werden, da vergaß sie die traurige Vergangenheit, und es blieb bei dem alten Systeme.

Junge, kräftige Leute versuchten dem bösen Gaste auszuweichen, indem sie gegen Süden auswanderten, um dort Arbeit und Reis zu finden. Einigen gelang die Flucht, viele verhungerten jedoch während der Reise. Andere Familien ernährten sich wochenlang von rother, fettiger Erde; dann aber weigerte sich der geschwächte Magen gegen eine derartige Kost, und schließlich blieb doch der erlösende Tod in diesem entsetzlichen Kampfe Sieger. Pater Fantosati sah es mit eigenen Augen, wie die Gebirgsbewohner die Hände, Füße und

Köpfe ihrer eigenen verstorbenen Kinder kochten und gierig verzehrten, ja in La-ho-ku selbst ereignete es sich, daß man in den Straßen der Stadt Leichen fand, welche einen abgenagten Menschenknochen in der erstarrten Hand hielten. Die Anzahl der in den offenen Straßen der Stadt Verhungerten betrug an manchem Morgen vierhundert. Der Magistrat wußte keinen Rath, muth- und thatlos stand er den ergreifendsten Scenen gegenüber, die Cadaver lagen wochenlang auf den Straßen und Wegen, und die Ausdünstungen erzeugten andere gefährliche Krankheiten.

Dort, wo die Noth am erschreckendsten hauste, war auch Pater Fantosati zu finden. Trostworte allein genügten hier nicht, darum erhöhte er den Werth der erhabenen Sprüche des Glaubens durch reiche Spenden, welche aus Schanghai im vollsten Maße zuflossen. Im Jahre 1878 allein erreichten Fantosati's Geldspenden die Summe von 60.000 Francs.

Die Capelle der Missionsstation in La-ho-ku ist zwar klein, in ihrer Einfachheit aber dennoch weihevoll. Seit langer Zeit besuchte ich wieder einmal eine katholische Kirche, und ich muß gestehen, daß ich durch die heilige Ruhe und die Symbole des christlichen Glaubens tief ergriffen wurde. In früher Morgenstunde ruft der helle Ton einer kleinen Glocke die Andächtigen zur Messe, die täglich celebrirt wird. Ein chinesischer Priester, ein jugendlich aussehender Herr, löst abwechselnd den Missionär in der Ausübung der kirchlichen Functionen ab. — Während die beiden anderen Herren die Bibliothek der Anstalt besichtigten, benützte ich die günstige Gelegenheit, in dem großen Garten die Instrumente aufzustellen, um unbelästigt und ungehindert von den neugierigen Chinesen einige Positionsbestimmungen durchzuführen.

Kaum waren wir von den Freuden eines lucullischen Frühstückes auf das Schiff zurückgekehrt, so erhielten wir die Einladung des Generals zum Speisen. Die Küche des Generals stand unter dem Oberbefehle des im europäischen Geschmacke versirten Koches der Missionsanstalt. Während des Diners erkundigten wir uns nach der Einwohnerzahl der Stadt. Nach langem Debattiren mit Fantosati gab der General nach und stimmte mit der Aussage des Missionärs überein, derzufolge die Stadt höchstens 200.000 Bewohner (worunter auch Mohamedaner) zählte.

Am nächsten Morgen begann wieder das unangenehme Geschäft des Umladens. Der General, welchen wir zu einem Abschiedsfrühstücke gebeten hatten, fand sich mit dem Missionär frühzeitig ein und setzte seiner Liebenswürdigkeit die Krone auf, indem er dem Grafen sein eigenes Reiseboot zur Benützung bis Tin-tze-kwan überließ. Im Vergleiche mit den anderen Schiffen war es ein äußerst elegantes Fahrzeug mit einem Glassalon und bequemen Schlafzimmer. Die übrigen Schiffe mit geringem Tiefgang waren der Länge nach in drei Abtheilungen getheilt. Einige Bambustangen bedeckten nothdürftig den Boden des Fahrzeuges, auf dem das Wasser sich zollhoch angesammelt hatte. Darauf lagen unsere Betten, welche in kurzer Zeit die Feuchtigkeit auffsogen. Die Boote waren mit einer Matte aus Bambuflechtwerk so nieder eingedeckt, daß das Stehen zur Unmöglichkeit wurde. Jedes Boot nahm nur einen Passagier auf, demzufolge mußte bei der Weiterreise jeden Tag dreimal der Mahlzeiten halber angehalten werden. Nach dem Frühstücke, bei welchem der General zum ersten Male in seinem Leben Pilsner Bier (es war die letzte Flasche) verkostete, verabschiedeten wir uns in der herzlichsten Weise. Drei Kanonenboote eröffneten das Salutfeuer, als wir um 3 Uhr Nachmittags den Hafen von La-ho-ku verließen. Ein einfallender Nebel entzog bald darauf die ehrwürdigen Stadtmauern unseren Blicken.

Nach einer 70 Li*) langen Flußfahrt verließen wir bei dem kleinen Städtchen Siou-tschang-ho den Han-Fluß. Die Schiffchen führten eine kühne Wendung nach Nordost aus und wir steuerten den Sië-ho, einen Nebenfluß des Han-ho, aufwärts.

*) Li ist das im himmlischen Reiche allgemein angewendete Maß zur Bestimmung der Entfernungen. Baron Richthofen erläutert es folgendermaßen: „Die chinesische Li hat 360 Pu oder Schritte und 5 × 360 = 1800 Tshi oder chinesische Fuß. Die Länge des Tshi schwankt in ähnlicher Weise nach Oertlichkeiten, wie dies in Deutschland noch vor kurzer Zeit mit der Elle der Fall war. Die Länge der Li ist daher analogen Schwankungen unterworfen. Die Centralregierung hat sich zu jeder Zeit eines bestimmten Maßes für den Tshi und daher auch für die Li bedient, doch ist dasselbe unter den verschiedenen Dynastien geändert worden. Im Allgemeinen bewegt sich das Maß für die Li von 180—200 auf einen Grad des Aequators, doch war es im Alterthume so klein, daß 315 auf einen Grad gingen. Die Jesuiten, im Bestreben, ein bestimmtes und dem französischen leicht anzupassendes Maß zu gewinnen, meinten durch exacte Berechnungen gefunden zu haben, daß 200 Li genau einem Grade des Aequators

Die Stadt Siou-tschang-ho gewinnt durch ihre malerische Lage zwischen den beiden Flüssen einigen Reiz. Besonders ist es ein auf der vorspringenden Bergzunge erbautes Kloster, welches die Aufmerksamkeit des Reisenden in hohem Maße fesselt. Der Han-Fluß besitzt an dieser Stelle trotz des geringen Wasserstandes noch immer die ansehnliche Breite von 350 Schritten, die stark eingerissenen Ränder des linken Ufers erheben sich



Mündung des Siö-ho in den Han-ho.

bis zu 10 Meter über den normalen Wasserstand. Hier reiht sich eine Ortschaft an die andere, doch die bescheidene Bauart der Häuser spricht dafür, daß

gleich seien. Kang-hsi adoptirte dies als das officielle Maß und es erweist sich heute als das geeignetste für die Umrechnung. Diese Li hat die Länge von 556·5 Meter; der daraus resultirende Tshi entspricht ziemlich genau dem englischen Fuße, indem er sich zu demselben wie 1:1·015 verhält.“ Dieser Berechnung zufolge beträgt die Länge des Pu etwas mehr als 1·5 Meter, die Länge des Tshi 31 Centimeter. Die chinesischen Maßstäbe sind entweder 1 Tshi oder 10 Tshi lang, und werden in letzterer Form I-tschang genannt. Jeder Tshi enthält 10 Zoll zu 10 kleinen Theilstrichen, gewissermaßen Linien.



Gebirge längs der Grenze zwischen Hu-peh und Schen-si.

die Leute sehr arm sein müssen. Am rechten Ufer, wo die niedrigen Uferränder häufig Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, wurden die wenigen und kleinen Ortschaften in die schluchtenähnlichen Wasserrisse und die Thalöffnungen der kleineren Gebirgsbäche zurückgedrängt.

Der Sië-ho ist an seiner Mündung nur 120 Schritte breit. Während der Han-ho bei einer durchschnittlichen Tiefe von 1 — 1½ Meter noch genügendes Fahrwasser besitzt, ist die Schiffahrt auf dem ersteren Flusse selbst bei geringem Tiefgang der Boote sehr beschränkt. Die Kähne rasselten beständig auf dem steinigen Flußgrunde, und die eingespannten Zugkräfte hatten große Mühe, die Fahrzeuge Schritt für Schritt nachzuziehen. Aus diesem Grunde marschirten wir größtentheils zu Fuß und halfen auch hin und wieder den erschöpften Arbeitern, die Boote zu ziehen. Das Thal verengte sich an manchen Stellen zur wilden Schlucht. Wären die Berge nur theilweise bewaldet, die Partie den Sië-ho aufwärts wäre von unleugbarem landschaftlichen Reize, so aber sind die Höhen, deren Fuß steil zum Flusse abstürzt, monoton und erhalten durch die schichtenartig aus der Erde hervorgewachsenen Steine einen eigenthümlichen, fast abstoßenden Charakter. Die Häuser treten spärlicher auf und gruppiren sich nicht mehr zu zusammenhängenden Ortschaften. Sie bestehen entweder aus trockenen Ziegel- oder Lehmwänden, welche erst das einfache Dach aus Schilflagen zu einer nothdürftigen Unterkunft gestaltet.

Als wir in der Nähe des kleinen Städtchens Tschao-tscha-ho die Grenze zwischen Hu-peh und Schen-si passirten, bot sich mir ein überraschender Anblick, eine Formation des Terrains, wie man sie wohl kaum ein zweites Mal wieder begegnen dürfte. Die Stadt selbst liegt am rechten Ufer des Flusses. Mit bescheidenem Auge betrachtet, besitzt ihre Lage sogar etwas Romantik. Unmittelbar am Ufer erhebt sich ein stattliches Mandaringebäude. Ein kleines Cypressenwäldchen trennt dasselbe von den zierlichen chinesischen Häusern, welche, geschmackvoll gruppirt, sich in einigen Reihen an die steilen Wände des Gebirges anschmiegen, das wie eine zerklüftete Mauer das Städtchen im Hintergrunde abschließt. Während die rechtsseitigen Gebirge der allgemeinen Charakteristik des Thales keine Einbuße thun und nach wie vor als treue Begleiter des Flusses seine Ufer begrenzen,

bricht plötzlich die linksseitige, bergige Thalbegleitung, als wäre sie abgeschnitten worden, ab und ein über die Ebene streichender Wind führt dem verblüfften Reisenden einen feinen Sandregen in die Augen. Da sich diese Ebene 50 Li weiter aufwärts wieder in derselben Weise schließt, wie sie begonnen, und ebenso von 2000 Fuß (relativ) hohen Gebirgsmassen begrenzt wird, so scheint es, als hätten hier auch einmal Berge gestanden, die plötzlich verschwunden sein mußten. Die Ebene ist zumeist mit Sand bedeckt und erstreckt sich auf einige Meilen nach Osten, ohne daß es möglich ist, irgend ein Ansteigen des Bodens zu leichten Terrainwellen zu unterscheiden.

Wir übernachteten am linken Sië-ho-Ufer in der Nähe der Stadt Li-kuan-tschou, von welcher wir nichts als die Umfassungsmauer aus gebrannten Ziegeln erblickten. Das Flußbett besitzt hier die immense Breite von 2300 Schritten und gleicht in den Wintermonaten des geringen Wasserstandes wegen einem Sandmeere. Die wenigen Cypressenbäume und Pappeln, welche von Kilometer zu Kilometer als vereinzelte Ueberbleibsel einer größeren Waldcultur den Fuß der Berge beleben, werden für heilig gehalten und genießen religiöse Verehrung. In der Regel beschatten die saftigen Zweige solcher Bäume das Grab irgend eines großen Mannes, Literaten oder Mandarins. In der Nähe der Gräber begegnet man vielen kleinen Lehmcapellen, deren Götzenbilder aus gebrannter Thonerde dem Modelleur keine Ehre machen.

Als sich am nächsten Morgen das breite Thal wieder zur Schlucht verengte, begann ich die Intensität und Hartnäckigkeit der herrschenden Hungersnoth in Honan zu fassen, hier fehlte thatsächlich ein deus ex machina, welcher das Chaos von Steinen zu Brod verwandelt hätte. Die Berglandschaft trug ganz den Charakter einer solchen auf erkaltenden, dem Untergange geweihten Planeten, die Bewohner schließlich dem Hungertode überliefernd.

Die Bezeichnung Felslandschaft erfordert schon eine imposante, schroffe, in die Augen springende Formation. Diese aber fehlt. Die Berge sind von symmetrischer, gefälliger, runder Gestalt, ja aus der Ferne gibt man sich leicht

der Täuschung hin, sie seien mit niederem Gebüsche bewaldet, doch in der Nähe wird das Gestrüpp zu harten Steinen, zu dem glattesten Marmor, welcher von der Sonne beschienen in allen Farbennuancen glänzt. Da die verkehrenden Schiffe (weil in dem engen Steinthale der Wind nie die genügende Stärke gewinnt) immer von Menschen aufwärts gezogen werden müssen, und zwar häufig in der Weise, daß der Nachfolgende gezwungen ist, seinen Fuß in die Fußstapfen des Voranschreitenden zu setzen, um nicht in das Wasser zu stürzen, so findet man abwechselnd bald am rechten, bald am linken Ufer Partien, wo die wuchtigen Schritte der Schiffsarbeiter im Marmor glatt polirte Aushöhlungen in der Form einer breitgedrückten Fußspur hinterließen. Unwillkürlich mußte ich den Vergleich anstellen: Wenn der Chinese seit hundert und hundert Jahren seinen Fuß in die Spur seines Vorgängers stellte, so daß schon der kalte Stein weich wurde, wie viele hundert Jahre gehören dazu, den starren, conservativen Sinn des Chinesen geschmeidiger zu machen, wie viele andere Tausende von Jahren, ihn zu brechen?

Die Mehrzahl der nahen, kegelförmigen Kuppen ist mit einer hohen Mauer kranzförmig umsäumt. Diese augenscheinlich alten Befestigungen gleichen mitunter zerfallenen Ritterburgen, andere wieder den Kraieröffnungen ausgebrannter Vulcane.

Die spärlichen Bewohner dieses öden Thales leben in Steinhütten, welche sie aus losen Marmorstücken aufschichteten, auch wohl in Felsspalten oder in künstlich ausgehauenen Höhlen der Hänge. Ein Marmorblock vertritt in diesen ärmlichen Zimmern die Stelle des Tisches, ein anderer ersetzt die Bank oder den Stuhl und drei oder vier weitere bilden den Herd, welcher mit selbst gewonnenen Steinkohlen geheizt wird. Eine Kohlenoxydgas-Vergiftung ist im vorhinein ausgeschlossen, da die Luft von allen Seiten freien Zutritt hat.

Wovon lebt das Volk? Die Frage bleibt unentschieden. Soll ich antworten: Von Raub? Von Diebstahl? Dann thue ich ihm möglicherweise unrecht, trotzdem sich der Dolmetsch Sin bei seinem eigenen, weiten Gewissen dieser Ansicht zuneigte. — Verdient es sich durch redliche Arbeit das

tägliche Brod? — Weit und breit grünt kein Wald, um dort Holz zu fällen oder Kohlen zu brennen. Wie soll es Ziegel verfertigen, wenn das Material hiezu abgeht. Um als Schiffsleute eine Stellung zu finden, müßte es nach Fan-tscheng oder Hankou auswandern.

Es bliebe also noch die Feldwirthschaft übrig. An den sandigen Uferrändern sah ich es manchmal grün keimen, doch in so spärlicher Menge, daß ich diese Stellen jedesmal mit der größten Vorsicht passirte, um ja nicht ein einziges der leicht abzuzählenden Hälmchen zu zertreten. Die wenigen Quadratmeter schlechten Bodens aber, welche mühsam dem Felsen dadurch abgerungen wurden, daß sie auf den Steinterrassen der Wasserrisse angelegt wurden, produciren, trotz der jährlich zweimaligen Ernte, nur so wenig, daß der Ertrag die Bevölkerung unmöglich zu ernähren vermag.

Von Wild ist nicht einmal eine Spur zu entdecken; die Luft ist todt. Wenn auch zu Zeiten ein Geier hoch oben, nahe den Wolken, durch das schrille Geschrei unsere Aufmerksamkeit erregte, so entschwand er bald nach Süden unseren Blicken, denn auch ihm winkte keine Beute, um sich für sein weites Reiseziel zu stärken. Der Fluß ist längst in seinen geheimsten Schlupfwinkeln durchsucht worden. Schon vor zwei Jahren begannen die Raubzüge nach den Fischen, und die Leute haben es nun aufgegeben, ihre Netze oder Angeln auszuwerfen; es wäre vergebliche Mühe.

Wozu noch weitere Worte! Der Leser bildet sich sicherlich nach der kleinen Schilderung schon das richtige Urtheil über die Trostlosigkeit dieses Landes, das unaussprechliche Elend unter den Bewohnern und das grinsende Gespenst des Hungers.

Der Fluß wurde immer seichter, das Gefälle stärker, und die Schwierigkeiten, die Fahrzeuge vorwärts zu ziehen, wuchsen von Stunde zu Stunde. Das Zugpersonal erachtete es für vortheilhafter, die Treppelwege zu verlassen und im Wasser zu waten. In dieser Weise konnte nichts von der angewandten Kraft verloren gehen, weil die Zugleinen nicht mehr unter einem scharfen Winkel von der Längenachse des Schiffes abwichen. Bei Yimbana, einer kleinen Militärstation, dessen mit bunten Fähnchen geschmücktes Fort grell von der grauen Umgebung abstach, unterstützte die Besatzung, auf-

gefordert durch den Commandanten unseres Kanonenbootes, bereitwillig die ermüdeten Schiffsleute. Die Soldaten erfaßten mit nerviger Hand die Taue und halfen den Schiffen rasch über die seichten Stellen des steinigen Flußgrundes. Die Schiffchen erzitterten in allen Fugen bei den gewaltigen Rucken der allerdings im Reisüberflusse schwelgenden Soldaten.

Wir wanderten zu Fuß. Auf jedem Ufer führt ein Fußweg nach Tin-tze-kwan. Je mehr wir uns der Station näherten, desto breiter wurden die Communicationen, doch erst bei Tin-tze-kwan selbst erhalten sie die für Tragthiere erforderlichen Dimensionen.

Am 15. Jänner Morgens erblickten wir bereits von ferne eine anheimelnde Häusergruppe. Das Thal erweiterte sich bedeutend und die flache Thalsohle zeigte durch die grünenden Felder an, daß wir die böse Steinregion überwunden hatten.

Die Schiffsbemannung schien durch den Anblick der Stadt doppelte Kräfte gewonnen zu haben. Mit fröhlichem Gesange beugte sie ihre Nacken unter das schneidige Joch des Bambustrickes.

Schon bemerkten wir an den Ufern einige Frauengruppen, welche den mehrmonatlichen Schmutz der seidenen Mandarinhemden mit kaltem Wasser auszumerzen bestrebt waren. Da erblickten sie die fremden Männer. Die Wäsche entfiel ihren Händen. Zuerst starrten sie sprachlos uns entgegen, dann aber folgte die unvermeidliche Glossirung des Ereignisses, mit der bekannten Apostrophirung seines Ursprunges. Wohl die Hälfte der Wäscherinen, zumeist die jüngeren, warteten unsere Landung nicht ab, sie ließen Wäsche und Wasser im Stiche und liefen spornstreichs in die Stadt. Ob aus Furcht, oder um die Ersten zu sein, die Neuigkeit weiter verbreiten zu können, mag dahingestellt bleiben.

Um die Mittagsstunde ankerten wir vor Tin-tze-kwan, der Endstation unserer Wasserreise.

XII.

Von Tin-tze-kwan nach Si-ngan-fu.

Landung in Tin-tze-kwan. — Citronen und Moschus. — Die Maulthiere. — Aufbruch. — Die erste Landrast und das erste Nachtlager. — Thee und Tabak. — Im Gebirge. — Die Felsenwohnungen. — Chinesisches Neujahr. — Das Eincassiren der Schulden. — Gratulationen. — Festkleidung. — Die Ueberschreitung des Sin-ling. — Der Abstieg. — Der letzte Reisetag nach Si-ngan-fu und seine Abenteuer. — Der Einzug zur Nachtzeit. — Unglück über Unglück. — Das Nachtquartier. — Si-ngan-fu und seine Geschichte. — Straßenscenen. — Der Gouverneur. — Die christliche Missions-Station. — Eine Geistermauer. — Taschenuhren. — Der Markt. — Die Nestorianische Tafel und ihr Zusammenhang mit der frühesten Geschichte des Christenthums.

Tin-tze-kwan, ein kleines freundliches Städtchen, am linken Flußufer in einem fruchtbaren Thalkessel gelegen, dürfte 2—3000 Einwohner zählen. Der Ort ist offen, keinerlei Mauerwerk hemmt die freie Bewegung oder verschließt die Uebersicht über die felsigen Kämme der kahlen Gebirge. Die Häuser sind nett und zierlich, dennoch leidet die sympathische Holzconstruction derselben durch das Erbübel in China, den jahrelang gepflegten Schmutz und die zur Gewohnheit gewordene Unreinlichkeit. Die schulpflichtige Jugend fand auch in Tin-tze-kwan die seltene Gelegenheit, die Unterhaltung mit ihren gewöhnlichen Spielgenossen der Straße, den in China gar so munteren und frei umherstreifenden Individuen des Borstenviehes, zu unterbrechen, und ihre lästige Aufmerksamkeit den neuen Ankömmlingen zuzuwenden. Obgleich die Wasserfahrt beendet war, so zogen wir es doch vor, in den Booten zu wohnen, als in einem Hotel über die Miethe von Tragthieren zu verhandeln. Die Schiffchen lagen knapp am Ufer verankert, und das war der Grund, warum beständig vier Soldaten vollauf beschäftigt waren, die massenhaft herbeiströmenden Besucher abzuwehren. Daß es hiebei auch zu Zänkereien und

Raufereien kam, war nicht zu wundern. Erhielt der Zudringlichste als Begrüßung einen Hieb mit der langen Bambustange, so prallte er zurück und stieß vielleicht seinen Nachfolger in das Wasser. Durch das spottende Gelächter der Anderen beschämt oder ermuthigt, schlich er entweder davon oder er rächte sich. Im Nu bildeten sich Parteien und es gab Schläge in Menge. Endlich besänftigten sich die Kämpfenden in Folge der beschwichtigenden Worte irgend einer graubärtigen Autorität, oder es tauchte unverhofft der Geist der blinden Gerechtigkeit aus der Menge auf und führte zumeist den Unschuldigen am Zopfe von dannen. Wenn der Polizeimann einen Chinesen bei dem Zopfe erfaßt hat, so scheint es, als sei mit einem Schlage des Gefangenen moralische und physische Kraft gebrochen. Willenlos, wie ein Kind, welches zur Bestrafung vor dem Vater steht, läßt er den Kopf sinken, die Arme schlottern schlaff gegen Boden, seine Sprache scheint ihm genommen worden zu sein, so sehr er auch früher schreien und zetern konnte. Der Polizeimann aber beachtet die reuevolle Zerknirschung seiner Beute nicht. Fast könnte man glauben, es sei die gerechte Entrüstung über die Störung der gesellschaftlichen Ruhe darin ausgesprochen, wenn er das um die Faust gewundene Zopfende ergrimmt nach rechts und links reißt, mit solch' donnernden Worten, die selbst die Zuseher einschüchtern könnten — doch nichts davon; es gilt nur, das Ansehen zu wahren, die Stellung zu verklären, Furcht zu verbreiten und, was die Hauptsache ist, indirect anzudeuten, daß Jedem, der nicht vorher den Obolus auf die Wagschale der Nemesis geopfert hat, bei ähnlichen Gelegenheiten das gleiche Schicksal bevorstehe.

Im Süden der Stadt wohnte der Commandant, ein höherer Officier, Leiter und Richter in allen Angelegenheiten, welche die getreue Stadt Tin-tze-kwan betrafen, in einem Castelle, welches mit einer riesigen Mauer von 350 Schritt Seitenlänge umschlossen, für sich selbst eine kleine Ortschaft ausmachte. Dorthin, wohin man alle Verbrecher escortirte, mußten auch wir unsere Schritte lenken, um die nöthigen Maulthiere anzuwerben. Der Mandarin, von Seite des Vicekönigs von Wu-tschang bereits avisirt, empfing uns freundlich und versprach die Beistellung der Trag- und Reitthiere für den 17. Jänner. Zwei Tage blieben uns demnach zur Disposition. Wir

unternahmen kleine Ausflüge in die Umgebung der Stadt, durchstöberten den nichtssagenden Bazar und kauften Wallnüsse und Orangen, welche Früchte ganz vorzüglich waren. Auch Citronen von einer außergewöhnlichen Größe boten die abschreckenden Gestalten der „Oebstlerinen" zu mäßigen Preisen feil. Doch auch die Chinesen, so wie wir, fanden die herbe, ätzende Säure der Frucht nicht nach Geschmack.

Die Chinesen kaufen die Citronen nur des Geruches wegen. So mancher noble Mandarin ist im Stande, sich wochenlang mit einer Citrone zu unterhalten. Die Stunden verfliegen ihm wie im Traume, wenn es ihm gegönnt ist, eine harte Citrone so lange mit den zarten Fingern zu quetschen und zu drücken, bis sie so weich wird wie ein Kautschukball; dann erst erhalten seine Diener oder im besten Falle seine Kinder die ausgenützte Frucht zur weiteren Zerstreuung. Der Geruch frischer Citronen genießt zum mindesten dieselbe allgemeine Anerkennung wie der des Moschus. Doch scheint es, daß die Frauen den letzteren vorziehen. Der Moschus wird in kleinen Seidenpölsterchen verwahrt, welche wieder in einer mit Seidenschnüren und Quasten reich verzierten Kapsel aus Silberdrähten verschlossen von den Männern am Leibgürtel neben der Tabakspfeife getragen werden. Die Frauen aber verwahren ihre Seidenkleider in mit Moschus geschwängerten Holzkasten. Dadurch gewinnen die Kleidungsstücke einen so durchdringenden Geruch, daß man im Stande ist, die Nähe der Frauen sofort zu riechen.

Zeitlich am Morgen des 17. Jänner wurden wir durch die Botschaft geweckt, daß die Maulthiere eingetroffen seien.

Aehnlich wie bei uns in einem Provinzialstädtchen eine Kunde von Mund zu Mund dringt, die das Kinderherz höher schlägen läßt, die den Handwerker bestimmt, die Werkzeuge bei Seite zu legen, um sie mit einem für die beschauliche Ruhe gestopften Pfeifchen zu vertauschen, welche die Jungfrau bewegt, dem neugierigen Köpfchen Thür und Fenster zu öffnen, wenn es heißt: „Die Comödianten kommen mit Mohren, Affen, Kameelen, Papageien und Schlangen"; wie in der Residenz die Menge zur Kirche eilt, um den Hochzeitsstaat der gefeierten Künstlerin zu kritisiren, oder zum Kriminal, wo das Zügenglöcklein den letzten Hauch eines Verbrechers verkündet, so regte es

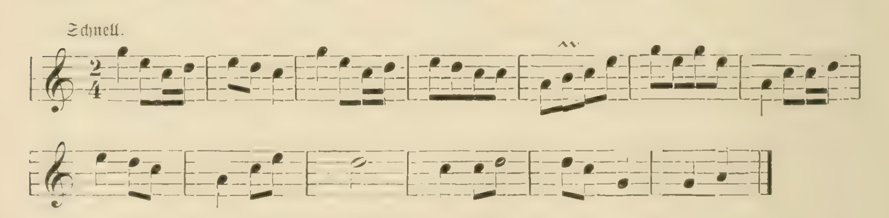
sich in Tin-tze-kwan. Es war ein Feiertag, ein unbezahlbares Vergnügen, ein Volksfest für Alle, nur für uns nicht, die wir für die allgemeine Heiterkeit vollauf zu sorgen hatten. Jeder Koffer, jede Kiste, jedes Kleidungsstück erregte zuerst die Neugierde und schließlich den allgemeinen Spott.

Acht Landsoldaten, welche uns als Escorte beigestellt worden waren, umstanden das an das Ufer gebrachte Gepäck und hielten die vorwärts geschobenen Zudringlichen mit dem Aufgebote ihrer kreischenden Beredtsamkeit und ihrer körperlichen Stärke, so gut es anging, zurück. Doch was nützte das! Bald war der mit dreizackigen Neptunspießen bewaffnete Wall durchbrochen. Wie eine aufgewühlte See wogten die Menschenköpfe hin und her, da stürzte Einer zu Boden, einige Andere auf ihn, dort hörte man auf ein Schimpfwort das Echo eines Angstschreies. Kurz, es war vorderhand gar nicht daran zu denken, die Tragthiere zu beladen. Nach einer Stunde aber legte sich die Aufregung von selbst. Die Koffer waren kopfschüttelnd betastet, die Kochgeschirre prüfend gemustert, die Lederschuhe coquett angelächelt worden. Endlich lichtete sich der Haufen. Die Soldaten und die Maulthiertreiber gewannen wieder die Oberhand — noch einige energische Worte des Grafen Széchenyi, welche die Soldaten mit den Schäften ihrer Lanzen erfolgreich unterstützten, und es war der nöthige Raum für die freie Bewegung gewonnen. Dennoch währte es bis 10 Uhr Vormittags, bis die unter den Besitzern der Maulthiere wegen der Belastung der Thiere entstandenen Differenzen zur allgemeinen Zufriedenheit geschlichtet waren. Nun wurde gesattelt. Die Sättel der Tragthiere sind massive, halbcylindrische Holzgefüge, auf denen die Gepäcksstücke mit gewissenhafter Berücksichtigung der gleichmäßigen Lastvertheilung zu beiden Seiten bis zum Gewichte von zwei Centnern mittelst starker Hanfstricke festgebunden werden. Auf den Rücken des Thieres wird die Schutzdecke aus Strohgeflecht oder Filz gegürtet, von welcher eine mit unzähligen kleinen Holzrollen (als Schutz gegen die Reibung) versehene Schnur ausläuft, um die Hüften des Thieres zu umspannen. Ist der Sattel bepackt, so wird er ohne weitere Befestigung auf die Decke gehoben. Diese Art der Sattelung ist ebenso einfach, wie praktisch, denn sie ermöglicht das Auf- und Abladen innerhalb der kürzesten Zeit.

Endlich setzte sich die aus einigen zwanzig Tragthieren bestehende Caravane unter dem Schutze der Soldaten in Bewegung. Frohen Muthes folgten wir ihr in geringer Distanz.

Der längs des linken Flußufers aufgedämmte und mit großen Bruchsteinen gepflasterte Weg mahnte die Reiter zu der größten Vorsicht, um so mehr, als die Steine nicht regelrecht aneinander gefügt und mit Glatteis überzogen waren. Doch die Maulthiere, an dergleichen Communications-Schwierigkeiten von frühester Jugend an gewöhnt, schritten muthig vorwärts, mit einer zur Verwunderung hinreißenden Sicherheit fanden sie das geeignete Plätzchen für jeden Schritt nach vorwärts, kein einziges glitschte aus oder stürzte zu Boden.

Sobald wir die Stadt im Rücken hatten, wich die Verstimmung unter den Soldaten, welche sich in Tin-tze-kwan muthmaßlich über die unverhoffte Commandirung zu einem längeren Marsche bemerkbar gemacht hatte; freundlich grinsend nickten sie uns zu, der eine suchte aus dem Patronensacke sein kurzes Pfeifchen, der andere machte mit seinem Spieße gymnastische Uebungen, ein dritter stimmte mit pfeifender Stimme einen Kriegsgesang an, in welchen die anderen einstimmten. Ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als das kleine Liedchen zu notiren, und biete es den freundlichen Lesern als den ersten musikalischen Ausfluß chinesischer, kriegerischer Begeisterung:



Um 1 Uhr Mittags erreichten wir das Dorf Szu-sziklo, wo wir eine kurze Rast hielten. Vor den ersten Häusern erwartete uns der Officier der daselbst garnisonirenden zehn Soldaten an der Spitze seines Heeres und geleitete uns durch die vollzählig ausgerückte Bevölkerung zu dem Wirthshause des Ortes. Es war keine leichte Aufgabe, uns den Weg durch den Pferdestall in das Gastzimmer zu bahnen, denn Jung und Alt, Mann und

Weib wollten die überseeischen Teufel sehen und verhöhnen. Endlich saßen wir um einen großen Holztisch, der Wirth servirte uns den gekochten Reis, während die Escorte beschäftigt war, das Volk durch reichlich ausgetheilte Schläge zu befriedigen.

Wir verließen nun das Hauptthal des Siö-ho und überstiegen einen mit Laubhölzern dicht bewaldeten, das Thal um 300 Meter überragenden Gebirgspaß, an dessen höchstem Punkte ein reizendes Lamakloster gelegen ist. Obwohl der Weg in gleichmäßigen Steigungen zu dem Tempel aufwärts und von da unter gleichen Verhältnissen zu einem Nebenflüßchen abwärts führt, so erhält er durch die unebenen Marmorsteine, mit welchen er vor einigen Jahrhunderten gepflastert wurde, eine solche Beschaffenheit, daß es gerathen war, die Maulthiere am Halfter nachzuziehen. Bei der seinerzeitigen Anlage rechnete man allerdings nicht darauf, daß er einmal auch von Packthieren betreten werden würde, sondern beachtete nur die bereits überwundenen Factoren, denen zufolge alle Lasten durch Träger befördert wurden. Die Breite der Straße entspricht übrigens ihrer sonstigen Qualität und erreicht selten $1\frac{1}{2}$ Meter. Nach zweistündigem weiteren Marsche in dem romantischen Nebenthale aufwärts, erreichten wir die erste Nachtstation, einen aus drei Häusern und einem Tempel bestehenden Weiler Namens San-kwan-mjao.

Das größte Gebäude des Ortes ist das Wirthshaus. Die Maulthiere mußten schon oft den Weg zurückgelegt haben, denn sobald sie der verfallenen Ziegeldächer ansichtig wurden, beschleunigten sie, ohne weiter durch Bambustreiche aufgemuntert werden zu müssen, ihre Schritte und wieherten ohne Unterlaß.

Vor dem Wirthshause breitete sich ein großer, freier Platz aus. In der Erde staken prismatische Steinblöcke, in deren hervorragenden Köpfen die Löcher eingemeißelt waren, woran die Halfterstricke festgebunden wurden.

Die Gepäckssättel wurden sofort nach dem Eintreffen der Caravane abgeladen. Es war ein erschreckender Anblick, welchen die Rücken der Maulesel boten. Hin und wieder waren sie von den Lenden bis zu den Hüften derart aufgeschunden, daß eine einzige schwarzrothe Fläche die Wunde bezeichnete.

Kaum waren die armen Thiere frei, so berochen sie den Boden, bis sie eine günstige Stelle fanden, um sich mit ersichtlichem Behagen im Straßenstaub zu wälzen. Kein einziges Maulthier versagte sich dieses Vergnügen, und so kam es, daß der kleine Ort bald in eine Staubwolke gehüllt dalag. Eine Zeitlang überließ man die Thiere ihrem instinktiven Triebe, sich zu reinigen, dann wurden sie an die Steine gebunden und erhielten endlich ihr aus Bohnen und Reisstroh bestehendes Futter.

Das Wirthshaus enthielt in erster Linie einen großen Stall für die Reitthiere der „großen Herren". Auch in China wird den Thieren, welche Rangspersonen angehören, geschmeichelt. Sie genießen ein weit besseres Nachtlager und ein reichlicheres Futter, als die Tragthiere, deren Existenz bedauernswerth genannt werden muß.

An Passagierzimmern war kein Mangel. Um die geräumige Küche — die Schlafstätte der Dienerschaft und der Maulthiertreiber — gruppirt, boten sie an Comfort nur so viel, als die Genügsamkeit chinesischer Reisenden beansprucht. Wir entdeckten im rückwärtigen Theile des Hauses ein kleines Zimmerchen, welches uns als das beste dünkte, und occupirten es sofort. Zwei Fensteröffnungen, von welchen nur die eine zur Hälfte mit Papier verklebt war, hielten der großen Kälte dadurch das Gleichgewicht, daß die frische Luft den aus der Küche dringenden, unappetitlichen Geruch in sich aufsog. An die gestampften Lehmwände hatte sich der Ruß vieler Jahrzehnte in einer so dicken Schichte angehäuft, daß selbst die sonnige Tageshelle das Düstere des Colorits nicht zu verscheuchen im Stande war. Das morsche Gerüst des Ziegeldaches erhob sich majestätisch zu dem schwungvollen Giebel, und wenn es auch nicht die Eigenschaften besaß, den arglos Schlummernden vor einem plötzlichen Regenguß zu schützen, so war doch nur von der Mitte des Zimmers aus die Möglichkeit geboten, die silberne Scheibe des Mondes in ihrem keuschen Vollbilde träumerisch anzublicken, wenn sie culminirte.

Ein gebrechlicher Stuhl war das einzige bewegliche Möbelstück unseres Schlafgemaches. Damit sei aber nicht gesagt, daß wir auf dem feuchten Erdboden der Stube schlafen mußten. Die chinesischen Betten armer Leute

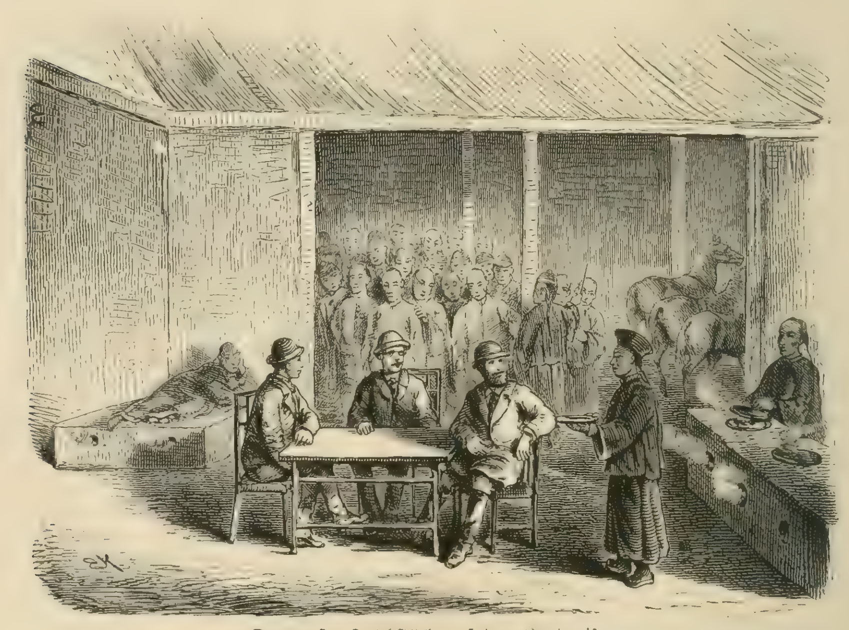
sind aus Lehm, und nur die gesellschaftlich höher stehende Bevölkerung besitzt solche aus Holz. Die ersteren, sogenannte Kang, sind gewöhnlich in den Ecken der Zimmer erbaut und gleichen der Form nach einer großen, flachen, viereckigen Kiste. Sie werden im Winter in holzreichen Gegenden mit Holz, in der Nähe von Kohlenlagern mit Steinkohle, in der Wüste mit Kameelmist geheizt, und die halb glühende Oberfläche ist der Lieblingsaufenthalt ermüdeter Reisender. Die Feueröffnungen befinden sich gewöhnlich außerhalb des Zimmers, doch sah ich auch oft das Gegentheil, doch nie habe ich etwas von einer tödtlichen Kohlengasvergiftung vernommen, muthmaßlich aus dem Umstande, weil ich auch niemals ein Schlafgemach bemerkte, in welches nicht die Luft von allen Seiten freien Zugang genoß. Im Allgemeinen aber erfüllte mich das Gesammtbild des Schlafzimmers mit einem solchen Ekel, daß wirklich nur die große Müdigkeit einen ungestörten Schlaf ermöglichte, denn schon während wir das spärliche Abendbrod einnahmen, überraschte mich ein Ereigniß, welches dringend gebot, aus der Reise-Apotheke ein Fläschchen „echtes Persisches" hervorzusuchen.

Gleich den Maulthieren verspüren auch ihre Wärter nicht das Bedürfniß der Ruhe. Bis nach Mitternacht umhockten sie ein offenes Feuer in der Küche. Sie hatten sich so viel zu erzählen, der Gesprächsstoff bot an interessanten Neuigkeiten so reichliches Material, daß das wirre Gemurmel ohne Unterlaß an dem halben Papierfenster vibrirte. Doch wie man sich schnell an das eintönige Klappern einer Mühle, an den wehmüthigen Glockenschlag einer Schwarzwälder Uhr und selbst an einen musikalischen Zimmernachbar gewöhnen kann, so gaben uns die den Chinesen angeborenen lauten Abendunterhaltungen nur in den seltensten Gelegenheiten Anlaß, dagegen zu protestiren.

Die Nacht ist kalt, das Lager hart, die Versammlung der Freunde vollzählig, der Theekessel singt ein einladendes Lied, für die Wasserpfeife mangelt nicht der Tabak, wer sollte da an Schlaf denken! Theetrinken und Rauchen sind unerläßliche Bedingungen für alle Chinesen beiderlei Geschlechtes. Ohne Thee und Tabak wird der Mandarin launenhaft und grausam, der Geschäftsmann lässig und verwirrt, der Gelehrte denkfaul und

dumm, der Lastenträger schwach und bewegungslos, der Mauleseltreiber mürrisch und stumpfsinnig, das Weib stumm und unbeholfen, das Mädchen plump und abgespannt.

Um solchen Uebelständen vorzubeugen, hängt der Theekessel beständig über dem Feuer. Nicht in der Art, wie wir den Thee genießen, wenn wir, um der edlen Pflanze nur das würzigste Aroma abzugewinnen, das



Das erste Frühstück auf der Landreise.

siedende Wasser auf die dunklen Blätter gießen, ohne sie vollständig ihres Gehaltes zu berauben, sondern ein stundenlanges Auskochen der Blätter über der Gluth verleiht erst dem echten, chinesischen Thee jenen herben, bitteren Geschmack, den die Leute beanspruchen und lieben. Auf europäische Nerven übt dieses Getränk, an welchem ich niemals den rechten Geschmack finden konnte, einen nachtheiligen, aufregenden Einfluß, die Chinesen aber vermögen mit Leichtigkeit tagsüber vierzig bis fünfzig Schalen zu leeren.



San-kwan-mjao.

Der Tabak gedeiht am vortrefflichsten in den Niederungen der Provinzen Sze-tschuen und Yü-nan. Die 2 bis 2½ Fuß langen Blätter der Pflanze verdienen die vollste Würdigung als ein bis jetzt mehr oder minder unbeachteter Exportartikel. Besonders als Deckblätter feiner Cigarren würden sie leicht die Anerkennung aller verwöhnten Raucher auf sich lenken. Warum man es bis jetzt versäumte, das Augenmerk auf den chinesischen Tabak zu richten, mag seinen Grund darin haben, daß sowohl in Schanghai als auch in den anderen Küstenstädten der unentweihte Tabak dieser Provinzen noch nicht in die geeigneten Hände gelangte. Freilich wird der Europäer, welcher den Tabak so versuchte, wie ihn die Chinesen rauchen, keineswegs in das Lob einstimmen, das ich den Blättern zolle. Wenn man aber bedenkt, daß letztere, bevor sie zum Schnitte gelangen, nach einigen Waschproceduren mit Ricinusöl präparirt werden, um ihnen die narkotische Stärke zu benehmen und sie vor dem Austrocknen zu schützen, dann wird mancher Einwurf verstummen. Der Preis an Ort und Stelle ist ein außerordentlich geringer, ein Kilo der schönsten Blätter kostet nach unserem Gelde höchstens 15 bis 18 Kreuzer.

Tausende Chinesen verdienen sich ihr Brod durch das Schneiden des Tabaks. Die Arbeit geschieht mit der Hand und die Fäden werden dadurch so dünn wie die zartesten Linien. Das Rauchen geschieht in dreierlei Weise. Nach der Ernte, wenn die Blätter noch die natürliche Feuchtigkeit besitzen, werden sie von den Rauchern in kurze Cigarren gerollt und sofort geschmaucht. Für den geschnittenen Tabak dienen zweierlei Pfeifen. Die sogenannte Reisepfeife besteht aus einem niedlichen, fingerhutgroßen Kopfe aus Eisen, einem der ganzen Länge nach mit eingeschnitzten Sinnsprüchen versehenen Bamburohre und endlich aus einem cylindrischen Mundstücke aus Nephrit oder Quarz.

Die Wasserpfeife ist ein complicirtes Instrument und deren richtige Ausnützung erfordert schon einen großen Aufwand von auf Erfahrung begründeter Geschicklichkeit. Sie besteht in ihrer Gesammtheit aus einer Messinglegirung. Von dem zwiebelartigen Wasserbehälter reicht das 1 Fuß lange Saugrohr in einem sanften Bogen nach aufwärts. Eine zweite kurze

Röhre dient zur Aufnahme des trichterförmigen Pfeifenkopfes, dessen unteres Ende in das Wasser greift. Außer einer aus dem gleichen Metalle verfertigten Tabaksvorrathskammer weist eine vollkommen adjustirte Wasserpfeife noch zwei Behälter zur Aufnahme der Papierzünder auf, deren Nothwendigkeit alsogleich einleuchtet, wenn man den Raucher bei seinem Vergnügen beobachtet. Zuerst muß die Pfeife mit Wasser gefüllt werden. Dies geschieht dadurch, daß man das Mundstück in das Wasser taucht und bei der Pfeifenöffnung die Luft aussaugt. Nun verfertigt der Raucher ein kleines Kügelchen aus Tabak und steckt es zart in den Pfeifenkopf. Der Papierzünder, einfach zusammengerolltes, chinesisches Papier, glimmt bereits, ein mit der Zunge hervorgestoßener, kräftiger Hauch genügt, um jenen zur Flamme zu entzünden. Die Pfeife wird gegen die Brust zu geneigt, die Flamme zum Tabak gebracht, ein, höchstens zwei Züge, und der Tabak ist verraucht. Wenn nun der Pfeifenkopf durch ein abermaliges Pusten der Asche entledigt, der im Wasserbehälter befindliche Rauch auf den Papierzünder geblasen wurde, um die Flamme zu ersticken, wird ein neues Tabakkügelchen in den Pfeifenkopf gebracht und die Pfeife dem Nachbar gereicht. So sind die Chinesen im Stande, von Morgens bis Abends die Pfeife zu rauchen, ohne ihrer im mindesten überdrüssig zu werden. Außerdem gewährt diese Rauchmethode dem beschäftigungslosen Mandarin ein Mittel, sich die Zeit so angenehm als möglich zu vertreiben. Es wäre noch ein Glück für das Land, wenn es dabei bliebe. Die Mehrzahl der Mandarine und ein großer Theil der männlichen Bevölkerung aber greift endlich zu dem Rauchen des Opiums, einem Uebel, das, einmal durch längere Zeit genossen, zur unausrottbaren Gewohnheit wird und nicht allein Geist und Körper dem Siechthume preisgibt, sondern auch den Raucher dem materiellen Elende überliefert. Ich komme im Verlaufe der Erzählung auf die Schilderung solcher unglücklicher Personen, darum sei es mir nun gestattet, wieder nach San-kwan-mjao zurückzukehren, wo bereits die Begleitung ungeduldig den Aufbruch erwartet.

Der Weg führte uns während der nächsten vier Tage tiefer in das Gebirge und machte uns mit den detaillirten, oft ermüdenden Formen und

dem Aufbau desselben näher bekannt. Es verging kein Reisetag, ohne daß mehrere Sättel überwunden werden mußten, deren steiler Anstieg die relativ geringe Höhe mehr als verdoppelte. Fast alle Kuppen und Pässe waren entweder mit unscheinbaren Altären oder mit stolzen Lamaklöstern geziert, ein Beweis, daß auch in China die religiösen Grundsätze in den Bergen tiefere Wurzeln schlagen, als in der Ebene. Je mehr wir uns der Hauptkette des Sin-ling-Gebirges näherten, desto trauriger blickten uns seine Ausläufer entgegen. Immer näher rückten die dunkelbraunen, felsig zerklüfteten Abstürze der Berge, welche sich bis 4000 Fuß über unsere Reiseroute erhoben. Die steinigen Thäler führten in ihren Oberläufen eine reichliche Menge Wassers, doch der überraschende Umstand fand seine Erklärung in dem Schmelzen des seit einigen Tagen in großer Menge gefallenen Schnee's. Die Einwohner, welche nie zuvor einen Europäer gesehen hatten, benahmen sich etwas maßvoller und betrachteten uns mehr mit dem schüchternen Auge der Neugierde, obwohl auch sie es verstanden, das Handlexikon chinesischer Spottnamen auszubeuten.

Außer wenigen Sperlingen, die sich ihr Gefieder in dem klaren Gebirgswasser putzten, bemerkte ich nur einzelne schwarze Störche, sowie eine Nußhäherart, auffallend durch den rothen Schnabel, den schwarzen Kopf, das glänzend stahlblaue Gefieder und den langen schwarzgeränderten Schwanz, welcher beim Auffliegen sich leierförmig ausbreitet. Wenn ich noch der Pfeifhasen (Lagomys sp.) erwähne, kleiner, niedlicher, graubepelzter Thiere, welche den Boden unterwühlen, tagsüber sich der Sonnenstrahlen erfreuen und bei annähernder Gefahr pfeilschnell von Loch zu Loch laufen, so ist die Fauna jenes Gebirgsstriches des Sin-ling-Systems nahezu erschöpft.

Ueber den Markt Lan-tji-dschaj gelangten wir wieder in das Sië-ho-Thal. Wenn auch die Krümmung des Sië-ho bis Tin-tze-kwan keine so bedeutende ist, um durch die Umgehung des Flusses an Weg zu gewinnen, so machen die felsigen Schluchten des Thales die Anlage eines solchen unausführbar. Die Thalsohle erweitert sich bei Lan-tji-dschaj bis auf 1000 Schritte und scheint fruchtbaren Ackerboden zu besitzen, dennoch ist der Ertrag der Ernte zu gering, um so viele hungerige Mägen zu speisen.

Der Mandarin des Ortes bestürmte uns sogleich bei unserem Eintreffen mit der Frage, ob in diesem Winter noch viel Schnee zu erwarten wäre. Fiele kein Schnee, dann wäre die Fortsetzung der Hungersnoth unausweichlich. Um seinen Untergebenen eine freudige Nachricht zukommen zu lassen, denn ein Mandarin versteht nicht zu darben, schien es als das Beste, seine Frage zu bejahen, und vergnügt lächelnd zog er von dannen. Auch hier sind die steilen Abfälle der Gebirgshänge zu Wohnungen ausgehöhlt; in mehreren Etagen nehmen sie oft zu 40 und 50 die ganze Breite der Thalwände ein.

Wenn ich auch die Möglichkeit begreifen konnte, in solchen Höhlen eine ruhige Existenz fortzuführen, so konnte ich dennoch nicht fassen, auf welche Weise der Eigenthümer in seine Wohnung zu gelangen vermöchte. Zu diesen Oeffnungen, für deren Anlage in den meisten Fällen schroffe, ungangbare Wände ausgewählt waren, führten weder Stufen noch Sprossen. Die Höhlen sollen einer Version zufolge auch zur Zeit der größten Noth den vermögenderen Chinesen als Zufluchtsstätte gedient haben, denn dort oben fühlten sie sich durch die gütige Natur selbst gegen alle Angriffe der Räuber gesichert.

Das chinesische Neujahr stand vor der Thüre, das größte Fest im ganzen Reiche. Die letzten zwei Tage vor dem Neumonde, mit welchem das neue Jahr beginnt, sind die geschäftigsten des alten.

Es gilt die Schulden einzucassiren und die Rechnungen auszugleichen. In ungestümer Eile betritt der Gläubiger das Haus seines Geschäftsfreundes, um ihn mit dem Aufgebote der schönsten Worte an seine Verpflichtungen zu mahnen. Kaum erreicht er sein eigenes Heim, so warten bereits einige Freunde auf den Zurückkehrenden, um ihm die Silberklumpen abzunehmen. Dort wieder beweist ein verzweifeltes Gesicht einem Andern an der Rechenmaschine die erdrückende Wahrheit, daß er keinen Heller besitze; dem feurigen Wortwechsel folgt eine kleine Schlacht, die meistens mit einer Concursansage endet. Die Zeit drängt, je näher die Stunde des Neumondes, desto fieberhafter wird die Aufregung, denn derjenige, welchem es nicht gelang, vor Beginn des neuen Jahres seine Außenstände einzucassiren, verliert mit dem Eintritt der Mitternacht seine Ansprüche.

Das Neujahrsfest fällt auf den, dem zweiten Neumond nach unserem Winteranfange folgenden Tag. Wir feierten es im Jahre 1879 am 23. Jänner in Schan-tschou, einer größeren, ummauerten Stadt von beiläufig 4—5000 Einwohnern, deren zwei sieben Etagen hohe Pagoden schon von ferne sichtbar waren.

Schon am Abend vorher wurde eine große Reinigung aller Ortschaften vorgenommen. Es ist dies das einzige Mal im Jahre, wo die Straßen gefegt und die zunächstliegenden Canäle gesäubert werden. An den Zimmerwänden und den Holzsäulen der Thürflügel werden die auf rothem Papier gedruckten Sinnsprüche, Haussegen und Schutzgeister entfernt und durch neue Placate ersetzt. Berühmte Männer vergangener Jahrtausende, strotzende Gestalten gelehrter Philosophen, grimmig blickende, gemästete Gesichter erprobter Kriegshelden zu 5 Cash (1½ Kreuzer) per Stück verleihen dem Bildnisse des wohlwollenden Hausgottes ein desto väterlicheres Gepräge, je mehr Kerzen die Opfergaben des Altares beleuchten. Auch die schmalen, leicht transportablen Holzbänke (in der Form einer Krippe) erhalten eine lange Reihe Unschlittkerzen mit besonderer Berücksichtigung ihrer Farbe aufgepflanzt, denn sie sind weiß und roth gebeizt. Die Jugend kann den Moment nicht erwarten, bis es ihr gestattet wird, die Feuerwerke abzubrennen; dann aber knattert es die ganze Nacht, als wäre eine Feldschlacht der Entscheidung nahe.

Auch die Aeltesten der Gesellschaft, von Jugend auf daran gewöhnt, versuchten es, die Zuseher durch das Abbrennen einer Rakete oder das Entzünden eines Feuerrades zu überraschen, doch das Staunen erreichte den höchsten Grad, als Graf Széchenyi eine Büchse herbeibrachte und sie in die Luft abschoß, worauf eine in allen Farben sprühende Rakete in einer hier noch nie erreichten Höhe mit einem Krache zu blauen Kugeln zerfloß. Wie bei einem Stuwer'schen Feuerwerk, so löste sich endlich die allgemeine Sprachlosigkeit zu einem freudigen „Ah!" Die Chinesen sind nämlich die wärmsten Verehrer aller geheimen Geister des Schießpulvers.

Mittlerweile waren die Köche bei den Kochkesseln beschäftigt, um Dinge zu bereiten, welche den Chinesen die höchste Freude bereiten: die Spanferkel

summten das letzte Lied am Bratspieße, die Haifischflossen schwammen in öliger Sauce, die beliebten Kibitzeier schielten wehmüthig hinüber zu den dampfenden Vogelnestern, da wurde noch ein Huhn abgestochen, dort ein Bambussprosse seines Markes beraubt, kurz es duftete um unsere Nasen so intensiv, daß ich mich nach frischer, reiner Luft sehnte.

Unter dem Schutze der für das beginnende Jahr maßgebenden Haussegen und Schutzpatrone durchwachten die Familienglieder die Neujahrsnacht. Ihre Aufgabe war es, sich in Freundlichkeit und höflicher Zuvorkommenheit zu überbieten, in vergangenen glücklichen Stunden des Jahres noch einmal zu schwelgen, sich gegenseitig in überschwenglicher Phrase das Unmöglichste und Begehrenswertheste für die Zukunft zu wünschen, dann aber mit vollen Backen dem Tschau-tschau (der Mahlzeit) zuzusprechen und weihevoll den Samschu zu trinken.

Am nächstfolgenden Morgen wurden die Festkleider angelegt, um nicht allein den Bekannten, Freunden und Verwandten, sondern Jedermann die Gratulationen zu entbieten. Der Freund sinkt vor dem Freunde, der Fremde vor dem Fremden in die Kniee und berührt mit den gekreuzten Fäusten den Erdboden. Noch einige blumenreiche Floskeln dazu und schon eilen sie auseinander, denn dort steht ein reicher Kaufmann, dessen Neujahrswunsch sie zuvorkommen müssen. Selbst die Kinder legen am Neujahrstage ihr ungezogenes Wesen ab, mit einem großen Glückscash um den Hals begrüßen sie sich in gleicher Weise wie die Alten.

Einige der Buben trugen am Neujahrstage einen eisernen Ring um den Hals, dessen Gestalt vollkommen einer Fessel glich. Ich erkundigte mich nach der Ursache dieses sonderbaren Halsschmuckes und erfuhr, daß diese Kinder in Folge eines Gelübdes des Vaters oder der Mutter (entweder nach überstandener Krankheit oder nach der glücklichen Abwickelung eines Geschäftes) Buddha geweiht wurden, mit anderen Worten, daß sie dereinst Lama werden müssen.

Wir erhielten am frühen Morgen den vollzähligen Besuch unserer Militär-Escorte. In ihren besten Uniformsstücken betraten sie das dunkle Zimmer und warfen sich zu Boden. Nach einer kleinen Weile verließen sie

uns wieder. Es dauerte nicht lange, so entstand im Hofraume ein schreckliches Durcheinander, wir eilten hinaus und bemerkten, daß sich die Soldaten rauften. Ich mußte herzlich lachen, als ich vom Dolmetsch erfuhr, die Keilerei entstand deshalb, weil die Gratulanten nicht sofort ein Trinkgeld erhalten hatten. Noch heute bleibt es mir ein Räthsel, warum sie die Sache so unter sich ausglichen.

Die Festkleidung der Männer ist im ganzen Reiche dieselbe und variirt von der gewöhnlichen Tracht nur insoferne, als die Stoffe von besserer Qualität, zumeist aus Seide bestehen. Nur der in diesen Gegenden mit Vorliebe getragene weiche Filzhut, dessen aufgebogene Krämpe mit einem zollbreiten, schwarzen oder weißen Seidenbande eingesäumt ist, wird durch einen steifen Mandarinshut mit großer Krämpe aus Seidensammt vertauscht. Wie bei unserem Frack niemals das Knopfloch fehlt, so geht auch diesen Hüten niemals die spitzige Nadel auf der Kuppe ab, worauf die dazu befugten Mandarine den Decorationsknopf befestigen.

Alle jene Männer, welche im abgelaufenen Jahre einen nahen Anverwandten durch den Tod verloren, sind am Neujahrstage gesetzlich verpflichtet, in Trauerkleidern zu erscheinen.

Der lange, faltenreiche Talar der Trauer sticht in dem bunten Farbenspiele der auffallenden Frauentrachten um so greller hervor, als die Kopfbedeckung aus einem weißen Turban besteht, dessen nach aufwärts gedrehte Enden wie zwei Hörner weit in die Höhe ragen. Alle Frauen trugen an dem Festtage rothseidene Pluderhosen, welche von den Knöcheln bis zu den Knien durch gestickte, breite Bandagenbänder an das Bein angeschmiegt wurden. Eine lichtblaue Seidenjacke, welche bis zu den Knien reichte, zeigte wieder in den prachtvollen Stickereien die Fertigkeit geschickter Hände. Das pechschwarze Haar, zur imposanten, geschmacklosen Frisur aufgethürmt, blendete förmlich die Augen mit dem Glanze des aufgetragenen Ricinusöles und der kostbaren Silberstangen, welche die das Gesicht umzitternden, grellrothen Reisblumen festhielten. Die winzigen, dunkelblauen Schuhe verliehen den eingezwängten Füßchen die Form eines Pferdehufes. Jüngere Mädchen hatten das glatt gescheitelte Haar mit einer knapp anliegenden, rothen Mütze

bedeckt, deren runde Form durch das Anheften von Flittergold und Goldpapier einigermaßen gemildert wurde. So wanderten sie zu zweien Hand in Hand durch die Straßen, indem sie sich gegenseitig bei dem mühsamen Gange unterstützten. Sehr häufig war es die Mutter, die das Handgelenk ihrer Tochter krampfhaft umklammerte. Begegnete einer von uns Europäern einem solchen Paare, so manövrirte die Mutter so geschickt, daß es unmöglich war, auch nur einen Schimmer von dem reizend bemalten Gesichte ihrer jugendlichen Begleiterin zu erhaschen. Mädchen, welche entweder nur mit einem großen Bambustocke als Begleiter, oder auch paarweise einen Gratulationsspaziergang unternahmen, waren beiweitem nicht so besorgt, durch den Blick eines Europäers entweiht zu werden, obgleich ich eingestehen muß, daß es kein anderes Gefühl war, als Neugierde, unterstützt durch den Ausdruck grenzenlosen Abscheues, welche sie bewog, den Blick nicht unerwidert zu lassen. Viele der Mädchen verzerrten bei diesen Gelegenheiten ihr Gesicht zu einer solchen entstellenden Grimasse, als läge ihnen gar nichts daran, für schön gehalten zu werden.

Und es ließen sich doch aus der großen Menge häßlicher Gesichter einige Köpfchen herausfinden, deren schiefgeschlitzte Augen dem niedlichen Stumpfnäschen den Stempel der Nettheit verliehen. Doch der Geschmack der Männerwelt in China ist von dem unseren weit verschieden. Ein großer Kopf, dicke Backen, kleine Augen, massive, gedrungene Statur, und hauptsächlich kleine Füße, das sind die Zeichen der Schönheit, welche den jungen Chinesen bewegen können, den Mädchen gegenüber den sonst gewöhnlichen Ausdruck der Verachtung aus den Mienen zu bannen.

Im Verlaufe der Reise fragten wir einmal einen jungen Mandarin, der uns begleitete und den Schönheiten der Straße ein ungewöhnliches Interesse schenkte, warum sein erster Blick immer den Füßen der Mädchen gelte. „Das thut jeder Chinese!“ antwortete er. „Je kleiner, desto schöner.“ Seinen kleinen Finger ausstreckend, nickte er wohlgefällig mit dem Kopfe: „So! — So! — Nicht größer!“ Wir lachten. Er sah uns verwundert an, und während er sich ein Kügelchen Tabak für seine Wasserpfeife zurecht rollte, frug er: „Nun — und bei Euch daheim schnüren sich die Mädchen nicht die

Füße?“ „Nein! Dort wachsen sie ungehindert bis zu ihrer normalen Größe!“ — „Brr!“ war die Antwort des Mandarins, der eine Bewegung machte, als wolle er einen Fieberfrost von seinem Rücken schütteln.

Während des Festtages blieben alle Häuser geschlossen, die Geschäfte ruhten, selbst unter den Kochkesseln war das Feuer ausgegangen. Nur durch reichliche Geschenke war unser Gefolge zu bewegen, den Marsch fortzusetzen. Es wurde nahezu Mittag, bevor wir aufbrechen konnten. Die strenge Kälte der letzten Tage war besonders in den Morgenstunden recht empfindlich. Die Maulthiertreiber hatten sich in der Stadt mit wärmeren Pelzmützen versorgt, die in ihrer Form den ehemaligen, sogenannten „Holzmützen“ der österreichischen Armee vollkommen ähnlich waren. Andere wieder, deren Cassastand so kostspielige Extravaganzen nicht gestattete, sicherten ihre Ohren gegen das Erfrieren durch das Aufsetzen von kleinen, pelzgefütterten Täschchen, die zwar den Gehörgang abschließen, aber immerhin bei einer gefälligen Form überraschend gute Dienste leisten. Auch wir griffen bald zu solchen Futteralen, was den Chinesen viele Freude bereitete.

Der Weg führte von nun an bald am rechten, bald am linken Ufer des Sië-ho. Der Fluß war sehr seicht und an allen Stellen zu durchwaten. In der Nähe jeder Furth befindet sich auch ein Weg für die Fußgeher. Drei bis vier Fuß hohe Holzstände dienen als Unterlage für die losen Bretter, welche die Brücke bilden. Das im Ganzen und Großen gebrechliche und bei jedem Schritte schwankende Gerüste wurde von unseren Leuten gerne umgangen; sie zogen es vor, durch das eistreibende Wasser entweder bloßfüßig oder in den Filzschuhen zu waten. Daß ihre Füße bei dem Umstande, daß nach einigen solchen Flußüberschreitungen den Fuß ein Eisklumpen umhüllte, nicht erfroren, wunderte mich.

Der Fluß gewann, je mehr sich sein Thal verengte, ein desto größeres Gefälle, schäumend zerspritzten die klaren, blaugrauen Wasserwellen an den scharfen Felsvorsprüngen, über welche der schmale Weg führt; das eilende Gewässer fand nicht genügende Rast, um sich in glitzerndes Eis zu verwandeln und riß die schieferigen, glasgleichen Versuche von den Uferrändern mit sich fort, um sie in der nächsten Minute an einem harten Steine in tausend

Stücke zu zersplittern. Der Weg wurde derartig schlecht und theilweise von Glatteis bedeckt, daß wir es schließlich vorzogen, die Leute nachzuahmen, die mit Stiefel und Sporen das Wasser durchschritten; dann froren wohl später die Sohlen mit den Steigbügeln zusammen, die Füße wurden steif und starr, das Absterben der Gefühlsthätigkeit ließ ein längeres Verweilen im Sattel nicht zu, mit klappernden Zähnen sprang ich vom Pferde und suchte im eiligen Schritte den erstarrten Füßen die Beweglichkeit wiederzugeben. Trotzdem betrug die vorherrschende Kälte nur 5—6° unter Null. Doch der mehr als einjährige Aufenthalt in den Tropenländern, die Gewohnheit an eine so hohe Temperatur nicht allein während des Tages, sondern auch während der Nacht äußerte sich bei dem plötzlichen Uebergange in einer fast verweichlichten Empfindlichkeit gegen die rauhen Verhältnisse des Winters in den Gebirgsschluchten des Tin-ling-Gebirges.

Vor Helon-ko wurden wir von einem heftigen Schneefalle überrascht; die Temperatur stieg plötzlich über den Gefrierpunkt, und als wir uns am nächsten Morgen für die Besteigung des Passes Hao-won-tzu-kon-mjao anschickten, schien die Sonne ziemlich warm. Die Steigung des Weges entsprach nicht meinen Erwartungen. Seine Anlage führt in geschickt angebrachten Windungen über die zerklüfteten Schluchten, aus welchen das Wasser in Folge der Schneeschmelze brausend thalwärts eilte. Die gleichmäßige, aber continuirliche Steigung führte uns endlich zu der trichterartigen, in die Schlucht abstürzenden Mulde, nach deren Erklimmung wir den Sattel erreichten.

Diese letzte halbe Wegstunde bereitete uns doch einige Schwierigkeiten, der Weg war schlüpfrig, glatt und steil, hin und wieder mit einer Schichte Glatteis bedeckt, die Maulthiere und Pferde glitten aus, das Gepäck rollte von ihrem Rücken den Hang hinab und mußte von den fluchenden Treibern unter unsäglicher Mühe wieder heraufgeschleppt werden. War es zu wundern, daß bei solchen Verhältnissen endlich auch die chinesischen Männer ihr Phlegma verloren und den armen Thieren das entgelten ließen, wofür Niemand zur Rechenschaft gezogen werden konnte? Endlich stürzte ein Maulthier und brach sich das Kreuz. Es blieb auf der Stelle todt. Der Eigenthümer, welcher vor

wenigen Minuten noch den Bambustock auf dem spindeldürren Rücken des Thieres versucht hatte, blickte einen Moment träumend und sinnend auf den verendenden Esel, er wußte nicht, sollte er ihn noch im Tode verwünschen, oder sich selbst ob des Verlustes beklagen, dann sattelte er den größeren Theil des Gepäcks auf den Rücken eines anderen Tragthieres, nahm den Holzsattel auf seine eigenen Schultern und überließ den Cadaver den in der Luft kreisenden Geiern.

Die Hauptkette des Sin-ling-Gebirges erreicht am Passe die Höhe von 1220 Meter, in einem zweiten, 15 Kilometer westlich gelegenen Sattel, über welchen ein schlechter Fußsteig führt, die Höhe von 1260 Meter und in der beide verbindenden Bergspitze die Höhe von 1530 Meter.

Der Hauptrücken, eine Reihe bald felsiger, bald runder Kuppen, die sich bis 700 Meter über die Sättel erheben, ist nicht bewaldet und war bei unserer Ueberschreitung mit fußhohem Schnee bedeckt. Im Osten des Passes bricht die Richtung des Hauptrückens aus der West-Ostlinie plötzlich nach Süden um und theilt sich etwas später strahlenförmig nach Nordosten, Osten und Süden. Wir waren die ersten Europäer, welche den Sin-ling an dieser Stelle überschritten, denn sowohl der russische Oberst Szosnowsky als der Lazaristen-Missionär Abbé David berührten das Gebirge in großer westlicher Entfernung nahe der Stadt Han-tschong-fu. Auf dem Sattel befindet sich ein großer, buddhistischer Tempel, dessen freundlicher Priester mir ein ruhiges Plätzchen anwies, woselbst ich ungestört die Höhenbestimmung und den Vergleich der Aneroide mit dem Quecksilber-Reisebarometer durchführen konnte. Sein Interesse an der Observation und den Instrumenten ging so weit, daß er mich mit einem unerschöpflichen Wortschwalle bestürmte, und endlich, als er einsah, er mühe sich vergebens ab, Neuigkeiten aus fremden Welttheilen zu erfahren, davon eilte, um Samschu und Reis zu bringen, eine Gabe, die ich, weil ich wußte, sie komme vom Herzen, mit dem größten Appetit verzehrte.

Als ich mit einer Verspätung von einer halben Stunde der Caravane nacheilte, begegnete ich in der sanft abfallenden, jenseitigen Thalöffnung dem ersten Wild, einem Wolfe. Aber schon an den Umstand gewöhnt, das

Werndlgewehr nur als Last mit mir zu tragen, gewann ich weder Zeit, die Bestie zu beobachten, noch die Waffe aus dem Lederfutteral zu lösen. Mißmuthig zog ich das Pferd am Halfter nach und spähte vergebens nach einem Jagdabenteuer.

In Moha-quan vereinigte ich mich wieder mit dem Gros der Reisegesellschaft und delectirte mich an den Leckerbissen, den Ueberbleibseln des Neujahrsschmauses, welche uns der geschwätzige, in voller Parade prunkende Ortsvorstand übermitteln ließ.

In später Abendstunde erreichten wir ein kleines Dorf Namens Lan-tschao, woselbst wir erfuhren, daß wir am nächsten Morgen eine zweite Höhe zu überwinden hätten. Obgleich ich dieser Mittheilung keinen rechten Glauben zu schenken vermochte, denn die Chinesen wissen oft von Bergen zu erzählen, die gar nicht existiren, so fand ich doch am nächsten Morgen ihre Aussagen bestätigt. Wir verließen das Thal, welches nach Osten abbog und dort wahrscheinlich in mehreren Wasserfällen durch ungangbare Felswände sich durchzwängend, der Ebene von Si-ngan-fu zueilt, und erstiegen leicht und ohne besondere Mühe den **1120** Meter hohen Sattel eines nördlichen Ausläufers des Sin-ling-Gebirges, Namens Tsi-li-po. Der Weg führt sodann auf einer 1½stündigen Strecke ziemlich eben längs des Rückens. Weg und Umgebung deckte eine mächtige Schneelage; trotz des gänzlichen Mangels an Bäumen entbehrte jedoch die Landschaft nicht jedes Reizes. Ja ich bin so vermessen, das Bild mit jenem zu vergleichen, welches ich an der Spitze des Tigerhügels bei Dardschiling an der Grenze Sikkims genoß. Freilich waren es nicht die himmelanstürmenden Höhen der südlichen Himalayakette, die da als zerzackte, trotzige, graue Felsgebilde dem Schnee entwuchsen, es waren nicht jene reichen, grünen, fruchtbaren Thäler, die den Contrast des todten Eises und der lebendigen Natur zwischen Tibet und Indien so grell hervortreten lassen, doch es war immerhin ein Miniaturgemälde, eine im kleinen Maßstabe angelegte, plastische Darstellung jener Riesen im Südwesten, die sich da zu meiner Linken in heiliger Ruhe ausbreitete, und unwillkürlich überflog mein prüfender Blick den Horizont, als müßte ich irgendwo den unentweihten Gipfel des Gaurisankar entdecken.

Da schien es, als sei der scharfkantige Rücken, auf welchem der Weg nordwärts führte, plötzlich durch eine Kuppe, deren Felswände sich direct dem Wege vorlagerten, abgesperrt, er bog aber rechts ab und vor uns breitete sich in jäher Tiefe eine ganz verschiedene Landschaft aus. Umsäumt von allmälig absteigenden Plateaux, öffnete sich das Thal zu einer fruchtbaren, belebten Ebene, deren Abgrenzungslinie in weiter Ferne mit der unreinen Atmosphäre zu einem Nebelbilde verschwamm. Da vereinigten sich die Wohnstätten der Ackerbau treibenden Bevölkerung zum lieblich gelegenen Orte, dort blitzte hinter den braunen Schollen der wohlcultivirten Felder der Wasserarm eines Canales hervor, da bemerkte das Auge mit Wohlgefallen eine vereinzelte Baumgruppe, ein Beweis, daß die Bäume doch noch nicht gänzlich ausgestorben sind, und dort erhob sich eine stolze Pagode in der Richtung, wo die ehemalige Hauptstadt des Reiches, Si-ngan-fu liegen mußte. Wir befinden uns noch auf der Höhe, während wir, überrascht durch das unerwartete Bild, vom Pferde steigen und zuerst mit freiem Auge, dann mittelst des Feldstechers die Umgebung mustern, und ahnen kaum die Mühseligkeiten des Abstieges, welche im nächsten Augenblicke beginnen.

Die Anlagen sind kurz, die Felsen steil, mehr als 2000 Fuß tiefer windet sich das schlangengleiche Thal durch den Lößboden, wie sollen wir da hinab kommen? Und wirklich, in halsbrecherischen, kühnen Serpentinen mußte der Weg in die Felsblöcke gehauen werden, damit es dem Reisenden ermöglicht wurde, Schritt für Schritt auf der glatten, schlüpfrigen, steilen, schiefen Ebene abwärts zu klettern. Das Wegband umzüngelt in wunderbaren Spiralen die Zuckerhutformen der felsigen Granitspitze, führt dann über Stock und Stein zu der Kante eines kurzen Sattels, um dann schließlich als holperiger, steiniger Saumweg eine finstere Schlucht zu passiren, worin aber bereits die Räderspuren der primitiven Holzkarren der Ebene ausgeprägt sind.

Unsere chinesische Begleitung, die gewohnt war, nie vom Sattel zu steigen, die es vorzog, bei gefährlichen Passagen sich willenlos dem Instinkte der Maulthiere zu überlassen, verließ zum ersten Male während des Abstieges vom Sin-ling-Gebirge den Sattel und marschirte vorsichtig zu Fuß.

In Lan-tjen-shien, dem Nachtquartiere, empfanden wir bereits wieder das milde Klima der Niederung, zugleich aber auch die Unannehmlichkeiten einer zudringlichen Insektenschaar, deren Wohlbefinden in den Lehm- oder Holzbetten des Wirthshauses durch die aufreibenden Frostverhältnisse des strengen Winters im Gebirge noch keine Störung erlitten hatte.



Abstieg vom Sin-ling-Gebirge.

Der letzte Reisetag über die flach ausgebreiteten, fruchtbaren Plateaux nach Si-ngan-fu war von mancherlei ungünstigen Umständen begleitet. Schon der Aufbruch erlitt dadurch eine Verzögerung, daß nicht die genügende Anzahl von Maulthieren aufgebracht werden konnte und für die Fortbringung des Gepäckes Träger engagirt werden mußten. Als wir uns auf dem Marsche befanden, ging die Zucht und Ordnung, welche für die schnelle Bewegung einer Caravane unbedingt nöthig ist, binnen Kurzem außer

Rand und Band; der Zug zersplitterte sich nach allen Seiten und bald fanden wir uns drei Europäer isolirt. Wir pflegten jeden Tag in den Nachmittagsstunden — meistens in der zweiten Weghälfte — einen kleinen Imbiß zu nehmen und beabsichtigten das Gleiche auch heute. Daß der Magen die Nähe der Mittagsstationen am lebhaftesten anzeigte, ist begreiflich, denn 25—30 Kilometer lagen schon im Rücken. — Wir beschlossen, in dem Dorfe Sin-tje-dz zu rasten und die Colonne abzuwarten, denn wir trugen



Nach Si-ngan-fu.

keinerlei Proviant mit uns, und in dem armseligen Wirthshause war nichts zu haben. Nach einer Stunde erschien der Koch Tötai auf seinem abgehetzten Rosse und begann, wie das seine Gewohnheit war, sogleich mit den Wirthsleuten zu schreien und zu wettern. „Sind Sie ruhig und verschaffen Sie uns etwas zu essen! — Tschau-tschau!“ deutete der Graf in nicht mißzuverstehender Geberde dem Raisonneur, dieser aber zuckte mit geistreichem Lächeln die Achseln: „Mejo! — Es ist nichts da!“

In einer weiteren halben Stunde sprengte Kung-sche in den Hof, und seine derangirte Toilette verrieth, daß er die Kunst, sich im Sattel zu

erhalten, noch nicht vollständig inne hatte. — „Wo ist die Proviantkiste?" — Graf Széchenyi hatte nämlich in Indien eine für solche Reisen äußerst zweckmäßige Holzkiste erworben, die nebst dem nöthigen Service aus Chinasilber, noch genügend Raum zur Aufnahme der Lebensmittel für mehrere Tage enthielt. Kung-sche, mit dem Englischen besser vertraut als der Koch, erzählte uns nun, daß die Kiste bei dem Aufbruche einem Packträger übergeben wurde, und er hatte gehofft, diesen bereits hier zu finden. Nach und nach rückte auch die Militär-Escorte ein, doch keiner der Soldaten war dem Packträger begegnet. Sie wurden wieder fortgeschickt, um den Mann zu suchen, und auch wir ließen es uns nicht verdrießen, von höher gelegenen Punkten aus nach ihm zu spähen. Vergebens! Da machte uns Kung-sche eine entsetzliche Mittheilung: „Oh Master, die Leute sind hier sehr schlecht, lauter Diebe und Räuber! Der Träger, welcher zugegen war, als die Kiste versperrt wurde, hielt gewiß das glänzende Metall für Silber — oh gewiß!" — „Sie glauben also, daß er die Kiste gestohlen hat?" Kung-sche lächelte nur dazu und blinzelte mit den Augen, als wollte er sagen: „Wie können Sie nur fragen?" Wir fühlten die volle Schwere dieses unersetzbaren Verlustes, und der Hunger schwand in dem Maße, als die Unmöglichkeit anwuchs, ihn zu befriedigen. Der Abend rückte unabweislich näher und wir waren nach $2\frac{1}{2}$stündigem Abwarten gezwungen, aufzubrechen, wenn wir noch Si-ngan-fu erreichen wollten.

Wir zäumten die Pferde, und just als wir die Schnallen der Gurte anzogen, stürzte ein Soldat in athemloser Eile in den Hof. „Wir haben ihn. Er raucht in einem Wirthshause zu In-hu seine Opiumpfeife und wird in einer Stunde da sein!" Von einem weiteren Abwarten konnte keine Rede sein, denn die Stadtthore von Si-ngan-fu werden um 7 Uhr Abends gesperrt.

Erst als wir etliche Kilometer im Trab weitergeritten waren, bemerkte ich zu meinem Entsetzen, daß ich meinen Tabakvorrath im Dorfe vergessen hatte. Das war ein herber Verlust, ich hatte mir schon an den Fingern ausgerechnet, wie lange ich mit der vollen Büchse auslangen sollte, und nun war er hin, uneinbringlich verloren, der edle türkische Tabak. Bei dem

Gedanken wie von einer Tarantel gestochen, war es meine erste Regung, das Pferd zu wenden und in den Ort zurückzujagen. Ich zog die Zügel mit einem Rucke nach links. Das Pferd machte einen Satz, glitt auf einer Eisfläche aus und stürzte. Ich fiel vom Pferde und meine Kniescheibe krachte bei dem Anprall an eine Steinkante. Vom Schmerze überwältigt, knirschte ich mit den Zähnen, mühsam schleppte ich mich zum Pferde und erklomm den Sattel; ich verzichtete freiwillig auf den Tabak und rieb das verletzte Knie mit Arnica.

Die Sonne neigte sich bedenklich gegen den Horizont und ihre in der Staubatmosphäre gedämpften Strahlen erzeugten in der Ebene nur eine düstere Dämmerung. Wir gewannen in den Abendstunden nicht mehr die genügende Zeit, die wilden Enten und Gänse in den sumpfigen Niederungen aufzusuchen und zu verfolgen, nur ein oder das andere Mal zügelten wir die ungestüme Hast des Reitpferdes, um einen einsamen Wanderer mit der Frage aufzuschrecken: „Si-ngan-fu, toscho li lou? — Wie weit ist es nach Si-ngan-fu?“ Mißtrauisch blickte uns der Angesprochene in das Gesicht und antwortete: „Putung-a! — Ich verstehe nicht!“

Es wurde dunkel. Das Directionsobject, welches uns als Wegweiser gedient hatte, eine hohe Holzpagode, nahm, je näher wir kamen, desto verschwommenere Umrisse an, endlich lag sie uns zur Seite auf dem Gipfel eines niederen Erdhügels, und am Fuße des Berges saß einer unserer Miethlinge, ein junger Chinese, welcher den Chronometer und das Quecksilber-Barometer trug. Er versuchte es, uns die gewünschte Auskunft zu geben, und so erfuhren wir denn, nachdem er in einer am Wege liegenden Hütte Erkundigungen eingeholt hatte, daß Si-ngan-fu höchstens noch 8 Li entfernt sei.

Wir bogen um den vorspringenden Fuß des Berges, und richtig, das zur höchsten Schärfe angestrengte Auge vermochte noch die dunklen Umrisse eines hohen Walles zu unterscheiden, an dessen Ecken die plumpen Massen der Vertheidigungsthürme in die Höhe ragten.

Die siebente Stunde hatte bereits geschlagen und somit schien jede Eile überflüssig. Unter der Führung unseres Mannes setzten wir den Marsch fort. In der Nähe der Stadt wurde der Weg zwar breiter, aber auch

schlechter. Obwohl zum Theile gepflastert, gestalteten ihn die großen Löcher zwischen den einzelnen Steinen, besonders zur Nachtzeit, recht gefährlich für die Beine der Thiere.

Da begegnete unser Auge dem matten Lichte einer Papierlaterne, welches die gähnende Oeffnung in einem Lehmwalle, der den Weg abzusperren schien, beleuchtete. Wenige Schritte noch, und wir befanden uns in der Vorstadt von Si-ngan-fu. Das erste Bild war durchaus nicht großstädtisch. Eine schmutzige, enge Straße führte zwischen zwei Reihen niederer, zerfallener Lehmbaracken längs eines schmalen Wassercanales in einem Bogen zu der Hauptumfassungsmauer der Stadt. Trotz der frühen Stunde hatten sich die Bewohner der Vorstadt bereits in ihre Häuslichkeit zurückgezogen und nur einige Nachtschwärmer huschten gespenstig, die Laterne schwingend, von Haus zu Haus. Zwei bis drei der neugierigsten Chinesen hatten sich unserem Zuge angeschlossen und führten uns unter geschwätzigen Gesprächen zu dem Haupteingange der Stadt.

Ueber einen breiten, überbrückten Wassercanal gelangten wir zu dem Thore. Die massiven, mit schwerem Eisen beschlagenen Holzflügel waren fest verschlossen. Wir klopften an, und der Chronometerträger unterstützte unser Begehren durch ein lautes Jammergeschrei. Es rührte Niemanden und Niemand rührte sich.

Während sich allmälig die aus ihrer häuslichen Ruhe aufgescheuchte Nachbarschaft um uns versammelte und durch ein lebhaftes Geberdenspiel die Fruchtlosigkeit unserer Absicht, in die innere Stadt zu gelangen, kundgab, erschien der Dolmetsch Sin. Mit kreischender Stimme, die möglicherweise den Anflug majestätischer Würde in sich verbarg, überschrie er das wirre Gesumme der Versammlung und unterstützte das Ereigniß seiner Anwesenheit durch das effectvolle Geräusch eines an die Eisenverspreizung des Thores geschleuderten, großen Steines. Der Erfolg blieb nicht aus. Bei der plötzlich eingetretenen, heiligen Ruhe vernahmen wir den aus der Wölbung hervordringenden, dumpfen Schall streitender Stimmen, dann den durch Mark und Bein dringenden Ton, welchen das Aufsperren des verrosteten Schlosses hervorbrachte, und endlich knarrten die Angeln der langsam sich öffnenden Thürflügel. Um der

Eventualität, erst recht ausgesperrt zu werden, vorzubeugen, drangen wir sofort in den dunklen Thorgang und schoben die verblüfften Soldaten, welche uns den Weg versperren wollten, sanft bei Seite. Bevor wir den gegenüberliegenden Ausgang der imposanten Wölbung erreichten, wo abermals zwei mit Papierlaternen bewaffnete Soldaten die Thorflügel besetzt hielten, war es nothwendig, den Fuß 10—12 Mal mit der größten Vorsicht vorzusetzen, denn die Pflasterung der kurzen Strecke wechselte mit unergründlichen Pfützen und gähnenden Abgründen ab. Mit dem Passiren des Thores erreichten wir einen kleinen, freien Platz, an dessen rechter Seite sich das Gebäude der Thorwache befand. „Wohin jetzt in der stockfinsteren Nacht?" Dolmetsch Sin deutete uns an, zu warten und begab sich in die Wachstube. Die Thüre blieb offen, doch ich erhaschte einen kurzen Schimmer des unvergleichlichen, an den Holzwänden haftenden Schmutzes, an dessen Schichtenbildung sich gewiß die Jahrhunderte ergründen ließen, welche seit der Erbauung des Hauses verstrichen sind. Endlich wurde es im Inneren lebendig, die Soldaten ergriffen ihre Hellebarden mit der einen, eine Papierlaterne mit der andern Hand und beleuchteten dem Wachcommandanten die Stufen, welche er herabsteigen mußte, um zu uns zu gelangen.

Der Commandant, eine kräftige, wohlgenährte Gestalt, trat majestätisch in den uns umzingelnden Kreis der Laternen, und stellte mit mürrischer Strenge die Frage, wer wir seien? Graf Széchenyi antwortete mit einer andern Frage, ob er nicht schon erfahren hätte, daß drei Europäer in Si-ngan-fu eintreffen würden. Sein prüfendes Auge musterte unsere Kleidung: „Zeigen Sie mir die Reisepässe!" In der Kunst des Lesens und Schreibens nur so weit bewandert, als es einem chinesischen Kriegsmanne ziemlich, bedurfte es der Unterstützung der gesammten Wachleute, bevor die kunstvoll gezackten Linien der Schriftzeichen eine wohlgefällige Gestaltung gewonnen hatten. Die gewitterdrohenden Furchen im gestrengen Angesichte des Officiers lösten sich in wohlwollende Herablassung und theilnehmende Protection auf. „Warum kommt Ihr erst nach der Thorsperre? Nach der festgesetzten Stunde darf Niemand den Wall passiren!" „Weil wir aber schon einmal hier sind, wäre es das Wünschenswertheste, zu erfahren, ob für uns das Quartier vorbereitet ist."

Der Commandant berieth sich mit seinen Leuten und theilte uns endlich mit, daß Alles in bester Ordnung wäre. Er beauftragte einen Soldaten, als Wegweiser zu dienen, und entließ uns mit einem höflichen Gruß in Gnaden, nachdem wir ihm noch das Versprechen abgerungen hatten, auch dem nachfolgenden Gepäck, hauptsächlich aber unseren Betten Einlaß zu gewähren.

So wanderten wir wohl eine Viertelstunde bei dem Scheine einer rothen Papierlaterne durch eine Unzahl enger, ausgestorbener Gäßchen, dann aber erreichten wir eine breitere, besser gepflasterte Straße, auf welcher sich das ganze Nachtleben zu concentriren schien; die Wirthshäuser versammelten die vergnügten Gesellschaften der Arbeiter und Lastenträger, welche sich nach des Tages schwerer Mühe noch einen Teller Reis und einige Schalen Thee gönnten, hie und da rechnete noch ein Händler auf seiner Rechenmaschine den Verdienst der erledigten Geschäfte nach, dann passirten wir wieder einen von vier Chinesen getragenen Tscher, in welchem sich eine Schönheit zu einer Abendunterhaltung bringen ließ.

Si-ngan-fu war die erste große Stadt China's, welche wir während der Landreise passirten, und so war mein Auge an die Straßenscenen gefesselt, ohne auf den Führer zu achten. Auf einmal bemerkte ich, daß Loczy und ich allein waren. „Das ist recht unangenehm," sagte ich zu Loczy. „Wir verstehen Beide kein Wort chinesisch, wie werden wir das Quartier finden?" Wir beschleunigten unsere Schritte, fragten auch einen oder den anderen Passanten bei Straßenkreuzungen durch das Ausstrecken des Armes nach drei unentschiedenen Richtungen um Auskunft, aber sie lachten, zuckten mit den Achseln und gingen ihrer Wege. „Dort muß der Graf sein!" meinte Loczy und machte mich auf eine Seitenstraße aufmerksam, woselbst die Ansammlung einer größeren Volksmasse ein Ereigniß signalisirte. Er hatte richtig gerathen, wir fanden uns wieder und glücklicherweise gerade in dem Momente, als der Führer in ein Labyrinth enger und dunkler Gassen einbog. Vorsichtig und schweigend folgten wir im Gänsemarsche dem Scheine des unruhigen Lichtes, kaum daß höchstens Einer einmal seinem Unmuthe über das entlegene Nachtquartier Ausdruck verlieh.

Da, ein dumpfer Fall, ein kurzer Aufschrei, dann ein chinesischer Fluch. Was war geschehen? Wir hielten an, nur der Laternenschwinger — ging in seinem langsamen und gleichmäßigen Schritt vorwärts, als kümmere ihn nichts Anderes, als das regelrechte Schwingen seines Irrlichtes.

„He, he!" rief der Graf, doch der Soldat achtete nicht auf den Lockruf, er ging weiter; erst des Dolmetsches drohendes Gebot rüttelte ihn aus seinen Träumen, er kehrte um und beleuchtete die grauenhafte Scene. Parallel mit der Gasse befand sich ein kantig ausgepflasterter Unrathscanal und darin befand sich der Mann mit dem Schiffschronometer und dem Quecksilber-Barometer. Obgleich ich schon das Unheil ahnte, so gab es mir doch einen Stich, als ich den Armen bemerkte, der leider zu spät sich abmühte, die Instrumente höher zu halten als seine Situation. Ich nahm ihm den Chronometer ab und horchte an dem Gehäuse. Tick-tack, tick-tack! Gottlob er geht. Ich griff nach dem Barometer und wollte es vorsichtig umkehren, in der Hoffnung, abermals den wohlbekannten Metallklang zu hören, welchen das Quecksilber verursacht, wenn es an die abschließende Glaswölbung der Röhre anschlägt. O weh, gluck, gluck, gluck . . . Das Quecksilber rieselte in schweren Tropfen über meine Hände. „Der ist hin!" rapportirte ich dem Grafen. „Hin? — Schade!" Schweigend verließen wir die Unglücksstätte, Jeder fühlte die Größe des Schadens, Keiner aber versuchte es, ihn einer näheren Erörterung zu unterziehen.

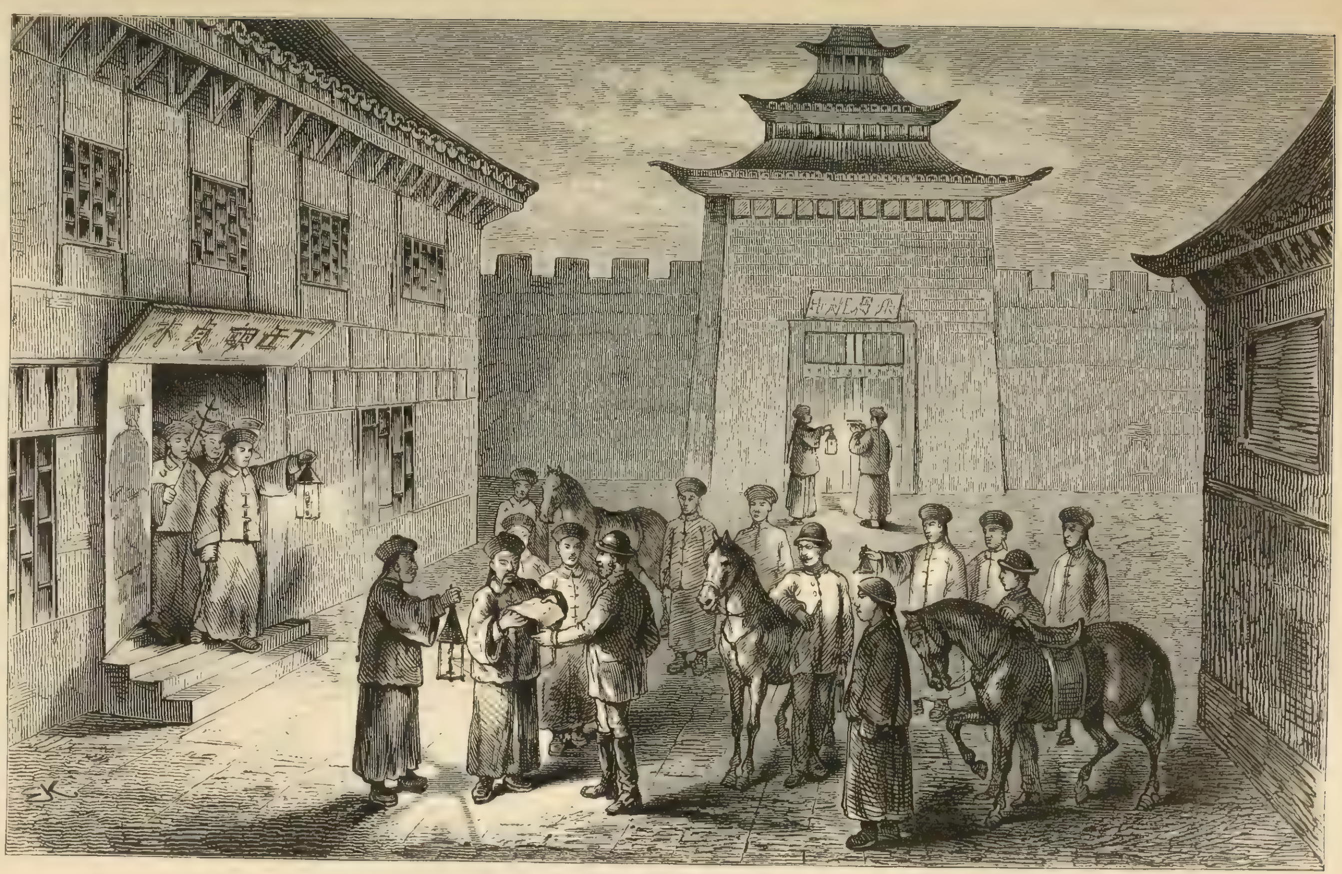
Nach 1½stündigem Marsche erreichten wir das Nachtquartier, eines jener Wirthshäuser von Si-ngan-fu, deren Beschaffenheit beim ersten Betreten abstoßend wirkt, später jedoch im Vergleiche mit anderen Hotels erst an Bedeutung gewinnt. Die drei geräumigen Zimmer, welche uns zugewiesen wurden, waren vorher gereinigt und die Ziegelwände frisch getüncht worden, in jedem befand sich ein colossales Ziegelbett, dessen ausstrahlende Wärme (die Betten waren geheizt) anfangs wohlthuend wirkte, während der Nacht aber unerträglich wurde. Der Wirth überbot sich — wahrscheinlich in Folge höherer Aufträge — in höflicher Aufmerksamkeit, war aber nicht wenig überrascht, als wir die dargebotenen Leckerbissen anfangs zurückwiesen und geduldig warteten, bis das Gepäck und die Küche anlangten.

Trotz des wühlenden Hungers zogen wir vor, lieber eine warme, kräftige Conservensuppe zu genießen, als dem würfelförmig geschnittenen, kalten Schweinebraten und den geronnenen Oelpräparaten zuzusprechen. Doch wir erwarteten vergebens; die Thorwache hielt nicht das gegebene Versprechen und gewährte erst am nächsten Morgen den Maulthiertreibern die Thorpassage.

Als wir im Laufe des nächsten Tages dem Gouverneur Sin unsere Aufwartung machten, konnten wir erst einen kleinen Ueberblick über die Größe der inneren Stadt und deren Umfassungsmauer gewinnen. Letztere bildet ein Rechteck von 3·5 und 2·7 Kilometer Länge. Die Mauern sind aus Lößziegeln zu einer Höhe von 12 Meter aufgerichtet. Von 150 zu 150 Schritten springt ein viereckiger Vertheidigungsthurm nach außen zu hervor, die crenelirte Höhenlinie der Mauer weit überragend. Eine zweite Umfassungsmauer aus gestampftem Löß umschließt die Vorstädte und ihre Tempel, doch ist ihre Höhe weit geringer und ihr Zustand vollkommen ruinenhaft. Die Fläche, welche die innere Umfassungsmauer einschließt, erreicht demnach nahezu 10 Quadrat-Kilometer, doch befinden sich in ihren östlichen Theilen nur wenige Hütten, deren Bewohner mit der Bepflanzung und Ausnützung der mächtigen Gartenanlagen beschäftigt sind.

Vier Hauptthore führen von den vier Weltgegenden zu dem Centrum der Stadt, woselbst sie sich in der Nähe des mit einer hohen Mauer umschlossenen alten Kaiserpalastes kreuzen. Neben dem Palaste befindet sich auch das Yamen des Gouverneurs der Provinz Schen-si.

Si-ngan-fu kann als Residenz des Kaisers Tai-tsung, des zweiten Herrschers der Tang-Dynastie (627—650), sich einer großen Vergangenheit rühmen, denn von ihr aus begannen die Eroberungskriege des siegreichen Feldherrn über Centralasien, welcher nicht früher ruhte, bevor alles Land bis zum Kwen-lun (Kuen-lün) und Tiën-san (Thian-schan) seine Oberhoheit anerkannte. Die Stadt wurde zu jener Zeit Tschan-gan genannt und ihr Ruhm drang selbst noch früher als die Araber mit den Chinesen über Land in Handelsbeziehungen traten, nach Europa; wenigstens versucht Oberst Yule dies nachzuweisen und erzählt, daß die arabischen und persischen Schriftsteller, sowie der Geschichtsschreiber Theophylactus (siehe unten), unter dem Namen Khubdan



Empfang bei dem Thore in Si-ngan-fu.

und Khumdan die jetzige Stadt Si-ngan-fu gemeint haben. Wie groß auch die Vergangenheit gewesen sein mag, wie reich und blühend auch in jener Zeit die geschäftlichen und Handelsverhältnisse gewesen sein mögen, nichts erinnerte uns mehr an die glänzenden Tage der Blüthe und des Wohlstandes. Der stolze Kaiserpalast brach im Laufe von mehr als 1000 Jahren zusammen, und in den Straßen begegnet man nur dem grausigen Gespenste der Verzweiflung und des Hungers. Es ist wahr, das Bild der höchsten Noth erregt mehr das Gefühl des Entsetzens, als das des Mitleids, und unwillkürlich versuchen die Augen den abschreckenden Scenen zu entfliehen, welche sich allenthalben abspielen.

An jeder Straßenecke, an jeder Wegkreuzung, vor jedem Thore haben sich alle Bettler versammelt, welche nicht wissen, ob sie noch den Abend erleben werden oder nicht. Die zu vollkommenen Skeleten abgemagerten Gestalten waren glücklich, wenn sie eine alte Strohdecke besaßen, mit welcher sie ihre Blößen verdecken konnten, und die übrigen, welche nicht das geringste Kleidungsstück ihr Eigen nennen konnten, drückten die lebenden Gebeine fest aneinander, um den letzten Kampf gegen die empfindliche Kälte zu bestehen. Ueber und über mit Geschwüren bedeckt, streckte ein Anderer wieder die Hand entgegen, um ein Almosen zu empfangen, er zwingt seinen Todtenkopf mit den aufeinander gepreßten Zähnen zu einem grinsenden Lächeln, aus dem Haß, Erbitterung, Verzweiflung und — Hoffnung sprach. Und was that unsere chinesische Begleitung? Versuchte es einer dieser Unglücklichen, mit aufgehobenen Händen eine Gabe zu erflehen, so schlug sie erbarmungslos mit dem Bambustocke den Armen zu Boden, wo er sich dann laut stöhnend vor Schmerz krümmte. Wenn Einer von uns dann in höchster Erregung auch den Reitstock schwang, um den rohen Menschen von der weiteren Mißhandlung abzuhalten und dem Bettler einige Cash zukommen ließ, dann lachte jener verächtlich, denn er konnte nicht begreifen, wie man einen solchen elenden Hund mit Geld und persönlichem Schutze unterstützen könne.

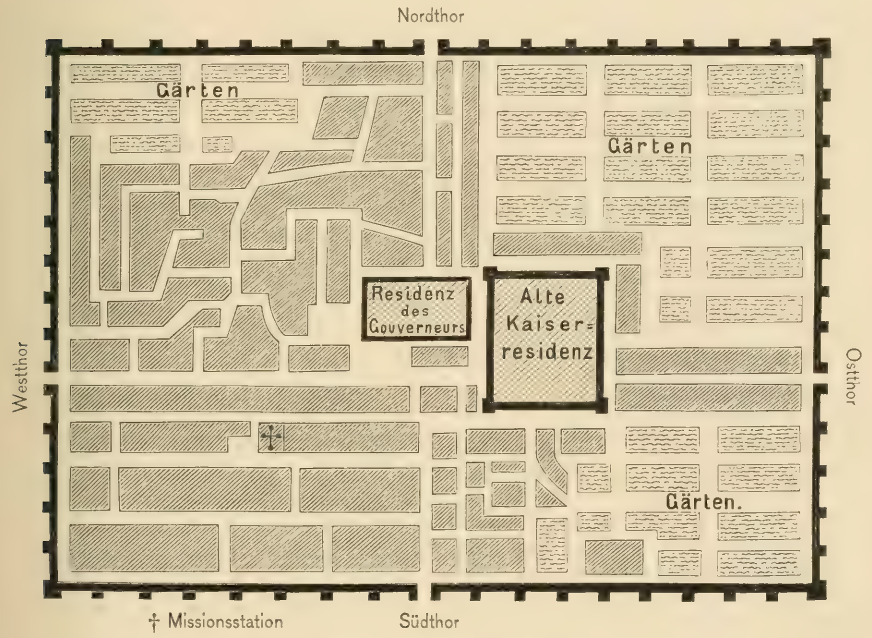
Der Gouverneur von Schen-si empfing uns mit der ausgezeichneten Eleganz eines chinesischen Höflings, jedes seiner Worte gehörte einer gezierten Phrase an, jede seiner nonchalanten Handbewegungen verrieth die gute Er-

ziehung. Im Verlaufe der Unterhaltung erkundigte er sich um unsere Reiseerlebnisse und drückte sein tiefstes Bedauern über die unsererseits erduldeten Insulten durch die Landbevölkerung aus. „Ich habe,“ sagte er, „strenge Befehle erlassen, meine Gäste mit allen Ehren und geziemender Auszeichnung zu empfangen, damit selbe so, wie es sich gehört, behandelt werden, doch meine Leute sind dumm und böswillig, sie sehen in jedem Fremden mit Unrecht einen Feind ihres Wohlbefindens und ihrer Religion und nennen ihn deshalb Teufel des Westens. China ist noch weit zurück, die Wege sind schlecht, die Unterkünfte ohne jeden Comfort, die Verköstigung nicht genügend. Ich begreife daher vollkommen, daß Ihr eilet, die Stadt wieder zu verlassen, um unter dem Schutze des großen Zo nach Westen zu reisen. Dort aber, in der Provinz Kan-su, werdet Ihr noch schlechtere Verhältnisse finden, trotzdem das Land von der schrecklichen Hungersnoth verschont geblieben ist!“ Und so sprach er fort in seiner gewinnenden Weise, bald Europa in den Himmel erhebend, bald Land und Leute seines eigenen Heimatslandes mit Füßen tretend.

Dann erzählte er wieder von den Heldenthaten des mächtigen Vicekönigs Zo-zung-tang in Kaschgar, von den Tugenden des Gouverneurs von Hu-peh, welcher ihn von unserem Eintreffen rechtzeitig avisirt hatte, von der Taiping-Rebellion und den Hwej-hwej (Mohamedanern), welche noch vor Kurzem die schöne Provinz Schen-si verwüsteten, kurz er entwickelte eine Beredtsamkeit, welcher trotz des guten Eindruckes, den sie hervorrief, nur der Stempel der Wahrheit und Aufrichtigkeit abging. Mandarin Sin zeigte uns hierauf eine reichhaltige Sammlung werthvoller Nephrite und Jadeite, welche Steine nach seiner Aussage nur aus Awa (Birma) kämen, denn in China werden sie nirgends gefunden.

Diese Steine werden in China durchwegs als Edelsteine zu Schmuckgegenständen verbraucht und repräsentiren oft einen enormen Werth. Besonders ist es die milchgraue Farbe, welche den Chinesen gefällt, während die grüne oder bläuliche Farbe den Werth des Steines vermindert. So war beispielsweise ein grauer Stein in einem Bankhause zu Schanghai um den Betrag von 100.000 Dollars verpfändet, eine Summe, die der Schätzung bei-

weitem noch nicht entsprach. Ueber die Art ihrer Gewinnung, den Transport nach China und die Bearbeitung in den Schleifereien werde ich später sprechen, sobald wir uns dem Fundorte dieser kostbaren Edelsteine genähert haben werden, hier genüge nur die Andeutung, daß der chinesische Name des Steines „Yang-tschi-yü“ keineswegs mehr im Zusammenhange mit den Städtenamen Kia-yü-kwan und Yü-men-shien steht.



Plan von Si-ngan-fu.

Nach einer angenehm verplauderten Stunde verließen wir den freundlichen Mandarin, der für die Beistellung der Pferde und Wagen zur Weiterreise Sorge zu tragen versprach, und schlugen den Weg gegen das Westthor ein, um eine zweite Visite abzustatten.

Dort befindet sich nämlich die katholische Missionsstation Kung-sin-tang. Wir wurden von dem chinesischen Priester Martinus-tang freudigst empfangen und bedauerten nur, auf die Begegnung mit dem französischen Missionsbischof verzichten zu müssen.

Unser Aufenthalt in Si-ngan-fu (auch Si-ngan-fen) war von zu kurzer Zeit, als daß es uns ermöglicht worden wäre, die 60 Li entfernte Hauptstation der Missionäre aufzusuchen. Während uns Pater Martinus mit den Leckerbissen seiner Küche und seines Kellers bewirthete, erzählte er von den Drangsalen, welche die Christen der Stadt von Seite der Beamten und des Volkes zu erleiden hätten. Der Gouverneur dulde es nicht, daß der Bischof seine Residenz innerhalb der Mauern der Stadt aufschlage, sondern zwinge die Herren, sich für ihre Thätigkeit ein entfernteres Feld aufzusuchen. Zeitweilig besuche der Bischof die kleine Christengemeinde der Stadt, um den arg bedrängten Gläubigen seinen tröstenden Segen zu spenden, aber das geschehe nur ein bis zwei Mal im Laufe des Jahres.

Die wenigen Christen, welche ihre Häuser rings um die bescheidene Holzcapelle bewohnen, erscheinen täglich nahezu vollzählig zu der Messe, welche Pater Martinus mit grauendem Morgen celebrirt. Sie sind arm und erhalten von der Mission reichliche Unterstützungen an Geld und Lebensmitteln. Wir erkundigten uns bei dem chinesischen Priester, ob es nicht möglich wäre, die sogenannte „Nestorianische Tafel" in Augenschein zu nehmen, ob es wahr sei, daß selbe verschüttet oder eingemauert sei. „O nein!" entgegnete er, „die Tafel befindet sich frei, nahe dem Westthore der Stadt in einem von den Mohamedanern zerstörten Tempelgarten. Ich selbst kam zwar noch nicht in die Lage, den Gedenkstein anzusehen, doch will ich Ihnen morgen einen Mann senden, welcher Sie dorthin führen wird." (Die Nestorianische Tafel erfreut sich unter den Missionären der Gegenwart keines guten Andenkens.) Bevor wir den guten Pater verließen, gab er uns den Rath, ja recht vorsichtig zu sein, damit der Gouverneur Sin keine Nachricht über unsere Visite erhielte, er würde sie uns übel anrechnen.

Umringt von der ausgelassenen Gassenjugend, traten wir den Heimweg an. Wir erreichten einen freien Platz, auf welchem eine Art Volksfest zu Ehren einer neu errichteten Geistermauer abgehalten wurde. Ein Ziegelwall von wenigstens vierzig Schritt Länge, dessen Außenmauer mit dem Bildnisse eines langgestreckten, mit bunten Schuppen bedeckten Molches versehen war, schloß den Eingang zu dem neu erbauten Gerichts-Yamen gegen

die Straße ab und sicherte so das Gebäude vor dem Eindringen der bösen Dämone. Die Industrieritter der Stadt benützten den freudigen Anlaß, um der in vollen Massen anströmenden Bevölkerung jene Belustigungen und Zerstreuungen zu bieten, die bei geringem Kostenaufwand einen erklecklichen Reingewinn abwerfen.

Wir sehen hier wieder dieselben Erzähler, Quacksalber und Wahrsager wie in Hongkong, neben ihnen das mechanische Spiel plump geschnitzter Marionetten, endlich die für den Pöbel berechnete Ausstellung obscöner Bilder. Ein Chinese mit langem Schnurrbart und eingefallenen Wangen stand neben einem leeren Holzrahmen und erklärte mit sprudelnder Beredtsamkeit den lauschenden Zuhörern die Bedeutung der Bilder. Auf einmal zog er an einer Schnur, ein großes, buntes Aquarellgemälde füllte einen Augenblick den Rahmen aus, und verschwand sodann wieder mit einer solchen Schnelle, als wäre die Ankunft eines Staatsanwaltes zu befürchten. Als wir in den Kreis der übermüthigen Bevölkerung eindrangen, war mit einem Schlage das ganze Interesse dem unerwarteten Ereignisse zugewendet. Die Leute schrien, heulten, johlten, Jeder wollte uns der Nächste sein, und so entstand ein Gedränge, das glücklicherweise unserem Vorwärtskommen nur förderlich war, denn wir wurden gleichsam in die nächste Gasse geschoben, während die nachfolgenden Leute übereinander stürzten und den Schaden davon trugen.

Ich benützte die sternenhelle, klare Nacht für die Längen- und Breitenbestimmung der Stadt und trat in Folge dessen schon mit dem folgenden Morgen in die neue Würde eines Propheten und Wahrsagers; außerdem erhielt ich von dem Gouverneur und zwei anderen Mandarinen drei Uhren (darunter eine werthvolle, emaillirte Damenuhr) mit der Bitte zugeschickt, selbe zu repariren. Ich bin zwar kein gelernter Uhrmacher, doch wurde es mir nicht schwer, dem Ersuchen zu entsprechen, denn ich brauchte die Uhren nur aufzuziehen.

Die Mandarine größerer Städte besitzen zumeist unter ihren Kleinodien eine Taschenuhr, welche, aus Schanghai bezogen, mit Gold aufgewogen werden mußte. Wenn sie nun nach einer mehrwöchentlichen Land- oder

Flußreise in die Hände des Beamten gelangt, ist die Feder längst abgelaufen. Ohne das geringste Verständniß für die Zusammenstellung des Räderwerkes, die belebende Kraft der Feder und von der Bestimmung des Schlüssels zu haben, verwahrt der Besitzer die Uhr in dem Schatzhause, einem feuersicheren Gebäude neben seiner Wohnung, worin seine sämmtlichen Werthsachen aufgespeichert liegen, verstauben und vermodern.

Am nächsten Morgen stellte sich der vom Pater Martinus-tang beigestellte Bote ein, ein getaufter Chinese, um uns die Nestorianische Tafel zu zeigen. Flugs waren die Pferde gesattelt und bald darauf trabten wir durch die von den Marktbesuchern belebte Hauptstraße dem westlichen Thore zu.

Wir begegneten den langen Caravanen der herbeiströmenden Landbevölkerung, welche Reis, Weizen, süße Erdäpfel, Bohnen, Gemüse und sonstige Producte ihrer Ackerfelder nach Si-ngan-fu transportirten. Andererseits hatten die Industriellen der Stadt ihre Waaren, als Eisenschüsseln und Kochkessel, Kupferkannen, Kohlenbecken, Porcellanschalen, Eßrequisiten, warme Winterkleider, Pelze und Seidenstoffe, Talgkerzen, Räucherpapiere und andere wohlriechende Präparate, auf den primitiv gezimmerten Verkaufstischen vor ihren Wohnungen ausgebreitet; die Silberwagen waren in voller Thätigkeit, und die Holzkugeln der Rechenmaschinen klapperten wie die Telegraphen. Das rührige Leben, welches sich auf der Hauptstraße entfaltete, hauptsächlich aber der Umstand, daß die Handelsleute sich durchaus nicht in ihrem Eifer stören ließen, als wir vorbeiritten, gaben das deutlichste Zeugniß für die hohe Bedeutung und den beneidenswerthen Gang der Geschäfte.

Das dreistöckige Hauptthor der Stadt, dessen kleine, viereckige Fensteröffnungen mit Bretterverschlägen, auf welchen gemalte Kanonenschlünde paradiren, verschlossen sind, sieht aus der Ferne einer Dampfmühle nicht unähnlich. Drei Li von dem Thurme entfernt, liegt im Südwesten der Stadt eine ummauerte Tempelruine, zu welcher ein schlechter Fahrweg führt. Vor dem Tempeleingange befindet sich eine ausgemauerte, fast 2 Meter tiefe, halbkreisförmige Grube, deren Bogenlänge mehr als 100 Schritte beträgt. Fast schien es, als stünden wir vor den Ruinen eines antiken Theaters. Unser Führer vermochte uns über den merkwürdigen Bau keinerlei Auskunft zu ertheilen.



Einweihung einer Geistermauer in Si-ngan-fu.

Wir begehrten an der verschlossenen Tempelpforte Einlaß; es erschien ein buddhistischer Priester, der sich gegen ein Trinkgeld anheischig machte, uns zu dem Denkmale zu geleiten. Nachdem wir einen verwahrlosten Buddha-Tempel, in dessen Innerem sich nebst der Statue des Gottes noch drei Holzsärge befanden, durchschritten hatten, betraten wir den ummauerten „Garten". Der Raum war total verwüstet. Tiefe Gruben trennten die Trümmerhaufen zerbrochener Bau- und Gedenksteine von einander, da versperrten die Mauerreste eines einstigen stolzen Tempels den Weg, dort ragte der Rumpf einer verstümmelten Gottheit über die zu deren Füßen angehäuften Ziegeltrümmer. In seiner Blüthezeit war der ungeheuere Garten in vier Höfe abgetheilt, und die Ueberbleibsel seines Glanzes beweisen nur zu lebhaft, welch' bedeutende Kunstschätze er einst barg.

Im Vorhofe fesselt eine herrliche, uralte Marmorvase zuerst den Blick. Bei einer Höhe von mehr als 1 Meter und gleicher Breite, ist ihre Außenseite mit erhabenen Blumenornamenten versehen, deren bis in das kleinste Detail künstlerische Durchführung es bedauern läßt, daß das Kunstwerk in so unwürdiger Weise sein Ende finden wird. Eine imposante, altersehrwürdige Erzglocke, deren Mantel an mehreren Seiten geborsten ist, verschwindet langsam im Schutte, welcher sie bereits zur Hälfte eindeckt, und wird vielleicht in kommenden Jahrhunderten wieder zum Vorscheine kommen, wenn chinesische oder europäische Archäologen an der Stelle Nachgrabungen einleiten werden.

Die drei anderen Höfe gleichen einem alten, jüdischen Friedhofe. Hunderte von Gedenksteinen, in ihrer Gestaltung den jüdischen Leichensteinen vollkommen gleich, erhielten sich entweder noch in der strammen, aufrechten Haltung der Lebensberechtigung, oder sie bedeckten als umgestürzte oder zertrümmerte Größen den steinbedeckten Boden. Die Höhe der Denkmale beträgt im Durchschnitte 4—5 Meter; die Außenfläche ist über und über mit chinesischen Inschriften bedeckt, welche die Bedeutung des Steines erläutern. Gewöhnlich trägt eine große Steinschildkröte, die trotz der tausendjährigen Last den Kopf noch nicht sinken ließ, das Denkmal auf dem Rücken.

Weder der buddhistische Priester, noch der katholische Begleiter waren im Stande, uns die Nestorianische Tafel zu zeigen, und so waren wir

gezwungen, selbst nach ihr zu suchen, denn wir wußten, daß sie an einem eingemeißelten Kreuze erkennbar sein sollte.

Nach Baron Richthofen sollte selbe irgendwo derartig eingemauert sein, daß nur die Hauptinschrift sichtbar sei.

Während wir nun alle Mauernfragmente einer eingehenden Revision unterziehen, sei es mir gestattet, einen Rückblick auf die Einführung des Christenthums in China zu werfen und zu erzählen, auf welche Weise die Nestorianische Tafel zu ihrer Bedeutung gelangte.

Im 4. Jahrhunderte reichte das Christenthum bereits über Mesopotamien und Persien, im 6. Jahrhunderte finden wir schon in Indien und auf der Insel Ceylon zahlreiche katholische Kirchen, aber auch Märtyrer. Diese Christengemeinden waren nicht identisch mit denen der römisch-katholischen Kirche. Sie gehörten der sogenannten chaldäischen Secte an, die zu jener Zeit auftauchte, als der Patriarch von Constantinopel, Nestorius, wegen seiner Ansichten in Bezug auf die göttliche und menschliche Natur in Christo bei der Kirchenversammlung zu Ephesus im Jahre 431 als Gottesleugner in den Bann erklärt wurde. Seine Dogmen fanden Anklang, sein Anhang wuchs während der folgenden neun Jahre der ihm noch beschiedenen Lebensdauer derartig, daß die Priester der neuen Secte mit dem größten Erfolge das Evangelium in Persien, Arabien und Indien predigten. Das Haupt der chaldäischen Christen war der Bischof von Ktesiphon (die Hauptstadt des parthischen Reiches, am Tigris gelegen, welche 637 von den Arabern zerstört wurde und deren Ruinen nun El Madain heißen.) Ein Theil der Nestorianer unterwarf sich im Jahre 1551 wieder dem Papste, und diese bilden nun die griechisch-unirte Kirche.

Wenn auch die Legende, daß der heilige Thomas selbst den Versuch machte, den Glauben nach China zu bringen, nur von den eifrigsten Missionären der Gegenwart festgehalten wird, so erfahren wir doch schon in den Werken der Geschichtsschreiber Cosmas (533) und Theophilactus (620) Nachrichten über Cathay (China), welche beweisen, daß damals ein Verkehr zwischen dem Abendlande und den Chinesen existirt habe, daß aber auch die katholischen Missionäre es versucht haben, auf der großen Land-Handelsstraße mit den Caravanen den etapenmäßigen Schritt vorwärts zu thun.

Doch das sind Vermuthungen, welche von der Glaubwürdigkeit der Schriftsteller abhängig sind, und wenn im 5. Jahrhunderte zwei Nestorianische Missionäre die ersten Seidenraupen von Khotan über das Pamirplateau nach Byzanz gebracht haben sollen, so neigte man sich doch während einer langen Zeit der Ansicht hin, daß Pater Ritschi (Siehe Capitel Schanghai: Missionsinstitut Sikawej, Seite 170) zuerst das Christenthum nach China brachte.

Im Jahre 1625 wurde in Si-ngan-fu ein merkwürdiger Fund gemacht. Man stieß nämlich bei einer Ausgrabung auf einen Denkstein, dessen Inschrift eine überraschende Aufklärung enthielt.

Auf diesem Steine war die unumstößliche Wahrheit eingemeißelt, daß im Jahre 635 die christliche Lehre in China bereits ein großes Ansehen genoß. Drei Jahre später besichtigte der Missionär Alvarez Semedo die Gedenktafel und schickte eine Copie der Inschrift nach Europa. Die Inschrift *) spricht von zahlreichen Kirchen, welche ihre Entstehung (638) der Frömmigkeit des Kaisers verdankten, und von den hervorragenden Titeln, mit welchen er einen syrischen Missionär Namens Olopönn auszeichnete.

Nach einer von den Lamas im Jahre 713 inscenirten Christenverfolgung triumphirte die Kirche abermals. „Im Jahre 744 traf ein Priester aus dem römischen Reiche ein, um den chinesischen Kaiser zu begrüßen. Dieser beorderte ihn sammt seiner aus sechs Missionären bestehenden Begleitung, in dem Palaste zu Him-kim die Sacramente zu spenden und über dem Portale der Kirche einen mit eigener Hand geschriebenen Weihespruch anzubringen. Diese Tafel erglänzte in einem blendenden Glanze und flößte einen großen Respect für die neue Religion ein. Alle Angelegenheiten wurden in dieser segensreichen Periode in zufriedenstellender Weise erledigt, Glück und Segen kennzeichnete die Spuren des Glaubens. Der Kaiser Tai-tsung feierte jedes Jahr die Weihnachtsfesttage durch Geschenke an die Kirche und bewirthete die Menge der Christen in wahrhaft fürstlicher Weise. Der Priester J-su, ein großer Beschützer der Religion, und zu dieser Zeit eine einflußreiche Person am Hofe, Officier des Vicekönigs von So-fan und Inspector des Palastes, welchen der Kaiser mit einem Ueberzuge aus himmelblauer

*) Huc: The chinese Empire.

Farbe ausgestattet hat, ist ein vorzüglicher Mann in seinem Wesen und allen seinen Handlungen. Sobald er in dem wahren Glauben unterrichtet war, begann er sogleich dessen Ausübung. Er kam aus fernen Landen nach China, unterrichtete das Volk mit seinen Wissenschaften und Künsten und brachte einen solchen Wohlstand über das Land, wie er unter den früheren drei Dynastien nicht bekannt war. Er leistete damit dem Staate unschätzbare Dienste und trug in hohem Grade dazu bei, daß der Ruhm und die Glorie des Kaisers weit über die Grenzen des Reiches drang. Dieser Stein," so schließt die Inschrift, „wurde im Jahre 781 von Mar Idbuzid, einem Priester in Kumdan, errichtet, als der Bischof Niu-tschou (Adam) sämmtlichen Christengemeinden des Orients vorstand. Liu-sin-yen, der Ortspräfect, und ehemaliges Mitglied des großen Kriegsrathes, verfaßte die Worte." —

Während wir uns vergeblich abmühten, die Nestorianische Tafel aufzufinden, überraschte uns plötzlich der buddhistische Priester mit der freudigen Nachricht, er habe sie entdeckt. Kaum glaublich, und doch war es so; der Denkstein nimmt unter allen anderen den Ehrenplatz ein und springt sofort dem Unbefangenen durch die gute Erhaltung und imposante Form in die Augen. Wir suchten eine unscheinbare, verwitterte Tafel und fanden ein renovirtes Monument.

Der Gedenkstein ist 3, das Schildkröten-Postament 1 Meter hoch. Die mit Druckerschwärze überzogene, glatte Tafel (die Chinesen sammeln mit Vorliebe die Abdrücke von antiken Inschriften) ist mit winzig kleinen, chinesischen Charakteren, die Seitenflächen — wie uns der Dolmetsch versicherte — mit mongolischen Schriftzeichen bedeckt. Das erwähnte Kreuz befindet sich in dem oberen als gleichschenkeliges Dreieck abgeschlossenen Kopfe des Steines und ist von einem Basrelief umgeben, welches ein Phantasiegebilde — halb Kranich, halb Drache — vorstellt. Es ist von unscheinbarer Größe, die Balkenlänge beträgt höchstens 8 Centimeter.

Auf der rückwärtigen Tafelfläche erfahren wir die jüngste Geschichte des Denkmales: „Ein frommer Mandarin ließ den Stein vor mehr als zwanzig Jahren renoviren und ihn auf der Stelle aufstellen, wo er sich jetzt befindet." Der Sinn dieser Worte erlangte erst die volle Wahrheit durch

die Bekräftigung des Tempelhüters, daß der Stein seit zwanzig Jahren nicht von der Stelle gerückt wurde.

Die mohamedanischen Rebellen ließen, als sie vor zehn Jahren den Tempel zerstörten, die Nestorianische Tafel unbehelligt, denn die abergläubische Verehrung, welche ihr das Volk noch jetzt entgegen bringt, schien auch auf die Mohamedaner einen gewissen Einfluß auszuüben. Nachdem Graf Széchenyi drei Abdrücke der Inschrift mit sich genommen, besichtigte er eine angeblich 2000 Jahre alte Pagode und es gelang ihm auch dort, eine kostbare Reliquie in der Form eines Ziegels, in welchem das Symbol der Han-Dynastie noch ersichtlich war, von den Wächtern des Thurmes um schweres Geld zu erstehen.

XIII.

Von Si-ngan-fu nach Lan-tschou-fu.

Chinesische Fuhrwerke. — Mandarins-Hotels. — Landschaftliches. — Die Lößerde. — Eintheilung der Ortschaften. — Heimtückische Eigenschaften des Lößplateau's. — Die Bewohner. — Die Militär-Escorte. — Pin-tschou und die großen Birnen. — Die Sandsteingrotte Ta-fh-zh. — Bettelmönche. — Im Staube. — Die Grenze der Provinz Kan-su. — Die Generale Pita-schen und Menny. — Ein Leichenzug. — Der Transport von Sträflingen. — Straßenleben. — Ping-lean-fu. — Straßenwächterhäuser. — Der Gebirgspaß des Lo-pan-san. — Kohlenvergiftung. — Nebensonnen. — Marschirende Soldaten. — Tanz und Kuß nicht gekannt. — Abenteuer in An-ting-shien. — Art meiner Vermessungen. — Das Gebirge Ma-ha-san. — Land und Leben. — Jagd auf Trappen. — Der Hoang-ho. — Ankunft in Lan-tschou-fu.

Mit dem Aufbruche von Si-ngan-fu änderte sich unsere Reiseweise insoferne, als das Gepäck anstatt auf Tragthieren mit zweiräderigen Wagen weiter befördert wurde. Während die Bewohner des südlichen China es verschmähen, solche Fuhrwerke zu gebrauchen, auch in der Anlage der dortigen Handelswege die Möglichkeit für deren Anwendung im vorhinein ausgeschlossen ist, so finden wir die Benützung der Karren im nördlichen China überall, ja selbst in der großen Wüste, wenn nicht der absolute Wassermangel die Verwendung der Kameele erfordert. Es läßt sich sogar eine natürliche, geographische Grenze fixiren, wo der Transport auf Maulthieren im Allgemeinen aufhört und der Wagenverkehr beginnt, und merkwürdigerweise fällt diese Grenzlinie mit der südlichen Abrenzung der Lößgebiete ziemlich zusammen.

Im Westen beginnend, bildet diese Grenze der Nordfuß des Nan-san-Gebirges; sie wendet sich bei Liang-tschou südlich über Lan-tschou-fu zum Sin-ling-Gebirge und läuft an dessen nördlichem Abhange längs des Wej-ho zum Hoang-ho und mit diesem zum chinesischen Ostmeere.

Die in Verwendung stehenden Karren sind zweierlei Gattung, doch in derselben Weise construirt. Die mit zwei schweren, eisenbeschlagenen Rädern versehene, massive Achse trägt an den Enden die zwei Deichselstangen, worüber einige Bretter, die Lagerstätte des Reisenden, zu liegen kommen. Ein aus Strohgeflecht oder wasserdichtem Stoffe erzeugtes Dach, welches mitunter baldachinartig bis über die Rücken der eingespannten Pferde hinausreicht, schützt den Insassen gegen die Sonnenstrahlen oder hereinbrechenden Regengüsse. Die reichere Kaufmannsclasse und subalterne Mandarine benützen für ihre Reisen jene Karren, die mit einem schwarz gefärbten, wasserdichten Stoffe eingedeckt und gefälliger, leichter und schlanker construirt sind; die ärmere Classe miethet dagegen die schweren, plumpen, dafür billigen Fuhrwerke. Höher gestellte Beamte fahren niemals, sondern werden auch im Norden China's in Tragsesseln getragen. Der zu Wagen reisende Chinese breitet auf den harten Brettern des Karrens seine Schlafmatratze aus und verschläft trotz der beständigen Erschütterung (die Karren ruhen selbstverständlich nicht auf Federn) nahezu die ganze Reise; ihn kümmert nicht die Außenwelt, nicht das bewegte Leben in den Städten und Dörfern, die er passirt, er schläft und träumt; er schweigt selbst, wenn er unversehens bei einer bedenklichen Neigung oder Wendung, oder sogar bei dem Umwerfen des Wagens aus seiner Ruhe gestört wird; in solchen kritischen Momenten stopft er seine Pfeife, macht einige Züge und schläft — nachdem die Gefahr vorüber — ruhig weiter.

Am 1. Februar verließen wir Si-ngan-fu. Bei der Verladung des Gepäcks auf die bereit stehenden sechs Wagen entwickelten die Diener eine staunenswerthe Geschicklichkeit. Die Aufmerksamkeit und präcise Symmetrie in der Aufschichtung der Koffer und Kisten beruhte weniger in dem Gedanken der Schonung, als in der Absicht, darüber eine möglichst horizontale Schlafstelle zu erzielen. Dolmetsch Sin verschmähte es in seiner angebornen Eleganz sich des beigestellten mit Strohdecken versehenen Wagens zu bedienen, sondern ließ es sich einige Silberklumpen kosten, den nobelsten Mandarinswagen der Stadt zu miethen. Wir Europäer bewunderten nur in heiliger Scheu die mechanischen Elektrisirmaschinen und ließen uns wie in früherer Zeit unsere

Maulthiere satteln, zur großen Verwunderung der kopfschüttelnden, zahlreichen chinesischen Besucher.

Bevor wir aufbrachen, überreichte uns noch ein Abgesandter des Statthalters dessen Visitkarte mit dem Glückwunsche zur Weiterreise und mit der angenehmen Nachricht, daß der Vicekönig Sin uns die am Wege liegenden Mandarinhotels in seinem Regierungsbezirke zur Benützung überlasse. Das war eine unschätzbare Wohlthat. Wie verlockend und anziehend erschien uns die Aussicht, nicht mehr in den schmutzigen, verwahrlosten, übelriechenden Gasthäusern übernachten zu müssen, wie wohlthuend wirkte der Anblick eines reinlich gehaltenen Holzgestelles nach einem ermüdenden Tagesmarsche.

Solche Hotels, sogenannte Kun-kwan, ließ die Regierung an allen wichtigeren Communicationen errichten, zum Zwecke, den reisenden Beamten bessere Unterkunft zu verschaffen; sie sind im Amtsstyle erbaut, d. h. sie bestehen aus zwei bis drei Höfen, welche von den Stallgebäuden, Dienerschafts-Unterkünften und Küchen eingeschlossen sind, und dem Hauptgebäude, welches den letzten Hofraum begrenzt. Das Hauptgebäude enthält einen Salon und zum mindesten noch ein Nebenzimmer. Größere Kun-kwan sind mit drei und mehr Seitengemächern ausgestattet. Die Einrichtung der Fremdenzimmer ist einfach, aber immerhin reich im Vergleiche zu jener in den verwahrlosten Wirthshäusern. Einige Holzstühle, zwei oder drei Tische, das nie mangelnde Theegeschirr und endlich zum mindesten drei Bettgestelle genügten uns vollkommen.

Freilich waren die aus einfachen Bretterverschalungen zusammengefügten Gebäude während der Winterszeit empfindlich kalt, doch die mit dem Beziehen des Kun-kwan verknüpfte Absonderung von dem zudringlichen Straßenpöbel hob diesen Uebelstand reichlich auf. Wir ließen nach dem Eintreffen die zerrissenen Fensterscheiben durch neue überkleben, und gruppirten uns um das in reichem Maße Kohlenoxydgas ausdampfende Kohlenbecken.

Das zu toller Heiterkeit aufgelegte Volk von Si-ngan-fu begleitete uns in freudiger Erregung über unsere Abreise durch die Hauptstraße. Wir bogen in die engen Nebengäßchen ein und verabschiedeten uns von Martinus-tang, dem chinesischen Priester der christlichen Missionsstation.

Nach einer weiteren Stunde erblickten wir bereits den zerfallenen Tempel, in dessen Garten die Nestorianische Tafel steht, zu unserer Rechten, und wohlgemuth trabten die kräftigen Maulthiere auf der breiten, ebenen Naturstraße den mächtigen Staubwolken zu, welche die Wagencolonne vor uns aufwirbelte. Zahlreiche, ruinenhafte Ortschaften lagen längs oder seitwärts der Straße, sie trugen insgesammt die Wunden zur Schau, welche ihnen der Fanatismus der mohamedanischen Rebellen geschlagen.

Der Tagesmarsch war kurz. Schon nach $3\frac{1}{2}$stündigem Ritte erblickten wir die Mauern der anmuthig an dem linken Ufer des Wej-ho gelegenen Stadt Yen-yang-shien. Zwei Brücken, und zwar die erste über den Nebenfluß Tung-ho, die zweite über den Wej-ho selbst, trennten uns noch von den Häusern aus Lößziegeln. Beide Brücken sind baufällige Holzconstructionen, die letztere ist in ihrem letzten Drittel Schiffsbrücke. Der im Stromstriche ziemlich tiefe Wej-ho besitzt hier eine Breite von 520 Schritten, sein rechtes Ufer ist versandet, das linke im Löß tief eingerissen. Am linken Ufer wurde ein kleiner Markt abgehalten. Die Händler feilschten um die Preise der Hülsenfrüchte und die Fischer erzielten gute Geschäfte mit der verlockenden Waare aus dem gelben Wasser des Wej-ho. Wir bezogen das durch eine große Geistermauer sofort auffallende Kun-kwan, dessen drei Wohnzimmer mit den Abdrücken alter Inschriften und einer aus vier Blättern bestehenden Erklärung zahlreicher Siegeln berühmter Männer geschmückt waren.

Mit dem nächsten Morgen betraten wir ein Landschaftsgebiet, das, ganz verschieden von den Scenerien Europa's, mit dem Reize der Neuheit und des Großartigen aber auch — wenigstens anscheinend — den Charakter der Trostlosigkeit, den Stempel des Todes zur Schau trägt. Es sind dies die ausgedehnten Lößgebiete Ostasiens, von deren Existenz wir erst durch Raphael Pumpelly im Jahre 1864 sichere Kunde erhielten.

Um eine richtige Vorstellung von dem immensen Gebiete zu gewinnen, welches von der Lößerde bedeckt ist, ist es nothwendig, die allgemeinen Grenzen desselben in Betracht zu ziehen. Im Osten dürfen wir den 115. Grad (östlich von Greenwich) bis zum Hoang-ho, im Süden den 34. Breitegrad (wahrscheinlich die Quellen des Hoang-ho noch umschließend) als Begrenzung annehmen.

Wenn auch die westliche Grenze noch nicht sichergestellt werden konnte, so liegt es nahe, daß die Lößablagerung von den Quellen des Hoang-ho mit demselben Längengrade nordwestwärts zieht, denn wir fanden die gelbe Erde noch bei Tung-hoan-shien unter dem 94. Längengrade. Im Norden endlich wird das Gebiet bestimmt durch die Abfälle des Nan-san-Gebirges und den großen Flußbug des Hoang-ho. Roh gerechnet umfaßt demnach das Lößgebiet eine Landschaft von mindestens 900.000 Quadrat-Kilometer Flächeninhalt, also ein Gebiet so groß wie Oesterreich-Ungarn.

Bevor wir die seltsamen Bildungen, die wunderbaren Formen der unübersehbaren Plateaux näher in's Auge fassen, will ich es versuchen, an der Hand moderner Theorie dem Leser zu erklären, wie der Löß entstanden ist und noch entsteht.

Die Gewalt des Wassers kennt Jedermann schon aus dem Ausspruche des römischen Classikers: Der fallende Tropfen höhlt mit der Zeit jeden Stein aus. In wechselndem Grade wirkt das Regenwasser selbst auf die imposantesten Felsgebilde der centralasiatischen Gebirgsriesen. Zuerst entstehen Risse, dann Spalten, endlich löst sich ein Block ab und stürzt tosend in die Tiefe, Alles mit sich reißend, was nicht stark genug ist, der Gewalt des Anpralles zu widerstehen.

Die erdigen Bestandtheile in den Fugen der Gesteine werden erschüttert, diejenigen, welche auf dem Wege lagen, zu Staub zermalmt, die Ecken und Kanten der Steine abgestoßen und zertrümmert, und so neues Gerölle gebildet, welches niemals zur Ruhe gelangt, selbst dann nicht, wenn es durch den Einfluß der Luft verwittert und, immer kleiner werdend, schließlich ebenfalls in Staub zerfällt. So entsteht die Materie des Löß. Wenn nun keine weiteren Motoren eingreifen würden, so müßten wir in den Thälern und Schluchten dieser Gebirge den Löß in großer Menge aufgeschichtet finden, es würden die Leute dahin strömen, sie würden ihr stabiles Heim mit Freuden da aufschlagen, wo der fruchtbare Boden zu jeder Jahreszeit hinreichenden Regen genießt und so an Productivität gewinnen muß.

Doch wir finden hier weder ansässige Leute, noch die erhoffte Menge Löß, sondern meistens einen sterilen, steinigen Boden. Wie ist dies zu erklären?

Die Hochplateaux Tibets steigen zu außergewöhnlichen Höhen (14.000 bis 17.000 Fuß) an, demnach ist die Jahrestemperatur eine weit niedrigere, als jene auf den östlich davon, und zwar tiefer gelegenen Landschaften. Da die Atmosphäre immer einen Ausgleich der Temperatur-Differenzen sucht und findet, so gehören ungemein heftige Weststürme am Ostrande des tibetanischen Hochplateau's zu den charakteristischen, atmosphärischen Vorgängen in jenen Gegenden. Diese Stürme wühlen die Erde auf, wirbeln den Staub in die Höhe und tragen ihn mit sich fort. Je weiter nach Osten, desto mehr vermindert sich die Kraft solcher Orcane; die Staubwolken senken sich zu Boden und bedecken die Halme und Gräser mit einem gelblichen Ueberzuge. Noch heutzutage ist der Reisende Augenzeuge der Entwicklung solcher Lößschichten. So bilden die Grashalme einen kleinen Wald, zwischen dessen Stämmchen sich der Staub Jahr für Jahr aufschichtet, immer fester werdend und immer eine neue Grundlage bildend für das Gedeihen frischer Keime.

Die gesammten Lößaufschichtungen sind nichts Anderes, als eine Ansammlung verschiedenartiger Verwitterungs- und Zersetzungsproducte, die der Wind von den Gebirgen hieher geführt hat und die durch ein verticales Gerüst abgestorbener Halme eine senkrechte Structur erhalten haben.

Daß die Lößablagerungen nicht über das Sin-ling-Gebirge weiter nach Süden hin stattfanden, findet seine Erklärung erstens in der strengen Westrichtung der erwähnten Orcane und endlich darin, daß der Rücken des Gebirgszuges genügend hoch ist, um bei der localen mäßigen Gewalt des Sturmes als Grenzmauer zu fungiren.

Die Lößerde ist fein und porös, sie läßt sich zwischen den Fingern zu feinem, mehlartigem Staub zerreiben. In den thonigen, schwachsandigen Theilen läßt sich immer kohlensaurer Kalk nachweisen. Die vorherrschende Farbe ist roth- und dunkelgelb, manchmal mit einem Stich in das Grauliche. Diese Färbung nehmen auch alle Gewässer an, welche die Lößlandschaften durchschneiden, und wir erhalten auf diese Art die naheliegende Erklärung des Namens Hoang-ho, gelber Fluß.

Der Löß trägt durchaus keine Schichtung zur Schau, die jedenfalls ersichtlich sein müßte, wenn seine Entstehung anderen Ursachen zuzuschreiben

wäre, wenn z. B. die Ansicht des schon erwähnten Reisenden Pumpelly die richtige wäre, welcher den Löß als eine Ablagerung der in früheren Zeiten bestandenen Süßwasserseen erklärt und annimmt, daß der Hoang-ho ehemals einen anderen, und zwar geraden Lauf inne hatte *).

Die Höhe der Lößanhäufung ist sehr verschieden. Während sie im östlichen China zwischen 20 Meter variirt, finden wir in der Provinz Schen-si bereits Lößwände von 600 Meter Mächtigkeit. Ebenso erreichen die absoluten Höhen, welche noch mit Löß bedeckt sind, staunenswerthe Quoten. In der größten Höhenlage betraten wir das Lößterrain in der Nähe von Sining-fu und am Gebirgspasse des Nan-san (zwischen Lan-tschou-fu und Ku-liang-shien) in der Höhe von nahezu 3000 Meter. Selbstverständlich sind bedeutend höher gelegene Gebirgszüge des Lösses bar, und je tiefer, desto mächtiger fanden die Ablagerungen statt.

Auf der Höhe eines Lößplateau's reisend, werden wir uns selbst bei Anspannung der regsten Phantasie kaum eine richtige Vorstellung über den orographischen Charakter, die Gliederung einer Lößlandschaft bilden können, die mannigfachen Zerklüftungen, Spalten und gewundenen, steilrandigen Hohlwege, alles dies verbirgt die wellige Oberfläche. Das unmerkliche Ansteigen des Terrains erweckt in uns die Vermuthung, daß die Böschungsverhältnisse kaum beachtenswerth seien; und wenn man nach einem mehrstündigen Marsche das Barometer zu Rathe zieht, erfährt man erst die niederschmetternde Ueberzeugung, daß der Reisende im Lößgebiete die Fähigkeit der Höhenschätzung verloren hat. Wenn wir diese Wahrnehmung machen, befinden

*) Wie im europäischen Löß, so finden wir auch im asiatischen folgende drei Objecte: die „Lößmännchen", feste, zumeist runde Erdknollen von verschiedener Größe, mergelartige Absonderungen, deren Längenachsen immer senkrecht stehen; Knochen fossiler Landsäugethiere und endlich eine Unzahl von Landschnecken-Gehäusen. Speciell der letzte Fund beweist deutlich, daß der Löß keine Ablagerung eines ehemaligen Gewässers ist. Die im chinesischen Löß vorkommenden Schnecken sind durchwegs Landschnecken und zum großen Theile solche, welche noch jetzt leben. Sie gehören zu den Gattungen Helix, Pupa und Succinea. Die Gehäuse, welche wir an Ort und Stelle gesammelt haben, sind noch nicht näher bestimmt, sie stehen aber zu den im europäischen und besonders im ungarischen Löß vorkommenden im nahen Zusammenhange. Diese für Europa charakteristischen Arten sind: Helix hispida, Pupa muscorum, Succinea oblonga.

wir uns auf der ersten, mit leichter Mühe gewonnenen Höhe. Der Weg windet sich nach seitwärts, der gähnenden Oeffnung eines Hohlweges zu, dessen Fahrbreite mit fußhohem Staub bedeckt ist. Nach einigen Minuten stehen wir vor dem Rande eines senkrechten, mehrere Meter tiefen Absturzes und genießen von dessen Kante einen wunderbaren Anblick. Zuerst drängt sich uns die Frage auf: Sind das Kunstwerke? Sind das Gebilde von Menschenhand? Es ist unmöglich! Nein, nein! Hier hat die Natur in so bizarrer Weise geschaffen und gearbeitet.

Amphitheatralisch erheben sich mächtige Terrassen von ungeheuerer Anlage in senkrechten, jähen Abstufungen aus den finsteren Schluchten bis zur jenseitigen, flachen Höhe des Plateau's, es scheint, als hätten sich die alten Egypter hier die Modelle geholt für die Stufen ihrer winzigen Pyramiden, als sähen wir die Mauertrümmer verfallener Riesentempel, über welche sich noch immer die flache runde Kuppel schützend ausbreitet. Ja, trotz aller Symmetrie der mächtigen Terrassen, trotz der mit bewunderungswürdiger Genauigkeit aneinander gefügten Configurationen, wo die Natur immer etwas Neues zu bilden und zu erfinden verstanden hat, glaubt man dennoch ein „verwünschtes“ Land zu sehen, ein Land, in dessen Gauen ein unsichtbarer Geist der Vernichtung und Zerstörung seine Thätigkeit entfaltet. Vergebens sucht man nach einem lebensfrischen Baume, vergebens nach einer Hütte, überall herrscht Stille, lautlose Ruhe, der Tod. Es gehört viel Phantasie dazu, sich eine Mondlandschaft richtig vorzustellen, denn die bestehenden Mondkarten bringen die Vorstellungskraft nur einer verkleinerten Wirklichkeit nahe. Und ein solches Bild schwebte mir vor, wenn ich wiederholt zu den Reisegenossen äußerte: „So muß es auf dem Monde aussehen, so trostlos, so desperat!“

Auch ein Vergleich im Kleinen — wenn ich mir ihn erlauben kann — mit einem Riesenkuchen alten, vertrockneten Schweizerkäses, der an verschiedenen Stellen angeschnitten wurde (denn auch die Färbung stimmt überein), bietet genügende Anhaltspunkte, um sich eine Lößlandschaft einigermaßen vorzustellen. Auch hier sind die senkrechten Wände mit einer Unzahl bald größerer, bald kleinerer Aushöhlungen versehen, die manchmal regelmäßig aneinander

gereiht, in horizontalen und parallelen Linien von einer Kante zur andern laufen, manchmal aber so unregelmäßig die Wandfläche bedecken, als wäre sie durch ein Bombardement von den Kanonenkugeln eines Zukunftskalibers durchlöchert worden. Diese Aushöhlungen aber sind von Menschenhänden erzeugt und dienen Hunderttausenden als Wohnungen, welche nebst den Vortheilen der Billigkeit noch andere Vorzüge aufzuweisen haben, denn in der Winterszeit schützen sie wohlthuend gegen die Kälte, im Sommer bewahren sie eine erfrischende Kühle. Man findet in den Lößwänden, und besonders dort, wo die Basis derselben von einem unversiegbaren Wasser bespült wird, ganze Ortschaften, ganze Städte, deren Einwohner nur vom Ackerbau leben.

Der Löß besitzt eine ausgesprochene Neigung zu senkrechten Zerklüftungen, welches Bestreben durch die Entstehungsart des Lößbodens hinreichend erklärt wird. Die Grashalme, welche gewissermaßen das Gerüst für die Aufschichtungen des von der Atmosphäre hieher geführten Staubes bildeten, stehen senkrecht und ihre Capillarität ist Ursache, daß jeder Niederschlag sofort von der porösen Erde aufgesaugt wird und in die Tiefe dringt. Hier sammelt sich das Regenwasser an und hier müssen wir alle jene Salze im aufgelösten Zustande vermuthen und suchen, die der anscheinend trostlosen, gelben Erde die weit und breit bekannte, große Fruchtbarkeit verleihen und den Bewohner dieser Gebiete von der Arbeit des Düngens entheben. Der Düngschatz im tiefen Grunde steht in beständiger Communication mit den Wurzeln der Feldfrüchte und so gedeihen die Saaten selbst dann, wenn in anderen Gegenden in Folge monatelanger Dürre alle Vegetation abstirbt.

Das saftige Grün üppig gedeihender Saaten aber sucht der Reisende vergebens. Die Luft ist nicht rein, sie ist beständig mit Staub geschwängert, welcher sich ebenso wie an den Kleidern, so auch an den Feldfrüchten in so dichten Schichten ablagert, daß jeder Gegenstand alsbald eine gelbe Farbe gewinnt. Demnach gleicht der Frühlingsacker in der Lößlandschaft, anstatt frisch zu grünen, einem europäischen Stoppelfelde im Herbste.

Wären wir im Stande, auch nur annähernd bestimmen zu können, in welcher Schichtenhöhe die Lößablagerungen alljährlich stattfinden, so besäßen wir einen Anhaltspunkt zur Fixirung der Jahre, welche seit dem Ende der

Diluvialperiode verstrichen sind, jener Zeit, als noch ganz Centralasien ein abflußloses Becken war, wo noch kein Hoang-ho, kein Yang-tze-kiang, keine Steinwüste Kopi, keine Sandwüste Schamo existirte. Nehmen wir z. B. an — doch um nicht mißverstanden zu werden, betone ich im vorhinein, daß das folgende Beispiel keinesfalls auf einer positiven Grundlage beruht, sondern



Hohlweg im Löß.

lediglich der Auflösung einer Gleichung mit zwei Unbekannten nahe kommt — nehmen wir also an, die Lößplateaux erheben sich alljährlich um eine Linie. Bei dem Umstande, daß wir in der Provinz Schen-si 1800 Fuß hohe Lößablagerungen finden, benöthigen wir netto 259.200 Jahre, um den Löß durch alljährige Abtragung von liniendicken Schichten wieder dorthin zu transportiren, woher er ehemals kam. Mit der Annahme einer geringeren Schichtenmächtigkeit wächst natürlich der Zeitraum und umgekehrt.

Wenden wir uns nun wieder der Reise zu, um auf dem Wege durch die staubigen Landschaften noch andere Eigenthümlichkeiten der gelben Erde kennen zu lernen, um mit den Bewohnern dieser eintönigen, eigenthümlichen Landschaften, ihrer Lebensweise und den Einrichtungen ihrer Wohnstätten bekannt zu werden.

Mit der aufgehenden Sonne verließen wir die Stadt Yen-yang-shien, erstiegen einige niedere Terrassen, welche die Thalebene des Wej-ho von jener des Kint-suj-ho, einem Nebenflusse des ersteren, trennen, und erreichten nach einem ausgiebigen Marsche die Stadt Li-tschuan-shien.

Der Name dieses Ortes gibt mir Gelegenheit, die Bedeutung der den Ortsnamen in China angefügten Silben zu erörtern. Sie kennzeichnen den Ort in Bezug auf seinen politisch-administrativen Rang. Diese Eintheilung wurde in der Mitte des 7. Jahrhunderts von dem dritten Regenten der Tang-Dynastie (Kaiserin Wu-hou) genau präcisirt, doch erlitt sie im Verlaufe der Zeit mehrfache Aenderungen. „Sen" als beigefügtes Suffix sollte immer die Provinzialhauptstadt, die Residenz des Vicekönigs oder des Statthalters bezeichnen, doch finden wir das Wort nur in officiellen Berichten angewendet, und die landläufige Gewohnheit nennt auch diese Städte „fu", wie jede andere Kreisstadt. Die Hauptstadt der Provinz Schen-si sollte regelrecht „Si-ngan-sen" und nicht, wie es allgemein üblich ist, „Si-ngan-fu" heißen. Die Silben „tschou" und „shien" zeigen an, daß in der betreffenden Stadt ein höherer Civilbeamter die Magistratswürde bekleidet, und zwar ist die Rangswürde des Tschou-Mandarins eine höhere. „Tjen" erhebt die Ortschaft zu einem Marktflecken mit oder ohne Subaltern-Civilbeamten, „Ye" bedeutet eine Reisestation ohne Magistrat, „Pu" schlechtweg ein Dorf. Die Namen der Ortschaften selbst stehen gewöhnlich mit der Geschichte deren Entstehung oder anderen historischen Ereignissen, sowie auch mit ihrer geographischen Lage in Zusammenhang, z. B. Schanghai, Markt über dem Meere, Peking, nördliche Kaiserresidenz, Yü-men, Thor des Yü (Nephrit) u. s. w. Die größeren Städten zunächstliegenden Dörfer kennzeichnen mit ihren Namen die Entfernung von der Stadt, z. B. San-schi-li-pu, 30 Li-Dorf; Wu-schi-li-pu, 50 Li-Dorf.

Erst mit der nächsten Frühstücksstation Tsien-tschou begann eine ernstere Steigung auf die Höhe des Lößplateau's. Die Risse desselben sind grell markirt, tief und scharf eingeschnitten und wasserlos. In gleicher Art winden sich die bis 30 Meter tiefen Hohlwege als Labyrinthgänge in Schlangenlinien zur Höhe. Die Fahrbreite ist nur einspurig, darum horchen die Fuhrleute von Zeit zu Zeit in ängstlicher Spannung auf jedes Geräusch, um ja rechtzeitig einem entgegenkommenden Wagen auf den stellenweise vorhandenen Nebenhohlwegen ausweichen zu können.

Unbekannt mit den Geheimnissen solcher Communicationen, verließ ich die Wagencolonne, um einen Vorsprung zu gewinnen; denn nur mit der Erreichung der Höhe konnte es mir möglich werden, die Umgebung auf meiner Karte einzuzeichnen. Nachdem ich oben angelangt war, beschäftigte ich mich nahezu eine Stunde lang mit meiner Aufgabe.

Endlich erschien Herr Loczy, der gleich mir sich von der Caravane getrennt hatte, um Schnecken zu sammeln. Es war augenscheinlich, wir hatten uns verirrt. Sollten wir zurückgehen und die Stelle aufsuchen, wo wir den Hauptweg verließen? Welche Anhaltspunkte bieten uns die senkrechten Wände in der Tiefe des Hohlweges? Wir legten uns nieder und lauschten nach einem Geräusche. Vergebens. Es schien uns als das Beste, auf der Höhe zu bleiben und eine nördliche Richtung einzuschlagen. Und richtig, nach wenigen Minuten erblickten wir eine große Staubwolke, die sich längs einer flachen Kuppe aufwärts bewegte. Dort sind unsere Leute! Wir bestiegen die Reitthiere und jagten dem Staube nach. O weh! es dauerte nicht lange. Der flache Reitboden war plötzlich quer entzwei geschnitten, die Spalte eines unergründlichen Hohlweges gähnte vor unseren Füßen und die Maulthiere prallten scheu zurück. Wir suchten nach rechts einen Ausweg, nach links — überall befanden sich gleich tiefe Abgründe, wir waren abgesperrt. Die Staubwolke war längst verschwunden, als wir endlich nach vielen früchtlosen Versuchen einen Chinesen erblickten, der sein Feld bearbeitete. Er war allein. Seine Freude über die unerwartete Erscheinung zweier fremden Gestalten war eine weit geringere als unsere; es gelang uns indeß bald, seine Furcht zu verscheuchen, aber weit schwieriger war die Ueber-

redung, ihn zu bewegen, uns den rechten Weg zu zeigen. Ein kleiner Kranz klingender Kupfermünzen bewirkte es erst, daß er seinen Pflug zur Seite legte und das Wegweiseramt antrat. Jetzt erst sahen wir die enormen Schwierigkeiten ein, die sich dem Wegesunkundigen entgegenstellen; die weite Umgebung ist von Hohlwegen unterminirt, die sich gegenseitig kreuzen, dann wieder zur Höhe hinaufführen, um dort zu verlaufen, kurz, es gehört selbst ein großer Orientirungssinn der Ansässigen dazu, um sich in den zahlreichen Furchen und Klüften nur einigermaßen zurecht zu finden.

Als wir endlich die Nähe der Hauptstraße erreicht hatten, begegneten wir einem Soldaten unserer Escorte, welcher sich ebenfalls verirrt hatte. Der Bauer gab ihm die nöthigen Aufklärungen über die einzuhaltende Richtung und die Merkmale, an welchen er die richtige Straße erkennen könne. Auf dem weiteren Marsche verirrten wir uns noch einmal, doch der Soldat, mit den Landesverhältnissen besser vertraut als wir, war bald im Stande, durch Fragen an die Feldarbeiter, die er durch lautes Geschrei an den Rand des Hohlweges citirte, der kurzen Verlegenheit ein Ende zu machen.

Am folgenden Tage wurde ich durch ein anderes unangenehmes Ereigniß überrascht, welches ebenfalls in dem heimtückischen Wesen der gelben Erde seinen Ursprung hat.

Gewitzigt durch die oben erwähnten Erfahrungen, beschloß ich, nunmehr immer in der Nähe der Reisecolonne zu bleiben. Um aber einerseits eine größere Uebersicht über die Gegend zu gewinnen, andererseits dem Augen und Lunge belästigenden Staube zu entfliehen, welcher den Hohlweg als trübe, undurchsichtige, dunkle Wolkenmasse ausfüllt, zog ich es vor, auf dem unmittelbar angrenzenden Terrain zu gehen, besonders dann, wenn einige vorhandene Fußspuren andeuteten, daß auch andere Reisende dasselbe gethan.

Trotz des mißbilligenden Kopfschüttelns eines Soldaten und des nicht mißzuverstehenden Rathes, auf dem Wege zu bleiben, erkletterte ich den anfangs steilen Rand des Hohlweges und wanderte getrost weiter, in der sicheren Erwartung, die Höhenunterschiede würden sich bald ausgleichen. Nach einer kurzen Weile neigte sich der flache Boden unbedeutend gegen die Richtung des Weges, ich befand mich vor einer jäh abstürzenden Wand

von 3 Meter Tiefe, welche ich mit einen vorsichtigen Sprung überwältigte. Kaum war es geschehen, so empfand ich eine leise Regung der Reue, denn ich sah ein, daß ein Erklettern der Mauer, im Falle ich umzukehren gezwungen sein sollte, nicht ausführbar wäre.



Unfreiwillige Kletterpartie im Lößgebiete.

Ein zweites solches Hinderniß war zu überwältigen. Doch früher blickte ich in den Hohlweg, ob es nicht zweckdienlicher wäre, dort hinabzuspringen. Zweckdienlicher gewiß, doch 10 Meter Tiefe! Da gab es keinen anderen Ausweg, als das Begonnene zu Ende zu führen. In weiteren zwei Minuten war ich ein Gefangener auf einer Fläche von 3—4 Quadratmeter. Zu meiner Rechten die tiefe senkrechte Wand des Hohlweges, zur

Linken ein mehrere hundert Meter tiefer Absturz in das Thal und vor mir eine scharfe, schneidige Kante, welche beide Schluchten absonderte, breit genug für die Krallen eines Raubvogels, aber nicht für den Fuß eines Menschen. Sie hatte eine Länge von circa 4 Meter, dann erhob sich wieder ein kleines Plateau, von welchem, wie ich wahrnehmen konnte, es eher möglich sein konnte, in den Hohlweg hinabzuspringen.

Wie aber dorthin gelangen? Ich muß gestehen, es wurde mir etwas ängstlich zu Muthe, ich sah aber keinen anderen Ausweg, ich mußte es wagen, auf die Gefahr hin, sammt der Mauer in die Tiefe zu stürzen. Vorsichtig untersuchte ich bei jedem Schritte den Zustand des Bodens; endlich erreichte ich die Kante und setzte mich rittlings darauf. Mir pochte das Herz, und die Hände zitterten vor Aufregung. Ich schloß einige Momente die Augen, um die nothwendige Ruhe zu gewinnen; dann begann ich den kürzesten, aber gefährlichsten Ritt in meinem Leben. Die scharfen Ecken zerbröckelten unter meiner Schwere, ich hörte den dumpfen Laut aufschlagender Lehmstücke aus der bösen Schlucht, jetzt schien es mir, als neige sich die dünne Wand langsam zur Seite, krampfhaft streckten sich meine Arme nach vorwärts, sie erfaßten den massiven Rand des breiter werdenden Erdreichs, ein festes Nachsichziehen des Körpers und nach Athem ringend, blickte ich zurück auf den gefährlichen Weg. Ich war abermals gefangen; denn der Fleck Erde, worauf ich stand, war nur eine Insel in der Fortsetzung des scharfkantigen Grates.

„Kung-sche, Kung-sche!" rief ich, als ich in den Hohlweg hinabblickte und die bekannte Gestalt des Dieners wahrnahm, der im langsamen bedächtigen Schritt die Ansteigung der Straße überwand. „Ich muß hier herab!" „Gehen sie nur oben weiter, Master!" entgegnete er ruhig und beschwichtigend, denn er hatte keine Ahnung von der Klemme, in der ich mich befand. Ich setzte ihm in kurzen Worten auseinander, daß das unausführbar sei. „Da können Sie nicht herunter, dann müssen Sie wieder umkehren!" — „Das kann ich auch nicht!" Kung-sche lachte echt chinesisch. Es war eine recht mißliche Situation. Jetzt kam Lau-tschau, der Chronometermann, keuchend und schweißtriefend um die Ecke. Kung-sche theilte ihm

in aller Hast die Verhältnisse, unter welchen ich dort oben auf Erlösung harrte, mit und die Beiden beriethen sich über die Mittel, wie mir zu helfen sei. Lau-tschau legte den Chronometer bei Seite und erkletterte die Schultern Kung-sche's, welcher sich an die Lößwand aufgestützt hatte. Ich begriff sofort das Manöver, schnallte meinen Revolver und das Jagdmesser ab und warf die Waffen in die Tiefe. Obwohl ich die Unmöglichkeit einsah, selbst dann, wenn ich mich nur mit Hilfe der ausgestreckten Arme an den Rand der Wand anklammern würde, die Schultern des obersten Mannes zu erreichen, blieb mir nichts Anderes übrig, als auf den Vorschlag einzugehen. Ich rutschte immer schneller nach abwärts, meine Füße streiften die Schultern Lau-tschau's, ohne festen Halt zu gewinnen; doch die Mächtigkeit des Sturzes wurde bedeutend abgeschwächt, Lau-tschau fiel auf mich, und wir Beide auf Kung-sche.

Ich war gerettet, der arme Kung-sche aber hatte sich bei dem Experimente die Hand verstaucht.

Ich hatte genug Erfahrungen gesammelt, um bei der ferneren Reise in den Lößlandschaften auf Extravaganzen zu verzichten, ich wußte nun, daß es auf den unbekannten Lößplateaux unbedingte Nothwendigkeit sei, auf dem Wege zu bleiben, denn Abweichungen ohne Weisungen erprobter Führer rächen sich immer auf mehr oder minder empfindliche Art. Daß es die Chinesen verstanden haben, bei der Anlage der Wege alle Hindernisse der Natur zu umgehen oder zu überwinden, verdient ungeschmälerte Anerkennung und Bewunderung.

In sanfter, aber stetiger Steigung gewannen wir mit der Stadt Young-sso-shien bereits die absolute Höhe von 1200 Meter. Die von einer crenelirten Mauer umschlossene Station liegt in einer Lößschlucht, deren schroffe Wände mit ihren tausenden, und zwar in Galerien angebrachten Aushöhlungen eine zweite Stadt bilden.

Wenn wir nun diese Lößstadt einer kleinen Betrachtung unterziehen, so gewinnen wir leicht eine Vorstellung von allen Lößwohnungen der weiten Umgebung. Die Wohnungen sind gewöhnlich am Fuße des Absturzes ausgehöhlt und bestehen sehr häufig aus zwei bis drei Zimmern, welche durch Thür-

öffnungen mit einander verbunden sind. Sie sind so geräumig, daß jene, welche als Wirthshäuser fungiren, oft 20 bis 30 Maulthiere aufzunehmen vermögen. Die Decke ist immer gewölbt, der unebene Fußboden die nackte Erde. Bett, Stühle und Tische werden aus der Lehmerde zusammengeknetet, und nur die begüterten Lößbewohner gönnen sich die Behaglichkeit transportabler Stühle. Bei dem enormen Mangel an Bäumen ist der Preis des Holzes ein sehr großer; es ist demnach eine Verwendung desselben als Brennmaterial gänzlich ausgeschlossen. Wenngleich die behagliche Temperatur in diesen Lehmwohnungen bei jeder Jahreszeit keiner Nachhilfe bedarf, so benöthigen die Bewohner dennoch Brennmaterial für die Zubereitung ihrer Nahrung.

Steinkohlenlager gibt es keine, und somit sammeln die Chinesen den Mist der Maulesel, um ihn als Brennmaterial zu verwenden. Es gibt viele Leute, die sich ausschließlich damit befassen. Tagelang begleiten sie reisende Caravanen, jeden Moment ausnützend, wenn es ihnen gegönnt ist, ihren Tragkorb so rasch als möglich zu füllen. Daß es bei den vielen Concurrenten, welche die Straße abpatrouilliren, im richtigen Augenblicke nicht an komischen Zwischenfällen mangelt, bringt der eigenthümliche Beruf mit sich.

Die Lößwohnungen sind bei dem Umstande, als sie höchst selten Fensteröffnungen besitzen, finster. Tagsüber zumeist leer, denn die Männer gehen der Feldarbeit nach, die Frauen sonnen sich im Freien, werden sie in den Abendstunden mit einfachen Thonlampen beleuchtet, deren aus Baumwolle gedrehte Dochte sich nothdürftig von der dünnen Schichte Ricinusöl ernähren müssen. Der durch die Ausdünstung so vieler Menschen, durch deren Unreinlichkeit entstandene Geruch in einer solchen Höhlenwohnung treibt den europäischen Besucher sehr bald in das Freie. Vor den Wohnungen beschäftigt sich eine Anzahl von Hausschweinen damit, den Boden zu durchwühlen; zeitweilig wagt das eine oder das andere den schüchternen Versuch, in die Höhle einzudringen; doch die Hausfrau sieht an dem Stande der Sonne, daß der Wunsch noch unberechtigt sei, und jagt das grunzende Thier von dannen.

Mit der untergehenden Sonne strömen die Männer von allen Seiten herbei, der eine kehrt mit den Büffeln vom Felde heim, wo er den ganzen



Lößlandschaft bei Pin-tschou.

lieben Tag entweder gearbeitet oder geschlafen hat, der andere kommt aus der Stadt, wo er die Feldfrüchte an den Mann brachte und dafür einen Maulesel kaufte, ein dritter schichtet das gefundene Brennmaterial auf das bereits vorhandene, alle wissen so viel zu erzählen, daß es in dem engen Thale wie in einem Bienenschwarme summt. Die Zubereitung des gewöhnlichen Labetrunkes, aus Thee bestehend, ist die nächste Sorge der Hausfrau. Der Consum ist ein erstaunlicher, Schale um Schale wird geleert, und das Niveau des Gebräues in dem großen Kessel sinkt sehr schnell, so daß es des Schöpfeimers bedarf, um den Abgang zu ergänzen. Die Brunnen sind sehr tief. Erst in 10 bis 20 Meter Tiefe stößt man auf das Grundwasser, welches im Durchschnitte eine Temperatur von 9—10° C. besitzt. (Bekanntlich dient die Temperatur des Brunnenwassers als genäherte, mittlere Jahrestemperatur.) Das Wasser der Lößgebiete zeichnet sich trotz seiner trüben Farbe durch einen erfrischenden Wohlgeschmack aus. Beim Kochen schlägt sich die Erde als Bodensatz ab. Die Brunnenlöcher sind weder mit einem Geländer versehen, noch durch Bretterlagen verdeckt; es erheischt deshalb große Vorsicht, besonders in der Dunkelheit, um nicht hineinzustürzen.

Mit dem Einbruche der Nacht ziehen sich sowohl die Menschen als die Büffel, Maulesel und Schweine in die Höhlen zurück. Bei den Ortschaften, welche in Galerien ausgehöhlt wurden, dienen Treppen und oft halsbrecherische Stufen zur Erreichung der oberen Stockwerke.

Wie wir mit der Erreichung der ummauerten Stadt Young-sso-shien wahrgenommen haben, ist die Landschaft doch nicht aller frei erbauten Ortschaften bar. Selbst während des Marsches erblickten wir zeitweilig kleinere Ortschaften, die von einem trockenen Lößwalle umgeben, im Innern mehr oder minder zerfallene Lehmhütten bargen. Diese Dörfer aber sind größtentheils unbewohnte Ruinen. Der Alles vernichtende Sturm der mohamedanischen Rebellion einestheils, andererseits die Schwierigkeiten, welche sich der Gewinnung des Trinkwassers entgegenstellten (wir trafen wasserlose Brunnen bei einer Tiefe von 60 Meter), haben diese Lehmgebilde entvölkert, sie zerfallen in Staub und Niemand empfindet das Bedürfniß, dem Verfalle entgegen zu kämpfen. Diese Ortschaften, in früherer Zeit vielleicht blühende Raststationen

zahlreicher Händler und Kaufleute, jetzt nur ein trauriges Bild der Vergänglichkeit, sind es, welche den Reisenden traurig stimmen, welche ihm die Vermuthung aufdrängen, er befinde sich inmitten eines trübseligen Märchens, inmitten eines Reiches, das gänzlich ausgestorben, keine Mittel mehr besitzt, um überhaupt Menschen ernähren zu können, denn der eigentliche Pulsschlag des Lebens befindet sich abseits der Straße, in jenen Schluchten und Thälern, die der Weg gerne meidet, um schwierigen Terrainverhältnissen auszuweichen.

Wenige Li nördlich von Young-sso-shien überschritten wir den 1350 Meter hohen Paß „Tu-ssai". Kein Baum, kein Grashalm, kein Stein, kein Wasser, nur gelbe Wände, in welchen ein Dorf an das andere ausgehöhlt war, begleiteten die schluchtartige Straße, deren Wände senkrecht von der Höhe des Plateau's in den Staub des Hohlwegs herabstürzten.

Die uns in Si-ngan-fu beigestellte sechs Mann starke Militär-Escorte wurde in der letzten Station um eilf Mann verstärkt, da der Mandarin uns versicherte, die Gegend werde durch verwegene Räuberbanden unsicher gemacht. Die äußere Erscheinung der Soldaten war aber auch geeignet, dem feigsten Räuber Muth und Verwegenheit einzuflößen. Die schwarzumsäumte, rothe Blouse mit der unvermeidlichen, weißen Scheibe auf der Brust und dem Rücken vermochte den schwächlichen Gestalten weder einen imponirenden Anstrich zu verleihen, noch die Mängel ihres Körperbaues zu verbergen. Die blauen Pluderhosen gaben dem Gesammtbilde des Kriegers einen plumpen, unbeholfenen Ausdruck. Und wenn man mir nun von chinesischer Seite den Einwurf machen wollte, das entscheide noch nichts, so bleibt nichts Anderes übrig, als die Waffen zu visitiren.

Vier Mann waren mit 6 Meter langen Speeren bewaffnet, deren Länge dem Seiltänzer erwünscht erscheinen mag, welcher eine Balancirstange braucht, den Soldaten aber zur Unthätigkeit verurtheilt. Freilich besaß die Bambustange an ihrem oberen Ende eine schmale Eisenspitze, so lang und dünn, wie ein unversehrter Bleistift, doch die Hauptzierde der fürchterlichen Waffe bestand in zwei dreiseitigen Seidenfahnen, wovon die tiefer befestigte und größere bei einer Stangenbreite von 3 Meter, 5 Meter Länge hatte.

Jeder Windstoß bereitete dem Träger unangenehme Fatalitäten; der Seidenstoff blähte sich auf, und einmal entfaltet, wand sich der geschmeidige Stoff so um den Körper des Soldaten, daß nur eine lange Stange und die zügellose Fahne sichtbar war.

Für uns Reiter zeigte die Nähe eines solchen Beschützers immer eine drohende Gefahr an. Nicht etwa, als lauerten in einer der nächsten Schluchten zehn Räuber, um uns an Gut und Blut zu bedrohen, nein, die Soldaten waren es selber, welche, die Lanzen auf der Schulter tragend, uns die auf und ab tanzenden Spitzen gegen das Gesicht hielten und uns daran erinnerten, die Augen vor dem Ausstechen zu schützen. Zwei Mann waren mit dreizackigen Neptunspießen bewaffnet. Die äußeren Spitzen waren lyraförmig ausgebaucht, so daß die Waffe selbst bei einem wuchtigen Stoße höchstens $1\frac{1}{2}$ Zoll tief einzudringen vermag. Das Instrument vereinigt somit in der sinnreichen Construction nicht allein die Vortheile einer schrecklichen Waffe, sondern auch die Wohlthaten eines lebenssicheren Panzers. Vier Mann trugen Gewehre, und was für Gewehre! Die langen Eisenläufe deckte ein altehrwürdiger, rother Rost, sie erklärten in anschaulicher, leicht begreiflicher Weise die Flugbahn der Geschosse und waren mittelst Bindfaden an den kurzen, roh geschnitzten Pistolengriffen festgebunden. Der schmiedeeiserne Hebel für die Lunte trug noch die Spuren des Pulverdampfes vergangener Jahrzehnte zur Schau. Die Hauptsache aber, um die Waffe überhaupt gebrauchen zu können, Ladestock, Munition und Lunte, fehlte gänzlich.

Der Commandant der wackeren Schaar trug verschämt die zerbrochene Klinge seines kurzen Heldenschwertes in der Scheide. Wie er mir erzählte, verunglückte die Klinge während der Taiping-Rebellion, bei der Einnahme von Nanking, im Handgemenge. Eine große Schmarre über seiner Stirne verschaffte der Schilderung über das Schlachtgewühl des heißen Tages die nöthige, weihevolle Bekräftigung.

Wir übernachteten in Pin-tschou, einer größeren Stadt am rechten Ufer eines bedeutenderen Gewässers, Namens Tsin-ho. Sie ist von einer zweifachen Mauer umgeben, und die äußere, zerfallene Umfassung schließt einen Theil der südlich gelegenen Landschaft in den Vororte-Bereich ein.

Die meisten Häuser der inneren Stadt sind aus Lößziegeln erbaut, so auch das Kun-kwan, in welchem wir eine bequeme Unterkunft angewiesen erhielten.

Die Thalebene erreicht hier die ansehnliche Breite von über 1000 Schritten und ist, o Wunder! über und über mit Bäumen bepflanzt. Bald sollte sich das Räthsel lösen. Die Mandarine größerer Städte beeilten sich, sobald wir die Station bezogen hatten, uns (wie wir später erfuhren, über höheren Auftrag von Seite der Regierung) mit Allem zu bewirthen, was einem chinesischen Gaumen Freude und Vergnügen bereitet.

Als nun die Stadtdiener von Pint-schou mit den großen Tragbahren den Hof unserer Wohnung betraten, bemerkten wir sogleich unter den Schüsseln mit Reis, Eiern, Melonenkernen, Schweinebraten und mannigfaltigen Gelées die sympathischen Formen immens großer Birnen. Schon der verdienstvolle Missionär Abbé David erwähnt die ob ihrer ungewöhnlichen Größe bemerkenswerthen Birnen von Pin-tschou. Nun lagen diese Früchte vor uns. Sie erreichen nicht selten das Volumen kleiner Kürbise. Wäre der Geschmack so anziehend wie die Größe, dann entspräche die Frucht den übertriebensten Anforderungen. Ich will nicht gerade sagen, daß der Geschmack unsere Erwartungen bitter enttäuschte, es wäre eine ungerechtfertigte Undankbarkeit, denn die Birnen der Lößgebiete boten uns nur zu oft die einzigen und willkommensten Stärkungsmittel; wenn ich aber den wässerigen Geschmack halb sauer, halb süß nenne, ohne das geringste anziehende Aroma zu besitzen, so dürfte den Früchten kein Unrecht geschehen.

Worin liegt die Ursache, daß in Pin-tschou so große Birnen gedeihen? Besitzt der Boden eine außergewöhnliche, belebende Kraft, oder sind andere Umstände vorhanden, die dem Baume eine bedeutendere Treibfähigkeit verleihen? Das Geheimniß liegt in der Veredlung des Baumes und ich will es verrathen, um dem Gartenliebhaber Gelegenheit zu bieten, es auch in Europa anzuwenden. Der Chinese pfropft auf junge Pappelstämme Birnentriebe, überläßt das Weitere der Natur und erreicht so in einfacher Weise die außergewöhnliche Größe der Frucht.

Das chinesische Volk liebt überhaupt ähnliche Veredlungs-Experimente, die mitunter überraschende Resultate liefern. In späterer Zeit stand ich

einmal sprachlos vor einem riesengroßen Baume (es war dies in der Provinz Sze-tschuen), dessen eine Hälfte sich unter der Last reifer Granatäpfel zur Erde neigte, und dessen andere Hälfte in voller Rosenblüthe stand

Von Pin-tschou läuft die Straße in dem breiten Thale aufwärts, sie ist breit und gut und führt sogar in der Nähe der Stadt über eine steinerne Bogenbrücke von zehn Schritt Länge und sechs Schritt Breite.

Der Fluß schlängelt sich in zahlreichen Windungen und in einer Breite von 25 Schritten durch die ein großes Areale bedeckenden Obstgärten und ist durch 2 Meter tiefe, scharfgerissene Ränder von dem mit Gemüse aller Art bebauten Boden abgegrenzt. Zur Zeit war das Wasser stellenweise gefroren.

Fünfundzwanzig Li im Nordwesten der Stadt befindet sich an der Straße die berühmte und größte Buddha-Statue China's, vor welcher selbst Zo-zung-tang, der Vicekönig von Kan-su, wenn ihn sein Weg hier vorbeiführt, anhält, um seine Andacht zu verrichten. Schon von ferne fällt der imposante Bau des Tempels auf. Drei rothe Dächer, aus den mannigfachsten Holzschnitzereien zusammengefügt, thürmen sich über die Straßenberglehne, in welcher sich die Statue befindet, zu einer schwungvollen Pagode.

Der Buddha-Priester, welchem die Obsorge über das Heiligthum anvertraut ist, hatte unser Kommen von Weitem bemerkt. Als wir in seine Nähe gelangten, schlug er mit einem Holzhammer an eine helltönende Glocke, ergriff eine Opferbüchse und hielt selbe dem ersten Maulthiere vor die Schnauze. Vor dem Tempeleingange stand ein kleiner Holztisch, worauf sich eine kleine, vergoldete Bronzefigur, eine zweite Opfercasse und eine Glocke befanden.

In den Provinzen Schen-si und Kan-su werden diese Attentate an die Mildherzigkeit oft lästig. Vor den unansehnlichsten Götterbildern der Straße spähen die stechenden Augen der Bettelmönche nach jeder Staubwolke, die möglicherweise die Annäherung einer Reisegesellschaft andeuten könnte.

Es nützt Alles nichts, die Caravane muß ihren Tribut zahlen, wehmüthig klingelt das Glöcklein, und der Priester verfolgt den Entfliehenden so lange mit dem Opferteller, bis der Obolus erlegt wurde. Herr Loczy

schaffte sich einmal einen solchen Bettler nur dadurch vom Halse, daß er ihm bei dem Mangel an Kleingeld sein Taschenmesser in die hungerige Opferbüchse hineinwarf.

Der Tempel soll nach Aussage des Priesters von einem für den Buddhismus begeisterten Kaiser der Tang-Dynastie erbaut worden und demnach über 1000 Jahre alt sein. Für dieses Alter sprechen auch die durch Verwitterung und durch das Abschaben des Gesteines seitens der Wallfahrer erzeugten Vertiefungen der Höhle, die ehemals in der gesammten Wölbung mit Arabesken verziert war. Die Statue befindet sich in einer Sandsteingrotte, in die man durch einen kurzen Tunnel direct von der Straße aus gelangt.

Die Buddha-Statue imponirt in erster Linie durch ihre Größe, dann erst fällt dem Besucher der Umstand auf, daß die Figur zu gleicher Zeit mit der Aushöhlung der Grotte aus dem Sandsteine entstanden sein muß. Wie anders wäre es sonst möglich gewesen, die massive, colossale Figur in die Höhle zu bringen! Die Höhe der Statue beträgt 17 Meter. Die einzelnen Gliedmaßen des in orientalischer Weise sitzenden Gottes wurden ziemlich proportionirt aus dem Sandstein herausgemeißelt und nur so war es möglich, einigen Effect zu erzielen, welchen das Gesammtbild in der That hervorruft. Das Gesicht Buddha's ist mit einer dicken Goldschichte überzogen; in der Mitte der Stirne erblickt man eine kleine, rothe Scheibe, welche keiner Buddha-Statue, weder in China, noch in Tibet, noch in der Mongolei, fehlen darf. Die wahrhaftig göttergleichen Riesenohren mit unverhältnißmäßig großen Lappen repräsentiren das Sinnbild des Genius. Das Haar ist in Locken gekräuselt und wie der Schnurrbart mit blauer Farbe grell bemalt. Die eine Hand ruht auf dem Knie, die rechte ist segnend erhoben. Auch die Hände waren ehemals vergoldet, nun aber verrathen sie durch die grüne Oxydfarbe, daß das Gold kein echtes war. Die langen, chinesischen Nägel stehen wie Krallen von den Fingern ab. Die Hauptfarbe der Bekleidung ist roth.

Obwohl die Grotte so groß ist, daß man ohne Anstand rings um die Statue gehen kann, so stößt ihre rückwärtige Wölbung nahezu an das Hinter-



Buddha-Statue in Ta-fh-zh.

haupt des Götterbildes. Es scheint, als sei der flache Bogen mit Absicht gewählt worden, um die Wirkung zu heben, welche der daselbst in reicher Ornamentik gemalte Heiligenschein auf das Gesammtbild hervorbringen soll. Dieser besteht aus vier concentrischen Kreisen; der innere enthält vier verschlungene Lotosblumen, der zweite Arabesken aus Baumzweigen, Blättern und Blumen, der dritte besteht aus sieben kleinen Bildern der Buddha-Statue, der äußerste aus neunzehn verschiedenen Figuren, die unseren Engelsgestalten gleichen. Sie waren ehemals mit großer Sorgfalt aus dem Sandstein gehauen worden, jetzt sind sie durch das Verwüstungswerk der Verwitterung kaum zu erkennen, und die Chinesen standen dem Zahne der Zeit durch ihre Ausbesserungen der schadhaften Stellen mit Lehm hilfreich zur Seite.

Vor der Hauptstatue befinden sich in der Grotte noch zwei andere Figuren; sie sind nur halb so groß wie jene, und ihre im Vergleiche plumpe Erscheinung sagt sicher dem jetzigen Kunstsinne der Chinesen mehr zu als der Hauptgott. Sie sind auch bedeutend jüngeren Ursprungs. Die unverhältnißmäßig großen Köpfe werden durch den kronenartigen Haarwuchs zu wahren Ungethümen umgestaltet. Die blendend weiße Grundfarbe des Gesichtes trägt in zwei rothen Scheiben auf den Wangen das Zeugniß der Unschuld und Unverdorbenheit zur Schau. Die eine Hand liegt auf der Brust, die andere folgt nachlässig ihrer Schwere. Ein kurzes, in lichten Farben gesticktes Oberkleid, rothe Pantalons und schwere, schwarzseidene Mandarinstiefel verdecken theilweise die Fehler des Bildhauers. Die Statuen repräsentiren die Lieblingsschülerinen Buddha's und heißen bei den Chinesen „Schang-hoa".

Auf 70 Steinstufen gelangt man zu der mit einem Schutzgeländer versehenen Galerie, welche um die Kuppel der Grotte läuft und von wo man erst bei dem Umstande, daß die Nase der Hauptstatue gerade so groß ist wie ein ausgewachsener Mann, die imposante Größe derselben recht vor Augen hat.

Vier Meter höher befindet sich in der Wölbung eine runde Oeffnung, durch welche das Licht in die Grotte dringt. Der Dachstuhl erhebt sich noch um 20 Meter über die Felsendecke. Von der dreißigsten Stufe kann man ein

seitwärts gelegenes, kleines Plateau erreichen, auf welchem sich Hunderte von Miniaturtempeln und Grotten befinden. Die bemerkenswertheste Höhle ist jene, in welcher sich nebst einer größeren Buddha-Gestalt unzählige Statuen verschiedener Heiligen befinden; sie wurden durchgehends aus dem natürlichen Gestein herausgemeißelt. Der Ort und Tempel heißt mit seinem chinesischen Namen Ta-fh-zh.

Bis Tin-kou führt die Straße am rechten Flußufer; dann aber verläßt sie das Hauptthal Ma-lien-ho und läuft auf der Höhe des flachen Plateau's in gerader Linie der letzten Stadt in der Provinz Schen-si, Tschang-fu-shien zu. Hier übernachteten wir. Am nächsten Morgen wühlte ein heftiger Nordwestwind den fußhohen Staub der breiten Straße zu dichten Wolkenmassen auf. Die ganze Umgebung war verfinstert, die Aussicht kaum auf zehn Schritte Entfernung möglich. In kurzer Zeit sahen alle Reisenden mit den auf dem Gesichte, den Haaren und auf den Kleidern abgelagerten Staubschichten wie todte Greise, wie fahle Gespenster aus, die am helllichten Tage ihre Umzüge abhielten. Vergebens versuchten wir die Augen gegen die zudringlichen Erdtheilchen zu schützen; aber gerade so, wie die Luft durch die kleinsten Ritzen ihren Weg suchte und fand, so drang auch der Staub durch das Drahtgitter der Staubbrillen und erzeugte in den Augenwinkeln ein unleidliches Jucken und Brennen. Noch schlimmer erging es den Tragthieren und Mauleseln. Die Natur hat sie zu stiefmütterlich bedacht, als sie ihnen jede Möglichkeit nahm, sich während des Marsches die Augen zu reinigen. Instinktiv schlossen zwar die Thiere die Lider, doch diese Vorsichtsmaßregel rächte sich nur zu böse. Bald waren die Wimperhaare mit einer dicken Staubmasse verschlossen, und jenes Thier, welches nicht einen hilfreichen Menschen zur Seite hatte, mußte bis zum Schluß des Tagesmarsches auf den Genuß der Naturschönheiten verzichten.

Westlich des kleinen Dorfes Yan-ye passirten wir die Grenze zwischen den Provinzen Schen-si und Kan-su. Kein Pflock, keine Grenztafel, kein Zollschranken oder Schlagbaum macht den Reisenden darauf aufmerksam, daß er sich im Machtbereiche des Vicekönigs und Helden von Kaschgar, des Generalissimus der chinesischen Soldatenwirthschaft, Zo-zung-tang, befindet, aber er bemerkt sofort an dem plötzlichen Wechsel der Straßenbeschaffenheit, daß ein

anderer Geist in dem neuen Gebiete waltet, daß ein gewisser Sinn für Ordnung die Oberherrschaft gewonnen hat, kurz es scheint, als stoße man auf die Resultate eines in China sonst unbekannten Strebens, auf die ersten Früchte — des Fortschrittes.

Der freundliche Leser wird schon zu wiederholten Malen bei dem Betrachten der landschaftlichen Bilder, welche wir bis jetzt aus dem Inneren China's brachten, gefühlt haben, daß der Scenerie etwas abgehe. Gewiß! Die Bäume fehlen.

Und noch mehr, viel mehr fühlt dies der Reisende, welcher monatelang Gebiete durchstreift, ohne die rastlose Thätigkeit der Natur in ihren schönsten Werken wirklich sehen und bewundern zu können. Alle Berge sind kahl, die Thäler vollkommen entholzt, und wenn wir ein oder das andere Mal in einer Ortschaft einen treibenden Pappelbaum erblickten, so fand unser Staunen, unsere Verwunderung keine Grenzen.

Und jetzt mit dem Betreten der Provinz Kan-su wurde die Straße von einer Allee begleitet. Freilich sind die Bäumchen noch so jung und dürr, daß es schwer ist, sie als Weidenbäume zu erkennen, aber sie werden gepflegt, tagtäglich begossen und sind sogar zum Schutze gegen die gefährlichen Fröste mit Reisstroh umwunden.

Wie wir später erfuhren, gebührt das Verdienst eines solchen in China unerhörten Umschwunges in erster Linie dem leider schon verstorbenen General Pita-schen, welcher einen unberechenbaren Einfluß auf den Vicekönig Zo-zung-tang ausübte. Gewiß war sein Einfluß enorm, denn wie hätte sich sonst ein hoher Beamter dazu entschließen können, durch die Anpflanzung von Bäumen einem der größten Philosophen China's (wenn ich nicht irre, war es Confucius selbst), welcher die Ausrottung aller Bäume, „die doch nur das Heim der bösen Waldgeister und der Lieblingsaufenthalt aller wilden Thiere und Bestien sind", gebietet — geradezu entgegenzuhandeln!

Pita-schen war ein geborener Franzose. Schon in seiner Heimat berühmt als vorzüglicher Tambour, versuchte er nach seinem Abschiede das Glück in der Fremde. Er kam nach China und wurde, als die Engländer und Franzosen gegen Peking anmarschirten, mit Vergnügen von den Chinesen

engagirt, um ihnen einige abendländische Kriegskniffe zu verrathen. Wenn es ihm auch nicht gelang, seine Landsleute mit einem erschütternden Trommelwirbel von der Erstürmung der Landeshauptstadt abzuhalten, so avancirte er in Folge seiner sonstigen Verdienste dennoch zum General, und von ihm gingen in erster Linie alle Reorganisationsversuche in der Armee aus, die, so unbedeutend sie auch erscheinen mögen, immerhin seinen großen Wirkungskreis kennzeichnen.

Pita-schen heiratete auf Wunsch des Vicekönigs eine Chinesin, er lebte in seiner Familie wie jeder andere echte Chinese, aß Reis, Haifischflossen und Vogelnester mit elfenbeinernen Eßstäbchen, trank den Thee bitter, und da ihm trotz seines Alters noch ein prächtiger Zopf wuchs, war er nur an seinen horizontalen Augen von den anderen Eingebornen zu unterscheiden. Er konnte seine Heimat, die seine Befähigung zum General nicht gewürdigt hatte, so vergessen, daß er im vorhinein sich verschrieb, nie wieder zurückzukehren; das schöne Frankreich konnte er verleugnen, aber nicht — seine Weine. Nach seinem Tode fand man im Keller eine reichhaltige Sammlung aller edlen Weine Frankreichs. Sie brachte sicherlich den Grad des Heimwehs des verstorbenen Franzosen zum Ausdrucke.

Gegenwärtig steht nur ein einziger Europäer in ähnlichem Verhältnisse zu der chinesischen Regierung, ob er aber gleich dem Franzosen Pita-schen auch der chinesischen Jurisdiction untergeordnet ist, vermag ich nicht zu berichten.

Mr. Mesny ist ein geborener Engländer und von Beruf ein Büchsenmacher. Als chinesischer General und Director einer Werkstätte für die Reparatur und Neuerzeugung moderner Gewehre, soll auch er, die Sitten und Gewohnheiten des Landes strenge einhaltend, bereits eine Chinesin geheiratet haben. Wie ich vernahm, hat die Regierung seine Geschicklichkeit vollkommen anerkannt und entsprechend entlohnt. Seine monatlichen Gagebezüge allein betragen 600 Taël = 1900 fl.

Mr. Mesny begleitete vor einigen Jahren seinen Landsmann Capitän Gill auf einer Reise durch China und trug durch seine Stellung und die außergewöhnliche Kenntniß der Landessprache viel zur erfolgreichen Durch-

führung der Expedition bei. Jetzt befindet er sich wieder in seinem kleinen Arsenal zu Kwej-yang-fu in der Provinz Kwej-tschou. Alle anderen Europäer, die, und zwar ausschließlich in den Hafenstädten der Küste, entweder als Zollbeamte oder Instructoren der Soldaten der chinesischen Regierung dienen, stehen gleichsam nur in geschäftlichem Verhältnisse zu ihr, sie kleiden sich europäisch und unterstehen der Gerichtsbarkeit der heimatlichen Consulatsbehörden.

Einem Franzosen also (Pita-schen ist sein chinesischer Name) haben die Einwohner der Provinz Kan-su eine schöne, 10 Schritte breite Straße, welche wir bald als Kunststraße kennen lernen werden, zu verdanken, er erwirkte es, daß überall, woselbst kleine Flüsse den Weg durchschneiden, Holz- oder Steinbrücken erbaut wurden, deren Geländer mit roth-grünen Streifen bemalt wurde, wahrscheinlich den Lieblingsfarben des Vicekönigs. Er war es, welcher der Erste eine Straßenallee in China anlegte und den Bedarf an jungen Bäumen in den seitwärts der Straße angelegten Baumschulen großzog. Ob er aber auch den Auftrag ertheilte, jedes Straßenwirthshaus mit einer grün umsäumten, blaßrothen, dreieckigen Fahne zu kennzeichnen, darüber wußten die Leute keine Auskunft zu ertheilen: doch ist es wahrscheinlich. Die Straße ist von reisenden Händlern stark begangen, und die Zuckerbäcker, welche mit einem Tragbrette vor der Brust von Ort zu Ort wandern, machen gute Geschäfte. Ihre Erzeugnisse, in weißem Gerstenzucker und vorzüglichen Malzbonbons bestehend, fanden bei dem Umstande, als die mit Staub geschwängerte Luft alle Kehlen afficirte, reißenden Absatz.

Vor Kin-tschou, der ersten Stadt in Kan-su, verläßt die Straße wieder das Plateau und führt in tief eingeschnittenen Hohlwegserpentinen in das Thal, an dessen rechter Seite sie bis Ping-leang-fu verbleibt.

Als wir Kin-tschou verließen, kreuzte ein Leichenzug unseren Weg. Einige Musikanten eröffneten mit einem ergreifenden Liede ihrer verstimmten, schnarrenden Clarinetten den Zug. Hinter dem von vier Lastenträgern mittelst Bambustricke getragenen, massiven, braunen Holzsarge folgten die Leidtragenden. Sie waren in weiße Baumwollstoffe gekleidet; an Stelle der runden Kappe bedeckte ein — wie es schien — aus weiß angestrichenem Drahte geflochtener

Korb das trauernde Haupt. Jeden der leidtragenden Männer kennzeichnete überdies noch eine aus gleichem Gitterwerke verfertigte Laterne, die er über seinen Kopf erhoben trug.

Ein Schwarm alter Frauen, die für Geld und gutes Essen das Amt des Wehklagens übernommen hatten, jammerte und winselte in so ergreifender Weise, daß die meisten Hunde die Schweife einzogen und das Weite



Chinesischer Leichenzug.

suchten. Eine kurze Strecke weiter harrte bereits eine ungeduldige Gesellschaft in dem Wirthshause auf das Ende der Bestattung; dann kommen ja Alle, die jetzt ihrem Schmerze freien Lauf lassen, dorthin, um bei Schweinebraten und warmem Reisbranntwein das bewegte Herz zu beruhigen. Das Heulen bei solchen Anlässen gehört nur zum guten Tone, denn der Chinese ist Materialist im vollsten Sinne des Wortes. Selbst Leute, die es wissen, daß die Stunden ihres Lebens gezählt sind, verstehen es noch im letzten Augenblicke, dem Genusse Rechnung zu tragen. Es ereignet sich nicht selten,

daß ein zum Tode Verurtheilter noch in der letzten Stunde mit dem Scharfrichter eine Schale Thee trinkt. Trotzdem das blanke Messer zwischen ihnen liegt, übertreffen sie sich in Complimenten und Artigkeiten, und wenn es nun Zeit ist, an das Geschäft zu denken, bittet der Henker den Delinquenten noch um Verzeihung, „denn wenn er ihm nicht den Kopf abschlage, so müsse sein eigener fallen. So gerne er auch das Opfer bringen wollte, würde der Richter kaum damit einverstanden sein u. s. w.“



Verbrecher auf dem Transporte.

Eine solche Gleichgiltigkeit gegen Alles, was nicht mit der Gegenwart im engsten Zusammenhange stand, war auch in den Gesichtszügen einiger Delinquenten ausgeprägt, die von Ping-leang-fu nach Si-ngan-fu escortirt wurden. In Partien von je drei Mann waren sie durch schwere Eisenketten, die von einem Halsringe zu dem andern reichten, aneinander gefesselt, und ein nur mit einem Stocke bewaffneter Polizeimann begleitete je eine Partie. Trotz der empfindlichen Kälte waren die Gestalten nur mit Lumpen bedeckt; das aber kümmerte sie wenig, im heiteren Gespräche den bläulichen Dampf

aus den kurzen Pfeifen kühn in die Luft puffend, ergötzten sie sich an den gegenseitigen Erzählungen, ja sie fanden ihre Situation so sorgenlos, daß sie ihre helle Freude, uns zu sehen, in ungezügelter Heiterkeit kund gaben. Der Polizeimann theilte ihr Fühlen, und übertraf sie noch im Eifer, uns zu verhöhnen. Ich erfuhr später, daß die Räuber, welche sich bei ihrer Gefangennahme muthig vertheidigt hatten, nach Si-ngan-fu escortirt wurden, um dort vom Gouverneur Sin zum Tode verurtheilt zu werden. Nur bei schweren Verbrechen wird der Verurtheilte ohneweiters geköpft und der Regierung hierauf die Anzeige erstattet. Sonst ist es Vorschrift, daß jedes Todesurtheil dem Kaiser zur Bestätigung vorgelegt wird. Die Begnadigungsfälle stehen vereinzelt da. Im gewöhnlichen, inneren Rechtsleben kam eine Begnadigung, so viel ich erfuhr, noch niemals vor, jedes Todesurtheil erhielt durch das rothe Siegel des Kaisers (das Siegel repräsentirt den Abdruck der in rothe Farbe getauchten, kaiserlichen Finger) dessen Genehmigung.

Wenn in jüngster Zeit der zurückberufene chinesische Gesandte am russischen Hofe, in Folge des von ihm abgeschlossenen Vertrages — die Rückgabe Kuldscha's betreffend — zuerst zum Tode verurtheilt, dann doch begnadigt wurde, so verdankte er sein Leben nur dem Einflusse Rußlands, denn sowohl in den Regierungskreisen zu Peking, als in allen Classen des Volkes hörte man nur Eine Stimme des Volkes, und die lautete: „Tödtet ihn!"

In der Nähe der Stadt Ping-leang-fu wird das 800—1000 Schritt breite Thal von steil abfallenden Terrassen begrenzt, welche mit Korn, Weizen und Gerste bebaut sind; die Straße erreicht hier die ansehnliche Breite von dreißig Schritten. Und trotzdem genügte ihre große Fläche kaum für Alle, die aus und zu der Stadt wanderten. Da hieb ein Fuhrmann auf die Zugthiere seines Wagens, dort bildeten die Maulesel und Kameele zweier Caravanen einen verworrenen Knäuel, dort wieder suchte ein Hirtenknabe nach einem verloren gegangenen Stücke seiner mongolischen Schafheerde, und in dem Gesammtbilde der Verwirrung vernahm man das angstvolle Quicken und Grunzen getretener Schweine. Ohne weitere Erkundigungen einziehen zu müssen, konnten wir leicht errathen, daß in Ping-

leang-fu Markt abgehalten worden war. Unter den Heimkehrenden bemerkte ich viele Frauen; sie waren meistens hoch zu Roß und überließen die Führung des Maulthieres getrost dem Treiber. Ihre Trachten bekundeten größtentheils eine festliche Stimmung und verfehlten nicht, ein gewisses Interesse hervorzurufen, um so mehr, als die meisten Frauen die Gesichter des Staubes wegen mit einem schwarzen Schleier verdeckt hatten. Das dunkelblaue, mit hellblauen und weißen Stickereien verzierte Oberkleid contrastirte gar seltsam mit den hochrothen Pantalons, die bei der Art zu reiten (die Frauen reiten wie die Männer) mit einem Ueberwurfe nur halb verborgen wurden. Die kleinen Füße konnten die Steigbügel nicht erreichen und hingen in der Luft.

Schmuckgegenstände waren nur wenige zu bemerken. Sie bestanden aus einem großen Gold-, Silber- oder Messingringe, an welchem ein zweiter Ring aus Carneol oder Nephrit als Kettenglied angebracht ist. Die Haarfrisur gleicht einem zweispitzigen Jesuitenhut und steht vom Hinterhaupte oft einen Schuh weit ab.

Ping-leang-fu ist eine ziemlich große Staubstadt und zählt bei 60.000 Einwohner, von denen 5000 dem Soldatenstande angehören.

Vor dem westlichen Stadtthore erblickt man das neu erbaute, großartige Lehmfort mit zahlreichen Schießscharten und klaffenden Spalten, welche die Feindin aller atmosphärischen Feuchtigkeit, die Sonne, bereits in den Bau gerissen. Der crenelirte Rand des Walles ist weiß übertüncht, die Umfassungsmauer 10 Meter hoch und mit zahllosen Stangenlaternen versehen, deren Spitzen mit einem verdorrten Laubzweig und mit weiß-schwarz-rothen kleinen Fähnchen geschmückt waren. Im Innern des Castells erhob sich eine neue, achtseitige und acht Stockwerke enthaltende Pagode zu einer beträchtlichen Höhe. Gegenüber der Befestigung gab eine hohe, mit einem phantastischen Drachenrelief verzierte Wand einem Mönche Gelegenheit, den Inhalt unserer Börsen zu erleichtern.

Wir mußten fünf großartige Ziegelthore passiren, bevor wir die eigentliche Stadt erreichten. Auch sie war mit einem hohen und breiten Lehmwalle umgeben, welcher mit vielen hundert buntfärbigen Fahnen festlich

geschmückt war. Die breite Haupt- und Marktstraße, woselbst sich noch ein lebhafter Handel — hauptsächlich mit Cerealien und Früchten — abwickelte, führt in einer geraden Linie ziemlich parallel nahe der nördlichen Umfassungsmauer. Einige Soldaten promenirten dort oben mit schußbereiten Flinten. Anfänglich nahm ich an, es seien dies Schildwachen. Auf einmal aber bemerkte ich, wie einer die Lunte seines Gewehres zur hellen Gluth anfachte, das Gewehr anlegte — gerade in der Richtung gegen uns — der Schuß krachte, und mit freudigem Gekrächze flogen einige Raben von dem Dache eines nahen Hauses, denn die Kugel hatte das Ziel verfehlt. Ein zweiter Soldat wollte es besser machen, fehlte aber gleichfalls die fliehenden Vögel. Gewiß ein sonderbares und für die Einwohner keinesfalls anheimelndes Jagdvergnügen der Soldaten!

Wir hatten die Hauptstraße im Rücken und befanden uns im Officiers-Quartiere des Militär-Rayons der Kreisstadt. Ein jedes Amtslocal bildete für sich ein armirtes, größeres und ummauertes Holzgebäude, dessen Wände abwechselnd mit Kanonen, dann wieder mit bis zu den Zähnen bewaffneten Helden bemalt waren, und über dessen Wällen die scharfen Spitzen einer vollständigen Sammlung der verschiedenst gestalteten Speere und Lanzen drohend in der Sonne glitzerten.

Vor dem Eingange zu dem Yamen stand eine Geistermauer und vor dieser eine 8—10 Soldaten starke Thorwache. Immer mehr lichteten sich die Häuser und noch immer wußten wir nicht, wo wir übernachten würden. Endlich erreichten wir ein unscheinbares Wirthshaus und da hinein zog es unsere Leute und Maulesel. „In diesem elenden Hause bleiben wir nicht!" sagte Graf Széchenyi zu dem Dolmetsch. „Wo befindet sich das Kun-kwan? Melden Sie unsere Ankunft dem Futai!" (Futai heißt der höchste Beamte in einer mit Fu gekennzeichneten Stadt.) Anfangs versuchte der Dolmetsch in gelungener Rede alle die Vorzüge des Wirthshauses aufzuzählen, dann hatte er wieder erfahren, daß der Futai verreist sei, es wäre auch schon eine zu späte Stunde, ihn zu besuchen u. s. w., endlich aber rückte er mit der Wahrheit heraus: „Der Futai könne die Europäer nicht leiden, sein Kun-kwan gehöre den reisenden Mandarinen und nicht Fremden, die in seiner

Stadt nichts zu suchen hätten. Wir mögen in einem der vielen Wirthshäuser übernachten, denn er könne uns, weil wir einen Paß besäßen, nicht fortjagen, es würde ihn aber freuen, morgen zu erfahren, daß wir Ping-leang-fu verlassen hätten." Gegen solche Beweismittel half kein weiteres Ankämpfen, wir blieben im Wirthshause. Der Hof war sehr groß und gab mir in später Nachtstunde, als die anderen Gäste bereits schliefen, Gelegenheit, eine Breitenbestimmung der Stadt durchzuführen.

Graf Széchenyi hatte zwar projectirt, einen Tag lang in Ping-leang-fu zu rasten, unter den obwaltenden Umständen aber zog er es vor, dem Mandarin die Botschaft hinterbringen zu lassen, daß er ihm mit wahrem Vergnügen eine Freude bereiten wolle, und wir reisten weiter.

Je mehr sich am nächsten Morgen das Thal verengte, desto besser wurde der Zustand der Straße. Nicht allein, daß sie durchwegs beschottert war, so besaß sie nebst einem ganz soliden Unterbau auch kunstvolle Steinaufdämmungen und Brücken. Da wir nun wochenlang nichts Anderes gesehen hatten, als gelbe Erde, so mußten wir uns verwundert fragen, woher wohl das Material stamme? Die Antwort hierauf gab das Bild der Landschaft selbst, je weiter wir thalaufwärts marschirten.

Allmälig wurden die zerrissenen und durchfurchten Lößabstürze von nacktem Felsgesteine verdrängt, immer höher strebend, griffen die neuen Formationen in die flachen Abdachungen der Plateaux ein, und plötzlich befanden wir uns in den romantischen Schluchten einer Alpenlandschaft, in denen das reine, frische Wasser in der klaren, erfrischenden, stahlgrauen Farbe des Hochgebirges herabrieselte.

In der Entfernung von 10 zu 10 Li beherbergen Wächterhäuser die Soldaten, welche mit der Erhaltung und Instandsetzung der Straße betraut sind. Obwohl diese Häuschen sehr klein sind und das mit einer einzigen Oeffnung versehene Wohnzimmer nur einen Schlafkong als Möbelstück enthält, so fehlt doch niemals die Geistermauer, welche wie die weißgetünchten Wände des Hauses, entweder die in greller Farbenmalerei durchgeführten Bilder von feisten Soldatengestalten, von Waffenstücken (Gewehre und Spieße) oder von Rauchrequisiten und Eßwaaren zur Schau tragen. Vor vielen dieser Häuschen

steht rechts und links der Geistermauer ein aus weiter, weiter Ferne her-transportirter Tannenbaum, dessen Rinde bis zur Krone abgelöst wurde.

Recht hübsche, aus Bruchsteinen erbaute, buddhistische Klöster, die theils am Wege liegen, theils auf den felsigen Rückfallskuppen in die Höhe ragen, sowie einige in den Felsen gehauene Tempelgrotten erhöhen vielfach den Reiz der Gegend. Die enge Thalsohle ist mit niederem Dorngebüsch bedeckt, unter welchem eine ganze Schaar goldglänzender Fasanen friedlich neben ebenso vielen Elstern Schutz gegen den in dichten Flocken fallenden Schnee suchte, der bald die ganze Landschaft in blendendes Weiß einhüllte.

Mit einbrechender Nacht befanden wir uns in einem runden Thal-kessel, dem Ursprunge des Oating-ho. Wir übernachteten vor der Wasser-scheide des Wej-ho und Hoang-ho in Oating-ye, 1738 Meter über dem Meere.

Von unten gesehen, verrieth der Paß durchaus nichts von den Schwierigkeiten, welche mit seiner Erklimmung verbunden waren. Am nächsten Morgen aber, als wir bei einem schneidenden Nordwestwinde die Steigung begannen, lernten wir erst die Geheimnisse des Berges kennen. Die Straße läuft zwar in kunstvoller Anlage schlangengleich um die wie Zucker in der Morgensonne glitzernden Kanten und Vorsprünge der scharfen Rücken, aber ihre Steile bringt die stärkste Lunge zum Stocken. Nach zwei mühevollen Stunden continuirlichen Emporklimmens erreichten wir ein kleines Plateau, worauf die Priester eines stattlichen Klosters ein kleines Wirthshaus unter-halten. Nicht nur unsere Leute, sondern auch wir hielten hier an, um uns mit einer Schale heißen Thee's für die weitere Steigung zu kräftigen. Oben auf dem Sattel aber da blies die Luft eisig kalt von den schneebedeckten Kuppen des Zitja-ta-san herüber, des durchfurchten Gebirgsrückens, welcher nach Norden den Horizont im Halbkreise abschließt.

Der Gebirgspaß wird von den Chinesen Lo-pan-san genannt und befindet sich in 2606 Meter absoluter Höhe. Der Abstieg ist wo möglich noch steiler als der Aufstieg, und daher mag es auch rühren, daß die Kunst-straße auf dieser kurzen Strecke durch das abgewaschene Steingerölle von ihrer ehemaligen Bedeutung zu einem elenden, steinigen Wege herabgesunken ist.

In Long-tji-shien erfuhren wir die angenehme Nachricht, daß der Futai in Ping-leang-fu lebhaft bedauerte, uns nicht sein Kun-kwan zur Verfügung gestellt zu haben, und an alle unterstehenden Behörden (so auch in Long-tji-shien) strenge Weisungen erlassen hatte, die Mandarinhotels für unsere Unterbringung bereit zu halten.

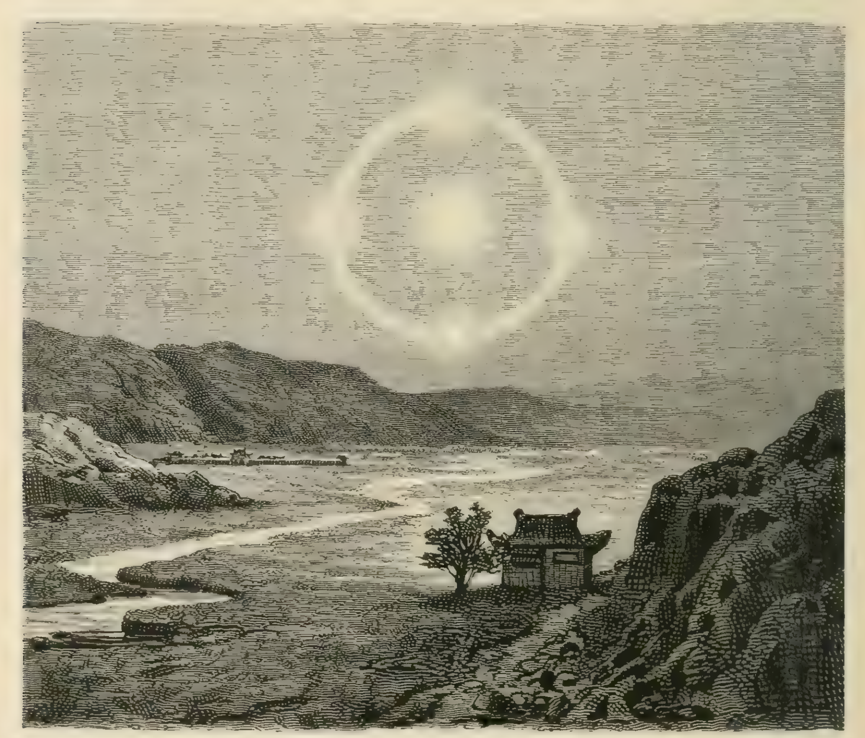
Doch wir sollten diese Wohlthat gleich bei der ersten Ausnützung büßen. Als wir nach dem anstrengenden Marsche uns des wohlverdienten Schlafes erfreuten, da nährten die Diener des Hotels, um die kalte Temperatur des Schlafgemaches einigermaßen zu heben, die letzten Restchen der verglimmenden, theuren Holzkohlen durch das Aufschütten von Steinkohlen mit vollen Händen. Es war ein Glück, daß die Fensterpapiere an vielen Stellen durchlöchert waren und die frische Luft durch die Spalten der Zimmerdecke und der Wandverschalung freien Zutritt erhielt. So konnten wir uns am nächsten Morgen noch vom Lager erheben, waren aber durch das ausgeströmte Kohlenoxydgas so betäubt, daß es langer, qualvoller Stunden bedurfte, die Nachwehen zu überwinden.

Die eigentlichen Lößplateaux lagen hinter uns; doch wenn auch partienweise die Urgesteine der steilen Gebirgsformen in scharfen Kanten über die Wellenlinien der Rücken und Hänge hervorragten, so wurden die Thäler doch noch immer von hohen und schroffen Lößwänden scharf markirt und begrenzt. Es hatte monatelang nicht geregnet und darum enthielten die vielen Hohlwege eine solche Masse angesammelten Staubes, daß man im vollsten Sinne des Wortes häufig unversehens bis über die Knie einsank.

Passirte eine Caravane solche Hohlwege, so schien es, als würde dort unten ein Feuer mit nassem Nadelholzreisig genährt; in solchen qualmgleichen Wolken stiegen die Staubmassen, die weite Umgebung verfinsternd, aus den Schlünden empor. Die Luft war mit Staub gesätrigt und trotz des wolkenlosen Himmels gehörte es zu den Seltenheiten, die Sonne zu erblicken. Gewöhnlich verrieth nur ein schwacher, blauer Schimmer am Himmel den Stand der Sonne.

Bei minder bewegter Atmosphäre, und zwar gewöhnlich in den Morgenstunden (während der Nacht legt sich der Wind), wenn die Sonne in rothverschwommenem Glanze über den Bergen im Osten stand, konnten wir oft

ihre Nebensonnen beobachten. Besonders an jenem Morgen, als wir die Stadt Sing-njing-tschou verließen. Das Schauspiel erregte allgemeine Bewunderung. Das blendende Hauptbild des Tagesgestirnes war von einem riesengroßen Dunstkreise (sogenannten Hofe) umgeben, der, nach außen zu immer dunkler werdend, an seiner Begrenzungslinie im Zenith und Nadir, am deutlichsten



Nebensonnen, gesehen bei Sing-njing-tschou.

aber rechts und links, die kleineren Nebensonnen in den feurigsten Regenbogenfarben zu tragen schien. Die rothen und violetten Farben derselben waren der Sonne zugekehrt. Jede dieser Scheiben war von einem Dunstkreise umgeben, welcher jenen der Sonne übergriff und schließlich gegen das Centrum hin zerrann.

Der Verkehr auf der Straße verrieth es deutlich, daß wir in einem von militärischem Geiste angehauchten Lande reisten. Jeden Tag begegneten

wir neuen Truppenabtheilungen, die von einer zu der andern der zahlreichen längs der Chaussée erbauten Militärbefestigungen marschirten. Ihre Adjustirung wich von der bereits bekannten Bekleidung nur insoferne ab, als die Umsäumung ihrer blauen Blousen, die mit Schafpelzen gefüttert waren, von gelber Farbe war, und die weiße Zielscheibe auf Brust und Rücken außer der Bezeichnung Ping (Soldat) noch den Truppenkörper, den Namen, das Alter und den Geburtsort des Betreffenden, sowie die Charge des Commandanten und den Garnisonsort enthielt. Einige Soldaten hatten außerdem auf der linken Brustseite einen kleinen runden Spiegel befestigt, der wie eine Tapferkeitsmedaille glitzerte.

Von einer Ordnung und Disciplin während des Marsches war auch nicht eine Spur vorhanden. Jeder Soldat wählte den Weg und das Tempo des Schrittes nach seinem Gutdünken, er schien absichtlich jeder Geselligkeit zu entfliehen, und so kam es, daß es immer eine Viertelstunde währte, bevor das Gros einer 40—50 Mann starken Abtheilung an uns vorübergezogen war. Dann aber folgten erst die Marodeurs, und häufig begegneten wir erst in den Nachmittagsstunden den Nachzüglern einer Truppe, welche wir am frühen Morgen gesehen. Die verrosteten Percussionsgewehre, mit welchen die Soldaten bewaffnet waren, stammten größtentheils aus Deutschland, doch erblickte ich auch ausgemusterte französische, englische, amerikanische und österreichische Waffen. Die deutschen Gewehre trugen auf der Schloßplatte die Firma Strauß und Herzberg.

Die militärischen Exercitien beschränken sich auf ein Minimum, und auch dann mangelt jedes System, um eine zweckentsprechende Abrichtung zu erzielen. Wenn hin und wieder die Besatzung eines Castells eine Nachmittagsstunde damit verbrachte, daß Einer nach dem Andern vor den Augen des Commandanten bei Trommelwirbel und Tschinellenschlag mit seinem Neptunspieße die heitersten Evolutionen durchführte, so glich die Uebung mehr einer vergnügungsreichen Tanzstunde, als einem militärischen Unterrichte.

Ich will hier hinzufügen, daß die Chinesen vielleicht das einzige Volk sind, welches das Tanzvergnügen als solches nicht anerkennt. Während meiner Reise in China sah ich nur einmal einen Knaben, der während der

Recitation eines Liedes unter fortwährenden Knixen abwechselnd einen Fuß hinter den andern setzte, ohne sich von der Stelle zu rühren. Selbst in den Theatern erreichen die gymnastischen Productionen niemals jene leichte Eleganz und rhythmische Geschmeidigkeit, als daß sie auch nur annähernd einem Tanze gleichen könnten. Doch ist es nicht der Tanz allein, welcher den Chinesen abgeht, noch etwas Anderes mangelt der bezopften Nation, etwas, das mit letzterem mehr oder minder im mittelbaren Zusammenhange steht, ein undefinirbarer Begriff, der schon so viel Glück und Unglück über Millionen von Menschen gebracht, der im Stande ist, alle Gefühle und Leidenschaften der Welt in sich zu vereinigen, der mehr zu sagen vermag, als alle nach den strengsten Regeln der Logik hergeleiteten Beweise: der Kuß.

Welche Mittel die chinesische Mutter gebraucht, um ihre Liebe zu dem Kinde auszudrücken? wie es der Jüngling anstellt, um der Erkorenen seines Herzens seine Gefühle zu verdolmetschen? wie die Frauen nach einer angenehm verplauderten Theestunde sich trennen? in welcher Weise der Sohn Abschied nimmt von seinen greisen Eltern, um als Beamter in der entferntesten Provinz des Reiches seinen Posten anzutreten — in den meisten Fällen ein Abschied für das ganze Leben? — Ceremoniell, verehrter Leser! Mit einem steifen Kniefall, mit einer förmlichen Verbeugung, mit einer phrasenreichen Rede; mit einem Kusse aber niemals. Das wäre unschicklich, ein Verstoß gegen jeden Anstand, und sagen wir es heraus, dem Chinesen ekelt es vor dem Kusse. Derselbe Mandarin, welcher sich so angelegentlichst um die Größe der Damenfüße in Europa erkundigte, war es, der, als er vernahm, daß man weit im Westen seine Zuneigung oft durch einen Kuß auszudrücken gewohnt ist, abermals mit einem der ganzen Welt verständlichen Worte antwortete: „Brr!“

Doch reisen wir weiter!

Wir befinden uns auf der Höhe eines Berges und erblicken in der breiten Thalöffnung zu unseren Füßen die in Staubwolken gehüllten, verschwommenen Umrisse einer freundlich gelegenen Stadt. Es ist An-ting-shien, unser Nachtquartier. In steilen Serpentinen führt die Straße zu dem plätschernden Flüßchen hinab. Wir besteigen die Pferde und erreichen nach einem

halbstündigen, scharfen Ritte auf der breiten, geraden, von jungen Pappeln umsäumten Straße die großen Thorthürme der hohen Umfassungsmauer. Ein Stadtdiener erwartet uns bereits und führt uns durch das Winkelwerk der von einer lärmenden Volksmenge belebten Gassen zu einem schmutzigen Wirthshause. Wir üben uns in der erlernten Gewohnheit, geduldig der Ankunft des Dolmetsches entgegenzusehen, denn Niemand ist im Stande, unsere Frage nach dem Kun-kwan der Stadt zu verstehen.

Endlich erscheint Sin, mit einem zweiten Stadtdiener. Der Dolmetsch, welcher schon beim Stadtthore die Nachricht vernommen hatte, daß uns der Bürgermeister das Mandarinshotel verweigern wolle, ruhte nicht früher, bevor er dessen Genehmigung zu dem Beziehen des begehrenswerthen Nachtquartieres erlangt hatte.

Kaum hatten wir den Hof des halbzerfallenen Kun-kwan betreten, so wollte die Volksmenge uns nachdrängen. Der Graf ließ das Thor absperren. Das Volk schrie und heulte in allen Tonarten. Als es aber erfuhr, daß sein Begehren, Einlaß zu finden, unberücksichtigt blieb, da versuchte es zuerst durch ein kräftiges Andrängen, endlich aber durch andere Gewaltmaßregeln, das Thor zu sprengen. Und richtig, es dauerte nicht lange, da flogen die Thürflügel krachend in den Hof. Wir befanden uns, mit dem Auspacken der Betten beschäftigt, in den armseligen Zimmern des Hauptgebäudes, und da wir mit derlei Ereignissen, die sich immer mit einem betäubenden Lärm abwickelten, schon vertraut waren, kümmerten wir uns nicht weiter um das Schreien und Toben, welches aus dem Hofe zu uns drang. Plötzlich stürzte der Dolmetsch mit aufgeregten Mienen zu uns in das Zimmer. Ihm folgten auf der Ferse einige fremde Soldaten, die sich ohneweiters auf die Stühle setzten und uns höhnend maßen.

„Was wollen diese Leute?“ frug Graf Széchenyi. „Was wollt Ihr?“ verdolmetschte Sin. Die Soldaten antworteten in einer langen Rede: „Das Kun-kwan gehört uns, Ihr seid nur unsere Gäste, wir wollen Euch und Euere Sachen sehen. Wenn wir Euch hier nicht dulden wollen, so müßt Ihr hinaus, denn da commandiren wir; das Haus gehört dem Vicekönige Zo-zung-tang, und er sowie wir sind Honan-Leute. Ihr aber seid nur Yang-kwei-tse!“

Wir konnten uns mit dem Gesindel in keine langen Auseinandersetzungen einlassen, darum halfen wir ihnen, sich ohne Abschiedsgruß zu entfernen.

Wir begaben uns in den Hof, wo sich die Militär-Escorte vergeblich abmühte, die bei dem offenen Thore eindringende Menschenmenge abzuwehren. Kaum bemerkten unsere Leute unsere Anwesenheit, da wuchs ihnen der Muth; die Rauferei begann. Der Commandant der beigestellten Militärbegleitung erfaßte den Rädelsführer (einen der Honan-Soldaten, die uns vorher besucht hatten) bei dem Zopfe und riß ihn unbarmherzig bald nach rechts, bald nach links. Einer der engagirten Diener benützte die günstige Gelegenheit, dem gefesselten Feinde seine Ueberlegenheit fühlen zu lassen, nahm einen kurzen Anlauf und sprang ihm mit dem Fuße in das Gesicht, so daß alsbald ein Blutstrom der Nase des Getroffenen entströmte. Wie mit einem Schlage war dessen Wildheit gebrochen, unter jämmerlichem Heulen wischte er sich das Blut über das ganze Gesicht. Ein anderer Diener hatte sich eines zerbrochenen Fensterrahmens bemächtigt und zerschlug damit den Kopf eines zweiten Soldaten, dessen Kehle er mit dem nervigen Arme an eine Wagendeichsel anpreßte. Im Thorwinkel lag eine raufende Gruppe im unzertrennlichen Wirrwarr auf dem Boden, und ein Dutzend Hände mühte sich im blinden Eifer ab, wuchtige Schläge auszutheilen. Es war eine Scene, die jeder Beschreibung spottet.

Während es des Grafen sonorer Stimme allmälig gelang, einigermaßen den Kampf zum Stillstande zu bringen, war der Dolmetsch mit einer Visitkarte zu dem Militär-Commandanten der Stadt geeilt, damit dieser Ordnung schaffe. Bald darauf erschien ein Unterofficier, welcher die blutenden Soldaten arretirte. Es gelang uns auch bald darauf, den Hof zu säubern, und wir beeilten uns, das zerbrochene Thor wieder in Stand zu setzen. Noch waren wir mit der Verspreizung der Flügel beschäftigt, da begann der Tumult auf der Straße von Neuem. Die Gefangenen waren mittlerweile von ihren Kameraden gewaltsam befreit und einem unserer Diener, der dem Zug folgte, bei dieser Gelegenheit alle Kleider vom Leibe gerissen worden. Das Gefühl der wiedergefundenen Freiheit eiferte die Soldaten zu neuen Gewalt-

thaten an, das zügellose Drängen nach Rache lenkte ihre Schritte, ein wüster Lärm, ein heiseres Schreien drang von der Straße in den Hof, und wer weiß, was noch geschehen wäre, wenn nicht die unerwartete Erscheinung des Generals plötzlich alle Kehlen zum Schweigen gebracht hätte. Als der Graf dessen Ankunft erfahren hatte, ließ er wieder das Thor öffnen und führte den Mandarin in die Localitäten des Kun-kwan.

Der General warf sich auf die Erde und war durch keine Ueberredung zu bewegen, die demüthige Begrüßung zu unterlassen. Er bat den Grafen, ihn den Uebermuth seiner Soldaten nicht entgelten zu lassen, es wäre sein Unglück, wenn Zo-zung-tang es erführe, wie die Gäste der Regierung in An-ting-shien insultirt worden seien. Der Graf versprach, zu schweigen. „Ich werde den Anstifter auf das strengste bestrafen. In wenigen Stunden schicke ich Euch seinen Kopf.“

Graf Széchenyi lächelte abwehrend: „Das wäre eine zu grausame Bestrafung. Eine solche Genugthuung verlange ich auf keinen Fall. Wenn sie den Soldaten das heiße Blut durchaus abzukühlen gedenken, so werden hiezu einige Streiche vollkommen genügen.“ „Gebt mir Euren Willen kund in Bezug auf die Anzahl der Hiebe!“ „Nun, zehn werden ihre Wirkung nicht verfehlen.“ Nachdem der General anstandshalber von dem servirten Thee genippt hatte, entfernte er sich, fortwährend sein Bedauern über den Vorfall unverhohlen kundgebend.

Wir saßen in den Abendstunden bei der Mahlzeit um einen gebrechlichen Holztisch, da wurde uns gemeldet, daß der bereits bestrafte Soldat erschienen sei, um sich für die „milde Strafe“ zu bedanken. Wie ganz anders sah der Mann aus, als vor einigen Stunden, wo seine laute Stimme noch das Geschrei der Anderen weit übertönte! Seine Arme umklammerten krampfhaft die Schultern zweier Kameraden, denn er vermochte nicht zu gehen, das Blut klebte an seinen Kleidern. An Geist und Körper gebrochen, sank er vor des Grafen Füße zu Boden, und unfähig, ein Wort zu sprechen, löste sich nur die Zunge zu erbarmenswerthen Jammerlauten, ein Thränenstrom durchnäßte die lehmige Erde. Sin verdolmetschte die Meldung des Generalen, der zufolge der Soldat 3000 Hiebe (in Wirklichkeit 300, das größte Züchtigungs-

ausmaß) erhalten habe. Dieser, wie ein zweiter Rädelsführer seien als Unterofficiere und Commandanten einer 8 Mann starken Abtheilung degradirt und mit dem Verluste des Hutknopfes bestraft worden; ferner bedauere der Stadtcommandant, in Folge des Wunsches des Grafen nicht in der Lage zu sein, uns, wie es die Vorschrift verlange, da bei dem Streite Blut geflossen sei, anstatt des lebenden Soldaten den Kopf desselben in einem Holzkorbe schicken zu können. Von Mitleid bewegt, ließ der Graf dem zerknirschten Soldaten ein Geldgeschenk verabfolgen, damit er die erlittene Züchtigung leichter ertrage. Das Militärgesetz schreibt bedeutend strengere Bestrafungen für die Soldaten als für das Civil vor; der Vollzug der Strafen erleidet aber vielfache Abänderungen in Bezug auf das Land, wo es in Anwendung gelangt, und die Abstammung der Soldaten.

Als wir am nächsten Tage die Stadt verließen, erhielt unser Diener, welchem während der Rauferei die Kleidungsstücke zerfetzt worden waren, und der in Folge eines gewaltigen Fußtrittes unfähig war, weiter zu marschiren, nebst einem Geldgeschenk von 10 Taël, auf Kosten des Generals einen Wagen bis Lan-tschou-fu beigestellt.

Während des Vormittags marschirten wir flußabwärts in dem breiten Thale des Tschang-kou-ho, dessen Gewässer bei dem starken Gefälle die Chinesen ohne große Mühe mittelst künstlich angebrachter Holzrinnen und Canäle auf die fruchtbaren Felder geleitet haben. In jedem Dorfe, und es sind deren viele über die fruchtbare Thalsohle zerstreut, befand sich ein Militär-Castell, deren Besatzung — in Folge der während der letzten Nacht erflossenen Befehle — bei unserem Erscheinen vollzählig ausrückte, um uns die angeordneten militärischen Ehrenbezeigungen zu erweisen. Freilich merkten wir auf den ersten Blick, daß der Gruß nur ein erzwungener war, doch die Kunde von der Bestrafung des Soldaten in An-ting-shien war mit Blitzesschnelle zu ihren Ohren gedrungen und die Furcht vor einer ähnlichen Bestrafung verschloß die zu neuen Insulten halb geöffneten Lippen.

Bei dem Dorfe Tschang-kou verließen wir das Thal und bogen unter einem rechten Winkel in eine Lößschlucht ein, deren Wasserscheide, Tscheda-ling, wir am nächsten Morgen in der Höhe von 2200 Meter überwältigten.

Bei meinem Berufe als Geograph der Expedition wurde es bei der schnellen Art des Reisens zur Nothwendigkeit, mir eine gewisse Fertigkeit der Auffassung anzueignen. Um nicht die Caravane aus den Augen zu verlieren, denn solche Ereignisse hatten für mich schon einige Male bei der Unkenntniß der Sprache recht unangenehme Nachwehen, blieb mir niemals genügende Zeit zum Ueberlegen und Klügeln. Gewöhnlich trachtete ich einen Vorsprung zu gewinnen. Ein nahezu nervöses Streben nach Zeitgewinn beflügelt meine Schritte; trotz der bedeutenden Morgenkälte gerathe ich alsbald in Transpiration, ein flüchtiger Blick nach der Höhe, die gewonnen werden muß, um einen ausgiebigen Ueberblick zu gewinnen, dann schlage ich die Augen zu Boden, um mich nach weiteren zehn Minuten durch die freudige Wahrnehmung überraschen zu lassen, es handle sich höchstens noch um einen einviertelstündigen, steilen Aufstieg. Ich gewinne schweißtriefend den Aussichtspunkt; eisigkalt umweht die scharfe Luft meine fieberhaft pulsirenden Schläfe; doch die Zeit drängt, und ich habe mich schon an einen mehrmonatlichen Schnupfen gewöhnt.

Bevor ich Wien verließ, sorgte ich in ausgiebiger Weise für das Zeichnenmaterial. Ich habe niemals bereut, mir für die Aufnahme ein starkes Kartenpapier, welches auf beiden Seiten in viereckige Quadrate von $^1/_2$ Centimeter Seitenlänge rastrirt worden war, mitgenommen zu haben, denn in dieser Weise enthielt jedes Blatt den nothwendigen Maßstab für die Entfernungen *).

Die Distanzen maß ich immer mit der Uhr. Wenngleich ich einen Podometer (Schrittmesser)**) zur Disposition hatte, so sah ich nur zu bald ein, daß ich mich auf das Instrument nicht verlassen konnte. Darum trachtete ich zuerst, meinen durch langjährige Uebung erprobten Schritt mit der Uhr

*) Bei dem Umstande, daß ich jeden Moment für meine Zwecke ausbeuten mußte, sorgte ich schon in der Placirung des Zeichnenmateriales gegen jeden Zeitverlust. Die Boussole trug ich in der oberen linken, das Aneroid in der oberen rechten und rechts und links in den unteren Westentaschen je eine Uhr. In den Rocktaschen befanden sich rechts die Bleistifte und das Radirgummi, links der Zeichnencarton.

**) Ein Uhrwerk, welches die zurückgelegten Schritte auf dem Zifferblatte ersichtlich macht.

und den chinesischen Li in Zusammenhang zu bringen. Weil ich jedoch im Durchschnitte nur die Hälfte des Weges zu Fuß, die andere Hälfte aber im Sattel zurücklegte, so war es meine nächste Aufgabe, einen mittleren Maßstab zu finden für die Länge der Strecken, die mein Reitpferd in einem gewissen als Einheit angenommenen Zeitraume, und zwar in den verschiedenen Gangarten zurücklegte. Anfangs stieß ich hiebei auf große Schwierigkeiten, da die Pferde jeden Tag gewechselt wurden. Später aber, als ich zwei Pferde für immer zugewiesen erhielt, erzielte ich bei der Anwendung meiner Maße staunenswerthe Resultate. Als wir z. B. nach einem fünfzehntägigen, kreisförmigen Marsche (täglich durchschnittlich 35 Kilometer) wieder den Ausgangspunkt erreichten, fand ich, daß meine mit der Boussole aufgenommene Marschlinie in Bezug auf den Anfangs- und Endpunkt nur um 10 Kilometer variirte.

Hatte ich nun einen Aussichtspunkt erreicht, so prüfte ich während einiger Minuten die Gegend, dann führte ich die Skizzirung des Berggerippes, des Fluß- und Wegnetzes im Umkreise durch. Alle jene Objecte, die ich schon Gelegenheit hatte, vorher mittelst der Magnetnadel (wobei ich öfters den Bleistift als Diopter verwendete) zu rayoniren, erhielten nun den ersten oder zweiten Schnitt, andere wieder wurden für solche Bestimmung in ihrer Direction durch einen Strich nebst der dazu gehörigen Profilzeichnung und Beschreibung vorgemerkt. Hatte ich die Arbeit mit der Anvisirung der zunächst am Wege liegenden Ortschaften, Klöster, Militärbefestigungen rc. beendet, so unterzog ich selbe einer eingehenden Controle, notirte den Barometerstand und trachtete dann durch einen forcirten Marsch den Frost von den Gliedern zu wälzen, um durch die Ueberflügelung der vorangeeilten Marschcolonne den nächsten Uebersichtspunkt so rasch als möglich zu erreichen. Ich machte aus meinen Aufnahmen, besonders den uns begleitenden Soldaten und Maulthiertreibern gegenüber, niemals einen Hehl, denn ich ging von der Ansicht aus, daß eine Verheimlichung ähnlicher Arbeiten viel früher Argwohn erregt, als ein offenkundiges Handeln. Ja, ich zeigte den Chinesen die Karten und versuchte ihnen die einzelnen Objecte zu erklären: „Das ist Si-ngan-fu, das Pin-tschou, das Ping-leang-fu, das Lan-tschou“.



Der Gebirgskamm Ma-ha-san.

In dieser Art befriedigte ich ihre Neugierde und erweckte ihre Langweile, denn sie verstanden die Zeichnung nicht und lächelten mitleidig.

Von dem Passe Tsche-da-ling erblickte ich zum ersten Male den mächtigen Gebirgswall Ma-ha-san. Sein theilweise mit Schnee bedeckter Grat erhebt sich wie eine isolirte, unüberwindliche Mauer zu der absoluten Höhe von 10.000 Fuß. Der Nordabhang fällt steil zum Hoang-ho hinab, während der Abfall der östlichen Felsschluchten durch die Vorlagerung der runden Lößgebirgszüge auffallend gemildert wird. Der ewige Schnee, welcher auf mehreren englischen Karten diesem Gebirge zugesprochen wird (wahrscheinlich in Folge der Beschreibungen nach chinesischen Quellen), schmilzt bereits im Frühjahre.

Noch zwei Tagemärsche trennten uns von Lan-tschou-fu am Hoang-ho, der Provinzial-Hauptstadt von Kan-su, und zwar zwei wenig anstrengende Märsche, denn es lag kein Berg mehr vor unserem nächsten Ziele.

Obwohl das kleine Nebenthal Sia-schie-zch-ho keineswegs steril genannt werden darf, so ist es trotz der vielen ruinengleichen Lößortschaften nur wenig bevölkert. Die meisten Dörfer sind verlassen und ihre niederen Umfassungsmauern bereits zur Hälfte in Staub zerfallen.

Die Wohnhäuser unterscheiden sich in einiger Entfernung nur sehr wenig von den cylindrischen Erdsäulen, die das Wasser von den zerklüfteten und zerrissenen Abstürzen der Thalwände in großer Anzahl abgesondert und weggeschnitten hat. Nebst den verheerenden Verwüstungen durch den Dunganen-*) Aufstand, war es wahrscheinlich der Mangel an gutem Trinkwasser und die große Mühe, die mit dessen Gewinnung verbunden ist, welche die Chinesen überzeugte, daß es anderswo doch noch besser sein könnte als hier, wo selbst die mit vieler Sorgfalt gepflegten Alleebäume bei dem Mangel an Regen und dem Ueberfluß an Staub zu Grunde gehen mußten. Von den Mühseligkeiten des Brunnengrabens zeugen am deutlichsten die vielen 5—8 Meter im Durchmesser breiten Löcher, die zu beiden Seiten der Straße und hauptsächlich in der Nähe der Ortschaften in schier unergründlicher Tiefe entgegengähnen.

Es ist ein Glück für die Bevölkerung, daß in den Dörfern kein Samschu verkauft wird, daß das Opium so theuer ist, und beziehungsweise

*) Chinesen mohamedanischen Glaubensbekenntnisses, auch Chwej-Chwej genannt.

wieder schade, daß in der ganzen Umgebung kein Raubwild haust (ich sah seit der Uebersteigung des Sin-ling-Passes nur einen Fuchs mit dunkelgrauem Pelze und vereinzelte Hasen), denn die Gruben, durch keine Verschalung und keine Bretter verdeckt, hätten schon so manches Leben verschlungen. Wer die trostlosen Dörfer, das zerbröckelte, gelbe Material der Ruinen, die verkümmerte Menschenrace, die kahle, todte Umgebung nicht sieht, kann sich das sehnsüchtige Drängen nach Abwechslung kaum vorstellen, welches ein mehrmonatlicher Aufenthalt in dem Lößlande ausnahmslos in dem Fremden hervorruft.

Ich will nichts erzählen von dem unstillbaren Sehnen nach reinen Händen, in deren durch die Trockenheit der Luft zerrissenen Flächen der Staub sich als unausrottbare Tätowirung eingefressen hat, nichts von dem Ekel vor den von Ungeziefer aller Art wimmelnden Bettstellen, nicht von der Sehnsucht, wieder einmal ein Glas reinen Trinkwassers zu den durstigen Lippen zu führen; nein, das sind Entbehrungen, die jedem Forschungsreisenden auferlegt sind; doch der halb unbewußte Vergleich zwischen saftig grünen Landschaften, in deren himmelstrebenden Wäldern eine Schaar gefiederter Sänger ihre Lieder zwitschert, in deren plätschernden Flüssen das zitternde Spiegelbild der Sonne erglänzt, zwischen einer Landschaft, die wirkliches Leben ausstrahlt, und diesem erstorbenen Staubbilde, wo selbst ein Mistkäfer zur Seltenheit wird, dieser Vergleich erzeugt Apathie, Stumpfsinn und Gleichgiltigkeit.

Der Menschenschlag ist klein und schwächlich und stimmt vollkommen mit dem Gesammtbilde des von der Natur so stiefmütterlich bedachten Gebietes überein. Es scheint, als existire hier überhaupt keine Jugend. Schon die Kindergesichter sind runzelig, vergebens späht man nach rothen Kinderwangen, man begegnet nur wachsgelben, blassen.

Schon im zarten Alter verrichten sowohl Knaben als Mädchen schwere Feldarbeiten. So entwickelt sich bei dem gänzlichen Mangel aller Jugendfreuden bald der frühzeitige Ernst, welcher im Kampfe um die Existenz bald in heimtückischer Verschlagenheit, bald im offenen Betruge dem Stärkeren zum Siege über seine Concurrenten verhilft.

Das weibliche Geschlecht ist bereits im Mädchenalter häßlich. Die ihnen eigenthümliche Eitelkeit, die möglichst kleinsten Füße zu erzielen, reicht so weit, daß sie schon von dem Knie an die Wade durch Faschenbänder einzwängen; diese gewinnen endlich solche Dimensionen, daß sie dem Geiste des Gouverneurs in der Oper „Don Juan“ zur Ehre gereichen könnten. Der Effect wird noch erhöht, wenn in der Wadenmitte ein zollbreiter Streifen frei bleibt und das Bein wie ein altes Strumpfband hervorblickt. Wenn viele der Frauen schließlich noch solche Camaschen tragen, die, sich nach abwärts erweiternd, den Schnitt der mexikanischen Pantalons nachahmen, so erscheinen die verkrüppelten Füße wie Pferdehufe; alles dies vereint, zeigt trotz der Anwendung exaltirter Toilettenkünste, die große Inferiorität der chinesischen Frau in Geschmackssachen.

Ackerbau und Handel mit Feldfrüchten liefern den Leuten die Mittel zu ihrer kummervollen Existenz. Die Felder produciren kopfgroße Wasserrüben, Weizen, Hirse, Erbsen (von schwarzer Farbe und bedeutend größer als die unseren), Linsen u. s. w. Außerdem liefern die in den Ortschaften angepflanzten Birnbäume noch schönere Früchte als in Pin-tschou. Wallnüsse gibt es in Hülle und Fülle.

Eine Fruchtspecialität sind die chinesischen Tsu-tse. Schon in Schanghai bemerkte ich, daß als Dessert Früchte servirt wurden, die in Gestalt und Farbe vollkommen den Paradiesäpfeln glichen, und konnte mich nicht genug wundern, daß den Früchten, die ich wirklich für rohe Paradiesäpfel hielt, von den Engländern so zugesprochen wurde. Ich hätte damals um keinen Preis eine solche Frucht verkostet. Erst in der Provinz Kan-su kam ich auf das Geheimniß. Eines Tages setzte uns der Koch eine Schüssel getrockneter Früchte vor, die ich dem Aussehen und dem Geschmacke nach für Faßfeigen hielt. Doch die Samenkerne stimmten nicht mit meiner Annahme überein. Nach diesen zu urtheilen, hätte ich soeben einen Kürbis verspeist haben müssen. Es war aber ein Tsu-tse, die Frucht eines jener Bäume, die über ganz China verbreitet, mit Recht den ersten Rang unter allen Obstbäumen beanspruchen dürfen. Sie erreichen die Höhe unserer Apfelbäume, denen sie in Bezug auf äußere Eigenthümlichkeiten vielfach gleichen. Die Früchte reifen

in den höheren Breitegraden im Monate September in ausgiebiger, ja reichlicher Menge. Wie schon erwähnt, sind sie dann von reifen Paradiesäpfeln kaum zu unterscheiden. Da sie eine längere Aufbewahrung nicht vertragen und bald faulen, so versuchen die Chinesen durch das Abpflücken der Früchte im unreifen Zustande und künstliches Reifen die Saison derselben zu verlängern. Jene Früchte aber, welche trotz der starken Nachfrage dennoch übrig bleiben, werden zuerst ausgepreßt und dann in Fässer verpackt; der Zuckerstoff scheidet sich theilweise aus und setzt sich wie bei den gepreßten Feigen an der Oberfläche in Gestalt kleiner Krystalle an. Der Geschmack der Frucht sowohl im reifen als conservirten Zustande kommt dem der italienischen Feigen sehr nahe.

Die Chinesen behaupten, daß sich die Fortpflanzung der Bäume durch Samen sehr schwer durchführen lasse, und bis jetzt muß ich dieser Ansicht beistimmen, denn alle Versuche, den mitgebrachten Samen zum Keimen zu bringen, schlugen mir fehl.

An Hausthieren züchten die Bewohner der Lößlandschaften Büffel und eine kleine, schwächliche Rindviehart, die sich durch einen kleinen Höcker von den mitteleuropäischen Arten unterscheidet. Die Kühe werden niemals gemolken, weil die Chinesen weder Milch noch Butter genießen, in der Meinung, solche Nahrungsmittel verdummen den Menschen. Die erwähnten Thiere werden nur als Zugkräfte und zum Bebauen der Felder — die Büffel vorzugsweise auf den unter Wasser gesetzten Reisfeldern verwendet. Sonst finden wir noch mongolische Schafe, Maulthiere und Esel in großer Anzahl; Pferde aber nur sehr wenige in den Stallungen und auf den Weideplätzen der wohlhabenden chinesischen Bauern. Während in den südlichen Provinzen die Hunde von einem Wolfe wenig verschieden sind, ja von uns mitunter, wenn eine derartige herrenlose Bestie über Stock und Stein das Weite suchte, mit einem solchen verwechselt wurde, so nähern sie sich in der Provinz Kan-su edleren Racen. Außer großen und starken Exemplaren, die im Körperbau und der Behaarung mit den Neufoundländern verwandt zu sein schienen, gewahrte ich auch kleine, zottige Pintsche, sowie Dachshunde mit unverhältnißmäßig großem Kopfe. Daß die Landschaft auf das Gedeihen der

Hunde einen günstigen Einfluß ausübte, bewiesen die Repräsentanten der gemeinen, chinesischen Race, denen, wie den mongolischen Schafen, ein Fettschwanz wuchs. Alle Hunde attaquiren unter lautem Bellen das Fremdartige, sind aber dafür durchwegs feige, denn sie weichen dem festen Blicke und suchen ihr Heil in der Flucht.

Katzen bemerkte ich sehr wenige. Der Gestalt nach übertreffen sie die europäischen an Größe. Die Färbung der Haare ist entweder lichtgelb mit dunkelbraunen Streifen oder grau mit schwarzen Streifen, die der Füße meistens weiß. Ich hörte einige Male erzählen, daß den chinesischen Katzen nur ein zwei Zoll langer Schweif wachse; wie ich nun im Lande vernahm, hat das seinen guten Grund darin, daß den jungen Thieren sofort nach der Geburt der Schweif bei der Wurzel abgehackt wird.

Jede größere Wirthschaft sieht strenge darauf, daß sich die Schaar des Geflügels (Hühner, Enten und Gänse, letztere mit schwarzen oder rothschwarzen Schnäbeln und einem knopfartigen Aufsatze am Vorderkopfe) von Jahr zu Jahr vermehre. Nur die ältesten Exemplare, welche die Kunst des Eierlegens bereits verlernen, sterben eines gewaltsamen Todes. Tagelang muß dann das Fleisch in siedendem Wasser kochen, bevor es genießbar wird. Auch uns war es beschieden, mitzuhelfen, die alten Hühner des Landes zu verzehren.

Die Chinesen zeigen eine besondere Vorliebe für die Tauben. Zu Hunderten sieht man die niedlichen Thiere, entweder in Schwärmen für sich, oder in Gesellschaft der Raben die Luft beleben. Das Merkwürdigste aber ist, daß man den Flug der Tauben hört, ohne sie zu sehen. Das rührt daher, daß die Chinesen auf dem Halse der Tauben ein leichtes Bamburöhrchen befestigen, in welchem sie vorher einige Löcher aushöhlten. Während des Fluges bringt die Luft die kleinen Instrumente zu einem so starken, summenden Tönen, daß man oft das Auge anstrengen muß, um den hoch oben in der Luft fliegenden Schwarm wahrnehmen zu können. Es ist dies eine Vorsichtsmaßregel zum Schutze der Tauben gegen die Angriffe der verschiedenen Raubvögel, die durch das Geräusch erschreckt, es selten wagen, die Thiere anzugreifen.

Um nun vollkommen gerecht zu sein gegen die Vogelwelt, welche in der Nähe des Hoang-ho die Luft belebt, so will ich in Kurzem die Gattungen nennen, die ich überhaupt zu sehen Gelegenheit hatte: Steinadler und bärtige Geier; verschiedene Arten von Finken, Zaunkönige, Drosseln, Meisen; Kukuke, Wiedehopfe, Steinschwalben und Mauerschwalben; Elstern und Raben in großer Zahl; Haus- und Felstauben, Rebhühner, gewöhnliche und Ohrfasanen. Im Zuge waren im Monate Februar begriffen: wilde Gänse und Enten, verschiedene Reiher- und Kranicharten, weiße und schwarze Störche, Trappen.

Besonders waren es letztere Vögel, deren Jagd das Angenehme mit dem Nützlichen vereinigte. Bei bedeutender Größe derselben mußten sie mit Kugeln geschossen werden, und das schmackhafte Fleisch behob gewöhnlich die Nahrungssorgen für einige Tage. Sowie die Gänse oft in Gesellschaft von mehreren Hunderten ihre Reise bewerkstelligten, so begegneten wir auch den Trappen nur in stärkeren Zügen. Ihr Flug ist schwerfällig und niemals von langer Dauer. Bei ihrer Wanderung halten sie sich regelmäßig an den Lauf der Flüsse und finden ihre Nahrung in den Samenkörnern der bebauten Felder. Der Jäger kann ohne Weiteres bis auf hundert und noch weniger Schritte anschleichen, und findet schon deshalb günstige Gelegenheit, sich auch ein zweites oder drittes Mal auf Schußdistanz zu nähern, weil die Thiere in Folge ihrer Schwere geraume Zeit zum Auffluge benöthigen.

Wir wanderten beständig, und zwar bald am rechten, bald am linken Ufer des kleinen Nebenflusses des Hoang-ho auf der Thalsohle, welche stellenweise die Breite von 4000 Schritten erreicht. Während am linken Ufer ein 20—25 Meter hoher Ravin, als Absturz eines 600 Schritte breiten Plateau's den Uferrand des 800 Schritte breiten Flußbettes bildet, sind die rechtsseitigen Ufer nur 6 Meter tief eingerissen. Die Höhen sind gänzlich baumlos und von schmutzig-gelber Farbe. Nur die Berglehnen am rechten Ufer zeigen, wenn sie unmittelbar zum Flusse abfallen, eine schwache, grasgrüne Färbung. Sie saugen die Wasserdünste begierig auf, ohne den Nachbarbergen etwas zukommen zu lassen.



Das Thal des Hoang-ho vor Lan-tschou-fu.

Bevor man zum Hoang-ho gelangt, verengt sich das Thal, und es ist rathsam, vom Fahrwege, der im steinigen Flußbette weiterführt, abzuweichen, um den nördlich gelegenen Reitweg über einen kleinen Sattel einzuschlagen. Während der Reisende noch immer erwartungsvoll nach dem „gelben Strome" späht, befindet er sich schon in dessen Bereiche. Der Strom ist an dieser Stelle von imposanten Granitwänden eingeengt, die sich nach Norden zu, wo er den scharfen Bug ausführt, zu einer düsteren, romantischen Felsschlucht verengen. Gegen Westen öffnet sich das Thal zu der Breite von 400 Schritten. Das Strombett ist vor dem Felsthore nicht breiter als 160 Schritte und wird auf beiden Seiten von 25 Meter hohen, felsig zerklüfteten, senkrecht abfallenden Uferrändern begrenzt. Der Fluß war zugefroren und die Eisdecke nur in der Richtung des Stromstriches stellenweise durchbrochen; das Wasser des Flusses besaß hier noch nicht jene gelbe Farbe, welche dem Flusse den Namen gab, sondern war schön stahlgrau.

Bis zu dem lieblichen Dorfe Dun-kwan-pu wechselt die Breite des Thales noch einige Male; die Straße verläßt sodann dasselbe und schmiegt sich in steilen Windungen den schroff abstürzenden Gebirgshängen an.

Zehn Li vor Lan-tschou genossen wir von der Höhe eines Plateau's aus den wundervollen Anblick der großen Thalebene der Hauptstadt, welche von den unzähligen Armen des Stromkönigs durchfurcht, weit und breit den Ruf beneidenswerther Fruchtbarkeit genießt. Ein vorzüglicher Tabak gedeiht auf den mit Steinen (behufs Vermehrung der Bodenwärme) belegten Feldern. Tausende der Einwohner von Lan-tschou finden ihren Lebensbedarf in der Anpflanzung des Tabaks, seiner Präparirung und Versendung. Ebenso wie die Tabakpflanzungen, sind die Melonenfelder absichtlich mit Steingerölle bedeckt, und wir werden, wenn wir nach einem halben Jahre die Ebene wieder betreten, die Resultate dieses Gebrauches kennen lernen.

XIV.

Von Lan-tschou-fu nach Liang-tschou.

Die Stadt Lan-tschou-fu. — Chinesische Handelsleute. — Unser Quartier. — Ein Besuch beim Futai. — Wie hohe Beamte bestraft werden. — Erzählungen des Pater Jansen. — Tuchfabrikation. — Ein opiumrauchender General. — Etwas Näheres über das Opium. — Die Bevölkerungs-Verhältnisse China's. — Neue Reitpferde. — Die Uebersetzung des Hoang-ho. — Landschaftliches. — Salzsalinen. — Der Ping-fan-Fluß. — Leckerbissen der Chinesen. — Unsere Diener. — Wir kreuzen Prschewalski's Route. — Der Nan-san-Paß. — Der erste Blick in die Wüste. — Allgemeine Beschreibung derselben und deren Bewohner. — Fauna und Flora. — Geschichtliche Daten. — Lebensweise und Reiseart in der Wüste. — Die Lage von Kulang-shien. — Vergiftungs-Symptome. — Die Luftströmungen. — Benehmen der Chinesen bei unserem Erscheinen. — Der Weg durch die Wüste in Bezug auf zukünftige Eisenbahnen. — Die Stadt Liang-tschou. — Eine Theater-Festvorstellung.

Schon von ferne erblicken wir die Mauern und Thorthürme der Hauptstadt, welche am rechten Ufer des Hoang-ho recht malerisch gelegen ist. Im Norden der Stadt erheben sich die felsigen Gebirgskuppen 2—3000 Fuß über den Strom; die runden Ausläufer der Gebirge verflachen sich gegen die Ufer, wo sie durch die Anlage von zahlreichen Ortschaften und Tempeln an landschaftlichem Reiz gewinnen. Im Süden reicht eine langgestreckte Gebirgsnase, eine Abzweigung des Ma-ha-san, bis zu den Stadtmauern; ihre Rückfallskuppen sind durch die Erbauung einiger viereckiger Thürme, welche sich am grau-blauen Horizont scharf markiren, für die Vertheidigung der Stadt gekrönt worden.

In einer Stunde hatten wir, auf der in der Thalebene an Breite gewinnenden Straße unsere Reise fortsetzend, das erste Thor der aus dem Hauptvierecke der Stadt rechteckig hervorspringenden Ostvorstadt erreicht.

Lan-tschou-fu, eine der bedeutendsten Städte im Innern China's, liegt unmittelbar am rechten Ufer des Hoang-ho. Die Einwohnerzahl wird nach meiner Schätzung eine halbe Million kaum überschreiten. Die 40.000 Häuser der Stadt sind meistentheils aus Holz erbaut, und die wenigen aus Stein oder Ziegel errichteten Häuser der reichsten Kaufleute sind zu zählen. Die Hauptstraße führt in einer Länge von 3000 Schritten, parallel zur Stadtmauer durch die Stadt. Die andern Gassen laufen entweder mit dieser parallel, oder durchkreuzen sie unter einem rechten Winkel. Dadurch gewinnt die Anlage der Stadt einen regelmäßigen, harmonischen Charakter, der um so wohlthuender hervortritt, als das prachtvolle Pflaster der Straßen und Gassen theils aus Granit-, theils aus glatten Marmorplatten besteht. Lan-tschou-fu ist keine arme Stadt. Das bemerkt der Fremde sogleich, sobald er die Hauptstraßen betritt, an der großen Zahl der Geschäftslocale, in welchen die behäbigen Gestalten der Verkäufer vollauf zu thun haben, um die Kunden zu befriedigen, welche von allen Seiten herbeiströmen.

Seidenstoffe, Seidenstickereien, Holz- und Steinschnitzereien, Silber- und Nephritschmuck, Messing- und Eisengefäße, endlich Feldfrüchte, Obst, Tabak und Thee sind die gangbarsten Handelsartikel der Stadt.

Alle chinesischen Verkaufsläden sind nach außen zu in der ganzen Breite offen und von der Straße nur durch ein etwas erhöhtes Trittbrett und einen langen, schmalen Auslagstisch abgesondert. Der Händler nimmt es durchaus nicht übel auf, wenn man sich eine Stunde lang damit beschäftigt, seine Waaren zu betrachten, ohne etwas zu kaufen; bemerkt er aber, daß man für irgend ein Stück ein besonderes Interesse zeigt, so kann man erwarten, daß im Preise auch die Liebhaberei taxirt wird, und das Feilschen zu keinem den Käufer befriedigenden Resultate führt. Man thut dann gut, dem Kaufmann einen Gegenpreis anzubieten und ohne auf dessen verächtliches Lächeln weiter zu achten, fortzugehen. Ist dieser Preis im Verhältniß zur Waare ein nicht allzu geringer, so kann man sicher sein, sie — wenn auch nicht am nächsten, so doch am zweiten Tage zugestellt zu erhalten.

In allen Handelsgeschäften repräsentirt sich der Chinese, besonders dem Europäer gegenüber, als Gentleman; er zeigt ein unbedingtes Vertrauen,

und wenn auch seine innersten Gedanken immer den größtmöglichen Gewinn anstreben mögen, so contrastirt besonders die äußere Abwicklung der Geldgeschäfte mit der angeborenen Habsucht des Volkes in seltsamer Weise.

Pünktlich in der Ablieferung der Waare, reell in allen Arbeiten, genau in den Rechnungen, versteht er die Kunden noch durch die Geduld zu befriedigen, mit welcher er auf die Bezahlung wartet. Der Chinese wird nur dann für ein Darlehen einen Schein verlangen, wenn er durch die Erfahrung zum Mißtrauen gezwungen wurde.

Wenn wir nun insgesammt die chinesischen Handarbeiten betrachten, als z. B. Holzschnitzereien, Ciselirarbeiten, Steinschleifereien &c., so steht (an Ort und Stelle) der niedere Preis nicht im geringsten Zusammenhange mit der verbrauchten Mühe und der künstlerischen, sich auf das kleinste Detail erstreckenden Genauigkeit der Arbeit.

Solche Resultate, die in Europa mit Gold aufgewogen werden müßten, wenn sie überhaupt zu erzielen wären, sind nur erreichbar, wenn eine genügende Anzahl anspruchsloser und genügsamer Kräfte vorhanden ist. Und in der That, an solchen Künstlern ist in China kein Mangel. So wie Millionen von Menschen in jenem Lande zufrieden, heiter und glücklich sind, die Tag für Tag ihren Nacken unter centnerschwere Lasten beugen, wenn sie dadurch nur den nöthigen Reis, einige Schalen Thee und den erforderlichen Tabak für die Wasserpfeife erwerben können, so schneiden, schnitzen und schleifen wieder andere Millionen tagtäglich an den erdenklichsten Kunstwerken, denen eine unermüdliche Phantasie immer neue Formen und Gestalten zu verleihen vermag. Eine enorme Concurrenz drückt den Werth der Arbeit herab; der Einzelne fühlt, weil er von seinem Vater und Großvater nichts Besseres erzählen hörte, kein Bedürfniß nach einer höheren Entlohnung; und weil schließlich in dem großen Reiche weder Luxus noch Liebhaberei und Leidenschaft solche Wurzeln gefaßt haben wie in Europa, so kann China mit vollstem Rechte das Reich der Genügsamkeit genannt werden. Der geringe Lohn läßt dem Arbeiter nicht Zeit, darüber nachzudenken, wie es anders sein könnte, sondern treibt ihn nur zu regerer Thätigkeit an, rastlos arbeitet er für seinen Herrn, ohne in Erwägung zu ziehen, daß dieser durch seinen

Schweiß zum reichen Manne wird; er zieht keine Vergleiche zwischen der ungleichen Vertheilung des Eigenthums, sondern construirt vielleicht mehr instinctiv eine scharfe Grenzlinie zwischen der Macht des Goldes und der schwachen Kraft ohne Mittel.

Der müßiggehende Arbeiter muß und wird in China verhungern. Wenn zwei Arme den Dienst verweigern, so ersetzen am nächsten Morgen zwanzig andere die verlorene Kraft. Daher stammt die Selbstlosigkeit und Bescheidenheit vom chinesischen Lastenträger angefangen bis zum Künstler. Diese Tugenden sind eingewurzelt, sie sind angeboren. Und wenn z. B. in Californien jüngst die amerikanischen Arbeiter vorderhand vergebliche Anstrengungen machten, die massenhaft eingewanderten fleißigen, unermüdlichen und wohlfeilen Chinesen des Landes zu verweisen, weil sie neben denselben zu Grunde gehen müssen, so beweisen diese Factoren der Volksbewegung in erster Linie doch nur die grellen Gegensätze zwischen der bescheidenen Genügsamkeit der Chinesen und den verfeinerten Ansprüchen der Amerikaner. Weiter greifende Resultate werden schwerlich erzielt werden können, wenn nicht der Amerikaner die zunächst liegende Abhilfe in's Auge faßt, und diese heißt: Anschmiegung an die Verhältnisse, richtige Würdigung der Concurrenz.

Die meisten ausgewanderten Chinesen kehren nach mehreren Jahren wieder zurück. Sie verstanden es, so zu sparen, daß sie durchwegs den Ruf genießen, vermögende, ja reiche Leute zu sein.

Doch kehren wir zu unserer Erzählung zurück. Unser Quartier, ein im höchsten Grade verwahrlostes Wirthshaus, lag in der Mitte der Stadt. Bei dem großen Menschengedränge in der Hauptstraße bereitete das Abladen des Gepäckes große Schwierigkeiten. Trotzdem die Wagen von der Militär-Escorte bewacht wurden, machten dennoch zwei zerlumpte Bursche den Versuch, einige Kleidungsstücke zu stehlen. Sie wurden bei der That ertappt. Ohne einen weiteren Proceß zu machen, wurden sie auf der Stelle mit einigen Hieben bestraft. Es wäre uns auf jeden Fall angenehmer gewesen, in einem entlegenen Stadttheile zu wohnen. Bis in die spätesten Abendstunden wurden unsere Zimmer nicht leer. Ein gewaltsames Abwehren der

unermüdlichen Besucher hatte nur einen momentanen Erfolg, denn vor dem Hausthore war die Straße von einer tausendköpfigen Menschenmenge abgesperrt, die mit unwiderstehlicher Neugierde den Einlaß in das Wirthshaus anstrebte.

Der Wirth war in Todesängsten; bald versuchte er den Pöbel mit einer sanft angehauchten Rede zu beschwichtigen, erntete aber nur Hohn und spöttisches Gelächter; bald trat er vor uns hin mit der jammervollen Bemerkung, er wisse sich nicht mehr zu helfen, sein Haus werde noch zertrümmert werden. Endlich ließ er das Thor absperren und es trat allmälig Ruhe ein.

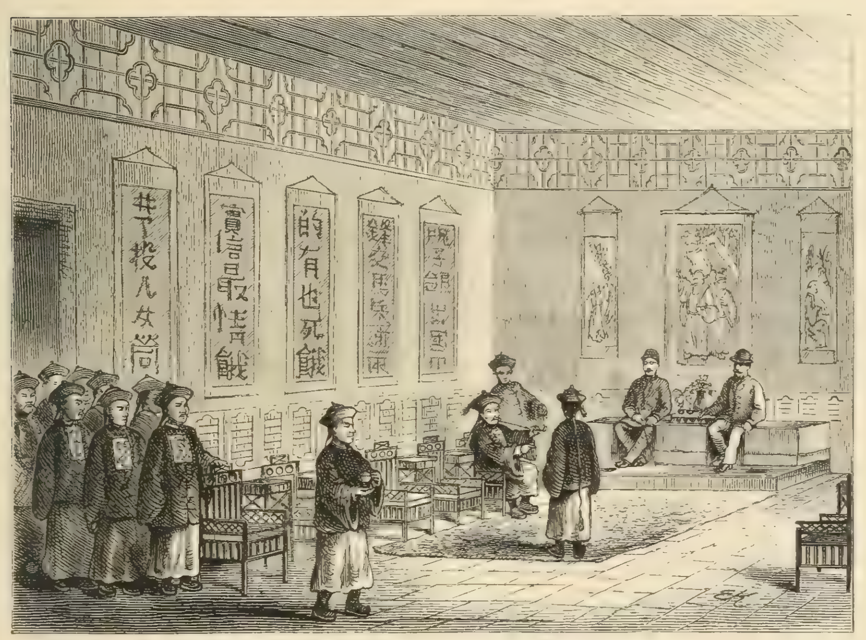
Am nächsten Morgen besuchten wir den Stellvertreter des Vicekönigs der Provinz Kan-su. Lan-tschou-fu ist zwar die eigentliche Hauptstadt der Provinz, doch seit der Besetzung von Kaschgar durch die Chinesen residirt der Vicekönig abwechselnd drei Jahre in Su-tschou und in Lan-tschou-fu. Von einer unübersehbaren Menschenmenge begleitet, die aus allen Theilen der Stadt herbeigeströmt war, um uns zu sehen, legten wir den kurzen Weg zum Yamen zu Fuß zurück. Wir mußten vor dem Hauptportale des Amtsgebäudes, gedrängt und gestoßen von den Neugierigen, eine geraume Zeit warten, bevor sich die mit abschreckenden Heldengestalten bemalten Bretterflügel unter dem Begrüßungsgeschrei des Hofstaates und dem Abfeuern einer dumpfen Kanonensalve angelweit öffneten.

Unter der Führung eines Mandarins, welcher unsere Visitkarten trug, passirten wir drei große Vorhöfe. In dem ersten Hofe standen vier mächtige Holzsäulen mit Papierlaternen, in dem zweiten befanden sich 15 Geschütze verschiedener Größe, die zum Schutze gegen Staub und Wetter mit einem Leinwandüberzuge bedeckt waren, im dritten setzte sich das Soldaten-Spalier als zwei Reihen prächtig gekleideter Mandarine bis zu den roh geschnitzten Flügelthüren des bescheidenen Holzgebäudes fort, wo der Futai in vollster Parade stand, um uns zu begrüßen.

Yang-schan-ssi ist ein kleiner, wohlgenährter Herr, dessen unstetes, unheimlich blitzendes Augenpaar keine sympathische Anziehungskraft auszuüben im Stande ist. Sein breites, eckiges Gesicht wird von einem spärlichen, weißen

Vollbarte umrahmt, dessen einzelne Haare er gerne liebkost. Nach einer ceremoniellen Begrüßung lud er uns mit einer stummen Geberde zum Eintritt in den Empfangssalon ein.

Trotz seiner hohen Stellung ist der Futai nur mit dem blauen Knopfe decorirt. Der Grund ist folgender: Vor wenigen Jahren war Yang-tschan-ssi noch selbstständiger Gouverneur einer südlichen Provinz. Ein Lebemann in



Empfangssalon des Gouverneurs von Lan-tschou-fu.

jeder Beziehung, denn er kannte die Freuden und Geheimnisse von Schanghai aus eigener Erfahrung, führte er als Statthalter in seiner Provinz eine wahre Paschawirthschaft. Er griff in das private Familienleben seiner Untergebenen mit einer in China unerhörten Rücksichtslosigkeit ein, er schonte weder die delicaten Angelegenheiten seiner Beamten, noch den häuslichen Herd der Kaufleute. Da hörte er von der jungen, schönen Frau eines Großhändlers, die durch ihre reizende Gestalt Jeden zur Bewunderung hinriß, der das Glück hatte, sie zu sehen. Der Gouverneur hatte keine Ruhe und Rast,

er mußte die schöne Frau kennen lernen. Der Kaufmann aber fühlte sich durch die Besuche des hohen Herrn weder geschmeichelt noch geehrt, sondern verbat sich in kategorischer Weise jede Störung des häuslichen Friedens. Damit war sein Schicksal besiegelt. Es dauerte nicht lange, so wurde er in seinem Hause von der Dienerschaft des Gouverneurs ermordet. Die Blutthat machte viel von sich zu reden, und wenn man auch in maßgebenden Kreisen bestrebt war, den wahren Sachverhalt zu unterdrücken, so erwirkten es doch die Hinterbliebenen, daß die Anzeige über dieses Verbrechen bis zum Hofe nach Peking drang.

Der Statthalter wurde zur Verantwortung gezogen, seines Postens enthoben, mit einer Decorations-Degradirung vom rothen zum blauen Knopfe bestraft und zum Futai in Lan-tschou-fu ernannt.

Der Empfangssalon, in welchen uns der Mandarin geleitete, war ein längliches, schmales Gemach, das trotz seiner Einfachheit ungewöhnlich rein und nett aussah. Die Wände waren mit zahlreichen auf Goldpapier gedruckten, großen Inschriften geschmückt; die Zimmerdecke bestand aus kunstvoll zusammengefügten Holzschnitzereien. Im Hintergrunde des Salons befanden sich die roth gepolsterten Ehrensitze und vor denselben breitete sich ein indischer Teppich über den größten Theil des gepflasterten Fußbodens aus. Zwei lange Reihen hölzerner Armstühle mit den dazu gehörigen Theetischchen vervollständigten die Möblirung des Zimmers.

Der Futai, bestrebt, ein gewisses majestätisches Benehmen zur Schau zu tragen, war augenscheinlich durch das respectlose Eindringen der Würdenträger in den Salon unangenehm berührt. Er bemühte sich vergebens, durch leise Handbewegungen die zudringlichen Höflinge aus dem Hause zu weisen. Umsonst, sie kümmerten sich wenig um die wüthenden Blicke des großen Herrn.

Wir nahmen die Plätze ein, auch der Dolmetsch Sin occupirte ohne vorhergegangene Aufforderung einen Sessel. In einem wohlmeinenden, väterlichen Tone wandte sich der Futai zu ihm und ertheilte ihm den Rath, künftighin zum Sitzen sich erst einladen zu lassen, denn man könnte ihm sonst sein unbescheidenes Wesen übel anrechnen.

Unsere Unterhaltung war einsilbig, der Gesprächsstoff bald erschöpft. Der Futai wich allen Fragen um Auskunft mit der Antwort aus, er sei erst seit Kurzem in Lan-tschou-fu und kenne weder die Verhältnisse in der Stadt, noch die der Umgebung. Er versprach die Beistellung einer Militär-Escorte, gestattete uns die Benützung der Kun-kwan in der Provinz Kan-su und wünschte uns schließlich eine glückliche Reise.

Wir tranken den üblichen Ehrenschluck Thee aus einer dargebotenen Tasse und verabschiedeten uns. Der Futai begleitete uns bis in den ersten Vorhof. Als wir das Yamen verließen, donnerten abermals die Geschütze, und die Höflinge heulten unisono einen Abschiedsgruß. Abgesehen von dem üblen Rufe, welcher dem Futai nach Lan-tschou-fu vorangeeilt war, steigerte sich das Mißfallen der Bevölkerung, als er in einem Anfalle höchster Extravaganz beschloß, sich einen englischen Hofwagen zu verschaffen. Sein Banquier befriedigte diesen exotischen Wunsch und kaufte in Schanghai einen eleganten Phaeton, der theils zu Wasser, theils zu Lande nach Lan-tschou-fu transportirt wurde. Der Futai fuhr nur ein Mal in diesem Wagen aus. Der zweite Versuch endete mit der Zertrümmerung des leichten Fuhrwerkes, dessen Construction die Unebenheiten chinesischer Wege nicht vertragen konnte.

Im Verlaufe des Nachmittags erhielten wir den unerwarteten Besuch eines belgischen Missionärs, Pater Jansen, der eigentlich ein geborner Holländer ist und ein vorzügliches Deutsch spricht. Er kam vor wenigen Tagen aus Ordos*), wo er in den vergangenen sechs Jahren das Christenthum predigte. Wie er erzählte, fand er auf seiner Reise überall Christen, was um so merkwürdiger ist, als seit nahezu 200 Jahren kein christlicher Missionär diese Gegenden betreten hatte. Die Zahl der Christen beträgt in der Stadt Lan-tschou 80, in der Umgebung 200, in der Provinz Kan-su 2400. Es mag als ein schönes Zeugniß gelten für diese kleinen Christengemeinden, daß sie

*) Ordos liegt innerhalb des großen Buges des Hoang-ho und wird im Süden von der großen, chinesischen Mauer begrenzt, die nicht allein die das Land bewohnenden Mongolen von den Chinesen absondert, sondern auch eine scharfe Grenzlinie zwischen den ebenen Wüstenstrichen im Norden und den cultivirten Feldern der Chinesen im Süden bildet. Ordos wird von sieben mongolischen Fürsten, die zu China in tributärem Verhältnisse stehen, verwaltet.

sich trotz der vielen Anfeindungen, denen sie von allen Seiten ausgesetzt waren, zu erhalten verstanden. Die Freude der Christen, als wieder einmal ein „weißer Heiliger aus den entfernten Westlanden“ zu ihnen kam, um das Evangelium zu lehren, soll eine unbeschreibliche gewesen sein.

Pater Jansen lebte während seiner Missionsthätigkeit in Ordos theils unter dem Zelte, theils unter freiem Himmel. Er schlief selbst im Winter im Freien; die Trockenheit der Luft und des Bodens begünstigt eine solche Lebensart, besonders wenn man in der Lage ist, sich gegen die Nachtfröste durch gute Pelzwerke entsprechend schützen zu können. Die Durchschnitts-Temperatur des Winters in Ordos beträgt —15 bis —16° C.; doch sank das Thermometer im letzten Winter (1878—1879) bis auf —39° C. Die fürchterliche Sommerhitze wird einigermaßen, besonders zur Mittagszeit, durch heftige Ostwinde gemildert, die den Wüstensand in solchen Massen aufwirbeln, daß er die Sonne verfinstert. Der Sand ist grobkörnig und von röthlicher Farbe (wahrscheinlich Carneol und Achat), er läßt sich von den Kleidern leicht abschütteln und ruinirt die Stoffe weit weniger, als der Lößstaub, der sich unausrottbar in dieselben einfrißt.

Jansen reiste von Ordos den Hoang-ho entlang nach Lan-tschou-fu, und zwar von Foto-tsching über Ning-hia längs eines großartig angelegten, gut erhaltenen Bewässerungscanales des gelben Flusses. Die Inundationsgebiete werden von den Chinesen bebaut, die den fruchtbaren Boden zu schätzen verstehen. Auch dort werden die Felder mit großen Schottersteinen bedeckt, und die Chinesen sind der Ansicht, daß dem Boden bei diesem Vorgange durch 10 Jahre ohne Dünger und durch 60 Jahre ohne Wechsel der Steine die Productivität erhalten bleibe.

Der Missionär ließ es sich nicht nehmen, uns seinem katholischen Gastgeber, einem Ehrenmandarine mit dem blauen Knopfe, vorzustellen. Ebenso begleitete er uns in das Waffenarsenal der Stadt, in welchem selbst kleine Kanonen nach Krupp'schen Modellen verfertigt werden. Der Director des Arsenals, ein chinesischer General mit zuvorkommendem Wesen und gewinnender Bescheidenheit, lud uns nach der Demonstrirung einer 20pferdekräftigen Dampfmaschine, der einzigen, dafür aber auch lebensgefährlichsten im Innern

des Landes, ein, in seiner Wohnung eine Tasse Thee zu nehmen, er wolle uns dort die Fortschritte zeigen, die er in der Tuchfabrikation erzielt habe. Sein Haus befindet sich außerhalb der Stadtmauern am Fuße des Ma-ha-san, in der Nähe eines äußerst interessanten Tempels, dessen Hauptmonumente leider von den mohamedanischen Rebellen zerstört und verwüstet wurden.

Die Wohnung des Generals gleicht mehr der Werkstätte eines armen Webers, als der eines tapferen Kriegers. Im Hofe, unter allen Gängen, in allen Ecken und Enden der Zimmer erblickte ich nur primitive Webstühle und aufgehäufte Schafwolle.

Der Gouverneur von Kan-su erwog plötzlich die Idee, ob es nicht besser wäre, seine Soldaten, anstatt in Seide und Baumwolle, in Tuchstoffe zu kleiden, und beauftragte den General von Lan-tschou-fu, diesbezügliche Versuche in der Tucherzeugung zu unternehmen.

Während der General in eigener Person sich vergeblich abmühte, auf dem Webestuhle günstige Resultate zu erzielen, gewann der Plan des großen Feldherrn immer weitergreifende Dimensionen; er trat durch seinen Banquier Hu mit einer deutschen Firma in Verhandlungen, die ihm die nöthigen Maschinen, sowie die erforderlichen Arbeiter für die Tuchfabrikation nach Lan-tschou-fu zusenden sollte.

Schon vor unserer Abreise von Schanghai besprach man die eventuelle Absendung einer Handels-Expedition nach Kan-su. Doch die betreffende Firma verbarg den wahren Sachverhalt unter dem Mantel des Schweigens und Jedermann neigte sich der Ansicht zu, es handle sich wieder nur um den Transport deutscher Geschütze, welche Geschäfte gewöhnlich dem Unternehmer einen bedeutenden Gewinn abwarfen.

Nun aber hörten wir von dem chinesischen General selbst, daß deutsche Ingenieure, ein deutscher Fabriksdirector und Baumeister, sowie eine Anzahl von Arbeitern, die erst kürzlich aus Europa in Schanghai eingetroffen waren, bereits die Landreise nach Lan-tschou-fu angetreten haben sollten. Ebenso befanden sich auch alle nothwendigen Maschinen, darunter eine großartige Dampfmaschine, auf dem Wege.

Der General freute sich schon auf die Ankunft der deutschen Herren, die vorderhand, bis das große, im europäischen Style zu erbauende Fabriksgebäude fertig gestellt, im Arsenale einquartiert werden sollten. Täglich kamen Caravanen aus der Mongolei nach Lan-tschou-fu mit ungeheueren Quantitäten Wolle, es war höchste Zeit, daß dieselbe verarbeitet werde, denn es mangelte bereits an genügendem Lagerraume.

Wie das kühne Project zur Durchführung kam, werde ich später berichten, wenn wir mit den deutschen Herren persönlich bekannt werden.

Der General, ein überaus freundlicher Mann, der gewiß von den besten Absichten geleitet, in erster Linie das Gelingen der Sache und weniger seinen eigenen Vortheil verfolgte, litt an einem bösen, chinesischen Uebel, er war ein Opiumraucher. Obwohl erst im besten Mannesalter, waren seine Wangen schlaff, runzelig, farb- und fleischlos. Die Augen lagen tief in den dunkelbraunen Höhlen, ihr Glanz war längst entschwunden; matt, unstet und verschwommen, scheuten die Pupillen die Tageshelle unter dem Schutze der beständig zuckenden Wimpern. Seine Gestalt stand in vollster Harmonie mit dem abgelebten Gesichtsausdrucke. Die langen Seidenkleider umschlotterten ein lebendiges Gerippe, und das fortwährende nervöse Zittern der Hände und Füße verrieth deutlich die bedauernswerthe, innere Unruhe des Mannes.

„Seht mich an," sagte er zu uns, „so sieht ein Opiumraucher aus! Bin ich nicht ein unglücklicher Mensch?" Bei diesen Worten blickte er voll unwiderstehlicher Sehnsucht auf ein Holzgestelle in seinem Schlafzimmer, worauf eine prachtvoll aus Elfenbein geschnitzte Pfeife neben einer brennenden Oellampe lag. „Ja, das Opium ist mein Elend, ich bin der Sclave eines Giftes, das mich gänzlich zu Grunde richten wird. Zwanzig Jahre alt, begann ich mit dem verderblichen Genusse und nun fühle ich mich krank, wenn ich nicht 30—40 Pfeifen täglich rauchen kann. Ich habe gehört, daß Euere Missionäre Mittel gegen diese geist- und körpertödtende Leidenschaft besitzen. Wenn Ihr diese Medicinen kennen solltet, so bitte ich Euch aus ganzem Herzen, theilt sie mir mit. Denn abgesehen von den körperlichen Nachtheilen, die der Genuß zur Folge hat, kostet das Opium sehr viel Silber. Meine täglichen Ausgaben hiefür betragen mehr als 3 Lan (= Taël = 10 fl.)."

Bei eingefleischten Opiumrauchern schlugen bis jetzt alle angewandten Mittel fehl. Der Entzug des Giftes erzeugt eine tiefe Melancholie, der Mann wird für jede Arbeit unfähig und siecht in kurzer Zeit dahin. Und trotzdem es an warnenden Beispielen nie gemangelt hat, so wuchert das Verderben ungezügelt, und zwar hauptsächlich in den besseren Kreisen weiter. Dem Armen fehlt das Geld zur Anschaffung des Giftes, darum greift er seltener zur Opium- als zur Tabakpfeife.

Während die Diener des Generals uns Thee, Backwerk und Honig (eine große Seltenheit bei den Chinesen) vorlegten, entschuldigte sich der General mit der Macht der Gewohnheit und wankte dem hölzernen Ruhebette zu. Sein Gesicht schien verklärt zu sein, seine Augen glühten plötzlich in einem gierigen Feuer, als er sich auf die Bretter niederwarf und die Rauchrequisiten ergriff.

Die Vorbereitungen zum Opiumrauchen sind eigentlich recht umständlich. Schon die Zeit, welche der Raucher benöthigt, bevor er eine recht bequeme, dem Vergnügen am besten entsprechende Lage eingenommen, ist keine geringe. Er liegt immer mit erhöhtem Kopfe auf einer Seite; seitwärts in der Höhe des Kopfes steht eine kleine Holzplatte, worauf sich die brennende Lampe, ein Tiegel Opium, eine lange, dünne, spitzige Eisennadel und die Opiumpfeife befinden. Wenn der Raucher die günstige Lage des Armes, worauf sich der Körper stützen muß, erprobt hat, dreht er ein Opiumkügelchen in der Größe einer Erbse, und befestigt dasselbe an der Spitze der Nadel, hält es über die Flamme, wo die klebrige Masse unter Aufwerfen kleiner Blasen eine gewisse Geschmeidigkeit gewinnt, und formt es hierauf mit den Fingern zu einem langen, schmalen Kegelchen, dessen hohle Achse die Nadel bildet. Entspricht endlich die Form des Opiums allen Anforderungen, so ergreift die rechte Hand die bereit liegende Pfeife, deren Kopf, eine hohle Kugel, mit einem winzigen Loche versehen ist; die linke hält einen Moment hindurch die Kegelspitze zu der Gluth, wodurch das Opium weich wird, preßt es sodann auf die Pfeife, damit es an der Oeffnung hafte, und löst endlich durch zarte Umdrehungen die Nadel aus der Hülle. In dieser Weise wird die Communication zwischen der Flamme durch das Opium, den Pfeifenkopf

und das Rohr hergestellt, denn die feste Masse des Opiums verkohlt nur mit der genügenden Menge Rauch, wenn beim Einsaugen der Luft die Flamme durch die cylindrische Höhlung in den Pfeifenkopf eindringen kann; ebenso ist es nothwendig, den Rauch schnell und kräftig mit der vollen Lunge einzuathmen, wenn die Luftcommunication nicht unterbrochen werden soll.

Während der General das besprochene Vorgehen einige Male wiederholt, will ich in wenigen Worten die Gewinnung des Opiums beschreiben. Das Opium ist bekanntlich nichts Anderes, als der milchartige Saft, welcher nach dem Aufritzen aus den unreifen Mohnkapseln hervorquillt. Dieser Saft wird in speciell hiefür bestimmten Gefäßen aufgefangen und in große Erdlöcher geschüttet, wo er nach einiger Zeit als braune Masse eine gewisse Consistenz gewinnt. Hierauf wird das morphine Gift in kleine, kugelförmige, poröse, irdene Gefäße gepreßt, die der Masse so viel als möglich Feuchtigkeit entziehen sollen, in große Holzkisten verpackt und verladen. China producirt verhältnißmäßig wenig Opium, der Handel ist Monopol der Regierung, welche den Anbau von Mohn streng verboten hat. Wenn auch in manchen Gegenden, z. B. in der Provinz Sze-tschuen, die Augen der maßgebenden Behörden für solche Gesetzesverletzungen blind geworden sind und die vereinzelten Mohnfelder ignoriren, so genügt der Ertrag wohl nur für die Bedürfnisse des Grundbesitzers und seiner Freunde, aber nicht für das ganze Land.

Das meiste Opium, welches in China consumirt wird, stammt aus Indien. Wenn wir beispielsweise betrachten, wie groß die Einfuhr dieses Handelsartikels in Schanghai ist, von wo aus beiläufig die Hälfte des Reiches damit versorgt wird, so können wir uns annähernd eine Vorstellung von dem täglichen Verbrauche an Opium jedes einzelnen Rauchers machen*).

*) Es wurden aus Indien importirt im Jahre:

1875	1876	1877	1878
671.570	735.134	700.540	694.625 Kilogramm.

Im Mittel also jährlich 700.467 Kilogramm.

Die Zolleinnahmen betrugen hiefür:

im Jahre 1876	188.324	Silbertaël,
„ „ 1877	234.706	„
„ „ 1878	222.185	„
Gesammtsumme	645.215	Silbertaël.



Ueberschreitung des zugefrorenen Hoang-ho.

Der freundliche Leser wolle es mir verzeihen, wenn ich ihn bei dieser Gelegenheit mit Zahlen quäle, und die Bewohnerzahl des Riesenreiches einer Kritik unterziehe.

Im Allgemeinen war und ist noch immer die Ansicht verbreitet, die große Mauer umfasse 300 und mehr Millionen Bewohner. Diese große Zahl mag theils nach den Erzählungen des berühmten, venetianischen Reisenden Marco Polo, theils nach den Berichten der Missionäre zusammengestellt worden sein, die ihre Daten wahrscheinlich aus dem Munde befreundeter Mandarine und anderer Chinesen gesammelt haben.

Die chinesischen Beamten und besonders jene Magistratspersonen, welche in erster Linie berufen sein sollten, die Bevölkerungs-Verhältnisse der ihnen anvertrauten Städte zu kennen, wissen nichts Positives über die Zahl ihrer Unterthanen, ja sie halten es sogar für eine Schande, diesbezügliche Anfragen zu beantworten. Zum Beginne unserer Landreise ließen wir uns bei solchen Erkundigungen durch das unruhige Benehmen des Dolmetschers, der zur Uebersetzung der Frage förmlich gezwungen werden mußte, durchaus nicht abhalten, und selbst wenn der Mandarin die Frage zu überhören schien, ruhten wir nicht, bis er sie beim zweiten Male dennoch verstand. Die nächste Folge war, daß der Beamte seinen Leibdiener herbeirufen ließ und an ihn die Frage stellte:

Es entfällt somit durchschnittlich für ein Jahr eine Opium-Zolleinnahme von 215.072 Silbertaël = 688.230 fl. für Schanghai.

Nach der Mittheilung des opiumrauchenden Generals verbraucht er zu je 40 Pfeifen 30 Gramm Opium. Wenn wir dieses Gewicht mit der in Schanghai importirten Quantität vergleichen, so entfällt bei der Annahme, daß die Hälfte der opiumrauchenden Bevölkerung von China ihren Bedarf aus Schanghai bezieht, und daß die Hälfte der Bewohner des Landes Männer sind, auf jedes Individuum täglich 0·07 Rauchportionen. Nachdem in diesem Berechnungsversuche auch die Kinder mit einbezogen sind, das Opiumrauchen aber erst durchschnittlich mit dem 20. Lebensjahre beginnt, so können wir sagen, daß, im Falle jeder erwachsene Chinese ein Opiumraucher wäre, er nur jede Woche eine Pfeife schmauchen könnte. Da dies aber nicht der Fall ist, und ich die Erfahrung machte, daß der echte Opiumraucher im Durchschnitte täglich sechs Mal, und zwar zwei Mal des Morgens, des Mittags und vor dem Schlafengehen die Pfeife entzündet, so entfallen bei der vorhin erwähnten Annahme auf 75 Millionen männlicher Chinesen (150 Millionen Total-Einwohnerzahl des Reiches) nur 864.466 Opiumraucher. Ziehen wir nun noch einen gewissen Percentsatz der unmäßigen Raucher in Betracht, so können wir ziemlich annähernd die Zahl der eingefleischten Opiumraucher mit 700.000 feststellen.

„Wie viel Einwohner hat unsere Stadt?“ Nachdenkend erhob dieser den Kopf und stierte zur Zimmerdecke, aber auch er konnte sich nicht aller Bürger entsinnen, trotzdem er von Eins bis Zehn an den Fingern herabzählte. Da wurden sämmtliche Diener des Hauses herbeicitirt, der Koch, der Wasserträger, der Theeträger, der Reisediener, der Pferdewärter, der Stallknecht, kurz das Zimmer war bald mit allen Würdenträgern des Yamen gefüllt, die laut schreiend und die widersprechendsten Ansichten behauptend, über die peinliche Frage conferirten. Endlich hatten sie sich geeinigt und der Kammerdiener wollte das Resultat seinem Herrn mittheilen. Doch dieser wehrte den Liebling mit einer Handbewegung und den lakonischen Worten ab, er brauche das nicht zu wissen, und wies ihn an uns. Was war das Ergebniß? Eine Million, zwei Millionen, drei Millionen, nur Millionen, wenn auch die Stadt noch so unbedeutend erschien.

Merkwürdigerweise sind die Chinesen über die Anzahl der Häuser in den Städten weit besser unterrichtet. Ihre Angaben kamen immer unseren Annahmen ziemlich nahe. Die Häuser gaben uns daher die geeignetsten Anhaltspunkte für eine oberflächliche Volkszählung. Freilich sind die Gebäude von verschiedener Größe, bald so klein, daß sie kaum 3—4 Menschen nothdürftig beherbergen können, bald wieder so groß, daß bei einer Massenbequartierung Hunderte genügenden Raum finden könnten.

Wir nahmen demnach eine Durchschnittszahl von 10—15 Bewohner für ein Haus an, und basirten auf diese Prämisse unsere Berechnung. Von dem Grundsatze ausgehend, daß, wenn die Vergleiche der bestehenden Angaben über die Einwohnerzahl größerer Städte mit unseren Berechnungen gewöhnlich einen ebenso großen Ueberschuß ergaben, die Anwendung dieses Verhältnisses auch auf die Gesammtbevölkerung einigermaßen gerechtfertigt erscheinen könne, bezifferte ich die Summe der Einwohner im Reiche der Mitte mit 150 Millionen.

Der General hat nun mittlerweile seine Leidenschaft befriedigt, die Opiumpfeife bei Seite gelegt und betheiligt sich wieder an der Unterhaltung. Wir unternahmen gemeinschaftlich einen Ausflug auf die nahe Höhe, von deren zerstörten Tempeln wir eine umfangreiche Uebersicht der Stadt genießen konnten.

Wir hatten zur Genüge die Uebelstände, welche die Miethe von Reitthieren zur Folge hatte, kennen gelernt, darum beschloß Graf Széchenyi, für die weitere Reise Pferde zu kaufen, und ersuchte den General um Rath und Beihilfe für den bevorstehenden Handel. Der General versprach, am nächsten Tage einige Thiere vorführen zu lassen.

Kaum hatten wir nach mancherlei Spaziergängen durch die Straßen der Stadt, mit der untergehenden Sonne wieder die wenig anheimelnde Wohnung betreten, so überbrachte ein Diener des Generals dessen Visitkarte mit der Meldung, er habe auch ein Geschenk zu übergeben. Ein allerliebstes, mittelgroßes, graues Pony voller Ausgelassenheit und Uebermuth, das Reitpferd des Generals, stand im Hofe. Es hatte noch keine Idee von den Strapazen und Anstrengungen, welche durch ein volles Jahr seiner harrten, nachdem es sein Herr in einem Anfluge von echt chinesischer Großmuth den Europäern als Abschiedsgeschenk vorführen ließ. „Muzzi", so tauften wir das aufgeweckte Thier, erwarb sich im Nu die Zuneigung aller Theilnehmer der Expedition, der Graf übergab es mir und es wurde mir ein lieber, treuer, anhänglicher und ausdauernder Begleiter während der nächsten zwölf Monate.

Graf Széchenyi erwiderte das Geschenk durch die Uebersendung eines prachtvollen, europäischen Theeservice's, welches dem General nicht mindere Freude bereitete.

Am nächsten Tage erschienen mehrere Pferdehändler, die vom General zum Grafen beordert worden waren. Der Graf kaufte zwei Reitpferde, die dem Anscheine nach die kräftigsten bei der großen Auswahl waren. Der Preis eines jeden betrug hundert und einige Gulden.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalte, während welchem wir die Stadt in ihren bedeutendsten Straßen durchstöbert, die merkwürdigsten Tempel und Etablissements besichtigt hatten, verließen wir am 25. Februar Lan-tschou-fu.

Wir brachen zu gleicher Zeit mit den Wagen, worauf sich das Gepäck befand, und in Begleitung einer acht Mann starken Militär-Escorte auf, passirten das nördliche Thor und erreichten sogleich das an dieser Stelle mit feinem Schotter bedeckte, sanft geböschte, rechte Ufer des Hoang-ho. Während

im Sommer eine Schiffbrücke die beiden Ufer verbindet, bildet im Winter die natürliche Eisdecke die Brücke. Das Eis besaß an dieser Stelle noch eine ansehnliche Dicke, trotzdem sowohl weiter oben als unten der Stromstrich keine Eisfesseln mehr duldete. An der Uebergangsstelle betrug die Breite der Eisdecke 300 Schritte.

Das linke Ufer fällt steil zum Flusse ab und bildet den Fuß eines nur durch die Straßenbreite getrennten Berges, dessen Spitze sich 2000 Fuß über den Wasserspiegel erhebt. Eine kleine Vorstadt mit vielen Tempeln, Pagoden und Wirthshäusern begleitet eine Strecke lang den Weg, der endlich, nachdem er 30 Li am Rande einer beginnenden größeren, gut bebauten Thalebene fortlief, in die nördlichen Lößberge einbiegt.

Einen wasserarmen Fluß entlang, bewegten wir uns während des ganzen Tagmarsches in einer engen, von senkrechten Lehmwänden eingeschlossenen Schlucht, in der wir weder Menschen noch Thiere begegneten. Bei der geringen Uebersicht, welche durch die zahlreichen Windungen des Flüßchens und des Weges noch mehr eingeengt wurde, däuchte es mir, ich wandle in einem langen Gefängnißgange. In später Nachmittagsstunde stießen wir auf ein armes Dorf, gönnten uns aber in demselben nur kurze Rast, da die Nachtstation noch mehr als 30 Li entfernt lag, und wir gerne einen Nachtmarsch vermeiden wollten. Trotzdem war es schon völlig finster, als wir einen sanft ansteigenden Paß überwanden. Der Abstieg war im ersten Theile entsetzlich steil, so daß nicht allein die Pferde, sondern auch die Fußgänger zu wiederholten Malen stürzten. Glücklicherweise dauerte der böse Weg nicht zu lange, wir erblickten bereits die auf einer großen Stange befestigte Orientirungslampe für nächtliche Reisende in der kleinen Stadt Ju-tja-wan, dem Ziele unseres heutigen Marschtages.

Der nächste Tag brachte uns in ein ungemein gegliedertes, zerrissenes und zerklüftetes Bergland mit niederen Höhen und oft kaum wahrzunehmenden Sattelverbindungen. Alle scheinbar isolirt dastehenden Kuppen mit scharf abgerissenen Lößlehnen waren von den Soldaten, die mit der Wegerhaltung betraut waren, für die Errichtung ihrer weithin sichtbaren Wächterhäuser auserlesen worden. Die hohe Lage der kleinen Lehmhütten einerseits, die weiß-

getünchten und bunt bemalten Wände andererseits verliehen denselben die Bedeutung vorzüglicher und schätzenswerther Orientirungs-Objecte. Die Berghänge waren mit so spärlichem Graswuchse bedacht, daß die weidenden Schafe ruhelos nach genügender Nahrung suchten. Nur in unmittelbarer Nähe der kleinen Ortschaften erblickte ich vereinzelte Pappeln und Weiden, sonst war die weite Umgebung gänzlich baumlos. Bei dem vorherrschenden Mangel an Brennmaterial ist es nicht zu wundern, daß drei Holzspäne zum Unterzünden der Steinkohlen 30 Cash (= 6 kr.) kosteten, ein für die Landesverhältnisse enormer Preis.

Die ebenen Thalsohlen der unbedeutenden Gewässer erreichen immer eine Breite von wenigen hundert Schritten und sind mit ausgedehnten Salz- und Salpeterschichten bedeckt, die in der Sonne wie frisch gefallener Schnee schimmern. Bei einer näheren Untersuchung findet man, daß die Salzansammlungen hauptsächlich in künstlich angelegten Salinen stattfinden, welche die Chinesen in großen Rechtecken mit äußerst geringer Tiefe zu beiden Seiten des tief eingerissenen Flüßchens anlegten. Die Füllung geschieht entweder durch künstliche Wasserleitungen oder durch den Wassertransport mit großen Schöpfeimern. Das Flußwasser ist in der bedeutenden Tiefe des Bettes (12 Meter unter der Thalebene) nur wenig salzhältig, so daß man es ohneweiters zu trinken vermag; demnach enthält die oberste Lößschichte des Thales den eigentlichen Salzreichthum. Das Wasser löst die Salze leicht auf und verdunstet bei der bedeutenden Mittagshitze in Folge der geringen Grubentiefe der Salinen sehr rasch.

Der Weg hatte seit Lan-tschou-fu bedeutend an Güte abgenommen und führte auf dem natürlichen Boden ohne den geringsten Unterbau in schnurgerader Richtung ohne Rücksicht auf Berg und Thal gegen den Ping-fan-ho, welchen wir nach einem anstrengenden Tagesmarsch mit hereinbrechendem Abend erreichten. Der Fluß entspringt am Südabhange des Nan-san und seine Thalebene ist im Mittel- und Unterlaufe bei der ansehnlichen Breite mit vielen fruchtbaren Feldern bedeckt. Trotz der bedeutenden Höhe von 2100 Meter reift in der Nähe der Stadt Ping-fan-shien, welche dem Flusse den Namen gibt, noch der Reis.

Die Lößufer des Flusses sind 4 Meter hoch, das 200 Schritte breite und nahezu 1 Meter tiefe Wasser desselben bewegt sich in trägen Windungen in einem 600 Schritte breiten Bette. Der Wasserreichthum wird zum Bewässern der Felder und zum Betriebe der Mühlen (mit Turbinen-Construction) ausgenützt. Die linksseitige Thalbegleitung besteht aus einem niederen,



Ju-tja-wan.

aber steil abfallenden Hügelland mit runden Formen, die rechtsseitigen Berge sind bei bedeutenderer Höhe mehr zerklüftet und die Rückenlinien kantig. Sämmtliche Höhen sind baumlos. Eine Straßenallee von bisher nie gesehener Herrlichkeit fesselte unsere Aufmerksamkeit erst bei dem Betreten des Thales. Die alten Weidenbäume und die himmelanstrebenden, schlanken Silberpappeln sind der Lieblingsaufenthalt unzählbarer Elstern, welche in den Zweigen und Verästungen ihre großen Nester erbauen.

Das Barometer war seit 24 Stunden um ein Bedeutendes gefallen. Statt des erwarteten Schneefalles aber erhob sich ein heftiger Südostwind, der den fußhohen Staub von der Straße, den trockenen Feldern und den bloßliegenden Gebirgshängen in die Höhe wirbelte. Solche lästige Erscheinungen gleichen in einer Richtung vollständig den Morgennebeln, wie wir sie im



Tschin-tschao-ye und der Nan-san-Paß.

Spätherbst an größeren Flüssen Europa's häufig beobachten können. Bald erblicken wir die verschwommenen Contouren der nahen Berge, bald werden wir von einer anrückenden, dichten Wolke so umhüllt, daß unsere nächsten Begleiter nur durch das Gehör wahrgenommen werden können. Die Sonne verschwindet, selbst der runde Lichtschimmer, welcher noch bei dichten Herbstnebeln deren Stand in allgemeinen Umrissen andeutet, weicht allmälig der vorherrschenden, grauen Dämmerung.

Wenn nach stundenlanger Finsterniß der Sturm sich allmälig legt, dann erscheint noch tagelang die Sonne jedes blendenden Glanzes beraubt, wie durch ein dunkelblaues Blendglas verdeckt.

Im Ping-fan-Thale war die Vogelwelt reichlicher vertreten als in den südlicher gelegenen Lößgebieten. Wir erblickten zahlreiche Geier und Sperber, Fasanen, Tauben, Amseln, Lerchen, Elstern, Raben, Finken, Spatzen, Kraniche, Wildenten, Störche ꝛc. In den höher gelegenen, felsigen Gebirgen leben viele Gemsen, in den Thalschluchten ließen die Füchse und Wölfe nur noch wenige Hasen am Leben. Eine kleine Hamster-Species hat den Thalboden allerorts durchwühlt und wird bei ihrer ungeheueren Menge dem chinesischen Bauer ein arger Feind.

Seitdem wir die Provinz Kan-su bereisten, ging uns das Brod nicht aus. Ja, an manchen Orten, wie z. B. in An-ting-shien, bereiten die Chinesen ein Gebäck aus Weizenmehl, das selbst einem europäischen Backofen zur Ehre gereichen würde. Das sogenannte Dampfbrod ließ freilich Vieles zu wünschen übrig, denn solche halb aus Erde und Sand, halb aus Weizenkleie erzeugte Präparate glichen verunglückten, rohen Klößen. Ein bei den Chinesen ungemein beliebtes Reisebrod, d. i. ein aus Weizenmehl gedrehtes und ausnahmsweise in Schweinefett gesottenes Gebäck, wird Ma-hoa genannt. Wir fanden es ziemlich schmackhaft und genossen es bei jeder Mittagsrast in den Wirthshäusern.

Feinere, dafür aber reichlich mit Oel präparirte Bäckereien fanden wir nur in den größeren Städten, und ich rathe hier künftigen Reisenden an, nicht zu versäumen, in Lan-tschou-fu den sogenannten Tschi-tan-kao (Gugelhupf) und in Si-ning-fu die Tschi-tan-schö(r) (Hohlhippen) zu verkosten.

Wir haben nun die kleine Stadt Ping-fan-shien erreicht, und da der Ort die Aufmerksamkeit des Reisenden weder durch die Lage noch durch größere und reichgeschmückte Bauten fesselt, so sei es mir gestattet, mich einige Augenblicke mit unseren chinesischen Dienern zu beschäftigen, wenigstens mit jenen, die wir nach einem mehrmonatlichen Zusammenleben etwas näher kennen gelernt haben.

Sin, der Dolmetsch, ist ein junger, anscheinend ruhiger, guter Phlegmatiker, der als Interpret vorzügliche Dienste leistet, wenn es sich um

höfliche Complimente und artige Versicherungen handelt. Er genoß im chinesischen Sinne eine recht gute Erziehung, ist mit den Classikern vertraut und hält alle Fragen über örtliche und statistische Verhältnisse unter seiner Würde. Er ist faul über alle Beschreibung, schläft den ganzen Tag in seinem Reisewagen und raucht jeden Abend in der besten Gesellschaft, die er mit Kennerblick ausfindig macht, seine zwei Opiumpfeifen. In Bezug auf seine Zukunft trägt er sich mit hochtrabenden Plänen. Da er bereits die Beamtenprüfungen hinter sich hat, sagt er, wenn er schon einmal eine staatliche Stellung einnehmen würde, so müßte sie den rothknöpfigen Tautaihut von Schanghai im Gefolge haben.

Koch Tötai, ehemaliger Officier in der chinesischen Armee, jetzt angeblich Christ, weil er in uns ursprünglich Missionäre vermuthete, ist ein dreißigjähriger, scheinheiliger Gauner. Er verträgt sich mit Niemandem, sucht fortwährend Streit mit seinen Kameraden und ist nur unterwürfig und voll süßer Zuvorkommenheit, wenn er irgendwo ein in Aussicht stehendes Geschenk vermuthet. Hauptsächlich aber fiel uns sein Eifer auf, mit welchem er die Besorgung etwaiger Botschaften für die wenigen Missionäre, die wir bis jetzt kennen lernten, an sich riß. Immer über und über schmutzig, schmeckten uns die von ihm zubereiteten, in ihrer Art delicaten Gerichte nur dann, wenn wir den Koch gar nicht zu Gesichte bekamen. Vorzüglich verstand er es, recht gute Saucen herzustellen.

Der Universaldiener Kung-sche, immer lustig und ungekünstelt, war der Bravste von Allen. Als verheirateter Mann ließ er sein Weib in Schanghai zurück und schickte ihr nun von Zeit zu Zeit seinen ersparten Lohn (wenn ich nicht irre, monatlich 10—15 Taël) nach Hause. Stellte man an ihn die Frage, ob er müde sei, ob er friere, ob er Hunger oder Durst fühle, oder wenn er vom Pferde fiel, was ziemlich häufig geschah, ob er sich weh gethan habe, ob er Schmerzen empfinde, ob er unwohl sei, immer antwortete er mit „nein", wenn man ihm auch das Gegentheil an den Augen ablas. In jüngeren Jahren spielte er auf den Brettern einer chinesischen Provinzbühne, daher rührte auch seine Vorliebe für gymnastische Waffenspiele, die er gern zum Besten gab. Im Glauben, der Leibdiener des

vor einigen Jahren ermordeten, englischen Reisenden Mr. Cooper gewesen zu sein, der sich, wie Kung-sche behauptete, nur von gerösteter Leber genährt haben soll, so meint er, uns die größte Freude zu bereiten, wenn er uns mit verbrannten und zähen Lebergerichten überrascht; mit einem unverwüstlichen Humor begabt, kam es sehr oft vor, daß er die zudringlichen Chinesen durch wirkungsvolle Predigten und besänftigendes Zureden bewog, ruhig auseinander zu gehen und uns unbehelligt zu lassen. Kurz Kung-sche war bei seiner unermüdlichen Dienstbereitwilligkeit, seiner Ausdauer und seinem friedliebenden Charakter und besonders durch seine obwohl mangelhaften Kenntnisse der englischen Sprache eine wahre Perle. Er schämte sich nicht, alle gewünschten Erkundigungen einzuziehen, und gewann dadurch eine nicht zu unterschätzende Bedeutung.

Auch Lau-tschau, der junge Chinese, welcher den Schiffschronometer trägt, ist ein bereitwilliger, ruhiger Bursche. Doch ist sein ganzes Wesen von einer leisen Melancholie angehaucht. Er grämt sich darüber, daß auf seiner linken Wange ein kugelförmig endendes Zäpfchen wächst und vier kleinere unterhalb der linken Ohröffnung Miene machen, größer zu werden. In Lan-tschou-fu, wo ihn der Graf engagirte, überraschte ich ihn, wie er, den Auswuchs in der Hand, mit trübseliger Miene einem aufmerksamen Zuhörer seine Leidensgeschichte erzählte.

Ping-fan-shien ist 2100 Meter über dem Meere gelegen. Um die Vorstellungskraft der Chinesen zu prüfen, frug ich Sin um seine Ansicht, wie hoch wir uns über Schanghai befänden. Anfangs wollte er nicht mit der Sprache herausrücken. Als ich auf Antwort bestand, sagte er endlich mit verschämtem Lächeln: „Nun, vielleicht 64 Fuß!“ Als ich ihn auslachte und auf eine Pagode wies, die doch zum mindesten ebenso hoch war, calculirte er bis auf 600 Fuß. Kung-sche schätzte die bedeutende Höhenlage der Stadt auf 100 Fuß.

Oberhalb Ping-fan-shien verengt sich das Thal stellenweise zur Schlucht, das Urgestein der Gebirge tritt immer mehr und mehr zu Tage. Wir näherten uns der Stelle, wo Oberst Prschewalski vor fünf Jahren das Thal kreuzte, und bemerkten wohl den Weg, welchen er verfolgt haben mußte,

als er sich über die schneebedeckten, zerklüfteten Felsmassen des 4400 Meter hohen Berges Gadschur nach Westen zum Kloster Tschertinton am Tatung-Flusse begab, doch die Bewohner der naheliegenden Ortschaften wollten sich weder auf den Namen des berühmten Reisenden, noch auf einen solchen überhaupt erinnern.

Bei Tschin-tschao-ye, einem malerisch am Fuße des Gadschur gelegenen Dorfe, wird der Ping-fan-ho auf einer 260 Schritt langen Holzbrücke, deren Mittelpfeiler aus Faschinen bestehen und deren Fahrbreite 5 Schritt beträgt, übersetzt. Der Weg führt sodann, bei dem Militär-Castelle des am linken Ufer situirten Dorfes Tschin-tschao-ye vorbei, in mäßiger Ansteigung zu der Paßhöhe Wu-so-ling des Nan-san-Gebirges. Die bei dem am Uebergangspunkte erbauten Militär-Wächterhause notirte, absolute Höhe beträgt 2714 Meter. Wie wir daraus ersehen, ist an dieser Stelle der relative Höhenunterschied zwischen Thal und Paß kein bedeutender. Die größeren und theilweise mit ewigem Schnee bedeckten Höhen des Gebirges werden wir erst später kennen lernen. Wie der Aufstieg, so bietet auch der Abstieg nur geringe Schwierigkeiten, die steilen Abhänge sind in dem runden, wellengleichen Lößterrain mäßig und von geringer Entwicklung.

Wir erblickten nach langer Zeit wieder einmal in den breiten Thälern saftig grüne Wiesen, auf welchen zahme Yacks und gewöhnliche Rinder friedfertig neben einander weideten. Wir betrachteten diese Wahrnehmung als ein gutes Zeichen, und richtig, in dem Nachtquartiere zu Lun-quan-pu erhielten wir auf unsere Nachfrage hin frisch gemolkene Milch.

Am folgenden Tage war der Marsch nur von kurzer Dauer. Schon im Beginne des Nachmittags erblickten wir die imposanten Thore der Stadt Ku-lang-shien und weiter hinaus eine unbegrenzte Ebene, die in der Ferne mit dem Horizont verschwamm. Wir befanden uns am Südrande der großen asiatischen Wüste. Bevor wir dieselbe betreten, will ich mir gestatten, in allgemeinen Umrissen von derselben zu sprechen.

Wer den Namen „Wüste" nur von Hörensagen oder im besten Falle durch Lecture kennt, mag wohl das in seinem Vorstellungsvermögen sich daraus entwickelnde Bild der „Wüste" auf den ganzen Begriff anwenden. Es

denkt ein Jeder bei dem Worte „Wüste" an die uns näher liegenden und deshalb wahrscheinlich auch mehr gekannten afrikanischen Wüsten und speciell an die Sahara. Eine reiche Reiselecture, zahllose mehr oder weniger künstlerische oder ideale, gute und schlechte Aufnahmen, Photographien und Bilder haben heutzutage dem Gebildeten einen solchen Schatz von Vorstellungs-Objecten gegeben, daß die Phantasie des Einzelnen bereits in der Lage ist, sich ein annähernd richtiges Bild von dem landschaftlichen Charakter der großen, afrikanischen Wüste zu entwerfen.

Es liegt nun dem menschlichen Ideengange nahe, die in sich einmal aufgenommene Vorstellung auch auf alle anderen Wüsteneien zu übertragen, von deren Beschaffenheit wir eben noch Weniges und Unzureichendes wissen. Und doch ist der Unterschied, wenngleich es hüben und drüben öde und leer genug ist, dennoch ein nicht unbedeutender, so zwar, daß sich ein ganz neues und uns bisher unbekanntes Bild entrollt.

Jener Welttheil, der die Wiege unseres Geschlechtes, die Quelle unserer heutigen Cultur ist, Asien, birgt in seinem Inneren gleichfalls weit ausgedehnte Wüstenländer. Ueber diese Strecken sind wir merkwürdigerweise bis zum heutigen Tage mangelhaft unterrichtet, wir kennen sie weit weniger und sie haben uns im Allgemeinen auch viel geringeres Interesse eingeflößt, als die im Norden Afrika's gelegenen Wüstenstriche.

Die Wüste Kopi und Schamo, die größte der asiatischen, dehnt sich vom 76. Grad östlicher Länge von Greenwich bis zum 115. Grad, in einer durchschnittlichen Breite von 7—800 Kilometer aus. In ihrer Längenausdehnung — etwa in der Mitte — schiebt sich ein Ausläufer des Tien-san-Gebirges (Thian-schan) so weit in die Wüste vor, daß die oben angegebene Breite zwischen Hami und An-si-fan sich auf circa 300 Kilometer verringert und hiedurch eine Untertheilung in eine östliche und westliche Hälfte ermöglicht. Diese hat eine um so größere Berechtigung, als an jener schmalen Stelle die Wüste durch einen von Nord nach Süd ziehenden Hauptweg durchschnitten wird. Die westliche Hälfte, das große Tarim-Becken genannt, wird im Westen vom Pamir-Plateau und im Süden durch den Kuen-lun abgeschlossen. Die östliche Hälfte nennt man die große Kopi (Gobi) oder Schamo-Wüste. Ich muß hier bemerken,

daß dieses „oder“ im vorliegenden Falle ganz falsch angewendet wird, wenngleich selbst der ausgezeichnete Forscher Freiherr v. Richthofen sich der Ansicht hinneigt, daß „Gobi“ und „Schamo“ gleichbedeutend sind.

Nach vielfachen Erkundigungen während unserer Reisen in der Wüste, scheidet der Chinese die zwei Benennungen vollkommen von einander, so zwar, daß Kopi die Steinwüste und Schamo die Sandwüste bezeichnet. Während Ta-kopi ausgedehnte, mit kleinem Gerölle (größtentheils Porphyre und Quarze) bedeckte Theile der Wüste bedeutet, ist Kopi nur eine locale Bezeichnung für kleinere von Sandflächen und Dünen umschlossene Steininseln aufzufassen. Ich glaube diese Auslegung als richtig verbürgen zu können.

Der Tarim-Fluß, welcher der Westhälfte der Wüste seinen Namen gibt, entsteht aus der Vereinigung von vier Flüssen, südlich von Aksu, und führt erst von da ab diesen Namen. Es sind dies der Aksai-, der Kysyl-su-Fluß — Kaschgar bewässernd — der Jarkand-Fluß, in seinem Oberlaufe auch Sarafschan genannt, und der Khotan-Fluß. Im Oberlaufe in tief eingeschnittenen, wildromantischen Thälern mit steilen, felsig zerklüfteten Hängen fließend, wird dann der Tarim träge, theilt sich in zahlreiche Arme, versumpft weit und breit seine Umgebung und ergießt sich schließlich in den mythenreichen Lop-nor.

Die östliche Hälfte der Wüste wird nur stellenweise von vereinzelt vorkommenden, unbedeutenden Wasseradern durchzogen, die sich bald im Sande verlieren, bald wieder zu Tage treten. Ihr Wasser ist seines stark salzig-bitteren Geschmackes wegen ungenießbar. Diese Wasseradern entstammen meist dem Nan-san-Gebirge und bilden zuweilen kleine Binnenseen, deren Gestade versumpft oder mit Steppengras bewachsen sind. Die Umgebung ist dann ein wahrer Fieberherd.

Die eigentlichen, ausgedehnten Sandflächen, die von den Mongolen Tingeri oder Himmelsebenen genannt werden, sind völlig wasserlos.

Der für die Westhälfte bedeutendste See ist der Lop-nor, dessen präcise Lage noch nicht festgestellt ist. Der russische Oberst Prschewalski sagt, daß der Lop-nor im Norden eines vielfach zerrissenen und zerklüfteten, in westöst-

licher Richtung streichenden Felsgebirges des Altyn-Tag liegt. Ich fand bei An-si-fan ein ähnliches Felsgebirge, das die gleiche Richtung gegen den Lop-nor einhielt, und welches die Chinesen Pej-san nannten. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte dieser Rücken mit der südlich von Tung-hoan-shien laufenden Kette des Nan-san-Gebirges identisch sein. Der See liegt circa sechs Tagreisen südöstlich von Karaschar an der tiefsten Stelle des Tarim-Beckens in 670 Meter Seehöhe. Seine Ufer und weitere Umgebung sind versumpft.



Jenseits des Nan-san-Passes.

Das südliche Randgebirge der Wüste, in seiner Hauptkette Nan-san genannt, zeigt eine großartige, massive Structur mit hohen, felsigen, unübersteiglichen Kämmen, die in den Theilen südlich von Tung-hoan-shien 6000 Meter als Durchschnittshöhe und deren mit ewigem Eise bedeckte Kuppen oft die Höhe von 7000 Meter und mehr erreichen. Die Wüste selbst wird an ihren Rändern im Süden und Osten vielfach von niederen Felsrücken durchzogen, zwischen denen kleine Oasen vereinzelt und höchst spärlich mehr gegen den Wüstenrand zu gelegen, eingestreut sind. Diese, meist einige



Erster Blick in die Wüste bei Ku-lang-shien.

hundert Fuß hohen Hügelketten treten entweder isolirt auf, oder sie bilden zusammenhängende, lange Reihen, die sich dann über 1000 Fuß erheben. In den trockenen Flußbetten dieser durchwegs kahlen, nackten Felsen haben die Bewohner der Wüste hie und da Cisternen angelegt, welche sich nach jedem Regen mit Wasser füllen sollen. Das Innere der Wüste ist wellenförmig, in der Mitte ganz eben. Der tiefste Punkt, 607 Meter über dem Meere, liegt auf dem Wege von Dolon-nor nach Urga, diese Stadt selbst liegt 1600 Meter hoch.

In der Westhälfte des wasserreichen Tarim-Beckens kommen fruchtbare Oasen, aber auch nur vereinzelt vor, deren frische Farbe grell gegen das Grau des todten Sandes absticht.

Der Eindruck eines unabsehbaren, mit großem und kleinem Gerölle besäeten, trockenen Flußbettes läßt sich so ziemlich jenem an die Seite stellen, den der Reisende in der Kopi empfängt. Die Färbung der Wüste ist gelbgrau, kalt und todt. Am Tage und speciell während des geringsten Lufthauches ist die Luft mit Staub- und Sandmassen gefüllt. Die Winde treten zumeist Vormittags auf, kommen aus dem Südosten und führen aus den Lößlandschaften den die Luft verfinsternden Staub und Sand mit. Die Abende sind ruhig, die Nächte so klar und hell, daß es möglich ist, Sterne sechster, ja siebenter Größe mit freiem Auge zu sehen. In den Sommermonaten lagert drückende Hitze bei kühlen Nächten über der ganzen Wüste. Um die Mittagszeit erzeugen die Sonnenstrahlen im Vereine mit der vom Sande reflectirten Hitze eine so hohe Temperatur, daß mir nicht selten der Scherz gelang, Phosphorhölzchen durch einfache Berührung mit dem Sattelleder zur Entzündung zu bringen. Unter Dach betrug die Temperatur in den Nachmittagsstunden des Monats Juli 40° C. Während des Winters herrscht eisiger, trockener Frost. Wir beobachteten selbst noch im Monate März vor Sonnenaufgang —17° C. Zur selben Zeit betrug die Temperatur in unseren Zimmerchen — freilich waren die Fensteröffnungen in den seltensten Fällen mit Papier verklebt — 8 bis 9° C. unter Null.

Die wenigen Bewohner der Oasen erwarten mit Sehnsucht im Winter einen Schneefall, doch nur selten sehen sie ihre Wünsche erfüllt.

Viel Schnee bedeutet dortzulande ein fruchtbares Jahr, wenig oder keiner, eine Mißernte. Unter den Chinesen herrschte die Anschauung, daß meine astronomischen Beobachtungen lediglich den Zweck verfolgten, die Zukunft zu ergründen und das Wetter vorherzusagen. Ich wurde daher von allen Seiten mit Fragen bestürmt, und um die ohnedies schwierige Durchführung meiner Observationen nicht ganz unmöglich zu machen, ging ich auf ihre Fragen ein. Bei meinen Wetterprophezeiungen mußte das Aneroid — ein Instrument, das allerorts die höchste Bewunderung wachrief — meine bescheidene Sehergabe unterstützen. Der Glaube an meine Kunst ging so weit, daß, als wir uns der Wüste näherten, vom Hofe zu Lan-tschou-fu ein Staatscourier des Gouverneurs bei mir eintraf und die Frage stellte, wann es wohl das nächste Mal schneien dürfte. Es war bereits Ende März, die Sonne hatte hinreichende Kraft und so gab ich die einer Pythia würdige Antwort: „Im nächsten Jahre.“

Die ungeheuere Trockenheit der Wüste schließt den Begriff Regen in unserem Sinne nahezu ganz aus. Während eines viermonatlichen Aufenthaltes in der Wüste zählten wir nicht einen einzigen Regentag. Die Leute erzählten wohl mancherlei von den Wohlthaten und auch von den Schrecknissen der mitunter unverhofft hereinbrechenden Regenschauer, doch eine nähere Erörterung klärte uns darüber auf, daß solche Regengüsse nichts Anderes sind, als jene fürchterlichen Sandstürme, die aus dem Tarim-Becken heranbrausend, mit den feinkörnigen Staubmassen auch einige wenige Tropfen Wasser mit sich führen.

Das die Wüste im Süden begrenzende Randgebirge ist zumeist aus Porphyr und Quarz aufgebaut. Aehnlich verhält es sich mit dem Gesteine und dem Sande der Wüste selbst. Die Vegetation ist nur an die wenigen Lößablagerungen in den Oasen gebunden. Hier wächst das Dyrusum, ein spröder Grashalm, in Höhe, Gestaltung und Farbe den Binsen ähnlich. Es wird klafterhoch, bricht wie Glas und zerschneidet die Finger; ferner Wermuth und das von den Kameelen mit Vorliebe aufgesuchte Budargana, wie es von den Mongolen genannt wird. Ferner wären noch zu nennen: stachelige Winden, Feldbeifuß, das Wirbelkraut, sowie einige Moose. Selbst diese spärliche Vegetation sieht verkümmert und verwelkt, saft- und farblos aus.

Die Randgebirge, an welchen Regenniederschläge häufiger stattfinden, sind mit Ausnahme der felsigen Kämme und Abstürze, in den oberen Partien ihrer Hänge mit Alpenmatten bedeckt, an welche sich sodann ein üppiger Waldgürtel, aus Fichten, Kiefern, Weiden, Weißbirken, Espen, Wachholder- und Haselnußsträuchen anschmiegt. Der Fuß der Gebirge, welcher sich ziemlich steil aus dem Steingerölle der Wüste erhebt, ist gänzlich entholzt und mit verkümmerten Gräsern und Moosen bewachsen.

Ebenso wie die Flora der Wüste ist auch das Thierleben arm und nur in wenigen Species vertreten. Am häufigsten begegnet der Jäger der Antilope gutturosa, welche an Gestalt und Behaarung unserem Rehe ähnelt und nur in Heerden angetroffen wird. Sie lebt überall in der Wüste, wo sie nur einiges Wasser findet, und verschmäht selbst salzhaltiges nicht. Da in den von uns durchzogenen Gegenden der Wüste die Antilope nicht gejagt wird, so ist sie auch nicht scheu und nähert sich furchtlos den menschlichen Ansiedelungen.

Schon seit langer Zeit beschäftigten sich die Zoologen mit der Frage, ob wilde Kameele überhaupt existiren. So widersprechend auch die Aussagen der Chinesen lauteten, weil der eine das Vorkommen dieser Thiere aus eigener Erfahrung behauptete, der andere es wieder als eine Unwahrheit hinstellte, so brachte Oberst Prschewalski doch von seiner im Jahre 1876 unternommenen Reise zum Lop-nor die Sensationsnachricht mit heim, er habe einige wilde Kameele erlegt. Freilich ist der Unterschied im Aussehen, Gestalt und Behaarung zwischen dem wilden und zahmen Kameele ein ganz geringer; immerhin wird aber die bisherige Annahme, daß sich das Kameel ohne menschliche Hilfe nicht fortpflanzen könne, widerlegt. Das zahme Kameel ist für die Wüstenbewohner von unberechenbarer Bedeutung; darum sei es mir gestattet, mich mit dem Thiere etwas eingehender zu befassen.

Die eigentliche Heimat des zweihöckerigen Kameeles ist die Wüste und die Steppe. Es wird von den Mongolen als Tragthier benützt, während der Chinese den Maulesel vorzieht. Das Kameel liebt die Freiheit und verkümmert in Stallungen, daher jene der Mongolen besser aussehen, als die wenigen der Chinesen. Es ist allerorts bekannt, wie genügsam das Kameel

in Bezug auf Nahrung ist. Ohne Nahrung hält es 8—10 Tage, ohne Wasser circa eine Woche aus. Es trinkt mit Vorliebe salziges Wasser, sowie ihm überhaupt Salz ein Bedürfniß ist. Die Hauptnahrung bildet das Dyrusun-gesträuch und das Budargana, doch verschmähen sie auch nicht Riemenfellreste und nagen selbst die Sättel an, um das Stroh, mit welchem diese gepolstert sind, zu verzehren. Das Kameel liebt die Geselligkeit und folgt blind dem Vorderthiere in der Caravane. Fünf bis sechs Thiere werden während des Marsches mittelst eigens construirter Nasenringe aus Holz zusammengekoppelt, die sich leicht ablösen, wenn das Thier stützig wird, oder erschreckt einen Seitensprung macht. Diese Vorsichtsmaßregel ist um so nöthiger, als die Thiere leicht in Schrecken gerathen, und wenn nur ein Thier ausreißt, alle anderen in wilder Flucht davonjagen. Ein neugeborenes Kameel ist gänzlich unbeholfen und wird von der Mutter durch einige Tage auf dem Rücken getragen.

Zum Reiten bedient man sich eines Holzsattels und schützt die Höcker durch Filzdecken. Der Sitz ist wie auf einem Pferde. Das Kameel ist gegen Witterungseinflüsse und insbesondere gegen Feuchtigkeit so empfindlich, daß es als verloren gilt, wenn es sich in einen Sumpf verirrt; denn wird es auch vom Einsinken und Ersticken gerettet, so siecht es dann langsam, aber sicher dahin. Die Mongolen geben einem solchen Thiere gewöhnlich die Freiheit.

Die Ausdauer des Kameeles, sowie auch die Schnelligkeit der Bewegungen in der trockenen Wüste ist staunenswerth. Es ist im Stande, jeden Tag durchschnittlich 50—60 Kilometer zurückzulegen, und dabei eine Last von 150—250 Kilogramm fortzuschaffen. Der Preis eines ausgewachsenen Kameels beträgt 100—140 fl.

Im Anschlusse zu den vorhin erwähnten Erzählungen der Chinesen über die wilden Kameele am Lop-nor, welche Thiere nach manchen Schilderungen ganz außergewöhnliche Ungethüme sein sollen, ist es erwähnenswerth, daß die Chinesen in jener Gegend noch andere Thiere gesehen haben wollen, denen die Einbildungskraft eine fabelhafte Gestalt beigelegt hat. Es ist das ein Thier, das auch in unseren Märchenerzählungen eine gewisse Rolle spielt,

nämlich das Einhorn. Diese Thiere sollen nur ganz vereinzelt in den unzugänglichsten Gebirgen des Altyn-Tag und des Nan-san-Gebirges angetroffen worden sein, und wehe dem Menschen, der nicht rechtzeitig die Flucht ergreift, wenn er die Nähe einer solchen Bestie ahnt. Nach der Beschreibung der Chinesen wären die Thiere von mittlerer Größe, mit einem großen Kopfe, auf dessen breiter Stirne zwischen zwei feuerblitzenden Augen ein langes, spitziges Horn sich befindet, eine Waffe, deren Berührung den augenblicklichen Tod nach sich führt. Die Füße seien mit harten Hornhufen versehen, und der langhaarige Schweif ende in ein Büschel von schweren Kugeln, die mit spitzigen Haken versehen sein sollen. Dem Einhorn wird auch in den Büchern der modernen Classiker China's ein Ehrenplatz eingeräumt.

An den Thalschluchten zunächst des Lop-nor stoßen wir noch auf zahlreiche Heerden wilder Esel, von welchen ich später sprechen will. Um das Bild der Fauna zu vervollständigen, wären noch zu nennen: der Wolf, von dem wir nur hörten, zu Gesichte bekamen wir keinen, Kraniche, Krähen von einer außerordentlichen Zudringlichkeit, die bei den Mongolen als unverletzlich gelten, dann der Einsiedlervogel, immer auf der Suche nach Wasser begriffen, ferner die mongolische Lerche, der Wüstenfalke, Sperlinge &c.

Vom Frühjahr an trifft man in außerordentlicher Menge Phrynocephalen-Species an. Diese niedlichen Eidechsen, welche in ihrer grauen Farbe sich kaum von den Gesteinen unterscheiden, haben ein merkwürdig zähes Leben. Wir fanden, daß, nachdem einige Exemplare zehn Tage in einer Flasche verwahrt waren, der bereits starre Körper in der Sonne wieder Leben gewann frei gelassen, schossen die Thiere lustig von dannen. Das Insektenleben ist sehr spärlich vertreten. Auffallend ist die Masse von Scarabaeen, Gelsen und Sandfliegen, die Plage der Wüste. Diese winzigen Thierchen sind unausstehlich in ihrer Zudringlichkeit. Selbst der Tabakrauch, ein sonst gutes Mittel gegen die Mosquitos, bewährt sich nicht gegen sie. Die Fliegen setzen sich in der Nase, den Ohren und Augenwinkeln fest und erregen ein lästiges Jucken und Brennen. Nicht selten geschieht es, daß die Maulthiere Sack und Pack abschütteln, eine Strecke weit davonlaufen und sich dann im Sande wälzen, um sich von den ihnen massenhaft anklebenden Quälern zu befreien.

Nach einem Sandsturme scheint es aber, als ob alle Insekten vernichtet und verschwunden wären. Diese behagliche Ruhe währt leider nur einige Tage, dann fängt die Qual von Neuem an.

Wenn wir von einer Geschichte der Wüste sprechen, so kann darunter nur das Wenige verstanden sein, was uns die Chinesen überlieferten. Der Mongole, welchen Standes er auch immer sei, hat kein Gedächtniß und Verständniß für Ereignisse und Thaten seiner Vorfahren und selbst seiner eigenen Zeit. Wir finden diesen Zug fast bei allen Nomadenvölkern.

Die geographische Lage und Bodengestaltung, die geologischen Forschungen sowie die Betrachtungen über den Salzgehalt der Seen, Wasserrinnen und des Wüstenbodens mit seinen Salzkrusten an jenen gegenwärtig völlig ausgetrockneten, zuweilen ziemlich umfangreichen Sumpfbecken — drängen den Reisenden unwillkürlich zu dem Gedanken, daß die ungeheuere Wüste, und zwar keineswegs vor Aeonen, ein Meer — ein asiatisches Mittelmeer gewesen sei. Alte chinesische Classiker sprechen schon davon und geben ihm den Namen Han-hai.

Nach dem Zurücktreten, respective Verschwinden dieses Meeres mag eine gewisse Fruchtbarkeit und Cultur in einzelnen Theilen der jetzigen Wüste geherrscht haben, doch von den vielen blühenden Städten im Tarim-Becken hat heute nur noch Kaschgar den alten Ruf bewahrt. Selbst dem berühmten venetianischen Reisenden Marco Polo (1275) war es noch möglich, gangbare Strecken zu hinterlegen, welche jetzt durch den tiefen Flugsand ganz unpracticabel geworden sind. Ja, er erzählt von einer Reise durch die reiche Provinz Tschar-tschan, von welcher heutzutage keine Spur mehr vorhanden ist. Welchen Reichthum, welche Geheimnisse der Geschichte der tiefe Sand der Wüste bedeckt, wer vermöchte es zu sagen? Daß aber hier vor einigen Jahrhunderten ein regeres Leben pulsirte, daß sich hier ungezählte Caravanen begegneten und hier die Haupthandelswege zwischen dem Morgen- und Abendlande führten, liegt außer allem Zweifel. Und daß die großen Städte der ehemaligen wichtigen Handelsstraße entweder langsam oder jäh vom Sande verschüttet wurden, davon geben die zeitweilig entdeckten und theilweise ausgegrabenen Ruinen ein beredtes Zeugniß. In vielen dieser aufgefundenen Häuser findet man noch Reis, Thee und andere Lebensmittel.

Es ist nicht anzunehmen, daß alle Ortschaften plötzlich durch die Gewalt der Sandstürme entvölkert wurden, denn selbst in der Gegenwart stoßen wir in der mongolischen Wüste auf Städte, welche von den Bewohnern wegen Mangel an Wasser, Lebensmitteln und Brennmaterial freiwillig verlassen wurden, und die dann schließlich dem Verwüstungswerke der Sandstürme früher anheimfallen werden, als wenn die Einwohner ihre Kräfte dem wilden Feinde entgegenstellen könnten. Die Erbauung der vielen großen Städte in der Wüste, deren ehemalige Existenz durch mehr als 20 Ruinenstätten bewiesen wird, datirt wahrscheinlich aus der Regierungszeit des großen mongolischen Fürsten Kublai Khan im 13. Jahrhundert.

Du Halde äußert sich darüber folgendermaßen: „Es ist wahrscheinlich, daß diese Städte erst nach dem Regierungsantritte Kublai's gegründet worden sind; denn nachdem die Mongolen den chinesischen Geist aufgenommen und sich unter der Herrschaft Kublai's civilisirt hatten, begannen sie, wie man mit Sicherheit annehmen kann, um nicht tiefer stehend als die von ihnen besiegten Chinesen zu erscheinen, in ihrer Mongolei eine ziemlich große Anzahl Städte zu erbauen, von denen man heute aber nur mehr Ruinen sieht. Damals, als die Mongolen ganz China unterjochten, waren sie ein thatkräftiges Volk mit innerem Halt und einer für jene Verhältnisse entsprechenden Organisation. Allein seitdem sie unter chinesischen Einfluß kamen, nahmen sie nur die Fehler und Untugenden der Chinesen, nicht aber die Lichtseiten derselben auf, und von ihrer einstmaligen Größe blieb keine Spur zurück."

Man kann füglich auch auf diesen Landstrich den geschichtlichen Satz anwenden, daß der Charakter des Landes seine Geschichte bedingt. Früher relativ fruchtbar und besser bewohnt, heute Wüste mit wenigen Oasen, deren Bewohner in Thatenlosigkeit und Stumpfsinn versunken, sich wenig von ihren Hausthieren unterscheiden, ist das Mongolenreich nur ein idealer Begriff, worauf selbst die Chinesen mit einer gewissen Geringschätzung herabblicken.

Jedem Eroberer aus dem Osten ist es bis jetzt ein Leichtes gewesen, die spärlich bewohnten, vereinzelten Ansiedelungen zu vernichten, und wiewohl eine Vereinigung der Stämme zur gemeinsamen Abwehr bei der Ungangbarkeit des Landes und unterstützt von einem mächtigen Verbündeten,

der schwierigen Verpflegung der feindlichen Armee, gewiß auch günstige Resultate herbeiführen kann, so gleichen solche Unternehmungen doch nur dem letzten Aufflackern eines verlöschenden Lichtes.

Vor wenigen Jahren wurde das Reich Yakub-Beg's in Turkestan gegründet, erregte aber die Eifersucht der Chinesen. Eine chinesische Armee, unter dem großen General und Vicekönig Zo-zung-tang, entthronte den Fürsten, ermordete ihn und besetzte Kaschgar. Ich will hier nur nebenbei erwähnen, daß die chinesische Armee nicht direct durch die Wüste, sondern dem Südfuße des Tien-schan entlang über An-si-fan, Hami, Tur-fan nach Karaschar zog. Diese Heerstraße ist jetzt in den Händen der Chinesen, die wichtigsten Etapenpunkte sind besetzt und theilweise, wenn auch sehr primitiv, befestigt.

Die Bewohner der Wüste und der wenigen Oasen und jene des Randgebirges gehören der mongolischen Race an, und zerfallen in die chinesischen Ansiedler und die eigentlichen Mongolen. Letztere theilen sich in viele Stämme, von denen mehrere zu einem Fürstenthume vereinigt sind. Diese Fürsten erkennen die Oberhoheit der chinesischen Regierung an, sind aber sonst vollkommen frei und unabhängig. Nur jene, deren Besitz näher an der Grenze des chinesischen Reiches liegt, stehen in einem ähnlichen abhängigen Verhältnisse, wie der Gouverneur einer chinesischen Provinz. Manche von ihnen bekleiden auch Mandarinsrang. Die in der Wüste lebenden Chinesen haben sich mehr an den östlichen und südlichen Wüstenrändern in eigenen kleinen Ortschaften angesiedelt und sind unvermischt mit den Mongolen, Unterthanen des Reiches der Mitte. Ihre Wohnungen liegen sowohl innerhalb als außerhalb der China um- und abschließenden berühmten Mauer, welche gegenwärtig nur mehr einen trockenen Erdwall vorstellt, der halb zerfallen, mit unzähligen Breschen, vom Zahne der Zeit gebrochen, jede Bedeutung verloren hat. Stellenweise, aber nur selten noch erreicht sie die Höhe von 6 Meter und 1 Meter Dicke. Von 2 zu 2 Kilometer erhebt sich ein viereckiger Thurm zur Vertheidigung, welcher eine Höhe von 12—15 Meter besitzt. Wenige Kilometer westlich von Su-tschou biegt die Mauer, nachdem sie durch 21 Tage den Reisenden in der Wüste begleitet hat, bei dem großen

Thore Küa-yü-kuan nach Süden ab und endet mit den steilen Ausläufern des Nan-san-Gebirges. Während die Bewohner der Oasen sich von Viehzucht, wenig Ackerbau und meist als Führer der Caravanen ernähren, sind die Bewohner der Abfälle des Nan-san-Gebirges ein räuberisches Nomadenvolk, das ausschließlich nur Viehzucht treibt. Diese werden von den Chinesen schlechtweg Fan-zh genannt. Alles flieht, sobald nur die Kunde eines von ihnen beabsichtigten Raubzuges zu den Bewohnern der Oase dringt. Der Chinese unterscheidet wieder zwei Classen dieser Fan-zh, und zwar die verwilderten Chinesen oder zahmen Fan-zh, die sich nicht weit in das Gebirge hinein wagen und nebst Viehzucht auch etwas Ackerbau am Fuße der Berge betreiben, und die Tanguten, das heißt die wilden Räuber. Die zahmen Fan-zh kommen jeden Sommer einmal nach Su-tschou und An-si-fan, wo sie Schafwolle und Felle verkaufen, und für den Erlös Kleider und Lebensmittel in die Berge tragen. Die Tanguten brechen aber nur in räuberischer Absicht und unverhofft aus ihren Lagern hervor, rauben die Ernte und die Hausthiere und tödten auch hin und wieder einen Chinesen.

Die chinesischen Bewohner der Wüste führen ein elendes Leben. Das Menu zu ihren täglichen drei Mahlzeiten liefert zumeist grobes Weizenmehl, aus dem sie mit Wasser und etwas Salz einen Teig kneten, ihn in schmale Streifen schneiden und in Wasser kochen. Das Mehl wird aus Su-tschou importirt. Die Würze zu diesem einfachen Mahle bildet der Thee, den sie in Form gepreßter Ziegel durch Caravanen aus den südlichen Provinzen erhalten. Diese Theeziegel sind aus den Abfällen und dem Staube der schlechtesten Sorten des Blätterthee's bereitet. Um den gewünschten Geschmack zu erreichen, wird der Thee mit etwas Salz und Butter gekocht.

Ihr Leben ist eine Kette von müßig verbrachten Tagen und Jahren, die einzige Abwechslung bringt eine durchziehende Caravane, welche von den Insassen Kameele oder Maulesel miethet. Sie sind bettelarm. Die Lager, respective Wohnorte sind an Plätzen errichtet, an denen genießbares Wasser, freilich oft in einer Tiefe von 12 Meter und mit schwefel- und salzhältigem Geschmacke, gefunden wird. Die Dörfer der Schamo-Wüste bestehen nur aus einem bis zwei Lehmgehöften, zu welchen sich noch hie und da ein kleiner Lehmtempel

gesellt. Vier verrußte Wände ohne Fensteröffnung, eingedeckt mit Dyrusum oder halbverkohltem Schilfflechtwerk, begrenzen den kleinen Wohnungsraum. Die Eingangsthüre ist als einzige Lichtöffnung für Wind und Staub, Sandfliegen und Gäste gastfreundlich geöffnet.

Holz und Holzkohle sind in der Wüste Luxusgegenstände. Die Bewohner erwärmen ihre Wohnungen mit Argali, das ist mit dem im Laufe des Sommers gesammelten Kameelmiste. Oefen kennt man nicht. Eine Gluthpfanne, auf welcher der Mist unter Verbreitung eines unangenehmen, scharfen Geruches langsam verglimmt, vertritt deren Stelle. Die Lagerstätten (Kang) werden nur zur Nachtzeit geheizt.

Wir verzichteten begreiflicherweise von Haus aus auf diese Art der Erwärmung, hüllten uns, so gut es eben ging, in unsere Decken und Kleider, und duldeten lieber eine schwache Eisschichte auf der Decke und im Haare, als die Zudringlichkeit des massenhaften Ungeziefers. Die Unwohnlichkeit der Häuser verleidet selbst dem Hausherrn den längeren Aufenthalt in der Wohnung. Während des ganzen, langen Tages sitzt oder hockt er in der Nähe des Lehmwalles, der das Gebäude umgibt, und zwar im Winter an dessen Sonnenseite, im Sommer an dessen Schattenseite. Hier raucht er seine Pfeife, trinkt seinen Thee, hier hält er seinen Tagesschlaf. Sowohl der Chinese als der Mongole der Wüste lieben lange Gespräche, und wenn sich bei diesem der Stoff der Unterhaltung in dem Wohl- und Uebelbefinden seiner Heerden concentrirt, so äußert sich das brennendste Interesse des Chinesen in den Fragen über Handelsgeschäfte und Felderträgnisse seines Nachbarn.

Die mongolischen Frauen dürfen an solchen Gesprächen theilnehmen, während die chinesischen Frauen und Mädchen von der Männergesellschaft gänzlich ausgeschlossen sind. So kommt es auch, daß bei Heiratsabschlüssen der Chinese über das Mädchen seiner Wahl und seine zukünftige Frau meist sich ganz irrige Ansichten und Vorstellungen bildet, während der Mongole doch mehr oder weniger dem Zuge seines Herzens folgen kann. In den seltensten Fällen, und zwar aus dem Grunde, weil die Leute zu arm sind, kauft sich der Ehemann eine oder mehrere Nebenfrauen, obwohl das Gesetz solche Passionen gestattet.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten sind immer mit endlosen Festessen verbunden, bei welchen in chinesischen Familien ein gebratenes Spanferkel, bei den Mongolen der geröstete Fettschwanz eines zumeist verendeten Hammels den Glanzpunkt bildet. Thee und Reisbranntwein werden in unglaublichen Quantitäten getrunken. Aehnliche Feierlichkeiten finden auch bei Begräbnissen statt. Nachdem der Todte, der bei dem Mangel an Holz für die Särge gewöhnlich nur mit einigen Lappen bedeckt ist, in eine Sandgrube eingescharrt wurde, versammeln sich die Leidtragenden in dem Trauerhause oder in einem Wirthshause und zechen oft durch mehrere Tage ununterbrochen an der Verlassenschaft des Verblichenen.

Wenn die Mongolen zu den eifrigsten Buddhisten zählen, da die müßige Beschaulichkeit dieses Cultus mit ihren sonstigen Charaktereigenschaften in wunderbarer Weise harmonirt, wenn ihre Priester in Bezug auf Glauben und Aberglauben den mächtigsten Einfluß auf jeden Einzelnen ausüben, und ihn zu einem willenlosen Werkzeug der schrankenlosesten Willkür machen, so finden wir bei dem Chinesen eine ausgesprochene Gleichgiltigkeit gegen alles Ideale und hauptsächlich gegen seine Religion. Alles, was einmal geschehen könnte, findet er kaum der Beachtung werth, alle seine Gedanken erstrecken sich auf sein momentanes Wohlbefinden, und erst wenn dieses zu wünschen übrig läßt, gewinnt für ihn der buddhistische Priester einiges Ansehen, denn dieser hat das Beten von Jugend an erlernt. — Der Mongole ist ein Feind des Chinesen, der Chinese ein Feind des Mongolen, beide Stämme meiden sich sorgfältig und wählen sich in der Wüste ihre separirten Wohnsitze. Während die mongolischen Hauptfürstenthümer, wie das Fürstenthum Alaschan und Ordos, nahe am großen Flußbuge des Hoang-ho östlich gelegen sind, bildet der südliche Theil der Wüste einen Theil der chinesischen Provinz Kan-su.

Die Wüste wurde während der letzten Jahrzehnte in ihrem östlichen Theile von den russischen Obersten Soßnowski und Prschewalski, dem Engländer Elias Ney und dem deutschen Professor Fritsche bereist. Mr. Elias Ney verdanken wir hauptsächlich exacte Nivellements-Bestimmungen.

Das Tarim-Becken wurde vor 600 Jahren von dem bereits erwähnten Marco Polo und nach ihm von mehreren nestorianischen Missionären, welche

aber keinerlei Reiseberichte hinterlassen haben, bereist. Vor fünf Jahren besuchte Oberst Prschewalski von Karaschar aus einen südlich gelegenen See, welchen er für den Lop-nor hält. Da jedoch dieser See nach seinen Aussagen zu weit südlich liegt, so neigt man sich vielfach der Ansicht zu, daß dieses stehende, salzhältige, versumpfte Wasser der Gaschu-nor, ein kleinerer See zwischen dem Lop-nor und dem Chara-nor, war.

Die häufiger begangenen Wüstencommunicationen sind entweder durch sogenannte Steinmännchen oder durch niedere Steinthürme markirt. Bei Reisen in entlegene Striche hängt die Sicherheit des Lebens von den erprobten Führern ab, die man unter allen Umständen für sich gewinnen muß. Ebenso ist es bei dem Durchkreuzen der Wüste nothwendig, eine genügende Menge Wasser mit sich zu führen, denn die vorhandenen Cisternen sind gewöhnlich wasserlos und zwei bis vier Tagreisen von einander entfernt. Daß unter diesen Umständen gute Zelte die Bequemlichkeit der Nachtlager bedeutend fördern, bedarf keiner weiteren Erklärung.

Wie gefährlich es ist, die Wüste ohne erprobten mongolischen Führer zu durchkreuzen, erfuhr Oberst Prschewalski 1873 auf seiner Rückreise von Alaschan nach Urga. Auf halbem Wege ging das Wasser aus. Zuerst verlor er seine treuesten Begleiter, seine zwei Hunde. Sie verdursteten. Der mongolische Führer versicherte hoch und theuer, daß man nach einer Stunde Wegs auf eine Cisterne stoßen müsse. Umsonst — Prschewalski sandte seine Kosaken nach einer Quelle aus — wieder vergebens. Endlich drohte er, den Führer niederzuschießen, wenn kein Wasser zu finden sei — und die Quelle wurde gefunden. Wie furchtbar die Wassernoth auf die Reisenden einwirken kann, und wie entsetzlich die Täuschung, wenn man nach ungeheueren Durstesqualen einen klaren Wasserstreifen erblickt, die letzten Kräfte aufbietet, ihn zu erreichen, und endlich findet, daß das Wasser salzig-bitter und herb zusammenziehend schmeckt, erfuhren wir zu wiederholten Malen.

Für die mechanische Bewegung ist die Wüste in allen Theilen, wo sie nicht mit kahlen Felsrücken durchzogen ist, oder wo der Sand nicht allzu hoch liegt, also überall, wo ihr der Name Kopi zukommt, für Holzkarren befahrbar. Wir benützten daher diese primitiven, zweiräderigen Holzwagen während der

ganzen Reise in der Wüste zur Fortbringung des Gepäckes. Wir selbst ritten auf Maulthieren oder Pferden. Unsere Kleidung bestand im Winter aus europäischen Pelzröcken, im Sommer aus Leinwandstoffen, als Kopfbedeckung trugen wir englische Korkhüte, deren Verwendung bei den glühenden Sonnenstrahlen eine unbedingte Nothwendigkeit ist.

Wir zogen die europäische Kleidung der chinesischen Tracht vor, weil eine Verkleidung unter allen Umständen ein größeres Mißtrauen wachruft. Wenn es thunlich war, lebten wir auch nach europäischer Sitte. Bei dem Umstande, daß Graf Széchenyi auch in Bezug auf Nahrungsmittel die Ausrüstung seiner Expedition reichlich mit Fleisch-, Butter- und Milchconserven bedacht hatte, konnten wir jeden Abend eine europäisch zubereitete Suppe nehmen. Wir verschmähten sowohl den schlechten, chinesischen, grünen Thee, als den fuselhältigen Reisbranntwein und tranken destillirtes, frisches Wasser.

Ich hoffe nun, den freundlichen Leser mit den allgemeinen Verhältnissen der asiatischen Wüste soweit vertraut gemacht zu haben, daß ich ihn bitten darf, mit mir wieder nach Ku-lang-shien zurückzukehren, von wo aus wir unsere Route weiter verfolgen werden.

Ku-lang-shien besitzt eine reizende Lage. Im Süden schmiegen sich die Mauern noch an den steilen Fuß des Nan-san-Gebirges, hier brechen die schäumenden Wildbäche aus den düsteren Schluchten tosend hervor und verleihen den niedlichen Mühlen und einsamen Tempeln ein idyllisches Gepräge. Hier weiden noch die Kühe und Schafe auf den frischgrünen Matten, und der emsige Bauer bearbeitet mit lohnendem Fleiße die fruchtbaren Felder. Wie ein schützender Mantel öffnen sich rechts und links, die Stadt umfassend, die steilen Hänge des Gebirges und verlaufen in weiter Ferne mit der fahlen Eintönigkeit der Wüste. Hier athmet die Natur im regen Pulsschlage des Lebens, dort drüben scheint sie weder Lebenskraft zu spenden noch zu besitzen. Die grellsten Gegensätze des Weltalls begegnen sich an der nördlichen Stadtmauer von Ku-lang-shien.

Unser Aufenthalt in der Stadt, die sich in ihrem Inneren von anderen chinesischen Städten wenig unterscheidet, währte nur einen Tag.

Wir hatten das neuerbaute Kun-kwan mit wahrer Befriedigung bezogen. Das Zimmer entsprach den höchsten Erwartungen, die Einrichtungsgegenstände waren neu und bequem, der Fußboden frisch gescheuert und kein Stäubchen ließ sich auf den Holzbetten und sonstigen Möbeln entdecken. Die Holzwände erglühten in den schönsten Farbenmalereien; die Fenster zeigten nicht jene antiken Breschen, wie wir sie von jeher zu erblicken gewohnt waren. Mit einer unbedingten Sorglosigkeit, die ihren Grund in der Beruhigung ob des reinlichen Nachtquartieres fand, schliefen wir fest und ungestört bis zum späten Morgen.

Als wir erwachten und aufstanden, fühlten wir uns krank. Wir Alle litten an gleichen Erscheinungen: Kopfweh, Schwindel, Neigung zum Erbrechen, Mattigkeit, Schläfrigkeit, Geschwulst und Entzündung des Zahnfleisches.

Wir analysirten die Ueberreste der Abends zuvor eingenommenen Nahrung, wir untersuchten die Kochgefäße, denn die Symptome deuteten auf eine Vergiftung, gelangten jedoch zu keinem Resultate. Endlich schoben wir die Ursache der Krankheit auf das neue Unterkunftsgebäude, und je länger wir die frischen grünen, blauen, rothen und gelben Farben der Wände in's Auge faßten, desto rathsamer erschien es, die Bündel zu schnüren und am folgenden Morgen wieder weiter zu ziehen. Unseren Leuten, die sich ganz wohl fühlten, paßte dieser Entschluß freilich nicht zu ihren Plänen, denn sie hatten sich bereits auf einen mehrtägigen, ruhigen Schlaf gefreut. Während der folgenden Nacht schützten wir uns gegen ähnliche Zustände durch das Oeffnen der Thüren und Fenster, obgleich dadurch die Temperatur auf 6° unter Null sank, die Tinte einfror und sich an den Barthaaren niedliche Eiszapfen ansetzten. (Es ist auch möglich, daß die Vergiftung wieder auf Kohlenoxydgas zurückzuführen war, obwohl wir nur Holzkohlen verbrauchten.)

Am Rande der beginnenden Wüste fiel uns in erster Linie eine verhältnißmäßig bemerkenswerthe Baumcultur auf. Sowohl dickstämmige Weidenbäume, als hohe, lebensfrische Pappelbäume waren in nicht geringer Anzahl vertreten, ja sogar kleine Wäldchen von Föhren, Fichten und Tannen bedeckten die äußersten Ausläufer des Nan-san-Gebirges. Das Wetter ließ nichts zu wünschen übrig, doch trotz hellen Sonnenscheines war die Luft nicht rein. Die

Umrisse des Nan-san-Gebirges traten nur schwach und wie von einem gelben Schleier verdeckt hervor, und die Fernsicht erstreckte sich nur auf 4 bis 5 Kilometer; weiter hinaus war die Ebene in Staub und Nebel gehüllt.

Die Bewegung der Atmosphäre ist unter gewöhnlichen Umständen an eine staunenswerthe Regelmäßigkeit gebunden. Im Monate März ist die Luft während der Nacht und weitere zwei Stunden nach Sonnenaufgang (6 Uhr) ruhig und bewegungslos. Um 8 Uhr erhebt sich ein starker, kalter Nordwind, welcher bis 10 Uhr währt. Um die Mittagsstunde erreicht die Temperatur bei vollständiger Windstille ihr Maximum, dann setzt wieder ein starker Nordwind ein, welcher um 4 Uhr Nachmittags oder auch erst um 6 Uhr mit Sonnenuntergang endet. Sodann herrscht ausnahmslose Ruhe über allen Steinen.

Zur Ergänzung des Berichtes über die Luftströmungen will ich noch nachtragen, daß ich von Si-ngan-fu bis Lan-tschou-fu vorwiegend Ost- und Südostwinde beobachtete, und aus der Wahrnehmung, daß die jungen Bäume längs der Straße eine Neigung nach Nordwest zeigten, zum Schlusse gelangte, daß die Südostwinde während des ganzen Jahres vorherrschen müssen.

Die Wirkungen der trockenen Nordwinde der Wüste äußerten sich am empfindlichsten an der Körperhaut. Nicht nur die Hände, sondern auch das Gesicht und die Ohren waren bald über und über mit Rissen von $^1/_2$ Zoll Länge versehen. Der Schmerz, welchen die Wunden verursachten, war sehr empfindlich und konnte nur einigermaßen durch das Einreiben mit Glycerin gemildert werden.

An den gegenwärtig vielfach ausgetrockneten Flußarmen schloß sich eine Ortsruine an die andere. Die trostlosen, gelben Lößfragmente der ehemaligen Wohngebäude sind von zerbröckelten Mauern aus demselben Materiale festungsgleich umgeben. Solche Wälle fehlen nicht einmal den vereinzelten Häusern, deren es eine große Menge gibt.

Selbst die bewohnten Dörfer beherbergen nur eine geringe Anzahl von Menschen. Gewöhnlich sind nur zwei oder drei Gehöfte bewohnt. Die Bewohner scheuen jede Arbeit und erregen in ihrer zerlumpten Kleidung und bei dem

unbeschreiblichen Schmutze ihres Körpers kein Mitleid, sondern nur Abscheu. Trotzdem ging den Scenen nicht die Komik ab, wenn die in der Sonne liegenden Gruppen sich bei unserer Annäherung wie auf ein Commando erhoben und dann jeder Einzelne sich ein besonderes Plätzchen auswählte, um uns in einer recht bequemen, sitzenden oder hockenden Position genau und mit Muße anstaunen und mustern zu können.

Die Frauen ergriffen bei solchen Gelegenheiten, vorausgesetzt, daß ihren verkrüppelten Füßen noch die dazu nöthige Zeit erübrigte, die Flucht. War das nicht mehr möglich, so lehnten sie sich mit abwärts und nach der Seite gewendetem Kopfe an die nächstbeste Lehmmauer und verdeckten, um etwaige vorhandene Illusionen nicht allzu rasch zu zerstören, das Antlitz mit der vor Schmutz starrenden Hand.

Besonders in der Nähe von Ku-lang-shien stechen die Wachhäuser der Soldaten, welche die Wegerhaltung zu besorgen haben, und jeden zweiten oder dritten Monat von anderen Kameraden abgelöst werden, in vortheilhafter Weise von den von tiefen Rissen durchfurchten Häusern der übrigen Wüstenbewohner ab. Es sind kleine, viereckige, weiß getünchte Gebäude mit flügelartig vorspringenden Seitenmauern, auf deren weiße Wände rothe und schwarze concentrische Scheiben wahrscheinlich als Zielobjecte für Schießübungen gemalt wurden. Wenigstens fanden wir die meisten Wände von unzähligen Kugeln durchlöchert. Zu beiden Seiten der Geistermauer standen regelmäßig zwei junge, abgestorbene Baumstämmchen. Weiter in der Wüste werden die Wächterhäuser immer unansehnlicher.

Bei dem Umstande, als der Weg auf dem Wüstengrunde beständig auf Steingerölle führte, erschien er mir bei einer Fahrbreite von 30 bis 50 Schritten, die in der Entfernung von beiläufig 60 Kilometer vom Fuße des Nan-san noch zeitweilig mit niederen Lößwänden abgegrenzt war, als eine für die dortigen Verhältnisse gute und höchst wichtige Communication. Ueberall für massiv gebaute Holzkarren (deren Spurweite 175 Centimeter beträgt) befahrbar, concentrirt sich auf dieser Straße der Haupthandel zwischen der Provinz Kan-su und den Besitzungen der Chinesen in Turkestan.

Wenn auch in der Gegenwart die Landpost von Sibirien ihren Weg über Urga und Kiachta nach Peking nimmt, und diese Straße muthmaßlich durch die allerdings erst erwogene Aufstellung einer Telegraphen-Verbindung *) doppelt an Bedeutung gewinnen dürfte, so wird, wenn einmal über kurz oder lang die Concession zum Eisenbahnbau der chinesischen Regierung abgezwungen werden wird, der über Hami und Barkul durch die Wüste nach China führende Weg als die geeignetste Trace zur Verbindung Sibiriens mit dem Yang-tze-kiang erscheinen **). Nach meinen Erfahrungen würde ich die Hauptlinie, welche von Hami über An-si-fan, Su-tschou, Ku-lang-shien, Lan-tschou, Tsing-tschou nach Tsching-tu-fu, der reichen Hauptstadt der gesegneten Provinz Sze-tschuen, und weiter nach Süden längs des Min-ho nach Su-tschou am Yang-tze-kiang und eventuell von hier am rechten Ufer des großen Stromes nach Schanghai führt, wenn auch nicht für die kürzeste, so doch als die einträglichste Linie erachten, denn der eigentliche Reichthum, die ergiebigste Schatzkammer China's befindet sich doch in den südwestlich gelegenen Provinzen. Ich denke, daß die Bauschwierigkeiten, welche die drei parallelen Gebirgszüge des Nan-san, des Sin-ling und Pej-ling verursachen würden, weit leichter zu überwinden wären, als die Vorurtheile der Chinesen.

Schon aus der Entfernung von 20 Li erblickten wir die Umrisse der Mauern und die Alles überragenden Spitzen zweier mächtiger Pagoden der bedeutenden Stadt Wu-wej-shien oder Liang-tschou, welch' letzterer Name zwar landläufiger ist, doch der administrativen Bedeutung nicht entspricht.

Wie es jedoch gut ist, alle chinesischen Bauwerke nur aus der Ferne zu bewundern, so schwand auch der beim ersten Anblick hervorgerufene mächtige Eindruck, je mehr wir uns den Stadtmauern näherten. Die Eingangsthürme sanken zu armseligen Holzgerüsten, die Pagoden zu nichtssagenden Lehmsäulen herab. Trotz alledem kann ich die Stadt nicht unschön nennen. Hauptsächlich waren es die vielen Holzthore, welche im Innern der Stadt,

---

*) Die in Betrieb stehende Telegraphen-Verbindung von China über Sibirien nach Europa geht von Schanghai nach Japan und von hier nach Wladiwostok als Kabel zur sibirischen Ostküste.

**) Siehe Hochstetter: „Die Zukunftsbahnen in Asien“.

den Hauptweg überdachend, dem Straßenleben einen angenehmen Rahmen verliehen. An besser erhaltenen und minder hervorragenden Tempeln war kein Mangel.

An den fliegenden Ständen boten die Verkäufer Brod, Zwiebel, Knoblauch, prächtige Kartoffeln (yang-yü = fremde Frucht) und kleine Birnensorten feil. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist die Leimfabrikation.

Die Stadt dürfte 100.000 Einwohner zählen und verdankt ihre Größe den nur etwa 10 Li entfernten Abhängen des Nan-san. Ein wasserreicher Fluß mit Namen Schoan-taj-ho, der in die Ebene gelangend, sich in mehrere Arme theilt, versorgt die Stadt nicht allein mit noch gutem Trinkwasser, sondern ermöglicht auch durch seine Erdanschwemmungen den Anbau von Weizen und Reis. Wie wir erzählen hörten, so überschwemmt der Fluß im Monate Juni, wenn der Schnee im Gebirge sehr schnell schmilzt, die weite Umgebung, so daß das Volk oft in wilder Flucht die Stadt verläßt. Während unserer Anwesenheit reichte das Wasser des Flusses, trotz der geringen Länge des Laufes (höchstens 100 Kilometer), in jedem der vier Hauptarme bis zu den Knien der Pferde. Die dünne Eisdecke brach bei dem Uebersetzen des Flusses durch; es war eben noch kalte Winterszeit, die Natur war trotz der wohlthuenden Mittagswärme der Sonne noch kaum erwacht. Nach den eingeholten Erkundigungen schlagen die Bäume erst im April aus und das rechte Frühlingswetter beginnt erst im Monate Mai.

Bei dem Stadtthore hatten bereits etliche Magistratsdiener auf unsere Ankunft gewartet. Sie führten uns zu einem geräumigen und luftigen Mandarinhotel. Das Quartier heimelte uns an und so beschlossen wir, weil wir ohnedies in Ku-lang-shien durch den abgekürzten Aufenthalt an Zeit gewonnen hatten, einen Rasttag und erstatteten dem Magistrate die diesbezügliche Anzeige. Am folgenden Vormittag erhielten wir den Besuch des Bürgermeisters und des Militär-Commandanten. Besonders der Erstere überbot sich in zuvorkommender Freundlichkeit, er interessirte sich scheinbar nicht nur für den Verlauf unserer Reise, sondern auch für alle europäischen Verhältnisse. Endlich kam er zu dem Thema, das ihm schon lange auf der Zunge schwebte: Er habe eine berühmte Schauspielertruppe für sein Haus gewonnen und für

Nachmittag eine Festvorstellung angeordnet. Er werde es sich zur hohen Ehre anrechnen, wenn wir durch unser Erscheinen zur Hebung der Feststimmung etwas beitragen würden. Wir nahmen die Einladung an und der Mandarin versprach, uns zur rechten Zeit abholen zu wollen. Er hielt Wort. In einem imposanten Zuge bewegten wir uns durch die Stadt: Voran ein großes, rothes Parapluie, dann etliche Ausrufer und Platzmacher, welche verpflichtet sind, vor allen Wegkreuzungen aus voller Lunge zu schreien und dafür mit 50 Cash entlohnt werden. Ihnen folgte der Gongschläger, welcher durch das erzeugte scheppernde Getöse die Passanten aufmerksam machte, rechtzeitig auszuweichen, endlich wir zu Fuß und der Bürgermeister im Tragsessel. Dieser wollte uns ursprünglich bei dem Spaziergange Gesellschaft leisten; als er aber bemerkte, wie wir und er selbst von seinen Unterthanen verspottet wurden, fühlte er, daß seine Stellung ihm nicht gestatte, zu gehen, und zog sich unter dem Vorwande, es schmerzten ihn die Füße, in den Tragsessel zurück.

Die Bühne war im großen Vorhofe des Yamen aufgeschlagen und bestand aus einem hohen Brettergerüste, welches nach drei Seiten offen war. Sie erhob sich über die Köpfe der Zuseher und war nach rückwärts mit einem theilbaren, sonst unbeschreiblich schmutzigen Vorhange, hinter welchem sich die Ankleidezimmer der Künstler befanden, abgeschlossen. In der Mitte der Bühne standen zwei Stühle und ein Tisch.

Ueber 2000 männliche Zuseher waren in dem Vorhofe Kopf an Kopf zusammengedrängt. Die Frauen und Mädchen hockten und saßen separirt von den Männern in feierlicher Festtracht auf den breiten Gesimsen der Umfassungsmauer oder auf den Dächern der Nebengebäude. Die verheirateten Frauen trugen dunkel- oder lichtblaue, die Mädchen grüne, rosarothe und braune, weite, mit Baumwolle gefütterte Seidengewänder. Die langen Aermel, hinter welchen die Arme so zurückgezogen wurden, daß die volle Gestalt wie eine plumpe Puppe aussah, waren in verschiedenen Farben bordirt und bei bemittelten Personen mit feinen Seidenstickereien versehen. Grüne oder blaue Pluderhosen aus schweren Seidenstoffen endeten in ungarischer Façon. In der Zusammenstellung und Auswahl der Farben bewährte sich wieder die eigenthümliche Geschmacksrichtung der chinesischen Schönheiten.

Eine besondere Sorgfalt gab sich in der Zusammenstellung des Kopfputzes zu erkennen. Die verheirateten Frauen trugen ein gesticktes Kopfband, das sich wie ein breiter Ring um die Stirne legte und zum Schutze gegen die Kälte mit Ohrläppchen versehen war. Nach rückwärts schloß sich daran ein scharf abstehender, etwas nach abwärts geneigter, schmaler und höchstens 25 Centimeter langer Rahmen, welcher in seiner Breite durch einige Seidenfäden, gleichsam wie eine Leiter in Sprossen abgetheilt war. Das Haar war glatt nach rückwärts gekämmt und dann so zusammengelegt, daß es sich wie ein breites Band an die Rahmensprossen anschmiegte. Außer einer Silberschnalle bemerkte ich noch einige zollbreite und 4—5 Zoll lange, flache Silberspangen zwischen Haar und Rahmen. Gegen die Stirne zu zitterten die verschiedenartigsten künstlichen Blumen, Schmetterlinge und sonstiges Flitterwerk in bunter Menge an den elastischen Silberhaarnadeln.

Das glatt gekämmte Haar der Mädchen war ebenfalls mit vielen Blumen geschmückt und endete in einen freien, dreifach geflochtenen Zopf. Die Frauen und Mädchen aßen beständig, wenn sie nicht die Wasserpfeife zu den geschminkten Lippen führten. Wenn sie uns auch gänzlich zu ignoriren schienen, so kam es mir doch manchmal vor, als führte die eine oder die andere nur die Hand über das Gesicht, um durch die Finger einen neugierigen Blick auf die Fremdlinge zu werfen.

Es kostete viele Mühe, bevor es unserem Zuge gelang, durch die Menschenmenge zu dem breiten Flügelthore des Gerichtsgebäudes zu gelangen. Aehnlich wie in einem Sommertheater die Logen, so erhoben sich über dem Thore einige Holznischen. Unter den ohrenzerreißenden Fanfaren des seitwärts postirten Bühnenorchesters geleitete uns der Bürgermeister zu der Hauptloge. Das Stück, welches eben im Gange war, wurde abgebrochen. Kaum hatten wir auf den roth gepolsterten Sitzen um einen großen Holztisch Platz genommen, so erschien der Theaterdirector mit einem Büchlein, in welchem alle Stücke verzeichnet waren, welche seine Truppe aufzuführen vermochte, und erkundigte sich nach unseren Wünschen. Wir entschieden uns für ein Kriegsspiel und eine Mädchenrolle. Bekanntlich sind die chinesischen Mädchen nicht bühnen-

fähig und ihre Rollen werden von Männern durchgeführt. Unter uns summte und brummte es wie auf einem Jahrmarkte.

Die armen Schauspieler wurden gänzlich vernachlässigt; das gesammte Publicum stand während unserer Anwesenheit mit gegen die Bühne zugewendetem Rücken der Loge gegenüber und beobachtete kritisirend jede Bewegung der Europäer. Als ich eine Cigarette in Brand setzte, brauste ein unbändiges Gelächter durch den ganzen Hof. Oft fürchtete ich, es werde ein Dutzend Menschen in dem bunten Gewürfel erdrückt werden. Es wogte hin und her wie eine stürmische See, und wenn dann eine Menschenwelle an der Mauerecke brandete, so fielen sicher zwanzig Mann unter- und übereinander. Trotzdem geschah kein Unglück. Wohl erhob sich Mancher mit blassem Gesichte mühsam von der Erde, doch als er wieder auf festen Füßen stand, schüttelte er den Staub vom Nacken, blickte zu uns hinauf und — lächelte verschämt.

Jetzt kam ein Reiter zum Hofthore herangesprengt und ihm folgte — gezogen von einem Pony — ein niedlicher Wagen. Rücksichtslos lenkte der Reiter das Roß in die dichte, undurchdringlich scheinende Menge, die alle Kräfte aufbot, um der drohenden Gefahr auszuweichen. Verfolgte man irgend einen untertauchenden Kopf, so konnte man ihn nach einer Weile, und zwar in ziemlicher Entfernung von dem fürchterlichen Reiter, wieder erscheinen sehen. Dieser aber riß mit einer wahren Wuth an den Zügeln, das Pferd schnaubte in Todesangst — endlich war das Unglaubliche geschehen, Reiter und und Wagen erreichten den zweiten Hof des Gerichtsgebäudes. Nach einer Weile erschien der eben angekommene Gast, ein junger, kleiner, dicker Mandarin, in der Loge, und machte durch seine liebenswürdige Gegenwart das Gerüst noch baufälliger, als es ohnedies war.

In den Ecken des Hofes befanden sich transportable Küchen, in welchen unter einer die Atmosphäre verpestenden Ausdünstung Schweinebraten und Fettgebäcke zubereitet wurden. Die Birnenverkäufer hoben ihre Körbe hoch über die Köpfe. Hier verlor wieder ein in der Luft schwebender Brodladen das Geichgewicht, und sein Inhalt ergoß sich über die Köpfe der nächststehenden Chinesen. In einem solchen Falle versuchten die Nebenmänner sogleich Platz zu gewinnen, sie hoben die Klöße vom Boden auf, putzten sie mit

den Rockärmeln fein säuberlich ab und stellten sie dem rechtmäßigen Eigenthümer gewissenhaft zurück. Trotz der vielen hungerigen Gesichter ging kein einziger Brodklumpen verloren. Da entstand plötzlich im Centrum des Menschengewühles ein Tumult. Zwei Bursche begannen zu raufen. Beide hielten sich, und zwar mit der einen Hand beim Ohre, mit der andern beim Zopfe



Hauptstraße in Liang-tschou.

gegenseitig umarmt. Der Bürgermeister erblickte diese Unzukömmlichkeit, erhob sich mit zornglühenden Augen von seinem Sitze und donnerte eine kräftige Ansprache in den Hof hinab. Im Nu trennten zwei Häscher die Raufbolde. Die Zöpfe wanderten in das richtige Handgelenk, deren Inhaber wurden arretirt und sahen bis zum folgenden Morgen kein Tageslicht.

Während dieser Vorfallenheiten wurde auf der Bühne ein Stück aufgeführt, recht und schlecht, so gut es eben die Künstler vermochten. Die

Vorstellung stand in keinem Vergleiche zu den Productionen der Gymnastiker in Schanghai. Als das Stück geendet hatte, pferchte sich abermals ein reitender Chinese in die Menge. Der Reiter, welcher bald einsah, daß ihn das Glück im Sattel verlassen dürfte, stieg rechtzeitig ab. Er that wohl daran, denn dem armen Rosse erging es schlimm. Nach wenigen Minuten war es spurlos verschwunden, ich dachte schon, es hätte ausgelitten, da tauchte es wieder, von dem Eigenthümer an den Zügeln emporgerissen, auf, und erreichte endlich,



Theatervorstellung in Liang-tschou.

unterstützt von den zahllosen Püffen und Faustschlägen der Chinesen, das Asyl des zweiten Hofes.

Das zweite, für uns gänzlich unverständliche Stück enthielt wirklich eine Mädchenrolle. Auch in China geht die Verehrung für solche Rollen so weit, daß man dem Repräsentanten zwei Kränze zuwarf. Lorbeeren und Camelien genießen dortzulande keine Anerkennung, die Chinesen streben nur nach Klingendem, und so kam es, daß die Kränze nicht aus Blüthen und Blättern, sondern aus Münzen zusammengefügt waren. Der Regisseur

bedankte sich für jeden Geldkranz, indem er die Mädchengestalt bei Seite schob, sich auf dem Bühnenvordergrund niederwarf und mit dem Kopfe den Boden berührte.

Als auch wir, der Sitte huldigend, vier Kränze à 1000 Cash als Anerkennung der Leistung auf der Bühne niederlegen ließen, bedankte sich der Künstler drei Mal. Die empfindlich kalte Abendluft mahnte uns an den Aufbruch. Nach eingenommenem Imbiß verließen wir unter den Dankesbetheuerungen des Bürgermeisters die Loge.

Während das Orchester sich vergebens bemühte, mit endlosen Ehrenfanfaren den letzten und besten Eindruck wachzurufen, hieben die Polizeileute blind auf das Menschengewühle los, um für uns den nöthigen Raum zu schaffen.

XV.

Von Liang-tschou nach Su-tschou.

Personenverwechslung. — Chinesische Dramen. — Landschaftliches. — Das System des Pa-kwa. — Die Spiele der Jugend. — Die Oase von Schjako-ye. — Die Buddha-Statue und das Kloster Schotoj-ze-mjao. — Kan-tschou. — Ankunft in Su-tschou. — Empfang bei dem Vicekönig. — Die ersten Schwierigkeiten. — Der Tautai. — Scheibenschießen mit Kanonen und Gewehren. — Militärisches. — Nachrichten aus Europa.

Während unserer Reise nach Su-tschou, der Residenz des Vicekönigs von Kan-su, sollten in Folge erlassener Befehle sämmtliche Garnisonen, die an der Route lagen, zur Ehrenbezeigung ausrücken. Nun geschah es, daß der Bischof der belgischen Mission, Msgr. Humer, sich ebenfalls auf dem Wege nach Su-tschou befand, um von dem Gouverneur die Errichtung einiger Missionsstationen zu erbitten. So kam es, daß dem Bischofe, der eine Tagreise voraus hatte und für den Grafen Széchenyi gehalten wurde, die Kun-kwan eingeräumt wurden, daß das Militär ausrückte und Salutschüsse abfeuerte, kurz, daß seine Reise sich zu der angenehmsten gestaltete, die ein Missionär überhaupt in den letzten zwei Jahrhunderten ausführte. Wenn wir auch dem Bischofe vom Herzen gerne die Wohlthaten der Personenverwechslung gönnten, so erfuhren wir in jenen Städten, wo sich nach der Uebersendung unserer Karten an die maßgebenden Beamten nur zu bald das Mißverständniß aufklärte, wie übel man des Bischofs Incognito beurtheilte, und wie wenig Erfolg er von seiner Reise in Su-tschou erwarten durfte. Zu der Verwechslung trug auch viel der Umstand bei, daß der Bischof in einem Mandarin-Tragsessel reiste, während wir Reitpferde benützten.

Trotzdem versuchten die Beamten Alles, was im Bereiche der Macht, der Zeit und des Raumes lag, um den vermeintlichen Fehler gut zu machen.

Die Soldaten mußten zu ihrem Aegernisse ein zweites Mal vor den verhaßten Europäern ausrücken und die Diener der Kun-kwan waren ungehalten, daß sie nicht in Ruhe und Gemächlichkeit, wie sie sich vorgenommen, die reichen Trinkgelder des vornehmen Gastes vergeuden konnten, denn sie mußten auch für uns die Betten in den Mandarinhotels bereit halten und den Thee brauen.

Nur unsere Escorte war immer lustig und frohen Muthes. Es waren ausnahmsweise willige, brave Leute, die uns bewachen und beschützen sollten. Wenn einer oder der andere den Werndlstutzen tragen durfte, gab sich seine Freude in einem breiten Lachen kund. Einer von ihnen hatte bemerkt, daß ich seinem Gesange große Aufmerksamkeit widmete, und dadurch angespornt, dehnte er schließlich seine Kunst selbst auf das dramatische Gebiet aus. Auf seinem Maulesel thronend, gesticulirte er mit Händen und Füßen, während seine Fistelstimme in den verschiedensten Lagen bestrebt war, die Repräsentanten des recitirten Drama's zu personifiziren. Dolmetsch Sin, welcher mit der Volkspoesie mehr vertraut war, als man von ihm erwarten konnte, übersetzte mir den Inhalt des ersten Actes, und weil das Stück am Nord- und Ostrande des tibetanischen Hochlandes unter den Chinesen allgemein gekannt ist, so will ich den ersten Act in nahezu wörtlicher Uebersetzung wiedergeben.

Der Name des Stückes ist: „Das Heimweh". Der Held, ein von den Tanguten geraubter Chinese, hatte schließlich eine wilde Prinzessin geheiratet, weil ihm die Aussicht auf die Wiederkehr in seine Heimat, zu seiner Mutter und seiner rechtmäßigen (chinesischen) Frau benommen worden war. Trotzdem er durch seine zweite Heirat ein mächtiger Fürst geworden, übermannt ihn endlich das Heimweh und er sinnt auf Flucht.

Wir sehen ihn in seiner Behausung, wo er folgendes Selbstgespräch hält: Ich bin sehr traurig, ich sitze im Zelte und denke an meine Mutter. Ich bin wie der von Wolken umschattete Mond, ich gleiche der Antilope in tiefer Schlucht, welche nicht herausspringen kann, und dem Kraniche, der im Sommerfluge seine Genossen verlassen hat. Auch ich habe meine Heimat im Süden verlassen. Ich gleiche dem Drachen in der Pfütze, welcher den

See verlassen hat und sich nicht mehr bewegen kann. Oh, meine arme Mutter, mein armer Bruder! — (Während er in Gedanken versinkt, erscheint seine junge Frau, die Tochter eines Fan-zh-Fürsten, und singt:) Ich betrachte soeben die Blumen im Garten. Sie duften so lieblich. Jetzt naht die Frühlingszeit, die Luft ist würzig und die Vögel zwitschern in den Aesten. Ich bitte meinen Gemal, mich in den Garten zu führen, denn mein Gemal ist sehr traurig. (Sie spricht): Warum bist Du so niedergeschlagen?

Er: Ich bin nicht traurig.

Sie: Wir sind Mann und Weib. Wenn irgend etwas Dein Herz bedrückt, so sollst Du mir Dein Vertrauen schenken.

Er: Es ist eine sehr schwierige Sache. Du kannst mir nicht helfen, darum schweige ich.

Sie: Das ist kein Grund. Ich will es wissen.

Er: Was glaubst Du, wer bin ich?

Sie: Du bist ein Chinese.

Er: Gewiß! Doch ich bin ein Chinese, welcher gegen Euch Krieg führte.

Sie: Ja leider, Du bist ein solcher Mann. Doch was schadet das? Gestehe mir jetzt Dein Herzleid, sonst sage ich es der Mutter, damit sie Dich bestrafe.

Er (singt): O mein liebes, mein theures, gutes Weib, ich will Dir von meiner Heimat erzählen: Ich bin der Yang-ye-hoj, ich kämpfte gegen Deine Mutter und wurde gefangen. Ich wechselte meinen Namen und heiratete Dich. Als ich vor 18 Jahren das letzte Mal meine Heimat sah, besaß ich bereits ein Weib. Darum bin ich traurig. Nun höre! Meine Mutter kam zur Grenze, um mich zu sehen. Meine Pferde laufen schnell; ich will zu ihr und morgen Früh wieder zurückkommen.

Sie: Aus diesen Gründen kann ich Dich nicht aufhalten, Du kannst gehen.

Er: Gut. Doch ich besitze keinen Paß und ohne einen solchen läßt mich die Wache nicht über die Grenze.

Sie: Das ist eine schwierige Sache. Doch ich will versuchen, den Paß von der Mutter und Königin zu erhalten.

(Er geht fort.)

Die Königin (kommt und singt): Ich bin das Weib des Krieges für mein ganzes Leben. Ich hörte, die Chinesen rüsten schon wieder. Ich will nun das Buch lesen, welches den Krieg behandelt. (Sie ergreift ein Buch, um zu lesen, da tritt ihre Tochter vor sie hin.) Warum störst Du mich, meine Tochter? Du siehst, ich lese das Buch über den Krieg.

Tochter: Wie geht es Dir, liebe Mutter?

Königin: Sehr gut, meine Tochter. Was willst Du?

Tochter: Mein kleiner Knabe schrie und weinte, darum komme ich zu Dir.

Königin: Was fehlt dem Knaben?

Tochter: Ein schlimmer Bube! Er will die kleine Flagge, welche als Paß gilt, zum Spielen.

Königin: Wenn der Kleine den Paß will, so soll er ihn haben. Doch morgen Früh will ich denselben zurückgestellt haben. Pässe sind keine Spielzeuge. (Gibt ihr den Paß.)

Tochter (für sich): Wie bin ich froh! Nun darf mein Mann noch diese Nacht seine Mutter sehen.

(Die Königin entfernt sich.)

Yang-ye-hoj (tritt auf und singt): Ich vertausche sogleich die chinesische Kleidung mit der Fan-zh-Tracht, um unbeanständet von dannen zu gehen. Ich will nur noch auf die Paß-Flagge warten. (Zu seiner Frau:) Nun, der Paß?

Sie: Ach, ich vergaß darauf.

Er: Du bist nicht gut, weil Du mir nicht hilfst!

Sie (zeigt ihm den Paß): So? Was ist das?

Er: Oh, nun muß ich fort.

Sie: Warte ein wenig, ich habe Dir noch etwas zu sagen.

Er: Nur schnell!

Sie (singt): Du gehst nun heim zur Mutter, zur Familie. Ich bitte Dich, melde mein Tschin-tschin und sage der Mutter, ich hätte Dich gerne begleitet, doch ich bin ein Fan-zh-Weib und darum geht es nicht an. Ich hoffe, Du kommst bald zurück. Vergiß mich nicht. Solltest Du mich aber vergessen, so denke an Deinen kleinen Sohn. Nun gehe!

Er: Habe Dank für Deine Güte. Morgen Früh bin ich wieder bei Dir. (Ruft): Ma-fu (Pferdewärter)! Komme hieher!

Yang-ye-hoj (singt): Ich bin sehr traurig, Dich, meine liebe Frau, verlassen zu müssen. Ich sehe Dich bald wieder (reitet fort).

Sie (singt): Ich sehe, mein Mann war sehr eilig mit dem Abschiede. Ob er auch wieder kommen wird? Doch ich darf mich nicht dem Kummer überliefern, denn mein Kind schreit. Gutes Kind, schreie nicht, der Vater kehrt wieder zurück. — —

Im zweiten Acte stellt es sich jedoch heraus, daß der Vater die Sache von einem andern Standpunkt betrachtet und nicht mehr zurückkehrt. — — —

Unser Weg war während einiger Tage der nackte Steinboden der Kopi-Wüste. Da seine Trace in nur unbedeutender Entfernung parallel mit dem Nordabfalle des Nan-san-Gebirges nach Nordwest führt, so durchfurchen viele Wasseradern das naheliegende Terrain, welches die Chinesen insoweit ausnützen, als sie den mit schwerer Mühe von den Bergen hieher transportirten Humus aufschütten und die Felder mit Reis bebauen. Im Norden aber erstreckt sich die fahle, todte Wüste über den ganzen, weiten Horizont bis nach Ala-schan.

Mit dem Tage, als wir bemerkten, daß die Nan-san-Abfälle nahezu unter einem rechten Winkel nach Süden abbogen, änderte sich die Scenerie. Als hätte die Natur eigens dafür gesorgt, um die in solcher Weise entstandene Lücke im Gebirge auszufüllen, ist die Wüste von nun an von niederen Felsrücken durchzogen, die in größerer oder geringerer Ausdehnung und ohne systematischen Zusammenhang sich dem Gebirge vorlagern und in paralleler Richtung durchwegs von West nach Ost streichen. Ein Rücken gleicht dem andern, alle sind völlig kahl und nahezu von gleicher Höhe, so daß sie trotz der mannigfachsten, scharfkantigen Zacken ihrer Kämme den Eindruck größter Monotonie hervorrufen. In den Mulden, welche sich zwischen zwei der einzelnen Felsrücken bilden, wachsen Steppengräser und Dyrusum-Gesträuche. Es gehört zu den größten Seltenheiten, auf dieser Strecke einen Hasen oder eine Antilope aufzustöbern. War auch Einer von uns einmal so glücklich,

einen Hasen zu erlegen, so war das arme Thier so mager, daß der Braten kaum genossen werden konnte.

Von der Stadt Young-tschang-shien an zwängt sich der Weg zwischen den erwähnten felsigen Rücken durch und erklimmt so manche Höhe. Bald passirt man ein halbzerfallenes Militär-Castell, bald wieder ein elendes Wirthshaus. Erstere Gebäude enthalten eine Besatzung von 10—20 Mann, welche gewöhnlich unsere Ankunft erwartete, sich dann auf die Erde warf



Militär-Castell in Kan-su.

und uns schließlich bis zum nächsten befestigten Orte begleitete. Jede noch so kleine Abtheilung zählt einen Spielmann zu den Combattanten. Nebst einem Luntengewehre ist er mit einer langen Blechtrompete ausgerüstet, welche besonders bei langgedehnten, eintönigen Fanfaren wie eine Baß-Posaune erklingt.

Je näher der Residenz, desto mehr Sorgfalt verwendete das Militär auf die Bekleidung. Während die Landbevölkerung nur zerfetzte Lappen am Leibe hatte, schien es mir, als verstünden einige Soldaten sogar den Begriff Eitelkeit.

Von den Zinnen der Castelle wehten lange Seidenfahnen, die entweder in den lebhaftesten Farben prangten, oder auf weißem oder mattgelbem Untergrunde bald eine geschnörkelte Drachengestalt, bald das räthselhafte System des „Pa-kwa“ trugen. Auch die Soldaten waren mit ähnlichen Fahnen, deren Stangen in eine scharfe Spitze endeten, ausgerüstet.

Ich erwähnte des „Pa-kwa-Systems“ und da ich unzählige Male Gelegenheit hatte, die sinnbildliche Zeichnung während meiner Reise in



System des Pa-kwa.

China zu betrachten, so gestatte ich mir hier einige erklärende Worte: Das wunderliche System des Pa-kwa*) wurde von einem der ersten Herrscher China's, von dem mythologischen Fu-hsi, gegründet, „um den Sinn der Götter zu entdecken und den Umschwung des Weltalls mit allen Begebenheiten zu ergründen“. Mit Fu-hsi begann die Cultur des Reiches, denn er lehrte die Schrift und die Viehzucht, theilte das Jahr ein, erließ feste Gesetze

*) Nach Mittheilungen des österreichisch-ungarischen Viceconsuls in Schanghai, Josef Haas.

und erweiterte die Wege China's. Er führt den Beinamen: „der Große, Glänzende". Die Zeit seiner Herrschaft dürfte 2650 Jahre v. Chr. gewesen sein.

Das hohe Alter, welches dem System der „acht Diagramme" demnach zugemessen wird, beweist nur, daß es unter dem chinesischen Volke eine ziemlich große Bedeutung haben muß. Auf diesem Systeme beruht ein großer Theil der chinesischen Philosophie, aus ihm entspringen auch die beiden Principien des Yang und Yin, des männlichen und weiblichen Begriffes.

Das System des Pa-kwa wurde von Wen-wang, dem literarischen Prinzen, in seinem Yi-king, dem Buche der Veränderungen, zuerst erläutert, dann erweitert. Als tributärer Fürst China's zeichnete er sich durch seine Weisheit und Klugheit so aus, daß er in den häufigen Streitigkeiten der Vasallen zum Schiedsrichter gewählt wurde. Doch seine Freimüthigkeit brachte ihn schließlich in das Gefängniß, und da studirte er das System des Dualismus, worin er große Entdeckungen machte und viele Beweggründe des Trostes fand. Sein Sohn befreite ihn durch das Geschenk einer schönen Frau an den Kaiser. Er zog sich hierauf zurück, errichtete in seiner Hauptstadt ein Observatorium und sein Hof wurde bald der Sammelplatz aller jener Flüchtlinge, die nicht mehr am Hofe des Kaisers Schou bleiben wollten. Unter diesen befand sich auch Tai-kung, welcher dem Fürsten Unterricht in der Ausübung einer tugendhaften Regierung ertheilte.

Das obenerwähnte Buch Yi-king wurde von dem Fürsten im Jahre 1150 v. Chr. gedichtet, als er sich im Gefängnisse befand, und ist demnach eines der ältesten Bücher. Es handelt über allgemeine Philosophie und erörtert das System der acht Diagramme, welche aber hier durch Combination auf 64 erweitert wurden. Jedes der Diagramme enthält drei Reihen eng aneinander gereihter, gerader, paralleler Linien, auf welche ein System von Sittenlehren gegründet wurde, indem man jedem dieser Diagramme einen Namen beigab und die Bedeutung dieser Namen mit den Veränderungen, welche durch die 64 Combinationen entstehen, in Verbindung brachte. Die genannten Linien bestehen entweder aus einem oder zwei Strichen. Erstere versinnbildlichen das Yang (das Männliche), letztere das Yin (das Weibliche). Ueber diese zwei Principien handelt die chinesische Philosophie am weitläufigsten. Jeder Gegen-

stand trägt das Yin auf der Rückseite, das Yang auf der Vorderseite und ist durch den dazwischen liegenden Tod in Einklang gebracht. Obwohl beide Mächte sich gegenüberstehen, so erhalten sie die Harmonie der Natur durch ihr eigenes Gleichgewicht, andererseits aber zerstören sie dieselbe, wenn das Gleichgewicht verloren geht. Sie sind die Erzeuger jedes Gegenstandes, ihr Einfluß wird aber erst bemerkt, wenn eines davon im Uebermaße vorherrscht. Da jedes Glied des menschlichen Körpers aus Yang und Yin zusammengesetzt ist, so schreiben die Chinesen auch jede Krankheit deren Einflusse zu. Yang (das höhere Princip) bedeutet auch den Himmel, der in 10.000 Jahren entstand. Es bedurfte weiterer 10.000 Jahre, bevor Yin (das untergeordnete Princip) sich bildete, aus dem die Erde hervorwuchs. 40—50.000 Jahre mußten noch verfließen, ehe der Proceß dieser beiden Principien so weit gedieh, daß die Weisen erscheinen konnten. Puan-ku, der erste Mensch, war auch einer, der an der Trennung des Himmels von der Erde mitwirkte. Jedoch diese Auslegung der Entstehung von Himmel und Erde wird von gediegenen chinesischen Historikern (Tschu-fu-tsi) bezweifelt.

Die sichtbaren Formen der Veränderungen in der Natur, welche durch die Verbindung des Yang und Yin hervorgerufen werden, und aus denen Glück und Unglück geweissagt werden können, ergeben sich in folgender Constellation:

Sie heißen nach ihrer Reihenfolge das große männliche, das kleine weibliche, das kleine männliche und das große weibliche Princip. Kommt zu diesen Linien noch eine weitere männliche und weibliche, so erhalten wir durch Permutation die acht Diagramme des Pa-kwa. Die bildliche Darstellung des Pa-kwa ist zweierlei, und zwar nach dem Systeme des Fu-hsi und dem des Prinzen Wen-wang.

Fu-hsi soll seine Entdeckung auf dem Rücken eines Drachen abgebildet gefunden haben, der aus dem Himmel kommend, sich zu seinen Füßen niederließ. Die Zeichnung seiner acht Diagramme läuft um den Umfang der als Scheibe dargestellten Erde von Süden über Osten nach Norden und versinnbildlicht folgende Begriffe:

1. Die Himmelsmaterie, die zeugende Kraft, der Aether.
2. Der Dunst, also die aufsteigende Kraft des Wassers.
3. Feuer, Licht, Hitze, die thätige Kraft.
4. Der Donner.
5. Stürme, Winde, also die bewegende Kraft.
6. Wasser, das flüssige Element.
7. Berge, also Factoren, welche die Bewegung hemmen.
8. Die Materie der Erde, das Symbol der Veränderung.

Die Benennungen „feucht, leicht, heiß, steif, biegsam, kalt, schwer, trocken" als Bezeichnung der Diagramme, liefern bei Anwendung der acht Compaßpunkte das Material für eine cabbalistische Logomantie.

Das System des Wen-wang ist mehr im Gebrauche und soll von ihm auf dem Rücken einer Schildkröte aufgefunden worden sein. Vielleicht deshalb auf dem Rücken einer Schildkröte, weil nach den Ansichten chinesischer Philosophen die Schildkröte nur männlichen und die Schlange nur weiblichen Geschlechtes ist. Nachdem diese Schildkröte in Lo-ho (Provinz Ho-nan) zuerst gesehen wurde, so heißt Wen-wang's System auch Lo-schu. Die bildliche Darstellung des Systems ist folgende: In der Mitte befindet sich eine Scheibe, die in eine dunkle und eine helle Hälfte getheilt ist. Erstere repräsentirt das Yin (schattig, dunkel, still, todtengleich); letztere das Yang (glänzend, lebhaft). Schao-yin ist ein kleiner, dunkler Kreis im Yang, und schao-yang der helle Kreis im Yin. Sie versinnbildlichen die Unzertrennlichkeit beider Begriffe.

Die Scheibe stellt die Erde vor und heißt Tu. Um dieselbe gruppiren sich nun die acht Diagramme in der Richtung der Weltgegenden und bezeichnen den Nordpunkt als Wasser (suj), den Südpunkt als Feuer (ho), den Ostpunkt als Holz (mu), den Westpunkt als Metall (kin).

Diese nur oberflächliche Beschreibung des Pa-kwa verfolgt keinen anderen Zweck, als zu zeigen, auf welcher Culturstufe die Chinesen vor mehr als 4000 Jahren standen, und in wie geringem Grade bei dem Umstande, als die Zeichnung noch heute überall Anwendung findet, die Chinesen von ihren Vorfahren verschieden sind. Der Fremde hat gar keine Ahnung davon,

daß sich die meisten Sitten und Gesetze, ja der größte Theil der chinesischen Literatur auf die Systeme des Pa-kwa stützen und anlehnen.

Der Gebrauch, den die Chinesen im gewöhnlichen Leben davon machen, erstreckt sich über jede Veränderung in der Natur, im Staatsleben und in der Familie. Die Zeichnungen werden roh auf eine Holzscheibe gemalt und oberhalb der Hausthüren, der Läden und unterhalb der Dachtraufen aufgehangen. Man findet auch häufig das Bild eines strotzenden Gottes, auf dessen Bauche das ganze Yang und Yin sammt den acht Diagrammen gezeichnet ist. Derartige Bilder sollen ein Haus vor jedem schrecklichen Naturereigniß und dessen Bewohner vor jedem Unglücke, das den Menschen treffen kann, bewahren. Das Schiff, welches das Pa-kwa aufgehißt hat, soll nicht nur vor jedem Sturme, vor Klippen und anderen Meeresgefahren geschützt sein, sondern auch mit günstigem Winde und „voller Ladung" beglückt werden.

Die Pa-kwa nehmen einen sehr wichtigen Rang in der chinesischen Lehre von „Wind und Wasser" ein. Es gibt eigene Lehrer, die sich mit der Auslegung der Geheimnisse befassen, und man kann solche „Sijen-scheng" auf jeder großen Straße begegnen, wo sie, vor einem Tische stehend, dem aufmerksamen Zuhörer gegen entsprechende Bezahlung etwas vorlügen. Andere Gelehrte bestimmen nach den Räthseln der Diagramme die Lage der zu erbauenden Häuser und Läden, die Richtung und Ausmaße der Gräber, und endlich alle Hausangelegenheiten, sowie die bevorstehenden Geschäfte.

Mancher chinesische Hausvater respectirt die magische Scheibe in solchem Grade, daß er seinen Kindern das Kopfhaar à la Pa-kwa rasirt. Die armen Kinder! Schon im zarten Alter soll sich das Köpfchen mit den unverständlichen Aussprüchen der größten Landesphilosophen plagen. Anstatt umherzuspringen und herumzujagen auf dem freien Hofe vor dem Hause, wie es hoffnungsvollen Knaben geziemt, klammern sich die jüngsten in lebloser Resignation an die Hand der Mutter, und die entwickelteren unterstützen bereits den fleißigen Vater bei der Bebauung der Felder. Die Jugend kennt keinerlei Spiele, welche sie zur gemeinsamen Unterhaltung im Freien vereinigen. Ohne Erheiterung und Zerstreuung, ohne Freude und Vergnügen, ist die „glücklichste Zeit" in China nur ein vorbereitendes Stadium für die

Zeit der Arbeit und Plage. Und doch steckt in den Kindern auch der angeborene Trieb, sich in irgend einer Weise zu zerstreuen. Wie oft bemerkte ich solche Kleine, die, wenn sie sich unbeholfen und unbewacht vor der Hausthüre langweilten, Versuche machten, in den Lößlandschaften aus der gelben Erde kleine Pagoden, und in den Wüstenstrichen aus den Geröllsteinen niedliche Häuser zu bauen. Das einzige Spielzeug, welches nicht allein bei den Kindern, sondern auch bei den Erwachsenen im ganzen Reiche Anwendung findet, ist der Federball. Er besteht aus einem aus Stoffabfällen cylindrisch geformten, kleinen Ball, dessen verlängerte Achse nach einer Seite durch einen niedlichen Federbusch geziert wird.

Das Spiel ist nichts Anderes, als das Emporschnellen und Wiederauffangen des Balles mit der Fußspitze. Hat der rechte Fuß hundert Mal seine Schuldigkeit gethan, so wird hierauf in gleicher Weise der linke geübt. Betheiligen sich zwei Personen an der Unterhaltung, so siegt diejenige, welche nach jeweiliger, aus einem Fehler entspringender Abwechslung zuerst zweihundert zählt. — Ich bitte nun wieder den geehrten Leser, mich auf der weiteren Reise in der Wüste begleiten zu wollen.

Die große chinesische Mauer, welche seit Ku-lang-shien sich immer mehr und mehr vom Wege entfernt hatte, wurde bei Oan-schi-pu wieder sichtbar und begleitete die Straße im Norden. Mit dem erwähnten Dorfe beginnt eine zwar sanfte, aber beständige Steigung zu der Sattelhöhe, welche sich zwischen zwei Felsrücken zur Höhe von 2720 Meter erhebt. Der Weg ist schlecht und in mehreren Geleisen tief in den Boden eingeschnitten. Im Westen, auf wenige Li vom Sattel entfernt, gewinnen die Chinesen in ergiebiger Menge gute Steinkohlen. Sie werden durch primitiv ausgehöhlte und nothdürftig mit Brettern verschalte Schächte zu Tage gefördert. Da Steinkohlenlager überhaupt, und besonders in den Ausläufern des Nan-san vielfach entdeckt und ausgebeutet werden, so erstreckt sich der Handel immer nur auf die zunächst liegenden Ortschaften. Die Steinkohlen sind Privatbesitz desjenigen, auf dessen Grund und Boden sie gefunden werden.

Der Reisende, welcher von der erwähnten Paßhöhe, welche ein Militär-Castell und ein Wirthshaus krönen, seinen Weg nach Schjako-ye abwärts

verfolgt, erfährt mehrfache Ueberraschungen. Zuerst stößt er auf ein kleines Bächlein, dessen wohlschmeckendes Wasser in der Nähe des Bergwerkes entspringt und das in dem Lößterrain, welches sich als breite, flache Mure zwischen den Gebirgen ausbreitet, eine tiefe Rinne gerissen hat. Man sollte nun glauben, daß das kleine Flüßchen in der Richtung, in welcher das abgeschwemmte Terrain anscheinend im Westen mit der Wüste verläuft, fortfließen sollte; doch nein, plötzlich biegt es von seinem bequemen Wege nach Norden ab und durchbricht in einer engen, felsigen Schlucht den 800 bis 1000 Fuß hohen Rücken, welcher die Mulde im Norden scharf abgrenzt. Nach einer weiteren halben Stunde mühseliger Wanderung öffnet sich die Schlucht und ein herrliches Panorama breitet sich vor den Augen des verblüfften Wanderers aus. Er steht vor einer großen Oase. Zur Linken winken die zackigen Mauern der kleinen Stadt Schjako-ye, rechts umfaßt die chinesische Mauer in einem schwungvollen Bogen die lichtgrünen Sprößlinge der Reisfelder und im Hintergrunde erhebt sich der die Wüste um 1500 Meter überragende Gebirgsrücken Hoj-yen-san als Abgrenzung eines breiten und fruchtbaren Längenthales, auf dessen Weideplätzen zahlreiche Rind- und Schafheerden ein saftiges Futter finden.

Obwohl das Auge vergebens nach einem grünen Baum oder Bäumchen späht, ist das Bild in dem grauen Rahmen der Wüste ein erfrischendes und freundliches. Das Städtchen Schjako-ye jedoch, dessen Thore wir alsbald passirten, rechtfertigte in seinem Inneren durchaus nicht die Hoffnungen, welche die imposanten Thore angeregt hatten.

Am nächsten Morgen führte uns der Weg durch fruchtbare Felder und über zahlreiche Bewässerungsgräben. Wie uns der Magistratsbeamte von Santa-shien erzählte, wird dadurch dem Santa-ho das ganze Wasser entzogen. „Daher kommt es," sagte er mit trübseliger Miene, „daß im Flusse keine Fische leben, leider, leider, denn ich esse Fische so gerne!"

Die Canalisirung besteht aus mehreren Hauptarmen, in denen das Wasser beständig fließt. Nahezu jedes Feld kann durch einen Seitengraben bewässert werden, sobald ein kleiner Erddamm durchbrochen wird, welcher beide Gräben absondert. Im geeigneten Momente wird dann das Wasser

des Hauptarmes durch einen in großer Eile aufgeworfenen Damm gestaut, und entweder direct oder durch den Seitencanal auf das betreffende Feld geleitet.

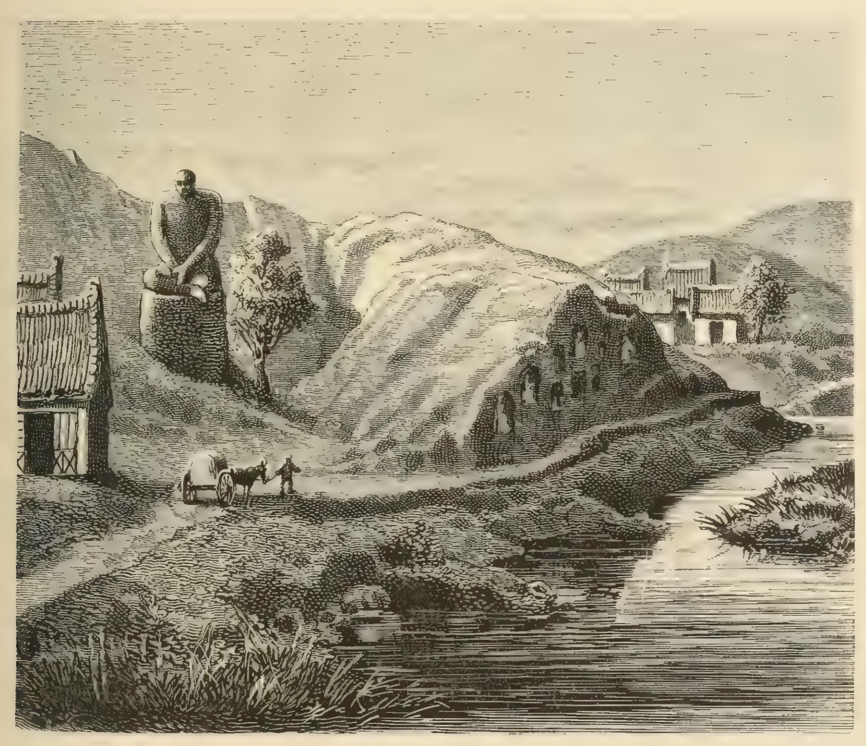
In vielen Fällen mögen manche freie Flußarme der Wüste ihre Entstehung dem Bewässerungs-Systeme der Felder zu verdanken haben. Wenn



Felsenthor bei Schjako-ye.

nämlich im Sommer das Hochwasser die Canäle durch das Wegwaschen der Uferränder erweitert und endlich das Steingerölle die naheliegenden Feldfrüchte gänzlich vernichtet, so entsteht an Stelle des ehemals vielleicht ergiebigen Ackerbodens in kurzer Zeit ein neues Stück Kopi mit salzhaltigen Tümpeln und versumpften Strecken, während im früheren Flußbette möglicherweise so viel Humus zusammenzulesen sein wird, um dem beschädigten Ansiedler einigermaßen Ersatz für den Verlust zu bieten.

Auf der Straße von Santa-shien nach Kan-tschou erblickt man bereits wieder die imposanten Massen des Nan-san-Gebirges, deren ehrwürdige, in weiter Ferne sichtbare Hauptkuppen in blendend weißes Eis gehüllt sind. Die vom Hauptrücken nach Nord, respective zur Wüste sich abzweigenden Gebirgszüge haben eine durchschnittliche Höhe von 3500—4000 Meter,



Schotoj-ze-mjao.

während die Knotenpunkte des Nan-san immerhin 5500 und mehr Meter Höhe erreichen.

Nicht nur vom physikalischen Standpunkte aus, sondern auch in geologischer Beziehung ist das Gebirge in der einfachsten Art gegliedert. Wochenlang beobachtet man dieselben Streichungsverhältnisse der Gesteine, sowie die Thatsache, daß nahezu jede Aenderung der geologischen Streichung den Gewässern eine andere Laufrichtung vorgezeichnet hat. Die Kuppen erheben sich majestätisch

aus den tiefen Einsattelungen. Von den steilen Abhängen, die zur Wüste abfallen, wusch bereits der Regen so ziemlich alle Erdtheile ab und wir finden am Fuße des Gebiges fruchtbare Humusmuren und breite, flache Erdnasen. Die zunächst liegenden Berghänge sind gänzlich entholzt. Erst tief im Gebirge sollen prächtige Laub- und Nadelhölzer gedeihen.

Die Chinesen erzählten uns von den prächtigen Stämmen, die dort in Hülle und Fülle emporwachsen, und wie wünschenswerth es wäre, von den Höhen das Holz für die Särge gewinnen zu können. Doch die Fan-zh seien für solche fromme Wünsche unzugänglich und wollen von einem freundschaftlichen Holzhandel nichts wissen.

Bevor wir Kan-tschou in Sicht bekamen, fesselte eine eigenthümliche Götterstatue unsere Aufmerksamkeit. Vor dem Dorfe Schotoj-ze umrahmt ein niederer Höhenzug, welcher die Straße im Süden begleitet, einen runden Kessel, und im Hintergrunde überragt der Kopf einer aus Lehm hergestellten Buddha-Statue die Rückenlinie der 40 Meter hohen, baumlosen Hügelreihe. Die roh modellirte, sitzende Riesenfigur erscheint in allen Theilen unproportionirt. Der Kopf ist viel zu klein für die massive, viereckige Brust, die einem vorschriftsmäßig gepackten Soldaten-Tornister gleicht, der Oberkörper zu gestreckt, die Hände sind zu lang, die Füße zu kurz.

Vor der Buddha-Statue befindet sich ein kleines Kloster, welches den Namen Schotoj-ze-mjao führt. Die zum Wege abstürzenden Felshänge der Berge enthalten in mehreren Grotten verschiedene, bunt bemalte Holzfiguren und Götterbilder aus Stein. Etwa 10 Li im Westen des Klosters biegt die große chinesische Mauer unter einem scharfen Winkel nach Norden ab, und umfaßt in einem großen Rechtecke die letzte Kette des Hoj-yen-san, um sich dann wieder im Norden von Kan-tschou der Hauptstraße zu nähern.

Kan-tschou (in der Amtssprache Tschang-ye-shien genannt) liegt auf dem steinigen und sandigen Boden der Wüste, innerhalb eines großen Delta's der beiden Flüsse Ni-suj und Sach-suj, welche sich in den Santa-ho ergießen. Die 150.000 chinesischen Einwohner der Stadt beziehen die nothwendigen Lebensmittel größtentheils aus den fruchtbaren Gebieten des südlichen Kan-su, während die geringen Erträgnisse einiger Ackerfelder an den Ufern des

Santa-ho zum Export nach den Ansiedlungen in der Wüste verwendet werden.

Im Uebrigen erinnert der Menschenschlag, sowie das Leben und Treiben in der Stadt völlig an die Stadt Liang-tschou, und deshalb möge mir die nähere Schilderung der Stadt erlassen werden. Im Nordwesten schließt sich an die Stadtmauer ein großer Friedhof an, dessen zahlreiche Denkmäler mit Inschriften bedeckt sind. Diese Denkmäler bestehen aus Marmortafeln von verschiedener Größe, welche in eine Ziegelwand mit vorspringenden Flügeln eingemauert wurden. Hier bemerkte ich zum ersten Male Familiengräber, welche in ihrer Anlage den europäischen nahe kommen. Doch waren es keine ausgemauerten Grüfte, sondern nur größere, viereckige, ummauerte Räume, in welchen für jeden Verstorbenen einer Familie ein eigenes Grab im Sande aufgeworfen wird.

Das Sandterrain des Friedhofs erstreckt sich weiter westwärts über ausgedehnte Gebiete. Der Weg nach Su-tschou ändert deshalb häufig seine Trace. Jeder heftige Windstoß verändert die Configuration der Sandhügel; wie im Meere, so bilden andauernde Stürme auch in der Sandwüste Wellen und Wogen, die allerdings nicht so schmiegsam und beweglich sind, wie das Wasser, immerhin aber die bestehenden Communicationen binnen weniger Stunden verwischen und auslöschen. Nicht allein die Peitsche des Fuhrmanns, sondern der Instinct der Zugthiere selbst läßt diese unter den obwaltenden Verhältnissen die schotterigen und festeren Partien des Bodens aufsuchen, und so kommt es, daß die Straßen-Wächterhäuser und die weganzeigenden Thürme, welche ursprünglich neben der Straße erbaut wurden, oft mehr als 2000 Schritte von der gegenwärtig begangenen Straße abseits liegen. Die Wagenräder schneiden sich tief im Sande ein; oft müssen alle Hände mithelfen, um den Karren und die Pferde wieder auf gangbares Terrain zu bringen.

Die wechselnden Gebilde der Sandhügel erreichen im Durchschnitte die Höhe von 100 Fuß. Die muldenförmigen, scheinbar abflußlosen Niederungen sind versumpft und mit spärlichen Steppengräsern bestanden. Das zahme Geflügel (vorzugsweise Enten) der in der Nähe solcher Sumpfpartien erbauten, vereinzelten Gehöfte der Chinesen und wilde Enten (Anas rutilla),

wilde Gänse, Kraniche, Störche ꝛc. versammeln sich in den Morästen in oft staunenswerther Anzahl.

Nur selten begegnet man in diesen trostlosen Gegenden einem einsamen Wanderer, der von einer der kleinen, meist aus zwei bis drei zerfallenen Wohnhäusern bestehenden und an einem Wasser-Rinnsale angelegten Ortschaften zur nächsten eilt. Es war eine große Seltenheit, wenn wir einer



Nach Kan-tschou.

Handelscaravane begegneten, die Tabak, Thee und Reis nach Su-tschou transportirte, oder mit unbeladenen Kameelen ostwärts zog.

Wir legten große Tagesmärsche zurück, um so bald als möglich die Residenz des Vicekönigs von Kan-su zu gewinnen. Die Sehnsucht, von dem mächtigen Manne zu erfahren, wie er über unsere weiteren Reiseprojecte dachte, beflügelte unsere Schritte, denn alle bisher von den untergeordneten Würdenträgern eingezogenen Erkundigungen ließen nichts Gutes ahnen. Ent-

weder war es ein vielsagendes Lächeln der Mandarine, ein bedauerndes Achselzucken oder die directe Weisung, uns an Zo zu wenden, welche die bevorstehenden Schwierigkeiten in unbestimmten Umrissen andeuteten. Herr Loczy litt überdies schon seit mehreren Tagen an einem hitzigen Fieber; nahezu bewußtlos wurde er in einem Holzkarren von Station zu Station befördert und sein Zustand gab zu ernsten Besorgnissen Anlaß. Glücklicherweise halfen die folgenden Ruhetage in Su-tschou, sowie einige kräftige Dosen Chinin meinem Freunde alsbald wieder auf die Beine.

Su-tschou liegt im Norden der Ausläufer des schneebedeckten Nan-san-Gebirges*), ungefähr 32 Kilometer vom Fuße des Gebirges entfernt, an dem ziemlich wasserreichen Gebirgsflusse Pejta-ho unter 98° 30′ östlicher Länge von Greenwich und 39° 45′ nördlicher Breite. Der Fluß bewässert in vielen natürlichen und künstlichen Armen den zwar dünnen, aber fruchtbaren Humus, bevor er das Sandgebiet der Wüste Schamo erreicht und sich daselbst in einen kleinen See ergießt. Wir erreichten die Stadt am 21. März 1879 nach einem 4½stündigen Ritte von der Station Sing-suj aus, welche an der Grenze der Sandwüste und des angeschwemmten Ackerbodens erbaut wurde. Eine neue, breit angelegte Straße, von einer gutgepflegten, jungen Allee begleitet (Vicekönig Zo-zung-tang liebt Bäume), führt nach Su-tschou, einem unansehnlichen Städtchen, dessen Mauern zahlreiche Breschen aufweisen, die noch aus der Belagerung der von den Dunganen besetzten Stadt durch die Chinesen vor neun Jahren stammen. Die Spuren der Verwüstung aus jener Zeit sind auch im Innern der Stadt an mehreren Stellen ersichtlich.

Ein neuerbautes Kun-kwan, naß und unfreundlich, aber das einzige der Stadt, wurde uns vom Magistrate als Wohnung zugewiesen. Hier erwarteten wir, mit dem Auspacken unserer Habseligkeiten beschäftigt, den Dolmetsch Sin, welchen wir mit den Visitkarten zu dem Vicekönig geschickt hatten. Endlich brachte er uns die Nachricht, daß Zo wenig erbaut sei, seitdem er gehört, daß nahezu gleichzeitig mit uns der belgische Bischof seine Residenz

*) Dieselben erreichen im Südosten von Su-tschou unter dem Namen Schue-san (Schneeberge) die absolute Höhe von 4300 Meter.

betreten habe. Im Uebrigen entbiete uns der große Zo-zung-tang, der ruhmreiche Sieger in Ost-Turkestan, der berühmte Unterdrücker der Taiping-Rebellion, der Stolz und die Hoffnung des großen Kaiserreiches China, der Oberbefehlshaber aller Truppen innerhalb und außerhalb der Mauer, der Wächter des Reiches und des Kronprinzen, Marquis zweiter Classe, selbstständiger Vicekönig der Provinzen Kan-su und Schen-si, seinen herablassenden Gruß mit dem Wunsche, uns morgen sehen zu wollen, und mit dem unangenehmen Rathe, ja nicht auf die Weiterreise in die Mongolei zu denken. In gedrückter Stimmung bestiegen wir am nächsten Tage um 10 Uhr die Pferde, um uns zur Audienz zu begeben.

Zo-zung-tang's Residenz, eine mit einem Walle umgebene, große Caserne, liegt außerhalb der Stadt auf 4 Li (2 Kilometer) Entfernung von der Stadtmauer. Eine nette, von Bäumen umsäumte Straße führt hinaus; ein Spalier Cavallerie mit wehenden Bannern war zu unserem Empfange beiderseits der Straße postirt. Der Farbeneffect war großartig. Die Soldaten, in schwarzen, rothen und gelben Sammt gekleidet, standen neben den Pferden, abwechselnd eine große Seidenfahne, dann wieder einen Carabiner in der Hand. Nach je 20 Mann glitzerte der Reihe nach der goldene, blaue oder rothe Knopf am Hute eines Mandarins, des Abtheilungs-Commandanten. Die Mauern der Befestigung waren mit bunten Fahnen geschmückt, und als wir den Südeingang des Castells betraten, wurde auf dem großen Flaggenstocke der Residenz eine riesengroße, rothe Seidenflagge aufgehißt, in deren Mitte der schwarze Schriftcharakter „Zo" weithin die Kunde signalisirte, daß der gefürchtete Machthaber eine feierliche Audienz ertheile. Im Hofe der Caserne war die Infanterie in einem dichten Doppelspalier ausgerückt. Das erste Glied trug alte, deutsche Percussions-Gewehre mit aufgepflanztem Bajonnete (Firma Strauß und Herzberg), das zweite große, weiße Fahnen mit dem Wappen des Reiches, einem verschlungenen Drachen, in der Mitte. Das Gesammtbild war feierlich, und eine ungewohnte Ruhe machte sich angenehm geltend. Geschäftige Mandarine kamen uns entgegen mit dem Bedeuten abzusitzen. Als wir uns hierauf dem von drei glänzenden Krupp'schen Kanonen bewachten Haupteingange näherten, trat uns Zo entgegen, würdevoll und majestätisch.

Nach einer kurzen ceremoniellen Begrüßung deutete er uns an, weiter zu gehen. Wir passirten eine Reihe der höchsten Würdenträger und Mandarine des Hofstaates und gelangten in einen Raum, den ich leider Salon benennen muß; denn nach unseren Begriffen fehlt mir das passende Wort für einen mit Teppichen belegten Speicher. Armselig im Bau, armselig im Meublement, hingen an den Holzwänden nur einige Papierabdrücke alter, chinesischer Inschriften. Tische und Stühle waren roh gezimmert und mit rothem Baumwollzeuge bedeckt. Auf einem Tische lag — ein Teleskop, daneben das dazugehörige Stativ. Nach allen meinen bisher gesammelten Erfahrungen starrte ich sprachlos auf das Instrument.

Der Vicekönig, ein kleiner, dicker Herr, ist nun 67 Jahre alt. Ein Paar kleine, verschmitzte Augen leuchten lebhaft in dem grobgeschnittenen, runzeligen, aufgedunsenen Gesichte; ein mehr schwarzer als grauer Schnurrbart neigt sich über die schelmisch trotzigen Mundwinkel zu den wenigen, zwirngleichen Haaren des Kinnbartes, mit welcher Kleinigkeit der große Zo in Stunden des Nichtsthuns seinen angenehmen Zeitvertreib hat. Zo, als Sohn armer Chinesen in der Provinz Ho-nan geboren, erwarb sich seine unumschränkte Machtstellung nur durch seine Verdienste. Im ganzen Reiche gefürchtet, ist er sich seines Einflusses vollbewußt und duldet niemals Widerspruch. Die feste Stellung eines Mandarins überhaupt wurzelt nur darin, daß er von seinen Untergeordneten gefürchtet wird. Liebe, Achtung, Vertrauen sind nebensächliche, ja gefährliche Begriffe; denn die Mandarinsstellung ist durchwegs eine exclusive, nicht allein gegenüber der Bevölkerung, sondern auch im engeren Kreise. Höflichkeit auf der Zunge, Neid im Herzen, Geldgier im Gehirn, das sind die drei Haupteigenschaften, welche die Beamten China's charakterisiren und separiren.

Zo genießt zwar ausnahmsweise den Ruf eines gerechten, ehrlichen Menschen. Seine Schatzkammer enthält nur die Silberbarren, welche der Armee gehören. Er ist arm, lebt einfach und genügsam von dem, was sein Küchengarten producirt, seine Kleidung ist altersfett und abgenützt, sein großes Einkommen verwendet er zum Baue von Straßen, Anpflanzungen von Bäumen und zum Ankaufe Krupp'scher Kanonen; aber er ist dennoch

nur gefürchtet, überall gefürchtet ob seiner Grausamkeit und unerbittlichen Strenge.

Zo, obgleich verheiratet, ist ein Weiberfeind. Schon vor Jahren schickte er seine eigene Frau zu ihren Eltern nach Hause, und selbst seine greise Mutter grämt sich in Ho-nan über den aus der Art geschlagenen Sohn. Zo duldet in Su-tschou keine Prostitution, verbietet den Soldaten den Umgang mit dem schwachen Geschlechte, sowie das Opiumrauchen auf das strengste. Was Wunder, wenn die großen Räumlichkeiten unseres Quartiers den unverbesserlichen Opiumrauchern als sicherer Zufluchtsort dienten, um sich da unentdeckt einzulullen.

Zo ist der Soldat des Dareinschlagens. Das Studium der Kriegswissenschaften hat ihm sicher niemals das Denken erschwert. Der chinesische Oberbefehlshaber besitzt seine ganze Kraft in dem Vertrauen zu seiner tüchtigen (?) Armee und umgekehrt in der Furcht der Soldaten vor dem Gewaltigsten der Gewaltigen, denn Zo versteht keinen Spaß bei Widersetzlichkeiten. Ein Scharfrichter befindet sich immer in seiner Nähe.

Zo wählte sich aus seinem Hofstaate einen Beamten, den Tautai (Gouverneur von Su-tschou), zu seinem Vertrauten. Wir hatten später mit diesem Herrn viele Geschäfte abzuwickeln. Der Tautai verstand es, sich mit seinem schlangengleichen Wesen durch alle Ecken und Kanten der Unnahbarkeit des Vicekönigs durchzuwinden, und schon bei der ersten Begegnung mit Zo fiel uns das selbstlose und doch streng berechnete Benehmen des hohen Beamten auf, der auf alle Aussprüche Zo's, auf alle Launen, die eher einem trotzigen Kinde als einem Wächter des Reiches zugemuthet werden könnten, so geschickt einging, daß Zo's Augen glücklich glänzten, wenn er mit einem unbeschreiblich herablassenden Nicken des Kopfes uns indirect zu sagen schien: Seht, so solltet Ihr auch sein!

Zo trug bei unserem Empfange ein blauseidenes Unterkleid mit eingewirkten runden Verzierungen. Ein kurzes, weites, gelbseidenes Oberkleid stach grell davon ab, doch verlieh es dem alten Manne einen gewissen Glanz. Den mit einer Pelzkrämpe versehenen Mandarinshut krönte der rothe Knopf mit der zweiäugigen Pfauenfeder. Die sonst so neugierigen und zudringlichen



Zo's Residenz in Su-tschou.

Mandarine blieben in Reih' und Glied im Hofe stehen, keiner traute sich einen Schritt näher zu treten.

Wir nahmen Platz. Graf Széchenyi saß dem Vicekönig gegenüber, ich zu seiner Linken, und Sin, unser Dolmetsch, stand an Zo's rechter Seite. Zwei Diener bedienten den Vicekönig; sie stopften ihm die Pfeife und hielten sie ihm in den Mund. Wie gewöhnlich, so entschuldigte auch Zo zuerst den schlechten Zustand der Straßen und der Unterkünfte für europäische Reisende in seinem Reiche. Der Graf antwortete nun in der Begrüßungsrede, daß wir uns glücklich schätzen, den größten, auch in Europa berühmten Mann China's zu sehen, und bedankte sich für die uns erwiesenen Ehrenbezeigungen während der Reise. Zo lächelte wohlgefällig, selbstbewußt und zufrieden.

Er erkundigte sich hierauf, wo Oesterreich-Ungarn liege, konnte jedoch die Erklärung lange nicht begreifen, denn er fragte, ob unsere Heimat nahe dem Lop-nor (See in der Wüste Schamo) sei.

Vielleicht dämmerte ihm ein kleines Licht der Aufklärung, als wir ihm mit dem Zeigefinger an der Handfläche zeigten, da sei England, da Rußland (welche Reiche er dem Namen nach kannte), da Oesterreich. Ihm war am meisten darum zu thun, zu wissen, wie wir zu Rußland stünden.

Dann sprang er auf das Waffenthema über: die deutschen Waffen seien die besten, die englischen und amerikanischen Kanonen schlecht.

Ein Mandarin brachte ein in Lan-tschou verfertigtes Zündnadelgewehr, ein Producirstück, denn es war nett und solid ausgestattet. Zo behauptete, es trage weit, sehr weit, auf mehr als 300 Fuß. Seine stolz verklärten Augen blickten hierauf auf mich. Er fragte, ob es wahr sei, daß ich den Himmel beobachte. Auf meine Bejahung und Hinweisung auf sein Teleskop nickte er wohlwollend mit dem Kopfe und meinte, er habe noch viel größere. Er wisse es recht wohl, daß europäische Reisende den Himmel anschauen und dann Karten zeichnen, aber das sei ein Unsinn, er glaube an nichts.

Da brachte ein Mandarin die Karte des Bischofs Humer, welcher, ohne daß wir davon eine Ahnung hatten, diese unglückliche Stunde gewählt hatte, um von dem Vicekönig den ehemaligen Besitz der Katholiken in Kan-su zurückzuverlangen oder Ersatz zu beanspruchen.

Zo wurde verstimmt: „Ich will solche Leute nicht sehen, die mir mein Volk abtrünnig machen. Ich empfange keine Missionäre."

Graf Széchenyi bemühte sich, den erbitterten Mann durch fürsprechende Worte umzustimmen, und es gelang ihm auch.

„Gut," sagte Zo, „ich will den Bischof empfangen, doch er muß, da er in meinen Augen kein Gentleman (wörtliche Uebersetzung des Dolmetsch) ist, während der Audienz stehen!"

Wir wollten uns hierauf entfernen, um ein anderes Mal über die Weiterreise zu berathen. Doch der Vicekönig ging auf diesen Vorschlag nicht ein, schickte einen Diener zu dem im Vorhofe harrenden Bischof mit der Weisung, zu warten, und erkundigte sich dann um den eigentlichen Zweck unserer Reise.

Als ihm hierauf Graf Széchenyi das Empfehlungsschreiben des chinesischen Ministeriums des Auswärtigen und den Creditbrief des Banquier Hu aus Schanghai übergab, erwiderte Zo, das sei ihm nichts Neues, er sei bereits von Allem unterrichtet, doch werde er uns die Weiterreise nicht gestatten; in der Mongolei seien keinerlei Ortschaften, keine Lebensmittel und keine Wege. Die dort hausenden Räuber würden uns erschlagen und aufessen. Wenn nun der Kaiser frage: Wo sind die europäischen Reisenden? so könne er keine Auskunft geben, und er würde bestraft werden. Soldaten als Begleiter könne er uns unmöglich beistellen.

Der Graf antwortete, Zo brauche nichts zu befürchten, wir hätten Alles überdacht und nehmen jede Verantwortung auf uns.

„Das kümmert mich nichts," antwortete der Machthaber. „Was ich sage, dabei bleibt es. Uebrigens benachrichtigte ich bereits die Regierung in Peking von meinen Entschlüssen, Euch keine weitere Escorte für die Reise in die Mongolei oder nach Tibet zu geben."

„Wir verlangen doch keine Soldaten, sondern nur einen Interpreten für die mongolische Sprache."

„Auch den kann ich nicht auftreiben. Und kurz und gut, ich erlaube es nicht!" fuhr Zo erregt auf, die rechte Hand auf den linken Arm schlagend.

„Wir haben den Paß des Tsungli-yamen für Tibet und die Mongolei in unseren Händen, und können hingehen, wohin es uns beliebt!" erwiderte der Graf.

„Hier bin ich der Herr!" schäumte Zo. „Gut! — Gehen Sie! — Ueber Sie besitze ich keine Macht. Doch von den Chinesen geht mir keiner durch den Kia-yü-kwan (das Thor in der großen Mauer gegen die Mongolei)." Und zu Sin sich wendend, sprach er väterlich: „Du, merk' Dir das, was ich jetzt spreche. Ich kann Dich zum höchsten Mandarin erheben, oder auch in Ketten nach Schanghai transportiren lassen — wenn ich Deinen Kopf schonen wollte. Du weißt nun, was Dich erwartet, sobald Du meine Befehle außer Acht ließest."

Graf Széchenyi machte noch den vergeblichen Versuch, auf den mitgebrachten Karten den Weg anzuzeigen, welchen wir einschlagen wollten. Doch Zo wurde ungehalten und wies die Karten barsch zurück. Er besitze noch bessere Karten als wir, und wisse Alles.

Auf die Bemerkung des Grafen, daß andere Reisende ungehindert ihren Plänen nachgehen durften, sagte Zo, er habe wohl gehört, daß in englischen Zeitungen stand, ein Geistlicher (Huc) sei einmal in Tibet gewesen, dann daß ein russischer Reisender (Prschewalski) die Mongolei besucht habe, aber solche Nachrichten seien unwahr — Märchen, Fabeln.

Graf Széchenyi, die Unterhandlungen abbrechend, erhob sich mit dem Ersuchen, Zo möge sich unsern festen Entschluß, wenigstens bis Sa-tschu-wei zu reisen, überdenken. — Bevor wir uns von Zo verabschiedeten, lud er uns für den zweitnächsten Tag zu Tische.

Im Hofe machten wir noch die flüchtige Bekanntschaft des Bischofs Humer, der sofort zur Audienz beschieden wurde und, wie wir nachträglich erfuhren, mit dem ungnädigen Vicekönig einen harten Kampf bestehen mußte. Gestützt auf die Artikel der Tschi-fu-Convention, erreichte er doch von Zo-zung-tang schließlich die Genehmigung zur Errichtung von drei Missionsstationen, und zwar in Kan-tschou, Liang-tschou und Lan-tschou.

Wir ritten in unsere Behausung zurück, wo wir kurze Zeit darauf die Nachricht erhielten, Zo sei wüthend darüber, daß wir an einem wahnsinnigen

Entschlusse festhielten, und daß wir an seinem guten Herzen und seiner wohlmeinenden Aufrichtigkeit zu zweifeln wagen, und endlich, daß wir nicht in Galakleidung erschienen seien, denn er wisse recht gut, wie englische und russische Mandarine sich kleiden müssen, wenn sie hohe Herren besuchen.

Am nächsten Morgen erhielten wir die schriftliche Einladung zur Hoftafel. Um die Mittagszeit schien sich Zo anders besonnen zu haben, denn er entsendete seinen Hofmeister zu uns mit der Meldung, sein Herr werde uns das Essen in das Haus senden. . . .

Desto besser! dachte ich mir, denn schon bei dem Gedanken an ein chinesisches Gala-Diner überlief es mich eiskalt.

Schon bei Sonnenaufgang brachte die Leibwache des Gouverneurs ein reiches Meublement in unser Haus: Tische, Stühle, Bänke, Teppiche, Küchengeräthe u. s. w. Bald darauf erschienen zwölf Soldaten mit großen Tragkörben, welche die Delicatessen enthielten, die uns Zo's Gnade versinnbildlichen sollten.

Die chinesischen Köche erbauten in dem Hofe des Kun-kwan in fieberhafter Hast provisorische Oefen aus gebrannten Ziegeln. So wurde beispielsweise für das Braten eines ganzen Schweines ein förmliches Steinhaus errichtet. Um 12 Uhr wurde der Tisch gedeckt und in chinesischer Sitte mit Pastetchen, kalten Fleischgerichten, Bäckereien und Früchten nahezu überbürdet.

Um 2 Uhr erschien der Tautai, als Vertreter des Vicekönigs, mit pomphaftem Aufzuge vor dem Kun-kwan. Der trotz seiner 59 Jahre noch jugendlich aussehende Herr trug die volle Galakleidung mit herablassender Würde. Nach einer kurzen Begrüßung im Vorhofe geleiteten wir ihn in das Zimmer, wo wir ohne weitere Erörterungen um den Tisch Platz nahmen, denn in China ist es nicht Sitte, vor dem Speisen langweilige Gespräche abzuwickeln. Man erscheint zur Tafel, wenn das Essen angerichtet ist, und findet während des Speisens genügende Zeit, gegenseitig seine Gedanken auszutauschen.

Der Tautai machte in liebenswürdigster Weise in unserer Wohnung den Hausherrn und entschuldigte das Nichterscheinen Zo's mit dessen Unwohlsein.

So lange, als des Tautai's Appetit noch nicht gestillt war, drehte sich das Gespräch nur um gleichgiltige Gegenstände. Als aber der duftende Schweinebraten von vier Soldaten an unseren Augen vorübergetragen worden war, kam unser Reiseproject zur Sprache.

Die Conversation nahm einen hitzigen Ton an. Der Tautai, gut gedrillt, wiederholte nur die Worte des Vicekönigs: Keine Wege, keine Unterkünfte, kein Reis, kein Wasser, Räuber, Mörder etc. Zo sei besorgt um uns und fürchte die Verantwortlichkeit.

Der Graf antwortete: „Der Vicekönig sei ein großer Herr, und dürfte sich kaum um unser weiteres Schicksal allzu sehr ängstigen. Wir wollen und werden weiter reisen!"

„Gut!" entgegnete der Tautai, „wenn Ihr außerhalb der Mauer reisen müsset, so wird Zo Euch, als Europäer, nicht aufhalten, die chinesische oder mongolische Begleitung jedoch darf Su-tschou nicht verlassen."

„So? Das heißt so viel, als wäre die Reise auch uns verboten. Zo weiß es so gut wie wir, daß wir uns ohne Dolmetsch, Dienerschaft und Maulthiere nicht in die Schamo-Wüste begeben können. Was nützt uns dann der Paß des Tsungli-yamen? Er ist gerade so viel werth, wie dies Stück Papier." Der Graf ergriff die zufällig auf dem Tische liegende Visitkarte des großen Feldherrn Zo, und zerriß sie langsam vor den verblüfften Augen des Tautai in Stücke. In einiger Verlegenheit pries nun Letzterer die guten Eigenschaften und Tugenden seines Gönners: „Zo besitzt ein edles, ein gutes Herz, es wird ihn schmerzen, zu hören, wie Ihr ihn verkennt. Er trug mir übrigens auf, Euch zu sagen, daß er Euch nicht nur die Dienerschaft belassen, sondern auch eine starke Militär-Escorte beistellen will, wenn Ihr Euch entschließt, über Ansi-fan, Hami, Turfan und Karaschar nach Rußland zu reisen."

„Nein," antwortete der Graf, „wir lassen uns die Route nicht vorschreiben, und werden dorthin gehen, wohin es uns beliebt."

Nach einer kurzen Pause lenkte der Tautai das Gespräch auf einen anderen Gegenstand. „Ich denke," sagte er, „es wird bald losgehen drüben in Ili; auch in Kaschgar zeigen sich schon wieder Räuber (Feinde). Aber Zo

fürchtet sich nicht; er hat bei 100.000 Mann in der Nähe von Kaschgar stehen, die werden schon Ordnung machen."

„Wie stark ist denn eigentlich das chinesische Kriegsheer?" fragte ich hierauf den gesprächigen Herrn.

„O, mehr als 200.000 Mann," antwortete er stolz.

Als ich mir hierauf einen Vergleich zwischen der Kriegsstärke europäischer Heere und der des chinesischen Reiches erlaubte, fühlte sich der Tautai beleidigt und sagte, indem er die Unterlippe verächtlich aufwarf: „Die Zahl entscheidet gar nichts, nur die Tapferkeit."

„Wie steht es denn mit der Wiedergewinnung von Kuldscha?" wandte sich Graf Széchenyi an ihn.

„Kuldscha? — Wir haben kein besonderes Verlangen nach diesem unfruchtbaren Lande, in welchem kein Reis, ja nicht einmal Haide wächst. Der Kaiser hatte genug für die östlichen Provinzen zu sorgen, als der Hunger wüthete, wozu also noch neue Sorgen und Auslagen?"

„Wir hörten, daß China sich bereit erklärt hat, Kuldscha von Rußland zurückzukaufen."

„Ich weiß nichts davon," entgegnete kurz der Tautai, und schob als Zeichen artiger Aufmerksamkeit dem Grafen ein mit den Eßstäbchen erfaßtes Stückchen Bratenkruste in den Mund.

Der hohe Beamte, welcher sich vor dem Beginne des Diners seiner Staatskleidung entledigt hatte und nun während 2½ Stunden mit Bequemlichkeit und Verständniß von Allem verkostet hatte, was Zo's generöse Gastfreundschaft auf die Tafel setzen ließ, spülte sich endlich, nachdem der Wasserreis servirt worden war, den Mund aus, fuhr sich mit einem in heißes Wasser getauchten Tuche einige Male über das Gesicht, reinigte sich hierauf mit den bloßen Fingern die Nase und erhob sich. Die Diener sprangen herbei, um ihm bei dem Anziehen der Kleider behilflich zu sein.

Wir begleiteten den Mandarin bis zum Thore, vor welchem sein Tragsessel bereit stand. Bevor er in denselben stieg, drehte er sich forschend und suchend nach allen Seiten um. Bald hatte er den Kammerdiener des Vice-



Das Innere der Residenz in Su-tschou.

königs, einen weißköpfigen Alten, dessen Hut mit der ersten Decoration, dem rothen Knopfe, geschmückt war, entdeckt. Wohlwollend und einschmeichelnd zugleich legte der Tautai seine rechte Hand auf die Schulter des einflußreichen Dieners, und theilte ihm nach einer blumenreichen Einleitung über dessen vorzügliche Gesundheit ꝛc. mit, er möge dem Vicekönig melden, daß die Europäer trotz aller Einwendungen und Gegenvorstellungen in die Mongolei gehen müßten ....

Es vergingen einige Tage, ohne daß Zo mit uns direct verkehrte. Ich bemerkte aber einige Male das verschmitzte Gesicht des „Haus- und Hofmeisters“ des Vicekönigs in der Nähe unserer Wohnung. Der alte Mann war zweifellos beauftragt, jeden Tag über unser Thun und Denken Bericht zu erstatten.

Wir vertrieben uns mittlerweile die Zeit, so gut es anging, mit Spaziergängen in der unbedeutenden Stadt, oder mit Ausflügen in der nächsten Umgebung. Auch fesselte die Arbeit einiger Männer, welche mit der Baumbepflanzung und dem Ausheben von Wassergräben in dem angrenzenden Garten beschäftigt waren, im hohen Grade unsere Aufmerksamkeit. Diese waren weder Chinesen noch Mongolen, und ihre Tracht kennzeichnete ihre ferne Heimat. Der Kopf war glatt rasirt und mit einem kleinen, runden Käppchen aus weißer Baumwolle bedeckt. Die weiße, faltige Blouse wurde durch einen breiten Ledergurt an den Leib geschmiegt, und die aus gleichem Stoffe verfertigten Beinkleider staken in ledernen Halbstiefeln.

Die hochgewachsenen Männer mußten ehemals ein martialisches Aussehen gehabt haben, jetzt umrahmte der verhältnißmäßig üppige Bartwuchs nur blasse, eingefallene Wangen. Die schwarzen, von einem melancholischen Colorit umflorten Augen der Fremden wichen jedem Blicke scheu aus. Schweigsam stachen die Männer die Spaten in die Erde; es war ihnen gleichgiltig, was sie thaten, gleichgiltig, wo sie arbeiteten, denn ihre Beschäftigung trug ihnen keine Früchte ein, sie verrichteten Frohndienste. Die abgehärmten Männer waren mohamedanische Kriegsgefangene aus Turkestan, welche Zo, nachdem er Kaschgar eingenommen, nach Su-tschou gebracht hatte, und die, obgleich ihnen die freie Bewegung innerhalb der Stadtmauer gestattet war, dennoch die traurige

Gewißheit erfuhren, daß sie für ihr ganzes Leben als Sclaven ihr tägliches Brod sich erarbeiten müßten, ohne Hoffnung, je ihre Heimat und ihre Angehörigen wieder zu sehen. Ja, es ist wahr, nur der Eingeborne kann sich für die Dauer heimisch und zufrieden fühlen in einer solchen entlegenen und vollkommen isolirten Oase in der Wüste. Nicht allein die Kriegsgefangenen fühlten den Druck ihrer trostlosen Zukunft in dieser Fremde, auch ein alter Hindu, welcher schon öfter als Lieferant des Vicekönigs die Residenz besucht hatte, und seit einigen Tagen in Su-tschou war, ließ sich von diesem Gefühle leiten, als er uns seine Aufwartung machte, um uns als seine Landsleute zu begrüßen.

Die Umgebung der Stadt bietet dem Jäger durchaus keine lohnenden Excursionen, er fahndet vergebens nach Beute. Wir nahmen daher nur unsere Gewehre zur Hand, um hin und wieder vom Garten aus einige Raben zu schießen, die vom frühen Morgen bis spät in die Nacht mit ihrem unausstehlichen Gekrächze unser Gehör beleidigten. Es war, als hätten sich alle Raben der Mongolei in Su-tschou zu einem Stelldichein versammelt. Das Geräusch, welches ein nach Tausenden zählender, fliegender Schwarm in der Luft hervorbrachte, glich einem heranbrausenden Sturme.

Nach Sonnenuntergang, besonders dann, wenn die Vögel von ihren Raubzügen auf den Reisfeldern in die Stadt zurückkehrten, fanden zwischen ihnen oft Kämpfe wegen der Wahl der Ruheplätzchen statt. — Endlich waren alle Aestchen der noch nicht belaubten Bäume dicht besetzt und auf den Zinnen der Stadtmauer hockten die schwarzen Bestien in Reih' und Glied mit gegen die Häuser gewendeten Köpfen, gleichsam als angestellte Wächter, so enge nebeneinander, daß es schien, als sei der Wall mit einem symmetrisch gearbeiteten, gezackten Eisenringe gekrönt.

Das in seiner Art wirklich reizende landschaftliche Bild des schneebedeckten Nan-san bewog Graf Széchenyí, den in Paris gekauften photographischen Apparat zu verwerthen. Er bestand aus einer zusammenlegbaren Camera obscura aus dickem schwarzen Tuchstoff und circa 100 präparirten Trockenplatten.

Es war ein wunderschöner Nachmittag, als wir uns vor das südliche Stadtthor begaben, dort ein günstiges Plätzchen auswählten, den Apparat

aufstellten und unter den besten Erwartungen die Trockenplatten dem Lichteffecte exponirten.

Wir machten versuchsweise, und zwar bei Anwendung von verschiedener Zeitdauer, drei Aufnahmen. Mit Beginn der Nacht, als der Graf das Lichtbild hervorrufen und fixiren wollte, stellte es sich heraus, daß die Platten, nachdem sie zwei Jahre verpackt gewesen, unbrauchbar geworden waren.



Vor dem Südthore in Su-tschou.

Auch späterhin, als ich mich eingehender mit der Anwendung der Photographie beschäftigte, erfuhr ich, daß die Platten nur für ganz nahe gelegene Objecte empfänglich, für Landschaften aber gänzlich unbrauchbar waren; — so mußte denn wieder zu dem Bleistifte und dem Zeichenpapiere gegriffen werden. Wenn auch, wie wir späterhin sehen werden, die Photographie selbst im Innern China's schon einige Anwendung gefunden hat, so besteht doch nahezu ausnahmslos unter den Chinesen die Ansicht, daß der Photograph vor der Erzeugung seiner Bilder einigen Kindern die

Augen ausstechen müsse, um mit der wässerigen Flüssigkeit die Glasplatten einzureiben.

Dolmetsch Sin hatte mittlerweile einen Jugendfreund in Su-tschou ausfindig gemacht, der ihm ganz erfolgreiche Lectionen im Opiumrauchen ertheilte. Derselbe bekleidete den Rang eines Obersten in der chinesischen Armee und commandirte das der Residenz zunächst gelegene Fort, welches mit 500 Mann und 22 Kanonen armirt war. Da er die militärische Erziehung seinerzeit in Schanghai von einem Engländer genossen hatte, so hatte ihn Zo auserlesen, seine Kerntruppe in der modernen Kriegskunst zu unterrichten.

Der Oberst lud uns in liebenswürdigster Weise ein, seine Truppen zu inspiciren. Während wir uns nun auf den Weg machen, um die Revue abzuhalten, gestatte ich mir eine kurze Beschreibung der bisher theils aus eigener Erfahrung, theils nach Erkundigungen gesammelten Eindrücke über das Wesen und die Organisation des chinesischen Militärs.

Ping bedeutet im Chinesischen sowohl Kriegswaffen, als die Personen, welche dieselben gebrauchen; demnach ist in China der allgemeine Name für Soldat Ping, Ping-ting oder auch Ping-joung. Nach den Waffen theilt man die Armee folgendermaßen ein: Putuj, Lanzenträger, Yang-tzian-doj, Gewehrträger, Infanterie; Mma-doj, Cavallerie; Pau-doj, Artillerie. Je 10 Soldaten bilden eine Unterabtheilung unter Commando eines Subaltern-Officiers, welcher Sche-tschan titulirt wird; vier oder fünf solche Abtheilungen befehligt ein Schan-quan, 1000 Soldaten bilden eine Einheit, die Tsien-tsung heißt; Pa-tsung, eine Militärmacht von 3—5000 Mann, und Tun-ling, eine Militärmacht bis zu 10.000 Mann.

Jeder Mandschu ist von seiner Geburt an Soldat. Er erhält bis zu seinem 16. Lebensjahre 1½ Taël (4 fl. 50 kr. ö. W.) monatlichen Soldes vom Kaiser. Mit 16 Jahren wird er in die Armee eingereiht und seine monatlichen Gebühren wachsen auf 3—4 Taël Silber und 30 Pfund Reis; ebenso wird er auf Staatskosten bekleidet.

Die Gehalte der Militär-Mandarine (Officiere) sind sehr verschieden; doch kann ich im Allgemeinen anführen, daß ein Sche-tschan monatlich 6 Taël, ein Schan-quan 12—30 Taël, der Commandant eines Tsien-

tsung 50—100 Taël, der Commandant eines Pa-tsung 60—200 Taël und der Commandant eines Tun-ling 300—600 Taël baare Besoldung und eine entsprechende Quantität Reis bezieht. Doch sind diese Bezüge nur nominelle Begriffe, und sowohl die Mannschaft als auch die hohen Befehlshaber greifen überall zu, wo sie etwas wittern, um auch wirklich etwas Kleingeld in der Tasche zu haben.

Die Soldaten sind beim Volke ihrer Raubthaten wegen gefürchtet. Es kommt vor, daß schon bei dem Anmarsche kleiner Militär-Abtheilungen die Bewohner von Ortschaften fliehen und alle Werthsachen mit sich schleppen, die rettungslos verloren gingen, würden sie von einem Ping-ting erblickt.

Außer den Mandschu-Soldaten kann jeder andere Chinese Soldat werden, vorausgesetzt, daß er zur Aufnahme in den Stand die erforderliche Protection besitzt. Tauglichkeit ist Nebensache, und krumme, bucklige, einäugige oder taube Soldaten zählen in der chinesischen Armee nicht zu den Seltenheiten. Der Dienst ist Geschäft. Gefällt dem Soldaten sein Stand nicht mehr, so kann er unbehelligt weiterziehen, auch später wieder, je nach Wunsch und Laune, eintreten. Doch ziehen es die Meisten vor, bis zu ihrem Tode Soldat zu bleiben. Sie sind eben versorgt.

Wird ein Soldat krank, so verlangt er einige Wochen Urlaub zur Erholung. Er kann sich den Aufenthaltsort für das Opiumrauchen selbst wählen und bleibt im Genusse seiner Gebühren. Blessirte Soldaten werden in die Heimat geschickt und erhalten entweder vom Kaiser das Patent zum Betteln oder ihre frühere Besoldung.

Nur in wenigen Garnisonen ist die Beschäftigung der Soldaten an eine bestimmte Tagesordnung gebunden.

Alle Chinesen stehen des Morgens zeitig auf, so auch die Soldaten. Wenn also um 5 Uhr Früh nach einem auf dem Castelle abgegebenen Schusse und einer langgedehnten Fanfare der Krieger sein Lager verläßt, so ist dies nur die Macht der Gewohnheit. Er könnte ebenso gut bis Mittag schlafen. Die Visitirungen der Mannschaft durch die Officiere gehören zu den größten Seltenheiten, und finden dann im Laufe des Vormittags statt.

Je zehn Mann führen ihre eigene Küche. Sie verstehen es, aus den gefaßten oder geraubten Victualien ganz schmackhafte Speisen zu bereiten. Für die Mahlzeiten sind keine besonderen Stunden festgesetzt. Sobald sich der Appetit einstellt, wird gekocht und gegessen. Der Nachmittag bleibt dem Soldaten, der so glücklich ist, im Innern des Reiches stationirt zu sein, unter allen Umständen zur Erholung frei. Um 9 Uhr Abends wird vom Castelle abermals ein Schuß abgefeuert, um jene Soldaten, welche sich nach Hause begeben wollen, an den Ort zu erinnern, wo sich die Caserne befindet.

Eine große Anzahl Soldaten des stehenden Heeres ist, wie wir bereits gehört haben, mit der Erhaltung und Beaufsichtigung der Handelsstraßen betraut, und wird für diesen Dienst durch einen höheren Sold belohnt, der allerdings auch nur aus bestrickenden Versprechungen besteht.

Die meisten Soldaten sind verheiratet. Es schien mir aber, als seien alle diese Ehen nur in Folge eines alten Herkommens geschlossen worden, denn gewöhnlich befand sich die Frau bei ihren Angehörigen und nicht bei dem Gatten. Ich erkundigte mich oft bei den Soldaten unserer Escorte um ihre Verhältnisse. „Bist Du verheiratet?" — „Ja!" — „Wo ist Deine Frau?" — „Bei der Mutter." — Hast Du Kinder? — „Ja." — „Wie viele?" — „Drei — vier —." — „Wer sorgt für sie?" — „Die Mutter." — „Wann sahst Du zum letzten Male Dein Weib?" — „O, das ist schon lange her."

Ueber die Bewaffnung der chinesischen Soldaten habe ich bereits im Capitel „Schanghai" berichtet, es erübrigt mir nur noch, Einiges über die Stellung der Officiere nachzutragen.

Wie der Civilbeamte, so erhält auch der Officier erst seinen Rang nach der erfolgreichen Ablegung einer öffentlichen Prüfung. Obgleich die vorgelegten Fragen sich auch auf die richtige Deutung der vorzüglichen Classiker erstrecken, so verlangt die Prüfungs-Commission von den Officiers-Aspiranten nicht eine gleich scharfe Verstandesthätigkeit wie bei den Candidaten für politische Aemter. Demgemäß ist auch die Stellung eines Officiers weniger geachtet und ohne nennenswerthen Einfluß.

Selbst höhere Officiere sind den subalternen Magistratsbeamten untergeordnet; sie erhalten von diesen alle Befehle, und müssen deren Beschlüsse befolgen, sie sind bei gegenseitigen Besuchen verpflichtet, zuerst den Gruß zu leisten, der in den meisten Fällen in einem Kniefall besteht. Bei feierlichen Anlässen gebührt unter allen Umständen dem Civilbeamten der Vortritt und der Ehrensitz. Nur die Mandschu-Officiere machen den politischen Beamten gegenüber eine Ausnahme. Als Repräsentanten der eigentlichen Kriegerkaste stehen sie den Civilbeamten ebenbürtig zur Seite und empfangen gleiche Ehrenbezeigungen wie diese. Es ereignet sich nicht selten, daß die Tataren-Generale auch mit der Leitung der inneren Politik betraut werden, und so finden wir in manchen Provinzen die höchsten Würden in der Person eines Mandschu vereinigt.

Der Unterschied in der Rangsstellung gibt sich auch in den Verkehrsmitteln der Mandarine kund. Der Civilbeamte macht seine Besuche nur im Tragsessel, dessen Größe und Farbe, dem Range des Insassen entsprechend, durch ein besonderes Gesetz festgestellt wurde, der Officier soll sich hingegen nur zu Pferde sehen lassen. Wie die Mannschaftspferde, so sind auch die der Officiere größtentheils kleine, aber kräftige und ausdauernde Thiere, welche ein bedeutend besseres Aussehen gewinnen möchten, wenn man ihnen eine aufmerksame Pflege angedeihen ließe. So aber sind die mongolischen Ponies im höchsten Grade verwahrlost und über und über mit Ungeziefer bedeckt. Die vermögenderen Officiere reiten auf Mauleseln, denen die Mähnen abgeschnitten wurden. Ein schön gewachsener Maulesel kostet in China 100 bis 150 Taël (300 bis 500 fl.), eine große Summe für einen Subaltern-Officier.

Die Officiere tragen die gleiche Staatskleidung wie die Beamten, und unterscheiden sich nur in der Galatracht durch das reich gestickte Bildniß eines Raubthieres auf der Brust und auf dem Rücken ihres blauseidenen Anzuges, während die Beamten ihre Würden durch die Stickerei eines Vogels in ähnlicher Weise versinnbildlicht zur Schau tragen. Sämmtliche Officiere sind unbewaffnet.

Das Fort, welches wir nun besichtigen wollen, war aus Anlaß der Parade in splendider Weise mit Fahnen und Standarten geschmückt. Der

Commandant erwartete uns beim Thore und führte uns in den Hof, wo die Mannschaft in zwei Gliedern aufgestellt war. Sobald die Soldaten uns erblickten, präsentirten sie die Gewehre. Ein jeder brachte die Waffe in beliebiger Weise vor die Brust, so gut und so schnell er es eben vermochte. Wir gingen die Front ab und begaben uns hierauf über Einladung des Obersten in dessen bescheidene Wohnung.

Während der Thee servirt wurde, legten die Soldaten ihre Gewehre bei Seite und erstürmten theils das Zimmer, theils belagerten sie das Fenster, dessen Papierscheiben in wenigen Minuten verschwunden waren. Der Mandarin ließ sich aber im Rauchen seiner Wasserpfeife nicht im Mindesten stören. Während er bemüht war, durch die Schilderung der musterhaften Organisation und der strengen Disciplin, welche seine Truppe auszeichnete, sich selbst den schönsten Lorbeerkranz zu winden, konnte ich seine Wohnung etwas näher in das Auge fassen. Das dunkle Zimmer maß höchstens sechs Schritte im Gevierte und glich mehr der Zelle eines Sträflings als der Wohnung eines Stabsofficiers. An den mit Lehm überworfenen Wänden konnte ein aufmerksamer Beobachter die Bildung des Löß studiren, denn die rothen Visitkarten seiner Freunde, welche auf den unebenen Wandflächen angeheftet waren, zeigten einen auffallenden Stich in das Gelbliche. Die Zimmerdecke bestand aus einem Bambu-Gitterwerke, von dessen Quadraten die Fetzen einer ehemaligen Papierverschalung lose herabhingen; die nackte Erde des Fußbodens war feucht und klebrig, und in den Vertiefungen hatten sich die Ueberreste des ausgeschütteten Thee's und sonstiger Flüssigkeiten zu einigen übelriechenden Lachen angesammelt. In der dunkelsten Ecke des Zimmers stand ein gebrechliches Holzgestelle, das Bett des Obersten, welches zum Schutze gegen die Mosquitos mit einem Zelte aus weißer Baumwolle umhüllt war. Drei Stühle und ein kleiner, roh gezimmerter Tisch completirten die Einrichtung.

Nach einer Viertelstunde müßigen Geschwätzes forderte uns der Commandant auf, die Art und Weise der militärischen Abrichtung eingehender zu inspiciren. Wir vertauschten gerne die dumpfe Atmosphäre des engen Raumes mit der frischen Luft im Vorhofe.

Die Mannschaft ergriff die Gewehre und formirte zwei Glieder. Ein Subaltern-Officier trat vor die Front und commandirte englisch. Weder er, noch die Soldaten verstanden die Worte, doch gleichviel, der Officier besaß ein gut markirtes Commando, und seine Leute hatten sich bereits an den Ton der kräftigen Stimme gewöhnt. Die Production begann mit dem Abtheilen der Mannschaft des ersten Gliedes durch lautes Zählen von one bis fifty. Jeder Mann mußte seine Nummer laut ausrufen. Man sieht sogleich das Unpraktische einer solchen Abrichtung. Fehlt z. B. Nr. 5 auf seinem Platze, so entsteht sofort eine Lücke, die nicht ausgeglichen werden kann; denn Nr. 6 kennt nur den Begriff six und die daran nach dem jeweiligen Commandoworte geknüpften Verbindungen. Solche, nur an die Form geknüpfte Neuerungen sind nur dazu geschaffen, die unausbleiblichen Verwirrungen im Ernstfalle zu vermehren. Im Wusung-Fort hörten wir deutsche Commandoworte, General Pita-schen commandirte französisch, in Su-tschou lernen die Soldaten englisch; im übrigen Reiche faullenzen sie chinesisch. — Ist das nicht ein babylonischer Thurm, der einmal zusammenstürzen muß?

Während der nächstfolgenden halben Stunde bewunderten wir das Formiren von Reihen und Doppelreihen. Alle diese Manöver, sowie auch das Markiren des Marschtempo's, wurden auf dem Platze ausgeführt.

Die Soldaten waren bald ermüdet, und der Oberst ließ eine Pause eintreten, während welcher uns nichts Anderes übrig blieb, als wieder in seiner Wohnung Thee zu trinken.

Sodann begann das Exercitium mit den Krupp'schen Kanonen. Die Geschütze standen in den verschiedenen Nischen des weitläufigen Gebäudes. Zwei hatten den Ehrenplatz vor der Wohnung des Obersten inne. An ihren Laffetten hingen die verschiedenen Bambu-Instrumente, welche bei der körperlichen Züchtigung pflichtvergessener Soldaten in Verwendung kommen.

Die Geschützrohre sind an der äußeren Mantelfläche gut conservirt und blank geputzt, die Kanten der Züge jedoch verschwinden förmlich unter der Mächtigkeit des angesetzten Rostes. Ich bemerkte im Ganzen 13 Kanonen größeren Calibers, vier $2^1/_2$zöllige Gebirgsgeschütze und endlich ein im

Arsenale zu Lan-tschou-fu verfertigtes Rohr, dessen Laffette so gebrechlich war, daß uns der Oberst vor der genauen Besichtigung der Musterarbeit warnen mußte.

Das Exerciren mit den deutschen Geschützen geschah weit präciser, als ich es erwartet hatte. Die Artilleristen benöthigten zu dem jemaligen Montiren und Demontiren kaum eine halbe Minute. Auch da hatten wir uns bald satt gesehen.

Während wir wieder Thee tranken, schickte der Oberst einen Boten zu dem Vicekönig mit der Anfrage, ob er es gestatte, daß uns das Schießen mit scharfen Patronen gezeigt würde. Der Bote kam schweißtriefend zurück und berichtete: Zo erlaube drei Schüsse, doch müsse der Mandarin mit seinem Kopfe dafür einstehen, daß den Europäern dabei kein Unglück zustoße. Das größte Geschütz wurde nun von 12 Mann Bespannung aus dem Castelle in ein ausgetrocknetes Flußbett transportirt, dort abgeprotzt und gegen Süden gerichtet.

Auf 3000 Schritte Entfernung erhob sich ein Lehmwall von 10 Meter im Gevierte als Zielobject, dessen Centrum, eine grellrothe Scheibe, deutlich genug hervortrat. Oben auf der Mauer wehte eine große Fahne, die herabzuschießen die Chinesen schon durch lange Monate sich vergeblich anstrengten.

Den ersten Schuß leitete der Oberst. Er zielte lange, doch ohne Erfolg; die Granate schlug 400 Schritte vor der Scheibe explodirend in den Boden. Das Hohngelächter seiner Untergebenen berührte ihn gar nicht, er ließ eine Vollkugel laden und versuchte ein zweites Mal sein Glück. Die Kugel sauste links an der Scheibe vorbei, den schneeschimmernden Bergen zu. Den dritten Schuß gab ich ab, doch auch mir gelang es nur, die Heiterkeit der Soldaten zu vermehren. Mühsam zogen die Soldaten nach beendeter Vorstellung das Geschütz in die Caserne. Der Oberst theilte uns freudig bewegt mit, daß Zo jetzt sicherlich die bewährte Kanone zum Mandarin mit dem rothen Hutknopfe ernennen werde.

Bevor wir von den Soldaten Abschied nahmen, forderte uns der Oberst auf, auch die Infanterie-Gewehre zu probiren. Er ließ zu dem Zwecke ein kleines Holzbrett vor der belebten Straße als Scheibe aufstellen, suchte

das beste Gewehr aus, und lud es in folgender Weise: er nahm eine Patrone, schüttete das Pulver in den Lauf und ließ eine Bleikugel auf die Körner hinabgleiten. Trotzdem das Ziel nur 60 Schritte entfernt war, schlug unter den vielen Schüssen nur eine einzige Kugel in das Brett. Unter solchen Verhältnissen kannte die Verwunderung des Obersten keine Grenzen, als er späterhin in unserem Garten sehen konnte, wie wir mit den Hinterladern die Raben von der Stadtmauer aus einer Entfernung von 300 Schritten herabschossen.

Am 14. April 1879 wurde das Frühlingsfest, Tsing-min, 108 Tage nach dem Winteranfange, gefeiert. Drei Tage nach dem Tsing-min unternimmt sowohl der chinesische Kaiser, als jeder Gouverneur in Begleitung seines ganzen Hofstaates einen Spaziergang von beiläufig 5 Li Länge durch die Felder, um der Bevölkerung zu zeigen, welch' regen Antheil sie an dem Gedeihen der Saat nehmen. Es ist dies das einzige Mal im Jahre, daß die hohen Herren ihre Füße anstrengen. Zo hatte bei diesem Ausfluge einen großen, breitkrämpigen, blaugefütterten Strohhut (die gewöhnliche Kopfbedeckung der Soldaten in den Sommermonaten) aufgesetzt, alte, abgetragene Seidenkleider am Leibe und Strohsandalen an den Füßen. Sin erzählte mir bei dieser Gelegenheit, daß im Innern der Kaiserresidenz zu Peking ein eigenes Ackerfeld existire, auf welchem der Kaiser während des Tsing-min-Festes einen goldenen Pflug handhabe. —

Die erquickenden Strahlen der Frühlingssonne erweichten endlich auch das „gute Herz" Zo-zung-tang's, wir erhielten nach mancherlei Unterhandlungen schließlich die unerwartete Erlaubniß, sammt und sonders die Mauer zu passiren, um nach Tung-hoan-shien zu reisen.

Die wenigen Tage, die uns noch zur Verfügung standen, benützten wir zum Sortiren des Gepäckes, denn bei dem Umstande, als wir wieder nach Su-tschou zurückkommen mußen, ließen wir einen großen Theil desselben unter der Obsorge des Tautai zurück.

Zwei Tage vor dem Aufbruche erhielten wir zu unserer freudigen Ueberraschung Nachrichten aus Europa. Durch die gütige Vermittlung des deutschen Gesandten in Peking, Herrn von Brandt, der die Absendung eines

Couriers veranlaßt hatte, gelangten wir in den Besitz der „Neuen freien Presse", deren Nummern, zwar schon ein halbes Jahr alt, dennoch für uns Neuigkeiten in Hülle und Fülle enthielten. Ich werde die Abende immer in Erinnerung behalten, als wir bei dem matten Scheine der Beleuchtung die Spalten des Journals studirten. Die Erörterung der europäischen Begebenheiten ließ uns ganz vergessen, daß wir der Heimat so ferne waren. Wir erfuhren die Vorfälle in Bosnien, ich las in den Verlustlisten von Serajewo so manchen Namen lieber Cameraden, wir überboten uns in dem Vorlesen der interessantesten Zwischenfälle, kurz und gut, es war eine Aufregung unter uns gekommen, welche nur derjenige verstehen kann, welcher sich jemals in gleichen Verhältnissen befand. Als der Inhalt der Zeitungen sammt den Annoncen verschlungen war, trat die Wirklichkeit wieder vor die Augen und mit ihr eine vorübergehende leise Regung von — Heimweh.

Aus Anlaß der aus Peking eingetroffenen Sendung will ich die Gelegenheit benützen, um zum Schlusse des Capitels etwas über die Postverhältnisse im Innern China's zu berichten. Ein regelmäßiger Postverkehr existirt im Lande nicht. Wenn ein Freund dem andern etwas Schriftliches mitzutheilen hat, so betrifft es regelmäßig nur eine Geschäftssache, und diese Frage wird dann erledigt, wenn ein Waarentransport nach dem diesbezüglichen Bestimmungsorte abgeht. Es hat sich wohl in China ein Consortium von Kaufleuten gebildet, das es übernommen hat, mittelst seiner Caravanen einen Postverkehr zwischen den größten Städten des Reiches zu unterhalten. Die schwankenden Handelsbeziehungen einerseits, die wechselnden Verhältnisse in der Gangbarkeit der Communicationen, hauptsächlich aber die Saumseligkeit der Transportführer andererseits, bringen es aber mit sich, daß von einer Regelmäßigkeit des Verkehrs keine Rede sein kann.

Wären wir auf diese Post angewiesen gewesen, so hätten wir wohl während der ganzen Landreise keine Nachrichten aus Peking oder Europa erhalten. Unsere Briefe wurden durch Staatscouriere besorgt, die im Bedarfsfalle der Regierung in jeder Stunde zur Verfügung stehen.

Das System der Briefbesorgung durch Couriere, wie es in China üblich ist, dürfte einzig dastehen. Peking, die Kaiserstadt, ist natürlich der

Mittelpunkt aller einlaufenden oder abgehenden Nachrichten. Von hier aus erstrecken sich die Hauptstraßen strahlenförmig zu allen Provinzial-Hauptstädten und von diesen wieder zu den bedeutenden Magistratsstädten der Provinz. Auf allen diesen Wegen, gleichviel ob sie durch die Wüste oder über die Hochplateaux Tibets laufen, befinden sich in der größten gegenseitigen Entfernung von 100 Li die Relaisstationen der Couriere.

Mag die Entfernung noch so groß sein, der abgehende Courier ist verpflichtet, die übernommene Depesche am Bestimmungsorte eigenhändig zu übergeben. Das Couvert des Briefes enthält eine Schleife, auf welcher die Tageszeit und das Datum, an welchem der Reiter die Relaisstation passirte, von dem daselbst angestellten Beamten eingetragen werden muß. Der Courier reitet Tag und Nacht ohne Unterbrechung im Trab, er ißt und trinkt, er schläft im Sattel, und wird schließlich, wenn ihn die Kräfte verlassen, in den Stationen aus einem Sattel in den andern gehoben. Die geringste Distanz, welche er im Dienste binnen 24 Stunden zurücklegen muß, beträgt 300 Li (150 Kilometer), bei dringenden Anläßen ist er verpflichtet — so unglaublich es auch klingen mag — täglich 600 Li im Galop zu reiten.

Es ist daher nicht zu wundern, das manche Couriere, die ohne Unterbrechung von Lassa nach Peking oder umgekehrt in wilder Jagd dahinfliegen, todt vom Pferde fallen oder zumindest an der Endstation im typhösen Delirium vom Pferde gehoben werden müssen. Dafür aber sind diese Leute die einzigen in China, welche für ihre Dienste vom Staate mit schwerer, klingender Münze entlohnt werden.

XVI.

Von Su-tschou nach Tung-hoan-shien und zurück.

Abreise von Su-tschou. — Kia-yü-kwan. — Luftspiegelungen. — Die Oase Tscha-tjen-hia. — Yümen-shien. — Ein Sandsturm. — Ansi-fan. — Tung-hoan-shien. — Der Grottentempel Tsien-fu-tung. — Der Ta-pan-san. — Rückreise. — Die Köpfe der Enthaupteten. — Neue Verhandlungen. — Jo-zung-tang als Hausherr. — Abreise nach Si-ning-fu.

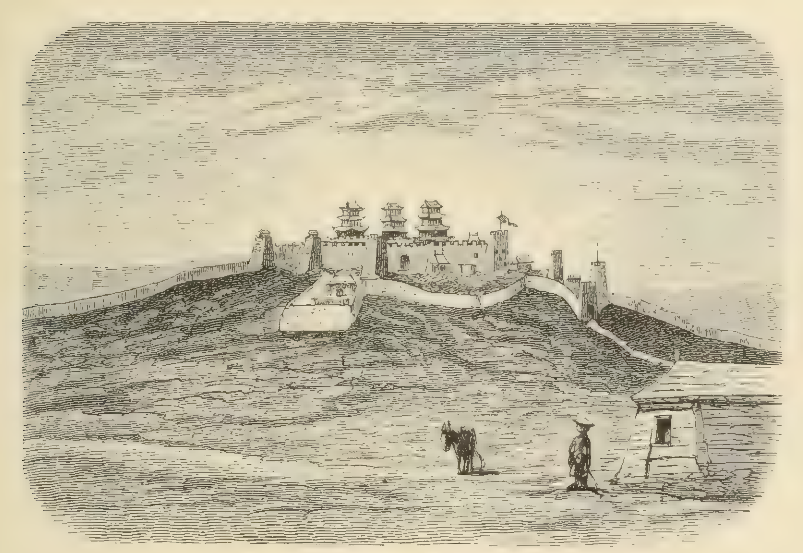
Am 16. April übermittelte uns Zo-zung-tang den ihm abgerungenen Paß zur Passirung der chinesischen Mauer. Am 17. verließen wir Su-tschou. Wir zogen weiter nach Westen, der Koch Tötai aber nach Osten.

Wie ich bereits erwähnte, war er ein Mandschu, demnach ein Berufssoldat. Seine enttäuschten Hoffnungen auf ein schnelles Avancement bestimmten ihn seinerzeit, das Schwert mit dem Kochlöffel zu vertauschen. Schon seit einigen Wochen ließ der sonst so vorlaute Mann den Kopf hängen, stumpfsinnig schlachtete er die ältesten Hühner. Plötzlich ermannte er sich wieder, zog seine Paradekleidung an und ließ sich dem Chef der Expedition anmelden. „Ich erhielt," so lautete seine Anrede, „aus meiner Heimat die bestrickende Kunde, daß ich zum Officier eines Schan-quan ernannt worden bin. Ich bitte um meine Entlassung. Wenn Ihr aber meinen Lohn um das Doppelte . . . ." „Ich gratulire! — Reise glücklich!"

Niemand auf der Welt ist unersetzlich, auch nicht ein Koch in China. Kung-sche übernahm noch am Vortage unserer Abreise die laufenden Geschäfte unserer Hauswirthschaft und war in den folgenden Tagen bestrebt, seine Ehrlichkeit dadurch in das beste Licht zu setzen, daß er in unzweifelhafter Weise die Summen zusammenrechnete, um welche Tötai in unverantwort-

licher Weise den Grafen beschädigt hatte. Wenn ich nicht irre, so beliefen sich die ersparten Ausgaben auf 500 Taël.

Es war ein unfreundlicher Tag, an welchem wir die Residenz verließen. Ein eiskalter Nordwest-Sturm trieb uns den spärlichen Schnee und Regen mit aller Kraft entgegen. Die ganze Umgebung war in dumpfes Grau gehüllt. Bald hatten wir die Vegetationsgrenze der Oase hinter uns, und der durch schwarz angestrichene Thürme markirte Weg führte wieder auf dem



Kia-yü-kwan, das Thor zur Wüste.

grobschotterigen Boden der Steinwüste. Der als Straßenwächter angestellten Besatzung der Thürme fällt die Aufgabe zu, den Weg auf 10 Schritt Breite von dem groben Steingerölle zu säubern, so daß die Straße auch für Holzkarren prakticabel ist. Obwohl hier vorzugsweise Kameele als Transportthiere verwendet werden, benützten wir dennoch wieder fünf der bekannten Gepäckswagen.

Als sich in den Abendstunden der Wind legte und die Atmosphäre reiner wurde, erblickten wir endlich das bedeutungsvolle Thor Kya-yü-kwan, dessen Zinnen dem an dieser Stelle neu erbauten Walle sogar etwas Majestä-

tisches verleihen. Im Osten erhebt sich auf wenige Li Entfernung der felszerklüftete Po-san, eine anscheinend isolirte, unzugängliche Kuppe von 3000 Meter Höhe, und im Süden schließt sich ein nahezu 2000 Meter hoher, felsiger Querriegel dergestalt an die Mauer, daß das Thor wirklich als solches eine nicht zu unterschätzende Wichtigkeit gewinnt, denn jede Marschcolonne ist bei der Ungangbarkeit des Terrains der Umgebung bemüssigt, den Kia-yü-kwan zu passiren. In einem weiteren Bogen endet die chinesische Mauer, am Fuße des Nan-san (50 Kilometer von Kia-yü-kwan). Ihre gesammte Länge von der mandschurischen Stadt Girin am Sungari (Nebenfluß des Amur) bis Kia-yü-kwan beträgt 3000 Kilometer. Das zweite Kia-yü-kwan am westlichen Ende der Mauer, welches auf den meisten Karten ersichtlich ist, existirt nicht.

Die sandige Anschwellung der Wüste bei Kia-yü-kwan (1700 Meter) bildet die Wasserscheide des Chara-nor (Mündung des Sula-ho) und des Öll-hung-ho. Die absolute Erhebung des Bodens mag auch der Grund sein, daß das Trinkwasser von wirklich vorzüglicher Güte ist.

Die mit einem mächtigen Steinwalle umgebene Stadt Kia-yü-kwan ist klein und schwach bevölkert. Wie es in Su-tschou hieß, würde das Thor von 500 Soldaten bewacht. Auch hier überschätzten die Chinesen die Stärke der Garnison, welche in Wirklichkeit höchstens den vierten Theil betrug. Wir hatten kaum das Kun-kwan bezogen, so erschien der Stadtcommandant und verlangte die Vorweisung der Pässe. Erst nachdem er sich von der Echtheit der Papiere überzeugt hatte, gestattete er uns die freie Bewegung in der Stadt. Das eigentliche Thor besteht aus drei massiv erbauten Steinthürmen mit reichverschnörkelten Holzdächern, auf deren Erkern stets drei Soldaten Wache halten. Die starken, eisenbeschlagenen Thorflügel der Passage sind beständig geschlossen. Jede ankommende oder abgehende Caravane, die sich nicht in befriedigender Weise legitimiren kann, soll von den dienstthuenden Soldaten unbarmherzig zurückgewiesen werden. Daß indeß in solchen Fällen auch schweres Silber als guter Paß gilt, brauche ich nicht erst näher zu erörtern.

Als wir am nächsten Morgen die Mauer hinter uns hatten, befanden wir uns in einer der trostlosesten Partien der Wüste. Der Himmel war

wolkenlos, kein Lüftchen bewegte die Atmosphäre und der erhitzte Sandboden vermehrte die Gluth der Sonne zur Mittagszeit um das Doppelte. Es war, als hätte uns die Passage der chinesischen Mauer aus dem Winterreiche der Provinz Kan-su in ein tropisches Sommerreich geführt. Die Ausläufer des Nan-san traten im Süden immer weiter zurück, in weiter, weiter Ferne erglänzten die eisbedeckten Spitzen und Riesengletscher wie blank polirte Silberhelme und vor uns verschmolz der eintönige, geröllbedeckte Wüstenplan mit dem fernen Horizonte.

Die einzigen lebenden Wesen, denen wir an diesem Tage begegneten, waren Antilopen. Obgleich die Thiere keineswegs scheu waren, gelang es doch Keinem von uns, bei dieser Gelegenheit ein Thier zu erlegen. Wahrscheinlich trug die durch die erhitzte Luft verschärfte Strahlenbrechung an diesem Mißerfolge Schuld. In ähnlicher Weise, wie sich an kalten Tagen in der Nähe eines Feuers das Zittern und Wellenschlagen der Luft dadurch kundgibt, daß ein im Hintergrunde befindliches Object scheinbar in Vibration geräth, so scheint es auch an heißen Tagen in der Wüste, als seien alle Steine in unruhiger Bewegung.

Wie der Fischer erst den Stoß berechnen muß, bevor er die Harpune mit Erfolg gegen den Fisch im Wasser sticht, ebenso muß der Jäger in Gegenden, wo die Fata morgana ihr böses Spiel treibt, oft in das Blaue zielen, um zu treffen.

Jedermann kennt die Thatsache, daß das Bild der Sonne schon sichtbar ist, wenn der Himmelskörper noch unter dem Horizonte schwebt. Die Ursache liegt darin, daß die Luft, je näher der Erdrinde, desto dichter und wärmer wird. In ähnlicher Weise werden alle Lichtstrahlen, die auf die erhitzte Bodenluft der Wüste fallen, reflectirt. Dadurch werden die ferner liegenden Objecte unter einen derartigen Sehwinkel erhoben, daß es scheint, als breite sich zwischen diesen und den näheren Gegenständen ein Wasserstreifen aus, durch welchen der sichtbare Horizont weiter in die Ferne gerückt wird.

Wir beobachteten diese als Fata morgana bekannten Erscheinungen der Wüste jeden Tag, wenn die Sonne in voller Majestät am Firmamente erglänzte. Und gerade während solcher glühenden Stunden macht sich auch

der Durst am meisten geltend. Der Reisende sieht beständig das einladende Bild eines dunkelblauen See's vor sich, der den Fuß der Felsrücken bespülend, nicht selten deren Kanten und Spalten wiederspiegelt, unwillkürlich denkt er an einen erquickenden Trunk, an ein erfrischendes Bad, je näher er aber kommt, desto kleiner wird die Wasserfläche, endlich ist sie verschwunden, und dort bei dem fernen Steinhügel glitzert es schon wieder wie ein herrlicher



Die Oase Tscha-tjen-hia.

Gebirgssee. So wiederholen sich unausgesetzt die Täuschungen hauptsächlich in jenen Gegenden, wo der Wassermangel am fühlbarsten ist.

Unsere Tour durch die Wüste erhielt bei Tscha-tjen-hia eine angenehme Abwechslung. Der Ort besteht aus circa fünf Häusern, in der Mitte einer gras- und wasserreichen Steppe, deren Centrum ein Süßwasserteich ist. Hunderte von Bäumen grünten am Rande des Wassers und verliehen der Oase einen unbeschreiblichen Reiz. Eine eigenthümliche Weihe und Ruhe lag über der von allen Seiten mit steilen Höhen abgeschlossenen Fläche, die Sonne schien warm, kein Lüftchen milderte die drückende Schwüle.

Im Norden begrenzen die schwarzen Felsmassen des Palin-san den Horizont und in der weiten Ferne überragen die mit ewigem Schnee bedeckten Häupter der Nan-san-Kette den kreisförmigen Bug der kahlen Kesselhöhe im Süden. Der erwähnte kleine See führt den Namen Tscha-tjen-chai. In ihm sammeln sich die Gewässer dreier Gebirgsflüsse, die dann in ihrem weiteren Abflusse Sula-ho (auf allen Karten Bulungir genannt) heißen, und sich weiter westlich in den Chara-nor, einen abflußlosen, versumpften Salzsee, ergießen. Trotz des lieblichen und einladenden Bildes der Oase erblickte ich gerade hier keinerlei Spuren der Thierwelt, nicht einmal ein Rabe ließ sich in der Nähe der Hütten sehen.

Die chinesischen Bewohner des Ortes fristen ihr Dasein durch den Handel mit Lebensmitteln (nahezu ausschließlich Reis), welche sie aus Su-tschou oder Yümen-shien beziehen, denn sie selbst bebauen keine Felder. Die Maulesel und Pferde, welche durch die Wüste getrieben werden, müssen unter den obwaltenden Umständen ebenfalls mit einer außergewöhnlichen Nahrung vorlieb nehmen. Anstatt eines angefeuchteten und reichlich mit schwarzen Erbsen gemengten Häcksels, mit welchem die Thiere im südlichen Kan-su gefüttert werden, erhalten sie nur mehr leeres Reisstroh und nach besonders anstrengenden Märschen Reiskörner. Man sieht es ihnen sofort an, daß sie mit solchen Futtersorten wenig zufrieden gestellt sind.

Auch mein armes, braves Pferdchen, dessen toller Uebermuth früher keine Grenzen kannte, ließ traurig den Kopf hängen und schüttelte die Mähne, wenn ich ihm eine Handvoll Reis offerirte. Verzehrte ich dagegen als Mittagmahl ein Stückchen Dampfbrod, dann kam es zu mir und verstand so unwiderstehlich mit den Augen zu bitten, daß ich schließlich meine Ration mit ihm theilte. Selbst die in Oel gebackenen Mahoa-Bretzen fanden Gnade vor dem verwöhnten Gaumen des struppigen Pferdchens.

Zwischen Tscha-tjen-hia und Yümen-shien breitet sich die ebene Wüste mit dem feinkörnigen Kies wie eine Riesen-Reitschule aus. Nur die weißgebleichten Knochen verendeter Maulthiere und Kameele, welche allenthalben auf dem grauen Boden schimmern, bringen einige Abwechslung in die Monotonie. Zehn Li vor Yümen erblickten wir wieder eine Wasserader, die

unter dem Namen Kun-tschan-ho aus dem Süden kommend, dem Sula-ho zufließt. Mit dem Passiren des Flusses hört der Wüstencharakter auf, am jenseitigen Ufer keimen wieder Feldfrüchte, und zwar auf einer verhältnißmäßig fruchtbaren — Löß-Oase. Eine Stunde lang führt der Weg abwechselnd zwischen Ackerboden und Wiesengründen an zerfallenen Ortschaften, buddhistischen und mohamedanischen Tempeln, an Bewässerungscanälen, deren Ufer mit hohen Bäumen bepflanzt sind, und an tiefen Brunnenlöchern vorüber, bevor man die symmetrischen Mauern der Stadt und das Blätterlaubdach der Obstbäume in ihrem Innern in Sicht bekömmt. Wir wurden vor dem Stadtthore von dem Magistrate erwartet und begrüßt. Unter Vorantragung eines rothen Parapluie's hielten wir sodann Einzug in die Stadt, angestaunt und verhöhnt von der gesammten Bevölkerung derselben. Jene Leute, welche in der Hauptstraße keinen Platz mehr finden konnten, hatten auf den Dächern oder auf den Bäumen ihr Observatorium aufgeschlagen. Wir bezogen wieder einmal eine bessere Wohnung in dem Mandarin-Kun-kwan, welches aber erst von der Dienerschaft gereinigt und gescheuert werden mußte.

Der Bürgermeister machte uns seine Aufwartung und überreichte uns ein Ehrengeschenk, bestehend in einem Hammel und vier alten Hühnern, welch' letztere der Koch gar nicht annehmen wollte. Auch unsere Dienerschaft wurde von Seite der Stadt in erfreulicher Weise bewirthet. Yümen-shien erhielt den Namen von einer älteren Stadt, Yümen-kwan, auf 250 Li Entfernung, die jedoch nicht mehr existirt. Die Daten aber geben Zeugniß für den ehemaligen Bestand der südlichen Handelsstraße nach Khotan, deren Trace nun ganz vom Sande verschüttet ist.

Als wir nach einer kleinen Promenade in der Stadt wieder heimkehrten, fiel mir der purpurfarbige Schein der untergehenden Sonne auf. Vor dem Schlafengehen bemerkte ich, daß der Stand des Barometers seit unserer Ankunft um 0·2 Zoll gefallen war. Der nächste Morgen versprach einen schönen Tag, wenngleich schon zeitlich früh ein heftiger Westwind sich erhoben hatte. Dieser Wind aber steigerte sich von Stunde zu Stunde mit rapider Vehemenz zum Orcane, der gegen 10 Uhr Vormittags seinen Höhepunkt erreicht zu haben schien. Trotz der Sandbrille war es nicht mög-

lich, die Augen offen zu behalten, denn die Sandkörnchen wirkten wie glühende Nadelspitzen auf die Sehnerven. Es war, als bewegten wir uns inmitten einer dichten Sandschichte, die mit rapider Geschwindigkeit gegen Osten dahinraste.

Von meinen Begleitern sah ich Niemand, die ganze Caravane war zerstoben. Die Dyrusumgesträuche in nächster Nähe glichen einem verschwommenen Nebelbilde in großer Entfernung. Ich achtete nur auf mein treues Pferd und überließ mich ganz dem Instinkte des braven Thieres. Hin und wieder gab es einen klagenden Ton von sich, als wollte es mir Vorwürfe machen, daß ich mitleidslos seine Kräfte bis zum Aeußersten ausnütze. Dann stieg ich wohl ab, um mir die Augen vom Sande zu reinigen, mußte mich aber sogleich an den Hals des Thieres anklammern, um nicht vom Sturme umgerissen zu werden. Jeder Windstoß warf kleine Steine und scharfen Sand mit solcher Stärke in das Gesicht, daß ich bald blutig geritzt war. Vom Wege war keine Spur zu sehen. Es waren für mich peinliche Momente, wenn ich die Magnetnadel hervornehmen mußte, um mich orientiren zu können.

Der Sturm wüthete im Allgemeinen ungeschwächt fort, doch kamen auch intermittirende Momente vor, in welchen das in der Luft erzeugte Getöse mit dem Geräusche zu vergleichen war, welches entsteht, wenn eine im heftigen Sturmwinde entrollte Fahne sich nach allen Richtungen aufbläht, in allen Falten zittert, zerreißt und endlich unter wimmernden Tönen in die Lüfte davonfliegt. Kurz, der Tag verlief wie ein Fiebertraum.

Gegen Mittag traf ich Herrn Loczy. Er saß so gut es anging, halbgedeckt hinter einem Felsblock und wartete, bis er Jemand finden würde, der ihm weitere Auskunft zu ertheilen im Stande wäre. Wir setzten nun im beständigen Kampfe mit dem entfesselten Elemente unseren Weg gemeinsam fort und erreichten Nachmittags ein Lehmgehöfte, wo wir uns und unseren Thieren den Sand aus den Augen und Ohren wuschen. Doch noch wochenlang spürte ich die feinen Körner in denselben. Auch unsere Caravane vereinigte sich wieder, und zwar Mann für Mann bei dem erwähnten Hause. Nach einer kurzen Rast setzten wir die unterbrochene Route fort. Mit Einbruch der Dunkelheit erreichten wir endlich das lang ersehnte Nachtquartier

Sio-ko-ye. Wir befanden uns in einer ausgedehnten Grassteppe am linken Ufer des Sula-ho.

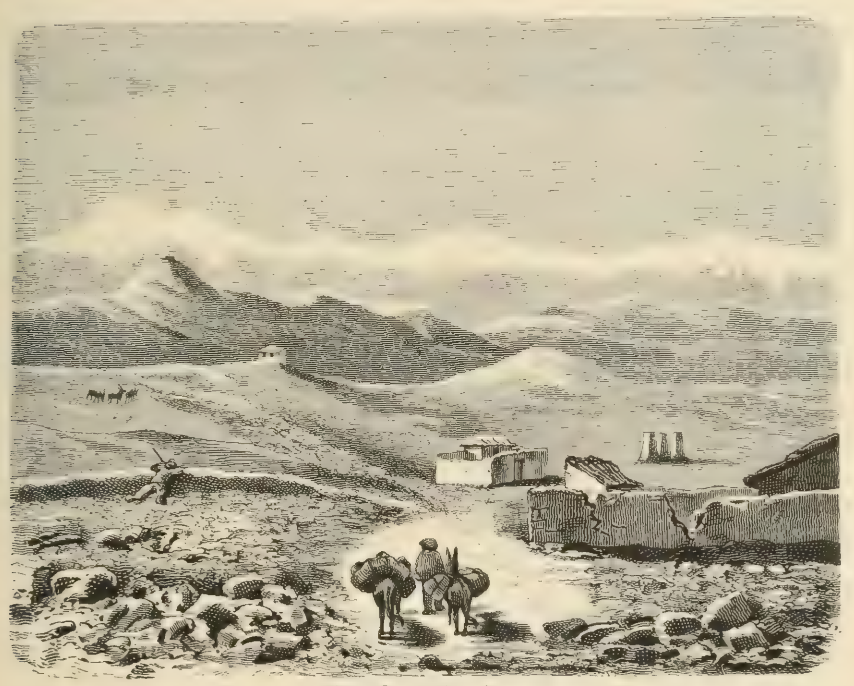
Alle in den bisherigen Karten verzeichneten größeren und kleineren Seen längs des Laufes des erwähnten Flusses sind auf dessen versumpfte Ufer zurückzuführen, die speciell in allen Partien der Grassteppe ganz bedeutende, scharf zerrissene Ränder (bis 20 Meter Höhe) zeigen. Die Thalsohle ist über und über mit Schilfrohr und Binsen bewachsen, in denen zahlreiche



Sandsturm.

Enten und Sumpfschnepfen ihr Heim aufschlugen. In der Steppe findet der Jäger andererseits reiche Beute an Antilopen, Füchsen und Hasen. Die ungewöhnliche Reichhaltigkeit an Wild bietet auch zahlreichen Raubvögeln die Mittel für ihre Existenz. In einiger Entfernung gegen Westen windet sich der Fluß in mehreren circa 100 Schritte breiten Armen in trägen Windungen durch die auf 8—12 Li sich erweiternde Thalebene. Hie und da begleiten dicht mit Weiden und Pappeln bestandene Auen — eine erquickende Scenerie in der Wüste — seine Ufer. Von einem Passiren des Thales ist keine Rede, man würde nach den ersten zehn Schritten versinken. Wie ich erzählen hörte, ist das Ueberschreiten

des Flusses nur an einer Stelle, 20 Li im Osten von Sio-ko-ye, möglich. Hier durchbricht der klare Fluß einen verwitterten Granithöhenzug und tritt dann in die Grassteppe, wo er auf eine größere Länge sozusagen regulirt ist, denn die Thalebene ist entsumpft, bebaut und mit Bewässerungscanälen versehen, welche schon aus großer Entfernung an den an ihren Ufern angepflanzten Bäumen erkenntlich sind. Das Thal ist trotzdem ungemein arm.



Neu-Kua-tschou-kou.

Nur wenige der Ortsruinen sind spärlich bewohnt, die meisten Dörfer sind verlassen und zerfallen langsam in ihr Baumaterial — in Staub.

Zwanzig Li vor der Stadt An-si-fan verflachen sich die Uferränder zu breiten Sandmulden. Die Straße übersetzt drei schmale, je $^1/_2$ Meter tiefe Arme des Flusses und läuft nun am rechten Ufer in gerader Richtung durch den feinen Flugsand gegen die Mauer von An-si-fan, an welche sich der Sand bis zur 6 Meter hohen Krone als schiefer Wall aufgethürmt hat.

Der Commandant der Stadt bereitete uns einen großartigen Empfang. Die ganze Garnison war mit ihren Paradefahnen aus weißen und blaßrothen Seidenstoffen ausgerückt. Der Magistrat und der Militär-General erwarteten uns vor der Front in einem zum Schutze gegen den starken Westwind errichteten, weißen Zelte. Wir mußten von den Pferden absitzen und stumm den servirten Thee trinken, da wir in Folge der Abwesenheit des Interpreten nicht sprechen konnten. Als wir wieder die Pferde bestiegen, dann das Thor passirten, und endlich vor dem Kun-kwan Halt machten, wurden auf Befehl des Generals je drei Kanonenschüsse abgefeuert.

An-si-fan ist ebenfalls nur mehr ein Trümmerhaufen ohne beachtenswerthe Gebäude. Während Yümen-shien im Jahre 1870 gegen den Anprall der mohamedanischen Rebellen erfolgreichen Widerstand leistete, mußte An-si-fan capituliren und fiel der Verwüstungswuth derselben zum Opfer. Im Süden der Stadt erheben sich die Ruinen des alten An-si-fan in der Gestalt eines halbverfallenen Umfassungswalles. Vor ungefähr 50 Jahren verließen die Einwohner freiwillig die alte Stadt und erbauten das neue An-si-fan 8 Li nördlicher, weil sie annahmen, in der neuen Lage weniger den Sandstürmen ausgesetzt zu sein.

Von An-si-fan biegt der Haupthandelsweg unter einem scharfen Winkel nach Norden ab, und bildet, die große Wüste durchschneidend, gewissermaßen die Grenzlinie ihrer östlichen und westlichen Hälfte. Zwei Tagereisen von An-si-fan passirt die Straße die Oeffnung eines langgestreckten, von Ost nach West ziehenden Felsriegels, mit Namen Pej-san, dessen von An-si-fan sichtbare Kammhöhe nach meiner Schätzung kaum viel mehr als 2000 Meter erreicht.

Während einer vollen Woche ist der Reisende gezwungen, Lebensmittel und Wasser mit sich zu führen, er findet weder Ortschaften noch wasserhältige Cisternen, und darum verkehren auf dieser Strecke nur Kameele. Als im Jahre 1879 die Eventualität eines Krieges zwischen Rußland und China erwogen werden mußte, reiste auch Zo-zung-tang auf dieser Straße nach Ost-Turkestan, um dem Kriegsschauplatze näher zu sein. Er benützte aber für den Transport seiner corpulenten Person den Tragsessel.

Mit der Stadt Hami (Chamil) erreicht der Reisende den Südfuß des Tien-san und die ersten Spuren sibirischer Civilisation. Eine reizende Gebirgslandschaft begleitet nun seinen weiteren westlichen Weg bis zur russischen Grenze. Im Gouvernement Semipolatinsk stehen ihm bereits die schnellen Postwägen zur Verfügung, die ihn in rasender Eile nach der Stadt Semipolatinsk und von hier am rechten Ufer des Irtysch nach Omsk bringen.

Die Reise von An-si-fan bis Omsk nimmt nicht volle drei Monate in Anspruch. Hätten wir uns entschlossen, die von Zo vorgeschlagene Reiseroute nach Sibirien durchzuführen, die allerdings durch die Aussicht auf die Erforschung der nach chinesischen Aussagen bei Turfan existirenden. thätigen (?) Vulcane*) ein gewisses Interesse bot, so wären wir bereits Anfangs August nach Hause gekommen. Da wir uns aber in den Kopf gesetzt hatten, zum mindesten den Charakter des östlichen tibetanischen Hochlandes kennen zu lernen, so verlängerte sich unser Aufenthalt in Asien um ein volles Jahr.

Von An-si-fan nach Tung-hoan-shien sind es nur vier kurze Tagreisen. In fünf Stunden gemüthlichen Rittes gelangt man von einer Station zur andern, leider zu früh, denn die Orte bestehen nur aus ein oder zwei Häusern und einem kleinen Lehmtempel.

Der Weg übersetzt südlich von An-si-fan wieder den Sula-ho, der sich in dem cultivirten Thale in mehrere Arme ausbreitet und in regulirten Wassercanälen die fruchtbaren Felder bewässert. Eine ergiebige Ernte ist jedoch erst durch das Einsetzen heftiger Frühjahrsstürme gesichert. Die vielen kleinen Ortschaften sind von chinesischen Bauern bewohnt. Mit dem Verlassen der an das Inundationsgebiet anschließenden grasreichen Steppe gelangten wir zu dem Steingerölle des zerklüfteten, aus kahlem Gesteine bestehenden Gebirgszuges Loan-san und nach einem weiteren einstündigen Marsche auf der Kopi zur Station Kua-tschuo-kou.

Wir erhielten von dem Hausherrn des einzigen bewohnten Gehöftes das beste Zimmer angewiesen, dessen Schlaföfen trotz der Tagestemperatur von + 28° C. mit Argali geheizt waren. Der ekelhafte Geruch des Kohlenfeuers und die schwüle Luft in dem engen Raume trieben uns jedoch bald

*) Wahrscheinlich brennende Kohlenlager.

wieder in das Freie. Ich nahm meinen Werndlstutzen und begab mich auf die Antilopenjagd. Die Thiere, welche sich bei unserer Ankunft furchtlos der zerfallenen Lehmmauer des Wirthshauses genähert hatten, merkten sofort die böse Absicht und entflohen in das Gebirge. Ich folgte ihnen nach und trieb mich bis zum späten Abend in den scharfkantigen, wasserlosen Schluchten und auf den unentweihten Höhen herum, aber ohne eine einzige Antilope erspäht zu haben. Die eigenthümliche, das Auge anstrengende und ermüdende graue Färbung der Felsenmassen mag auch viel dazu beitragen, die gefahrlose Bewegung der schnellfüßigen Thiere zu sichern. Es gehört sehr viele Uebung dazu, eine vor einem felsigen Hintergrunde ruhig dastehende oder liegende Antilope aus der Entfernung von 200—300 Schritten wahrzunehmen.

Zwischen dem erwähnten Loan-san und dem Nan-san, dessen Contouren ich bei Sonnenuntergang von einer mit einem unansehnlichen Tempel gekrönten Kuppe bewunderte und anstaunte, zieht sich ein gänzlich unbewohnter Wüstengürtel in der Breite von 50 Kilometer halbkreisförmig von West nach Ost. Einzelne Fußpfade führen zu den Thalöffnungen des Hauptgebirges.

Als ich wieder nach Hause kam, hörte ich in Folge meiner Erkundigungen erzählen, daß die Fan-zh (Tanguten) jene Wege ausgetreten haben, wenn sie ihre Raubzüge zu den chinesischen Niederlassungen unternahmen. Vor Kurzem erst überfiel eine Räuberhorde die Station. Es war gerade ein reisender Kaufmann aus An-si-fan mit seiner Caravane im Nachtquartier. Um Mitternacht, als alle Leute im tiefen Schlafe lagen, erstürmten die Fan-zh mit wildem Geschrei das Gehöfte, raubten alle Maulesel und machten einen Chinesen zum Gefangenen. Dem Kaufmann, dem Wirthe und den übrigen Maulthiertreibern war es gelungen, nach An-si-fan zu entfliehen. Der Magistrat dieser Stadt, bei welchem der Beschädigte Hilfe verlangte, brachte in Erfahrung, daß der Fürst dieser Räuber sein schwarzes Zelt in einer wilden Schlucht, 100 Kilometer von Kua-tschuo-kou entfernt, aufgeschlagen habe. An eine Verfolgung war bei der Ungangbarkeit und Unkenntniß des Gebirges gar nicht zu denken. Deshalb verfiel man auf den einzigen Ausweg und knüpfte mit Hilfe der zahmen Fan-zh, welche die auslaufenden Mulden des Nan-san bewohnen, Verhandlungen an. Eine mit schwerem Gelde

erkaufte Deputation dieser Leute machte sich auf die Beine, um dem Tanguten-fürsten den Gruß des Commandanten von An-si-fan mit der Bitte zu entbieten, den Gefangenen frei zu lassen, falls er noch nicht erschlagen wäre. Der Fürst erwiederte den Gruß mit dem Bemerken, daß er von der Geschichte nichts wisse. Bei der Machtlosigkeit der Chinesen über die ungebundenen Bergbewohner war die Angelegenheit hiemit erledigt.

Auf dem weiteren Wege nach Tung-hoan-shien zog ich es vor, anstatt auf den unreinen Lehmbetten zu schlafen, die kleinen Lehmtempel der Stationen als Nachtquartier zu benützen. Angeblasen von den kühlen Nachtwinden, die von allen Seiten freien Zutritt hatten, schlummerte ich dann unter dem armseligen Altare, beschützt von den grimmig blickenden Göttergestalten, mutterseelenallein bis nach Sonnenaufgang, und ließ mich erst durch das Zwitschern der kecken Sperlinge aus dem Schlafe wecken.

Die letzte Station vor Tung-hoan-shien heißt Kata-tsing. Das uns zugewiesene Quartier stellte unsere Genügsamkeit auf die härteste Probe. Das Zimmer glich im vollsten Sinne des Wortes einem Lehmkasten, dessen Decke nur aus einigen rauchgeschwärzten Schilf-Fragmenten bestand. Ein großes Loch in der Mitte derselben ermöglichte wenigstens die freie Luftcirculation, denn das Zimmer war so klein, daß es nicht einmal einen Stuhl aufnehmen konnte. Der Kang beanspruchte den ganzen Raum für sich. Der Anblick des Quartiers machte einen so widerlichen Eindruck, daß selbst der sonst so tolerante Dolmetsch Sin ganz entsetzt seinen Abscheu aussprach. Er war empört, daß der Magistrat von Tung-hoan-shien keine Möbel und eventuell Zelte hieher geschickt hatte, was doch nach altem Herkommen seine Schuldigkeit gewesen wäre. „Ja," sagte er, „dieser Mandarin will Tautai von Su-tschou werden. Aber ich werde es schon bei meiner Rückkunft Zo berichten, wie er die Befehle befolgt. Er fürchtet sich nicht vor dem Vicekönig, wenn aber dieser das hört, so kann es dem Stadtcommandanten schlecht ergehen. Er rechnet natürlich alle Auslagen auf, die er in Wirklichkeit ersparte, und wird nicht versäumen, auch für den Transport von Möbeln nach Kata-tsing eine erkleckliche Summe zu beanspruchen. Es ist schamlos, nicht ein Huhn, nicht ein Ei hat der geizige Mann hieher gesendet, und wird gewiß für jedes

Ei, das wir zu dem Preise von 5 Cash (1 kr.) auf eigene Rechnung verzehren, von Zo 25 Cash verlangen."

„So?" entgegnete ich, „das klingt ja recht nobel. Zo rechnet dann gewiß dem Ministerium des Auswärtigen für jedes Ei, welches wir uns kaufen, 500 Cash auf!"

„So ist es. Das thut er. — Es ist einmal chinesische Sitte, a very good chinese custom (eine sehr schöne, chinesische Sitte)," fügte er mit wohlgefälligem Lächeln hinzu. Wir werden erst später erfahren, in welchem Grade auch Sin dieser landesüblichen Sitte ergeben war.

Vierzig Li vor Tung-hoan-shien erblickten wir das erste, wirklich erfrischende Grün in der Wüste. Der Weg umgeht in einem großen Bogen nach Süden das versumpfte Ufergelände eines ansehnlichen Teiches, in welchem sich das Wasser eines kleinen Flüßchens, nachdem es den Tapan-san durchbrochen, ansammelt. Die Ufer des Teiches sind mit hohem Schilfe und spröden Grashalmen dicht bewachsen.

Schon von weiter Ferne fesselte ein dunkler Streifen, welcher den sanft ansteigenden Horizont krönte, unsere Aufmerksamkeit. Je näher wir dem Dorfe Sing-tjen-gt am Westufer des Seebeckens kamen, desto bestimmtere Umrisse gewannen die dunklen Contouren. Endlich konnten wir zu unserem sprachlosen Erstaunen das durch die leise westliche Luftströmung wellenförmig bewegte Laubdach zahlreicher, herrlicher Bäume wahrnehmen, die sich waldartig gruppirend, nicht allein den Abfluß des See's zum Tan-ho, sondern auch die weitere Straße nach Tung-hoan-shien begleiten.

Das unerwartete Frühlingsbild der in allen Abstufungen des Grün prangenden Weiden, Pappeln, Tamarisken 2c. gewinnt gegen Tung-hoan-shien durch die auf dem gelben Lößboden gedeihende Weizensaat an Reiz. Da glücklicherweise die blühende Oase von dem Sturme der mohamedanischen Rebellion verschont blieb, so sind alle Ortschaften und Gehöfte in gutem Zustande, obwohl dieselben auch nur aus Lehm und Lößerde erbaut sind.

Die Oase verdankt ihre Fruchtbarkeit hauptsächlich dem Wasserreichthume des Tan-ho, der in den Gletschern des Nan-san und Scha-san entspringend, in seinem Oberlaufe durch wildromantische Schluchten braust,

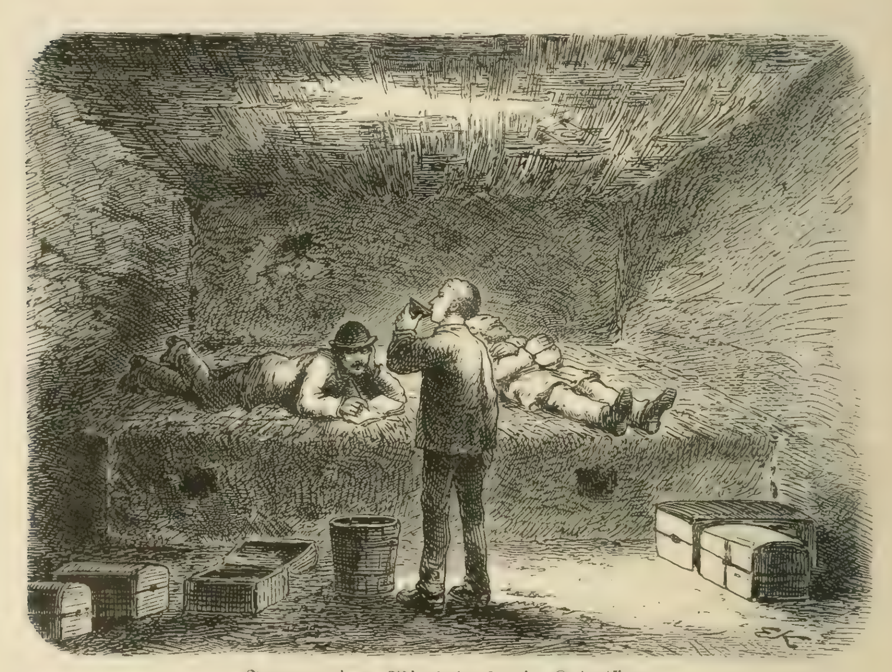
in seinem Mittellaufe das spärlich bewohnte Territorium der wilden Fan-zh (Tanguten) durchfließt, welche auf den saftigen Alpenmatten ihre Zelte aufgeschlagen haben, endlich mit dem Verlassen des Gebirges die Stein- und Sandwüste betritt, woselbst ein großer Theil der Wassermenge versickert.

Nach dem Durchbruche des dem Nan-san-Gebirge vorgelagerten Felsrückens Tapan-san theilt sich der Fluß in mehrere Arme und sein Inundationsgebiet umspannt die fruchtbaren Gefilde der Oase. Bei dem Umstande, daß Niederschläge in der Wüste, also auch in jeder innerhalb derselben liegenden Oase zu den größten Seltenheiten gehören, so beziehen die Aecker die Wassernahrung vom Tan-ho durch tausende von Canälen, die mit bewunderungswürdigem Verständniß nivellirt und ausgehoben wurden. Ueber die Bildung des Löß an dieser Stelle, 35—40 Kilometer vom Nordfuße des Nan-san entfernt, vermag ich keine genügende Auskunft zu geben. Daß derselbe am Nan-san jedenfalls in mächtiger Ablagerung existirt, scheint mir aus dem Vorhandensein der Erde bei Tung-hoan-shien sehr wahrscheinlich. Die Löß-Oase von Tung-hoan-shien als Alluvialboden zu betrachten, fällt schwer, weil wir in der Erde die bekannten Schneckengehäuse und Knochen finden. Und dennoch ist sie an das bestimmt ausgesprochene und abgegrenzte Inundationsgebiet des Tan-ho gebunden. So nahe es auch liegen mag, den Boden als Ablagerung des Flusses anzusprechen, so sehr steht diese Lösung der Frage mit der Theorie über die Entstehung der Lößerde im Widerspruch. Die Oase von Tung-hoan-shien umfaßt einen Flächenraum von beiläufig 500 Quadrat-Kilometer und zeichnet sich überall durch üppige Feldcultur und dichte Baumpflanzungen aus.

Tung-hoan-shien liegt in einem wahren Garten, vom Laube der Bäume romantisch verborgen. Erst in unmittelbarer Nähe der crenelirten Umfassungsmauer werden die Spitzen der vielen Tempelpagoden sichtbar.

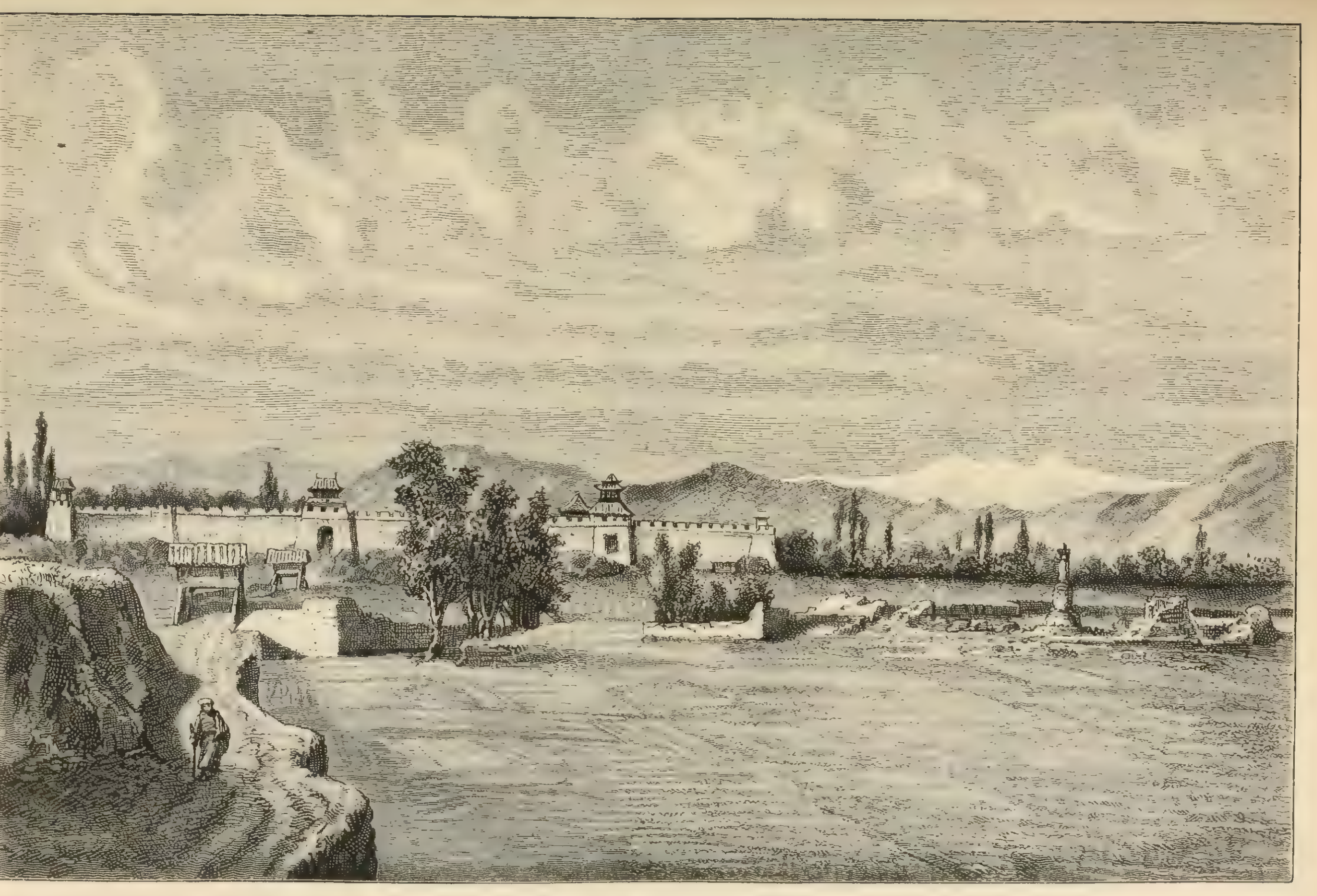
Wir wurden in feierlicher Weise empfangen. Die ganze Garnison war ausgerückt und formirte innerhalb der Umfassungsmauer bis zu unserer Wohnung ein farbenreiches Spalier, in welchem besonders der Scharfrichter der Stadt in rother Kleidung, mit seinem mächtigen, blank geputzten Richtbeile auffiel. Für die Bevölkerung, die niemals zuvor Europäer gesehen hatte,

war unser Einzug ein Freudenfest. Wer nicht gerade in den letzten Zügen lag, suchte ein günstiges Plätzchen entweder auf der Gasse oder hoch oben auf den Ziegeldächern zu erobern, um die Fremdlinge zu mustern. In der ersten Reihe der Zuseher bemerkte ich durchgehends weißbärtige, ehrwürdige Männer, die ihren Enkeln auf dem Arme das unerhörte Ereigniß, so weit sie es selber verstanden, zu erklären bemüht waren.



Inneres eines Wirthshauses in Kata-tsing.

Die Stadt liegt am Ende der unbedeutenden Handelsstraße von An-si-fan und gilt als die westlichste politische Station China's in diesem Wüstengebiete. Wenn Mandarine hieher reisen, so folgen sie nur ihrer Berufsbestimmung, und da ihnen die Amtsgebäude zur Verfügung stehen, entfällt die Nothwendigkeit, für reisende Beamte ein Staatshotel zu erbauen. Wir erhielten aus diesem Grunde anstatt des Kun-kwan ein Wirthshaus als Quartier zugewiesen. Dasselbe lag in der Mitte der Stadt und war geräumig genug für die Beherbergung sämmtlicher Personen und des ganzen Trosses der Expedition.



Die Oase Tung-hoan-shien.

Die eine Seite unseres Zimmers wurde in ihrer ganzen Länge von einem breiten Schlafkang eingenommen. Der übrige Raum genügte für die Aufschichtung des Gepäckes und die Gruppirung der Tische, Stühle und Bänke, welche uns der Magistrat zur Benützung überlassen hatte. Kaum waren wir mit dem Ausbreiten der Schlafmatratzen auf der Lehmoberfläche des Schlafofens zu Ende, so ließen sich die Honoratioren der Stadt zum Besuche anmelden.

Der Bürgermeister, der General und noch zwei andere Mandarine überraschten uns noch bei der Reinigung unserer Kleidungsstücke vom Wüstensande. Alle Herren zeigten gewinnende Manieren, besonders war es der General, welcher sich in den nächstfolgenden Tagen bestrebte, durch zuvorkommende Aufmerksamkeit und besonderes Geschick als Fremdenführer sich nahezu unentbehrlich zu machen.

Ich bemerkte sofort, daß der Bürgermeister sehr an Kurzsichtigkeit litt. Um den Uebelstand noch mehr zu vergrößern, thronte auf seinem Stumpfnäschen eine runde Riesenbrille mit convexen Gläsern. Augengläser gelten in China als unerläßiges Tribut der Intelligenz. Jeder Gelehrte, jeder Literat, jeder gebildete Kaufmann, ja selbst der Lastenträger, welcher 4000 Schriftzeichen zu lesen im Stande ist, versinnbildlicht gerne seine Kenntnisse durch die Bewaffnung des Auges mit Brillen.

Die Oculare bestehen aus runden Scheiben im Durchmesser von 4—5 Centimeter und sind in 4 Millimeter starken Ringen aus Schildkrot, Horn oder Holz eingefaßt. Ein massiver, rechteckig aufgebogener Steg aus Messing verbindet beide Oculare. Um die Brille auf der Nase zu erhalten, dienen zweigliederige, starke Messingarme mit flachpolirten, breiten Knöpfen an beiden Enden, welche sich federartig an die Schädelwölbung anpressen. Die Brillenbehälter, flache Kästchen aus Holz, Horn oder reich gestickten Seidenstoffen, hängen immer neben der Wasserpfeife, dem Stahlfeuerzeuge und den Eßstäbchen an dem Leibgurte des Besitzers. Die Oculare werden im Allgemeinen aus Bergkrystall und wolkigem Rauchtopas verfertigt. Ein derartiges Augenglas kostet zum mindesten 8—12 Taël; erst in jüngster Zeit werden Versuche gemacht, das billigere Glas für die Brillenerzeugung

zu verarbeiten. Der Schliff der Oculare ist immer biplan oder biconvex. Die Wohlthaten concav geschliffener Gläser kennen die Chinesen noch nicht. Kanton gilt nicht nur für alle Nephritkunstwerke, sondern auch für die Schleiferei der Augengläser als Hauptstadt der einheimischen Industrie.

Wie alle Kurzsichtigen, so zwinkerte der Bürgermeister beständig mit den Augenwimpern, um im unbewußten Abwehren allzu vieler Lichstrahlen ein schärferes Bild der nahen Objecte zu gewinnen. „Ihre Augen sind sehr geschwächt," sagte ich zu ihm. „Auch scheinen mir Ihre Brillen nicht zweckmäßig gewählt zu sein. Wollen Sie mir erlauben, daß ich sie untersuche?" Bereitwillig überreichte er mir die Gläser. „Ich will Ihnen ein anderes Glas schenken, vielleicht können Sie dann besser sehen." Der Mandarin lächelte ungläubig, als ich aus meinem Handkoffer eine neue Wiener Brille mit Goldfassung hervorsuchte.

Er war lange Zeit unschlüssig und berieth sich mit seinem Freunde, dem General, ob er das zierliche Glas vor seine Augen setzen sollte oder nicht. Endlich legte er die eigene, schwere Bewaffnung langsam auf den Tisch und erhob ebenso zögernd das dargebotene Glas vor die Augen. Gerade so, wie nach einem schweren Wetter der Sonne lachende Strahlen alle Nebelwolken zerreißen, wie wenn ein armes Waisenkind in sprachlosem Entzücken auf ein unverhofftes Weihnachtsgeschenk stiert, so erglänzten die Augen des Bürgermeisters in begreiflicher Verklärung vor der bisher ungekannten Deutlichkeit des Bildes im ganzen Gesichtsfelde.

Nach einer geraumen Weile stummer Verwunderung fragte er mich in banger Unschlüssigkeit, ob ich ihm denn wirklich die Brille schenken werde. Nachdem ich bejahte, betrachtete er das Instrument eingehend von allen Seiten und bedauerte schließlich nur die Form, welche so sehr von jener der landesüblichen Augengläser abwich.

Bevor die Herren mit Beginn der Dunkelheit aufbrachen, versprach der General, uns bei dem projectirten Ausfluge nach dem Tempel Tsien-futung zu begleiten.

Kung-sche servirte das Diner. Wir waren ermüdet und legten uns zeitlich zu Bette. Wenige Stunden später erwachte ich wieder mit einem

schrecklichen Bewußtsein; ich fühlte, daß ich mich nicht mehr allein im Bette befand. Ich sprang von der Matratze, suchte nach den Zündhölzchen und machte Licht. Gerechter Himmel! Nicht zu Hunderten, zu Tausenden wimmelte es auf dem Kang und an den schmutzigen Wänden; in ganzen Colonnen waren die Insekten, welche die Wissenschaft Climex lectularius L. nennt, und die im 11. Jahrhundert von den Hugenotten nach Straßburg importirt wurden, aufmarschirt. Gegen eine solche Ueberzahl wäre jeder Kampf ein wahnsinniges Beginnen gewesen. Nach kurzem Besinnen ergriff ich die Matratze, die Decken und meinen Reisestock und trug die Gegenstände in den Hofraum. In einem Winkel durchklopfte ich das Bett, in dem entgegengesetzten schlug ich hierauf mein Nachtquartier auf. Doch auch hier verfolgte mich noch die Zudringlichkeit der gierigen Insekten.

Am nächsten Morgen errichtete ich mir in einer Ecke des Hofes aus Strohdecken eine kleine Hütte und sicherte den Boden in jeder Hinsicht durch das Ausbreiten einer großen, getheerten Decke. Mit dem Einsetzen der warmen Sommertemperatur hatte ich viel von den Insekten zu leiden; ich zog es daher vor, anstatt in den Zimmern, entweder im Hofe, auf der Straße oder auf einem Wagen zu schlafen.

Wir erstatteten am folgenden Tage den Mandarinen die Gegenbesuche und besichtigten unter der Leitung des Generals die Stadt.

Tung-hoan-shien wird durch die zwei Hauptstraßen, welche in der Richtung der Himmelsgegenden zu den großartigen Thoren führen und sich im Stadtcentrum durchkreuzen, in vier Theile abgesondert, deren gut erhaltene Ziegel- und Holzhäuser eine Menge schmutziger Seitengäßchen bilden, in welchen sich der Ortsunkundige leicht verirrt.

Die erwähnten Hauptstraßen gewinnen durch die geschmackvolle Abwechslung in der Gruppirung der Holzpagoden, Tempel, Regierungsgebäude und Verkaufsläden ꝛc. ein farbenreiches Bild, das durch die reich bemalten Portale, die mächtigen Steintreppen und Riesenlaternen einzelner Gebäude noch mehr an Effect gewinnt. Ein Holztempel in der Südwestecke der Stadt ist der Stolz der Einwohner, denn von der sechs Stockwerke bildenden Pagode genießt man eine befriedigende Uebersicht aller Dachgiebel und Baumkronen.

Der Handel ist unbedeutend und erstreckt sich nur auf den Import solcher Artikel, welche den bescheidenen Bedürfnissen der Einwohner genügen, und auf den Export von Feldfrüchten nach An-si-fán und den naheliegenden Ansiedelungen der Wüste.

Die Einwohnerzahl beträgt 20.000. Die Leute tragen chinesische Kleidung; Kinder bis zum Alter von 6 Jahren tummeln sich, ohne irgendwie durch Kleidungsstücke in der freien Bewegung eingeengt zu werden, in muthwilligem Durcheinander auf der Straße herum. Die Jugend versteht es bei dem Mangel an Erfahrung ihrer Eltern noch nicht, den Europäer zu insultiren, im Gegentheil, die Bevölkerung von Tung-hoan-shien zeigte sich uns gegenüber zwar neugierig und mitunter zudringlich, aber im Allgemeinen friedlich, freundlich und zuvorkommend.

Erwähnenswerth ist die große Anzahl von Hunden und Katzen, welche ich in der Stadt bemerkte. Die schön gewachsenen und starken Hunde gleichen den siebenbürgischen Schäferhunden, und werden ihrer Bösartigkeit wegen an Ketten gehalten. Kleinere Arten, als Dachshunde, Spitze und selbst Pintsche, werden nur von den reicheren Classen gehalten. Ueberall in China sorgt man für eine kummerlose Existenz dieser sehr beliebten Thiere. Nicht nur, daß für dieselben in jeder Gasse eine Wasserschüssel jederzeit frisch angefüllt wird, so wirft auch jede Familie die Ueberreste der Mahlzeiten als Hundefutter auf die Straße.

Die Katzen sind auf jeden Fall von bedeutend kleinerer Gestalt als unsere Hauskatzen und besonders auffallend durch ihre runden, zierlichen Köpfe. Das weiche Fell ist grau und schwarz getigert.

Wenn man durch das Westthor der Stadt in's Freie tritt, so erreicht man nach wenigen Minuten das rechte Ufer des Tan-ho. Die Tiefe des Wassers im Hauptarme des Flusses beträgt im Durchschnitte bei normalem Wasserstande 0·3 Meter. Eine 200 Schritte lange Holzbrücke, auf fünf Holzjochen ruhend, bringt uns auf das jenseitige Ufer. Wir stehen auf dem Boden von Alt-Tung-hoan-shien. Die Ruinen gleichen jetzt einer vor vielen Jahren verlassenen Ziegelei, überall begegnet das Auge den Trümmern ehemaliger Größe und Bedeutung. Die Ueberreste der Um-

fassungsmauer trotzen nur mehr an wenigen Partien der Vergänglichkeit, von den einstigen stolzen Pagoden ist keine Spur mehr vorhanden.

Satschu-wej, die Stadt, welche auf allen Karten noch mit großen Lettern verzeichnet wird, existirt heute nicht mehr. Die Zeiten, als Marco Polo vor 600 Jahren an dieser Stelle mächtige Eindrücke von dem Reichthum des Eldo-rado's von „Satschiu" empfing und von der Liebenswürdigkeit seiner Bewohner entzückt wurde, sind vorüber. Als ich die Trümmerhaufen auf der Suche nach Alterthümern durchwanderte, ergriffen mich bei dem Gedanken, daß seit Marco Polo kein Europäer diese Stelle betreten hatte, eigenthümliche Gefühle.

Ich will die Gelegenheit benützen, um einige Worte über den in seiner Art einzig dastehenden venetianischen Reisenden zu sagen: Marco Polo, der Sohn eines reichen Kaufmanns Namens Nicolo Polo, wurde im Jahre 1255 zu Venedig geboren. Einige Monate vor diesem Ereignisse hatte Nicolo Polo mit seinen zwei Brüdern eine Geschäftsreise nach Constantinopel angetreten. In Folge der neuen Handelsverbindungen, die sich zu jener Zeit dem Abend-lande unerwartet im Osten eröffneten, entschlossen sich die drei Brüder, die Gelegenheit auszunützen, und reisten mit einem reichen Vorrath von Edel-steinen in das neue Tatarenreich des Barka Khan's an der Wolga. Die Erfolge waren großartig. Angespornt durch solche Resultate, gelang es ihnen sogar, mit dem mächtigen Kublai Khan in Verbindung zu treten, der sie an sein Hoflager berief. Kublai Khan brachte den Europäern sein ganzes Wohlwollen entgegen und beauftragte sie, ihm nach ihrer Ankunft in der Heimat einige Missionäre zu senden.

Die Venetianer kamen indeß erst nach 15 Jahren wieder in ihre Vaterstadt zurück, und Nicolo wurde hier bereits von einem erwachsenen Sohne Marco begrüßt. Da gerade Papst Clemens IV. gestorben war und die Wahl eines neuen Oberhauptes sich verzögerte, so gelang es den Brüdern nicht, den Auftrag Kublai Khan's in günstiger Weise zu erledigen. Sie entschlossen sich zu einer neuen Reise in die fernen Gebiete des Ostens, an welcher auch der junge Marco theilnehmen durfte.

Im Jahre 1271 verließen sie Venedig, und kamen zuerst nach Palästina, wo ihnen der nachmalige Papst Gregor X. nicht nur einige Missionäre,

sondern auch reiche Geschenke für den Tatarenkaiser mitgab. Ueber Badakschan gelangten sie zu den Gebirgen Mus-tag und Belu-tag. Nach deren Uebersteigung durchzogen sie einen Theil von Kaschmir und erreichten endlich unter großen Mühsalen den Rand der großen centralasiatischen Wüste. Der gegenwärtig gänzlich vom Sande verschüttete Weg durch das Tarim-Becken nach Osten war damals eine Haupthandelsstraße mit blühenden Etapenstationen.

Auf diesem Wege erreichten die Reisenden Sa-tschiu und endlich mit Kan-tschou die Grenze des Tatarenreiches. Kublai Khan empfing die Fremden mit dem gleichen Wohlwollen, als er sie vor wenigen Jahren entließ. Besonders war es Marco, welcher sich die Gunst des Kaisers durch die schnelle Erlernung der Landessprache im Sturme eroberte. Kublai Khan verwendete den Jüngling mit den besten Erfolgen für die wichtigsten Missionen, er schenkte ihm sein Vertrauen in jeder Richtung und sogar in allen wichtigen politischen Fragen und Entscheidungen. Endlich ernannte er Marco Polo zu dem einflußreichen Statthalter der Provinz Kiang-nan.

Nach 24jähriger Abwesenheit von der Heimat siegte das Heimweh über die Macht der Gewohnheit. Trotz der Gegenvorstellungen Kublai Khan's entschlossen sich die Venetianer zur Rückreise nach Europa. Reich beladen mit Schätzen nahmen sie Abschied von dem Lande des großen Khan. Sie wählten den Seeweg durch das ost- und südchinesische Meer, berührten Cochinchina, durchkreuzten das bengalische Meer und landeten bei Ormuzd in Taurien.

Von hier setzten sie nach mehrmonatlichem Aufenthalte die Reise über Armenien nach Constantinopel fort und trafen endlich im Jahre 1295 in Venedig ein. Erst die mitgebrachten Reichthümer waren im Stande, die Verwandten, welche sich mittlerweile in dem festen Glauben, daß die kühnen Reisenden längst gestorben seien, deren Besitzthümer angeeignet hatten, von der Wahrheit der märchenhaften Erzählungen zu überzeugen.

Marco Polo nahm bald nach seiner Rückkehr an einem Kriege zwischen Venedig und Genua theil, wurde gefangen genommen und soll im Gefängnisse seine Reiseerlebnisse in lateinischer Sprache niedergeschrieben haben. Einer andern Version zufolge erzählte Polo seine Schicksale und Abenteuer einem Leidensgenossen, der die Erzählung nach dem Tode des Reisenden



Kloster Tsien-fu-tung.

veröffentlichte. Sei dem wie immer, die Nachrichten, welche uns dieses Werk Marco Polo's gibt, gewinnen durch die Beschreibung der ungeheuren Strecken, welche er kennen lernte, gestützt auf den langjährigen, persönlichen Verkehr mit den Bewohnern und — wenn man hie und da von Ueberschwenglichkeiten absieht — durch das klare Verständniß in der Auffassung des Autors einen unschätzbaren Werth.

Wie ich bereits erwähnte, zählte Marco Polo die Bewohner nur nach Millionen; einen gleichen Maßstab wendet er auch bei der Aufzählung der Reichthümer des Landes an. Schon seine Zeitgenossen nannten ihn deshalb „Messer Marco Millioni — den Millionen-Markus".

Sein Vater Nicolo starb im Jahre 1316. Marco erhielt noch vor dem Tode seines Vaters die Freiheit, kehrte nach Venedig zurück, heiratete die Tochter eines Patriziers und starb im Jahre 1323, hochgeehrt, in seiner Vaterstadt. —

Am 2. Mai rüsteten wir uns bereits in aller Frühe für den Ausflug zu dem nur 44 Li von Tung-hoan-shien entfernten Kloster Tsien-fu-tung. Der Weg führt zuerst ostwärts, dann nach Südosten über den trockenen Sandboden der Wüste, der gegen eine Schluchtöffnung im Tapan-san an Ausdehnung zunimmt. Das Kloster liegt bereits im Innern der Schlucht, von einem Garten grünender Bäume umgeben, an einem plätschernden Flüßchen, das aus dem Nan-san entspringend, den Tapan-san in seiner Längenrichtung an jener Stelle durchbricht, wo die Massenanlage am breitesten ist, dann in die Wüste tritt und in dem porösen Boden versickert. Das Wasser sammelt sich wieder in dem Teiche, welchen wir bei Kata-tsing kennen lernten, und ergießt sich dann in den Tan-ho.

Das Kloster ist weit und breit berühmt durch die vielen Grotten und Höhlen, welche in den Wänden des Sandsteingebirges ausgehauen wurden. Die Chinesen zählen 1000 solcher Tempelgrotten (thatsächlich dürfte die Anzahl derselben eine weit geringere sein). Einestheils war die für die Besichtigung des Tempels festgesetzte Zeit zu kurz, andererseits die Möglichkeit einer Controle durch die Reichhaltigkeit des Sehenswerthen im vorhinein ausgeschlossen; darum bewunderte ich nur, ohne zu zählen.

Der Tempel wurde unter der Han-Dynastie erbaut und ist in der Gegenwart nur mehr ein Schatten seiner einstigen Größe. Die Grotten erheben sich in unregelmäßigen Etagen und verschiedenen Raumgrößen bis zur scharfen Höhenkante der senkrechten Thalwände. Der Grundriß der Höhlen ist immer viereckig, die gewölbte Decke endet gewöhnlich in eine vierseitige, abgestutzte Pyramide. An den Wänden bemerken wir alte Malereien, welche bald phantastische Gottheiten, bald Processionen andächtiger Lamapriester und Nonnen, dann wieder lebhafte Tempelscenen in grellen Farben vorstellen. Im Hintergrunde, wie auch zu beiden Seiten der Grotten fesseln die manchmal mit bewunderungswürdigem Geschick aus Holz geschnitzten Hauptgottheiten, denen die Tempel gewidmet sind, die besondere Aufmerksamkeit des Besuchers.

Eine solche Gruppe zeigt einen schlafenden Buddha, von einer Anzahl neugieriger Chinesen umgeben, die mit freudiger Spannung und heiterer Aufmerksamkeit dessen Erwachen abwarten. Der drastische Gesichtsausdruck aller Gestalten reizt durch den ausgesprochenen Humor unwillkürlich zum Lachen. Ein zweites Bild, „Buddha, gehuldigt von frommen Priestern und Nonnen" fällt durch den unleugbaren, stark ausgeprägten semitischen Typus der Gesichtszüge besonders auf.

Zwei große, sitzende Buddha-Statuen, deren Köpfe über die Contouren des Felsen emporragen, als hätten sie die Decke der ihnen geweihten Grotte gewaltsam durchstoßen, sind unstreitig die imposantesten Objecte des Riesentempels. Die Gestalten sind aus Lößlehm geformt, zu dessen festerer Verbindung Reisstroh verwendet wurde. Mit anerkennenswerther Symmetrie in allen Gliedmaßen erreichen sie die Höhe von 50 Meter. Die Füße allein sind 8 Meter lang.

Die eine Gottheit wurde leider im Jahre 1870 von einer dunganischen Räuberbande übel behandelt. Die Mohamedaner errichteten einen Scheiterhaufen, dessen Flammen die ehemalige Holzverschalung des Tempels nahezu gänzlich zerstörten und auch der Statue irreparable Schäden zufügten.

In allen Grotten macht sich eine äußerst angenehme Temperatur fühlbar, die das ganze Jahr hindurch gleich bleibt und alle Pilger veranlaßt, sich hier einzuquartieren.

Zur Zeit unseres Besuches in Tsien-fu-tung waren nur zwei Lama ansässig, die bereits 15 Jahre das Heiligthum bewachten. Der ältere hatte sich durch fortwährendes Klopfen mit einem Steine eine knorpelartige, erhöhte Narbe an jener Stelle in der Stirnmitte beigebracht, welche bei allen Buddha-Standbildern durch einen glänzenden Stern bezeichnet ist. Beide



Erklimmung des Tapan-san.

Priester betrachten den Tempel als ihr eigenes Königreich und erkennen kein kirchliches Oberhaupt an. Sie sind bescheidene, anspruchslose Menschen und hängen von der Gnade und Mildthätigkeit einiger Mandarine ab, welche für deren Lebensbedürfnisse Sorge tragen und die Grotten erhalten. Das Wohnhaus derselben liegt am rechten Ufer des Flüßchens, dessen schmale Thalsohle mit Gemüse- und Blumenbeeten bepflanzt ist. Obwohl das Gebäude ebenfalls von den Dunganen theilweise zerstört wurde, so birgt es doch in

seinem Innern einige bessere Räume, die im Vergleiche mit unserem Stadtquartier in Bezug auf Reinlichkeit nur zu loben waren. Die Wände der Wohnzimmer sind mit grotesken Malereien versehen; die Bilder zu beschreiben, fällt schwer. Bei längerem Betrachten machten sie auf mich den Eindruck, als müßten die zu Hunderten gruppirten Helden, Götter und phantastischen Thierungethüme schließlich Leben gewinnen, um sich der Fesseln zu entledigen, welche der enge Raum ihrer freien Bewegung angelegt hat.

Um 5 Uhr Abends bestiegen wir auf drei verschiedenen Wegen das nahe Felsengebirge Tapan-san. Ich wählte unglückseligerweise den schlechtesten Fußsteig, der, wie ich annahm, in directer Richtung gegen das Ziel, eine durch einen spitzigen Steinthurm markirte Kuppe, hinführte. Die Sonne brannte versengend heiß.

Im Anfange, als das wasserlose Seitenthal noch flach und mit Gerölle bedeckt war, bot der Weg keine großen Schwierigkeiten. Bald aber wurde die Schlucht eng und steil. Mühsam kletterte ich von Block zu Block, von Kante zu Kante. Jede Spalte als Stützpunkt für die Füße, jeden Vorsprung der scharfen Ecken ausnützend, gewann ich das nach allen Seiten von steilen Wänden abgeschlossene Ende der Schlucht. Einen Moment ruhte ich von den Anstrengungen des kurzen Spazierganges aus, dann betrachtete ich prüfend die Situation. Zurück wollte und konnte ich nicht. Also vorwärts! Nach einer eingehenden Recognoscirung des felsigen Trichtermantels im Osten, hoffte ich, daß es vielleicht möglich wäre, an dieser Stelle den fortlaufenden schmalen Rücken zu erreichen; denn, wenn der Hang auch auf den ersten Blick hin ungangbar erschien, so bemerkte ich doch einige Kanten, die mir als Stützpunkte dienen konnten. Theils auf dem Bauche rutschend, theils auf den Knien liegend, gelang es mir, vorwärts zu kommen, doch bald war meine Lage eine solche, daß ich mein waghalsiges Unternehmen bitter bereute. Meine Kehle wurde glühend trocken, die Zunge lag am Gaumen wie eine Stahlfeile.

Höchstens noch zwei Meter Höhe trennten mich von der Einsattelung, aber welche Dimensionen gewinnt eine kleine Entfernung unter solchen Verhältnissen! Daß ich nicht weiter konnte, war mir sofort klar. Mit einer

Schwenkung nach der Seite kletterte ich am kegelförmigen Hange gegen eine Rückfallskuppe aufwärts und hoffte auf diesem Wege die Höhe erreichen zu zu können. So weit war ich nun, um mit den ausgestreckten Armen einige Schiefervorsprünge erfassen zu können, welche die Spitze krönten. Wie ich aber den ersten Versuch machte, den Körper in die Höhe zu ziehen, brachen die morschen Steine ab, ich verlor das Gleichgewicht und rutschte nach abwärts.

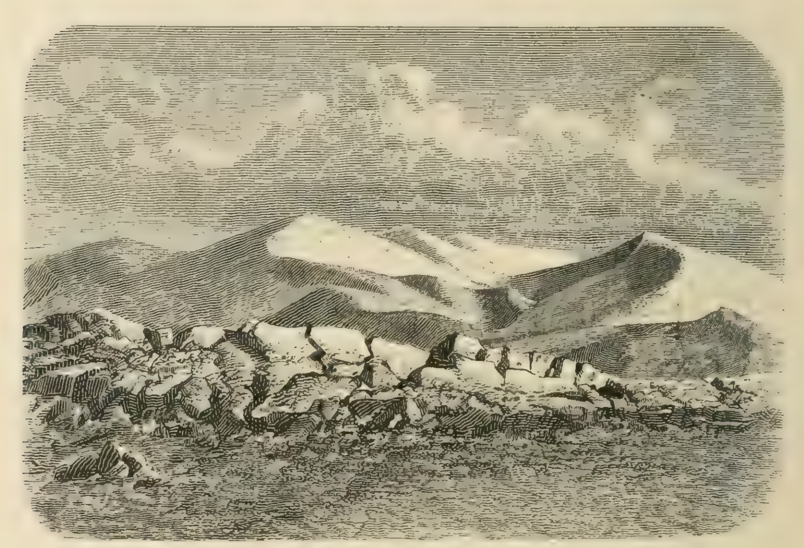
Krampfhaft gruben sich meine Hände und Arme in die Gesteine, ich hielt mich für verloren. — Da fühlten die Füße einen unerwarteten Stützpunkt. Mit dem Aufgebote aller Kräfte nützte ich den Vortheil aus, und ich konnte mich erhalten. — Ich sah mich um. — Es war, als schwebte ich in der Luft, so steil und jäh stürzten die Felsen zur Tiefe. Mein Standpunkt bezeichnete im vollsten Sinne des Wortes den Rand des Grabes. Hätte nicht der glückliche Zufall meinen Sturz gehemmt, so läge ich schon mit zerschellten Gliedern in der gähnenden Tiefe. Ein nervöses Zittern durchflog meinen Körper, ich schloß die Augen, um neue Kräfte zu sammeln.

Was ich verloren, mußte ich wieder gewinnen. Unter den größten Anstrengungen, und mich wie eine Schlange nach aufwärts windend, erreichte ich nach einer weiteren viertel oder halben Stunde die verhängnißvollen Schieferecken.

Alle Nervenfasern waren zum Zerspringen gespannt, als ich mich langsam, vorsichtig und doch mit aller Kraft so weit in die Höhe hob, daß ich den Fuß auf eine feste Granitstütze setzen konnte. Kaum war das geschehen, so lösten sich abermals — wahrscheinlich in Folge der größeren Kraftentwickelung — die Steine los und rollten mit dumpfem Schalle in die Tiefe hinab, ich aber behauptete meinen gewonnenen Standpunkt, erfaßte eine andere Schieferkante und schwang mich endlich auf die Plattform, wo ich festen Fuß gewann. Von hier aus konnte ich ohne Mühe eine Gebirgsnase im Westen erreichen. In wenigen Minuten war ich dort und entdeckte einen gut erhaltenen Fußpfad, auf welchem ich in einer kleinen halben Stunde den Steinthurm erreichte, wo meine beiden Reisegenossen seit geraumer Zeit schon die Umgebung bewunderten.

Der Tapan-san erhebt sich in der durchschnittlichen Höhe von 2000 Meter zu einem flachen, 10 Kilometer breiten Plateau mit ausgesprochenem Karstcharakter und erstreckt sich in einer Länge von etwa 28 Kilometer nach Süd-Südwest, woselbst das sanft abfallende Gebirge vom Tan-ho durchbrochen wird.

Jenseits des Tan-ho erstreckt sich die Fortsetzung des kahlen Gebirges, kaum 300 Meter höher als die Wüstenebene, parallel mit dem nördlichen



Sandverwehte Berge bei Tung-hoan-shien.

Pej-san nach Westen und verbindet sich schließlich mit dem Altyn-tag im Süden des Lop-nor.

Die Nordhänge des Tapan-san im Süden von Tung-hoan-shien sind mit einer so dichten Schichte Flugsand bedeckt, daß die scharfkantig endenden Formen zu gleichmäßig geböschten, runden Flächen umgestaltet wurden. Die südliche Abdachung dagegen fällt mit zerklüfteten, nackten Felsabstürzen zu der eintönigen, trostlosen Leblosigkeit der Wüste hinab, die sich bis zum Nan-san ausbreitet.

Die erwartete Fernsicht bei dem Thurme wurde theilweise durch die südwestliche Ueberhöhung des Plateau's in der Richtung des Nan-san geschmälert.



Ruinen von Kua-tschou.

Bei dem deutlich wahrnehmbaren Ursprung des Tan-ho (auf eine Entfernung von mindestens 160 Kilometer) biegt der Hauptrücken des Nan-san unter einem scharfen Winkel nach Süden ab. Der ganze, sichtbare Hauptrücken erglänzte in zuckerweißer Färbung und besonders bei Sonnenuntergang hoben sich die riesigen Gletscherflächen und Zungen vom dunklen Untergrunde deutlich ab.

Die höchste Spitze des Gebirges, welches nahe den Tan-ho-Quellen von den Chinesen Scha-san genannt wird, erreicht nach meiner Schätzung die Höhe von 6400 Meter. Weiter im Westen auf etwa 150 Kilometer Entfernung kennzeichnet eine große Lücke am Fuße des Gebirges das Thal eines bedeutenden Flusses. Die Chinesen von Tung-hoan-shien erzählten mir später, daß sich dort ein großer See ausbreite, dessen Ufer von einer zügellosen Horde wilder Fan-zh bewohnt werden. Vom Standpunkte der bisherigen Erforschung des Landes glaube ich keinen falschen Schluß zu ziehen, wenn ich annehme, daß dieser See den Zaidam-Fluß aufnimmt, dessen salzhältige Gebiete Oberst Prschewalski im Jahre 1873 besuchte. Jenseits des Thales erheben sich die Schneegebirge zu noch größeren Höhen. In diesen mächtigen Gipfeln mit ihren kantigen, steilen Formen, welche noch von keinem Menschen erklommen wurden, verkörperte sich der Begriff und Name: Kwen-lun.

Wir haben dieses Gebirge in seinem überwältigenden, großartigen Aufbau gesehen, es zu betreten, wurde uns nicht erlaubt. Den Namen Kwen-lun kannte Niemand in der weiten Umgebung. Alle Fragen nach einem Gebirge dieses Namens blieben unbeantwortet. Die wenigen Chinesen, welche irgendwie über das von mir als nördlicher Kwen-lun bezeichnete Gebirge Auskunft ertheilen konnten, wußten nur das Tröstende hervorzuheben, daß in den dortigen Thälern keine Fan-zh mehr leben, und das ganze Land westwärts unbewohnt sei.

Ich schenkte den Aussagen der Mandarine, die von einer Fortsetzung des Weges überhaupt nichts wissen wollten, keinen rechten Glauben. Die Leute, welche keine Idee hatten, wie weit es von Tung-hoan-shien bis zur Einmündung des Tan-ho in den Sula-ho sei, stimmten in so auffallender Weise in der Beschreibung der Unwirthsamkeit des Tarim-Beckens überein,

daß ich zu der Annahme vollkommen berechtigt bin, sie recitirten immer nur den memorirten Inhalt eines erhaltenen Befehles.

Gegen Westen wird der Sand der Wüste immer feiner und die Dünen gewinnen immer mehr an Höhe, so daß selbst den Kameelen das Fortkommen beschwerlich wird, dagegen glaube ich, daß es verhältnißmäßig leichter möglich wäre, längs des Nordfußes des Kwen-lun binnen drei Monaten Khotan zu erreichen; an Wasser kann angesichts der unübersehbaren Gletschermassen wohl kein Mangel herrschen.

Wir kehrten am nächsten Morgen nach Tung-hoan-shien zurück, woselbst ich während der sternenhellen Nacht die Länge und Breite der Stadt bestimmte. Tags darauf verabschiedeten wir uns von den Beamten und traten die Rückreise nach Su-tschou an.

Tung-hoan-shien war der westlichste Punkt unserer Landreise und ist im Ganzen und Großen eine Zierde China's, ein Wunderwerk der Natur, in der Mitte der Wüste ein wohlthuender Ruheplatz für jeden Reisenden.

Ein trostloses Gegenstück zu Tung-hoan-shien boten uns die Ruinen der ehemaligen Stadt Kua-tschou, welche wir — vom eigentlichen Hauptwege abzweigend — vor der Erreichung von An-si-fan besichtigten.

Kua-tschou war vor zehn Jahren noch eine bedeutende Stadt, größer als An-si-fan, größer als Su-tschou. Mit dem Anpralle der mohamedanischen Rebellion an ihre Mauern war ihr Schicksal besiegelt. Die Einwohner leisteten nur geringen Widerstand; die Flügel der Thore fielen bald unter den wuchtigen Axtschlägen in Trümmer, und wie ein Alles vernichtender Lavastrom überflutheten die Rebellen das Innere der Stadt; sie schonten weder Weiber noch Kinder, alles Lebende, was sich nicht rechtzeitig geflüchtet hatte, wurde niedergemacht. Dann rafften die Wütheriche alle Werthsachen zusammen und zündeten die Stadt an; was das Feuer verschonte, wurde zusammengeschossen oder demolirt, kurz es blieb kein Stein auf dem andern stehen.

Wer von der in allen Landkarten mit großen Lettern verzeichneten Stadt Kua-tschou eine Vorstellung gewinnen will, betrachte das beigefügte Bild. Kein Erdbeben richtet eine Stadt so vollkommen zu Grunde, wie der

erzürnte Mensch, keine Ueberschwemmung vernichtet so unbarmherzig und vom Grunde aus die Gebilde der Menschenhand als der Fanatismus.

Zehn Jahre waren seit jenen Schreckenstagen vergangen, und doch war es mir, als ich die wirre Unordnung der Ueberreste betrachtete — da eine zerstückelte Götterstatue, dort wieder Fragmente von Theeschalen und anderem Kochgeräthe wahrnahm, als seien die Räuberhorden erst gestern da gewesen. Nur die Leichen fehlten. Eine lautlose Ruhe über den Trümmern verdoppelte noch den traurigen Eindruck des großen Grabes.

Wir reisten ohne Unterbrechung und ohne Aufenthalt denselben Weg zurück, auf welchem wir gekommen. Die spärliche Vegetation der Wüste entfaltete bereits ihre Frühlingspracht. Frische Dyrusumgräser entsprossen in zählbaren, mattgrünen Halmen dem Boden der Grassteppen; an den Wasserlinien blühten die Weiden, in den Obstgärten die Pfirsiche.

Auch das Thierleben äußerte sich mit der zunehmenden Kraft der Sonne in regerer Weise. Hoch oben in der Luft erblickten wir colossale Schwärme wilder Gänse, dann wieder Kraniche und Reiher auf den Wanderzügen nach Norden; auf der ausgetretenen Straße krochen die Mistkäfer langsam von einem Heim zum andern, unzählige Eidechsen schnappten nach Fliegen und tausende von Gelsen waren im Vereine mit den Sandfliegen beflissen, Mensch und Thier zur Verzweiflung zu bringen.

Mit Kia-yü-kwan erreichten wir wieder die Grenze der Civilisation.

Wenn wir an der Richtigkeit dieser Worte gezweifelt hätten, so wurden wir bei dem Anblick des mächtigen Thores davon überzeugt. Zu beiden Seiten der eisenbeschlagenen Thorflügel waren von dem Geländer des Ausluges Holzkästchen an Stricken herabgelassen worden, die nach Art der Vogelbauer mit Sprossen versehen, einen ausgiebigen Einblick in das Innere gestatteten. Ich dachte ursprünglich, es wären Laternen, doch in der Nähe bot sich ein gräßlicher Anblick.

Der scharfe Wind pfiff durch die Sprossen und riß ein Büschelchen schwarzer Haare heraus, welche dann unstet hin und her flatterten. — In jedem Kasten grinste ein braunschwarzer Menschenkopf, vor einer Woche noch am Rumpfe des dazugehörigen Körpers, jetzt ein abschreckendes Beispiel für

alle Jene, die mit unlauterer Absicht die Mauer des himmlischen Reiches passiren wollten. Eine zudringliche Gesellschaft krächzender Raben bemühte sich erfolgreich, die Ueberreste der Augen mit den Schnäbeln auszuhacken und die Wangen gänzlich zu zerfleischen.

Im Kun-kwan von Kia-yü-kwan erzählte mir der geschwätzige Hausbesorger folgende Geschichte: Zo schickte vor einigen Monaten einen großen Reistransport zur Verpflegung der Armee von Su-tschou nach Ost-Turkestan. Die Caravane wurde von den Mongolen aufgehalten und gänzlich ausgeplündert.

Der Vicekönig machte die Mongolenfürsten insofern für die Raubthat verantwortlich, als er von ihnen einen ausgiebigen Ersatz beanspruchte. Da die Fürsten kein Geld besaßen oder keines hergeben wollten, so bequemten sie sich dazu, 400 Pferde und Maulesel als Entschädigung anzubieten. Der Vicekönig ging auf den Vorschlag ein, und entsandte eine Expedition erprobter Fachleute, um die Thiere zu übernehmen. Die Commission bestand aus einem Oberst mit der rothen Knopfdecoration als Commandant, einem Officier niederen Ranges, fünf Pferdehändlern aus Barkul und zwei Kaufleuten aus Kia-yü-kwan.

Die Commission besichtigte die Pferde und fand an ihnen so großen Gefallen, daß sie sich am zweiten Tage entschloß, die Thiere an mongolische Pferdehändler zu verkaufen.

Zo-zung-tang wartete vergebens auf das Eintreffen des Transportes. Endlich stellte er Recherchen an, und kam zur Einsicht, daß er sich in der Treue seiner Lieblinge getäuscht hatte. Seiner bewährten Schlauheit gelang es aber, die Bande sammt dreien der Pferdehändler, welche den verbrecherischen Kauf abgeschlossen, einzufangen. Sie wurden nach Su-tschou transportirt, wo mit ihnen ein kurzer Proceß vorgenommen wurde. Die mongolischen Händler wurden lebenslänglich deportirt, die ganze Pferdecommission aber vor einer Woche im großen Hofe der Residenz enthauptet. Zo überwachte die Execution in eigener Person; er saß vor seinen Krupp'schen Kanonen und trank, wie es einem gerechten Richter geziemt, ohne das Jammergeschrei der Unglücklichen zu beachten, eine Schale Thee nach der andern.

Während also die zwei Köpfe vor den Thoren von Kia-yü-kwan ehemals zwei ehrsamen Bürgern angehörten, wurden sieben andere nach Barkul geschickt und der dortigen Stadtverschönerungs-Commission übergeben.

Am 17. Mai hielten wir unseren Einzug in Su-tschou und am 19. meldeten wir dem Vicekönig unsere Ankunft. Er empfing uns, wie Graf Széchenyí richtig bemerkte, wie ein launenhaftes Kind, das eben aus dem Schlafe erwacht ist. Halb mürrisch, halb weinerlich im Beginne, dann immer lebhafter werdend, wollte er in einer Beantwortung seiner confusen Fragen alle unsere Erlebnisse während der einmonatlichen Abwesenheit wissen. Nach einer Weile gelangte schließlich sein guter Humor zur Durchbruch, er lachte und scherzte. Dann zog er wieder in komischer Art seine Augenbrauen bis zum Wimpernrande herab, ließ die Unterlippe trotzig hängen, um gleich darauf mit rauhem Tone in der Sprache und derber Mimik, europäische Sitten und Gewohnheiten persiflirend, einen chinesischen Witz zu machen, der in seiner Darstellung wahrhaftig zur Heiterkeit hinriß. Ueber die Fortsetzung unserer Reise war er diesmal besser zu sprechen.

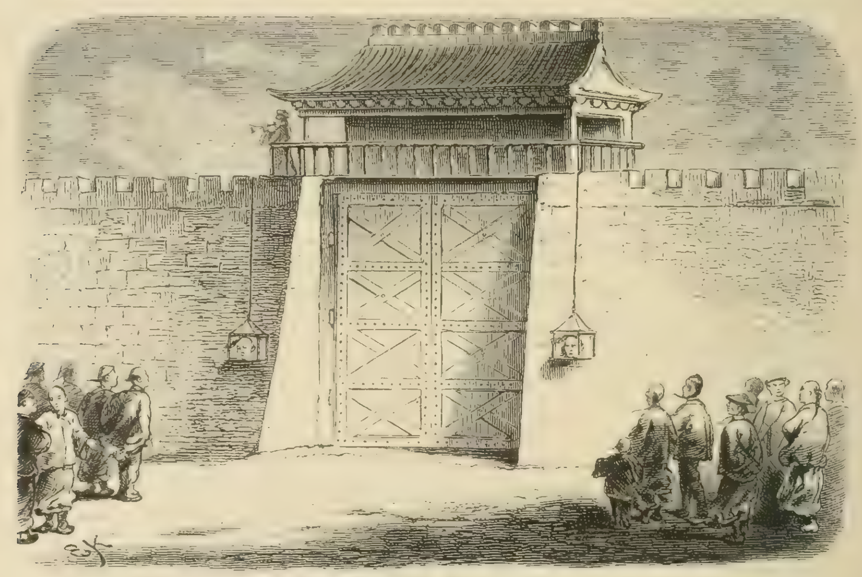
„Meine Macht," sagte er, „reicht nur bis zur Grenze des Gebietes von Kuku-nor. Ich will Euch ein Empfehlungsschreiben an den Gouverneur von Sining-fu mitgeben, mache Euch aber schon jetzt darauf aufmerksam, daß dieser Mann erst vor Kurzem vom Kaiser dahin beordert wurde und als Mandschu Euch keinesfalls dieselbe Gewogenheit entgegenbringen wird, wie ich sie empfinde. Gelingt es dem Herrn, die mongolischen Fürsten zu bewegen, daß sie Euch die Weiterreise durch ihr Gebiet gestatten, so seid Ihr geborgen, wenn nicht, so wäre es Wahnsinn, an einen Durchbruch zu denken. Seid vorsichtig und wachsam; Ihr seid nur Drei, und tausend Feinde trachten Euch nach dem Leben."

Zo entschuldigte sich hierauf, daß er vor einem Monate krankheitshalber verhindert war, uns ein Festessen zu geben, und lud uns für den nächsten Tag zum Speisen.

In den Reihen der Würdenträger entstand eine Bewegung, die Gruppe öffnete sich zum Spalier, Zo blickte mit schlauem Lachen bald auf uns, bald zur Thüre, und es gelang ihm auch, uns wirklich zu überraschen. Ein

europäisch gekleideter Herr trat ein und bot uns in freudiger Erregung die Hand zum Gruße. Zo labte sich mit sichtbarem Ergötzen an der effectvollen Scene, wie die unverhoffte Begegnung mit einem Landsmanne einen Europäer, fern von der Heimat, bewegen kann.

Herr Michaelis, ein deutscher Bergingenieur, wurde, wie wir später von ihm erfuhren, als wir unter uns im Kun-kwan von allerlei naheliegenden Ereignissen plauderten, als Mitglied der deutschen Handelsexpedi-



Die Köpfe der Enthaupteten.

tion in Lan-tschou von Zo-zung-tang gewonnen, einen dreijährigen Contract einzugehen, demzufolge er sich verpflichtete, die Gebirge in Bezug auf ihren Mineralreichthum zu untersuchen. Zo sehnte sich in erster Linie nach Gold, nach viel Gold, und war der Ansicht, daß jeder Europäer im Stande sei, mit Hilfe seiner Instrumente bis in den Kern der Berge zu blicken. In Anbetracht dieser außergewöhnlichen Fähigkeiten bezog Michaelis nebst freier Verpflegung, Wohnung und Reise noch eine monatliche Besoldung von 300 Taël.

Er war gerade von seiner ersten Forschungsreise aus dem Nan-san zurückgekehrt. Die Tour war beschwerlich; in der Höhe von 14.000 Fuß

lag noch dichter Schnee, und der Boden, auf welchem Michaelis schlief, war steinhart gefroren. Die Kälte war um so empfindlicher, als in der entholzten Umgebung kein genügendes Brennmaterial vorhanden war. Er begegnete weder Menschen noch Thieren. Seine 25 Mann starke Militärbegleitung erkrankte bald sammt und sonders unter dem Einflusse des rauhen Klima's. Ohne die sanguinischen Erwartungen Zo's auch nur einigermaßen durch den bestrickenden Glanz edler Metalle anfachen zu können, kam Michaelis nach Su-tschou zurück. Zo-zung-tang schmollte einige Stunden, in der Meinung, der Ingenieur besitze schlechte Instrumente, als dieser aber versprach, in anderen Theilen des Nan-san Untersuchungen mit voraussichtlich besseren Resultaten anzustellen, legte sich des Vicekönigs Unmuth und Verdrossenheit.

Michaelis bewohnte ein Officiersquartier in der Residenz. Das Zimmer war zwar klein, zeichnete sich aber durch eine, in das Papierfenster eingefügte, blasenreiche, kleine Glasscheibe aus, welche ihm Zo mit dem Bemerken zum Geschenke machte, er möge ja Acht geben, daß das Glas nicht zerbrochen werde, denn es koste 4 Taël. Die Großmuth Zo's verlieh ihm noch eine Sparlampe aus Blei nebst einem dazu gehörigen Cylinderständer aus Messing.

Michaelis war im Besitze eines Quecksilber-Barometers. Es bot sich mir daher die erwünschte Gelegenheit, meine Aneroide zu vergleichen. Zu meiner Freude erfuhr ich nun, daß das als Normalbarometer fungirende Instrument keinerlei Schaden erlitten hatte.

Das Galadiner fand am 20. Mai statt. Wir waren für 12 Uhr Mittags geladen; um $^1/_2$1 Uhr befanden wir uns in dem reich beflaggten Palast. Zo-zung-tang schlief noch bei unserer Ankunft, darum empfing uns der Tautai und führte uns in das schon einmal aus ähnlichen Ursachen betretene Wartezimmer, woselbst wir Herrn Michaelis im schwarzen Salonanzuge trafen, während wir sommerlich in blendendes Weiß gekleidet waren. Der Tautai hielt während des 1$^1/_2$stündigen Wartens über meine an ihn gestellte Frage, ob er das Kwen-lun-Gebirge kenne, einen Vortrag über alle Gebirge ähnlichen Namens.

Nach der Uebersetzung des Dolmetschers kannte der Tautai eine Unmasse von Kwen-lun-san. Da aber bei den Chinesen die orographischen Kenntnisse

des Landes darin gipfeln, fünf Riesenberge zu nennen, so wurde ich aus der verworrenen Erzählung nicht klüger und mußte leider verzichten, wirklich belehrende Aufschlüsse zu erhalten.

Um 2 Uhr erstattete ein Diener die Meldung, daß Zo uns erwarte. Wir erhoben uns und schritten zum Yamen, wo der König von Kan-su und Schen-si im gelbseidenen Staatskleide mit herablassendem, selbstbewußtem Lächeln unsere Begrüßung erwiderte, mit dem Bedeuten, in die Wohnung voranzugehen.

In der Mitte des Empfangssalons stand ein runder, unbedeckter, roher Holztisch, worauf etliche Schüsseln Süßigkeiten, Früchte, viereckig geformte Schinkenschnittchen und ich glaube — kalte Hühnerbrust aufgetragen waren; außerdem stand vor jedem Sitzplatze auf dem Tische ein Schüsselchen aus Blei, zur einen Hälfte mit kleinen, guten Mandeln und zur anderen mit gerösteten Melonenkernen gefüllt. Zo führte die Gäste in feierlicher Weise nach der Rangordnung zu den Plätzen, und zwar zuerst den Grafen, dann mich, Michaelis und den Tautai. Er ergriff in salbungsvoller Stimmung die kleinen Porcellantassen mit warmem chinesischen Reisbranntwein, welche die Diener auf primitiven Blechunterlagen servirten, erhob sie und setzte sie jedem Gaste vor. In gleicher Weise überreichte er uns die Eßstäbchen. Zo begab sich hierauf zu seinem Sitze, ließ sich, wie der Tautai, von den Dienern seiner Oberkleider und des Hutes entledigen, löste den Gürtel von dem voluminösen Spitzbauche und gab das Zeichen zum Niedersetzen. Nach einem Zutrunke vertheilte er mit seinen Eßstäbchen die reichen Gaben. Er gewahrte bald, daß uns das Essen mit den elfenbeinernen Stäbchen schwer wurde, und gestattete mit gutmüthigem Lächeln, daß wir uns des europäischen Eßzeuges bedienten, welches ein Diener in Bereitschaft hielt.

„Ihr Europäer,“ meinte er, „seid doch recht unbeholfene Leute. Wenn Ihr nicht beide Hände in Bewegung setzt, könnt Ihr gar nicht essen. Seht einmal mich an!“ Er langte mit dem Stäbchen in eine Schüssel, ergriff eine Portion Seegras und ließ mit entzückender Grandezza das bandartige Gemüse in den weit geöffneten Schlund hinabgleiten. 45 Schüsseln warmer Speisen mußten durchgekostet werden. Wenn der Hausherr einem oder dem anderen

Gaste einen besonderen Leckerbissen mit den triefenden Stäbchen in den Mund führte, so galt dies als eine besonders huldvolle Auszeichnung.

Die kleinen Bleiteller, sowie die größeren Silberlöffel, welche die Gedecke bildeten, wurden während der Mahlzeit nicht gewechselt. Sowohl der Entenbraten, als die Haifischflossen waren delicat zubereitet. Weniger behagten mir die leimartig gekochten Fischmäuler und die schwarz gebeizten Enteneier; dafür mundeten mir wieder die in Suppe gekochten Taubeneier. Das Prachtstück der Mahlzeit repräsentirte ein in seiner ganzen Größe gebratenes Schwein. Vier Diener brachten das braun glänzende Stück auf einem Blechbrette zur Tafel. Schmerzlich — wie zum Angstschrei verzerrt, grinste mich der in der schönsten Jugendzeit zum Schweigen gebrachte Rüssel an, und unwillkürlich erinnerte ich mich an die abgeschlagenen Schreckensköpfe am Thore von Kia-yü-kwan.

Die noblen Chinesen essen nur die Schwarte, den Nacken und das Gehirn solcher Braten, der übrige Theil gehört den Hofbediensteten. Großen Anklang fanden einige Schüsseln Gemüse, auf welche der Gastgeber besonders stolz war, denn die Früchte stammten aus seinem Garten. Wiederholt fragte er uns, ob solche Rettige, Kohlarten, Salat &c. auch in Europa wachsen, und schüttelte auf unsere Bejahung hin, halb väterlich, halb belehrend, dann wieder mit einem Anfluge von unbeschreiblich verächtlichem Hoheitsgefühl das greise Haupt, und wehrte mit der kleinen, zarten Hand diese Anmaßung kategorisch ab. „Mejo, Mejo! das gibt es bei Euch nicht!"

Zu Beginn der Mahlzeit tranken wir nur chinesischen Wein. Zo stellte plötzlich die Frage an uns, ob wir gerne europäischen Wein tränken. Ein freudiger Schrecken durchzuckte meine entwöhnte Kehle, und nie im Leben habe ich über meinen Geschmack ein so überzeugendes Urtheil gesprochen, wie in jener Stunde: „Gewiß, ja!" Die Diener rannten und huschten umher, als wäre der Kellerschlüssel verlegt. Endlich brachten sie einige bestaubte Flaschen von verschiedener Größe und Form. Da Zo keine Gläser besaß, so wurde uns der Wein in winzig kleinen Porcellangefäßen servirt. Für den Beginn genügten die Kelche vollkommen, denn als die gelb schimmernde Flüssigkeit zur Zunge gelangte, entdeckten wir, daß es nur Cognac sei. Zo bemerkte die

Enttäuschung und ließ eine neue Flasche öffnen. Das war eine wirkliche Ueberraschung! Echter ungarischer Tokayer Ausbruch mit der Etiquette „Fischer, Preßburg!"

Freilich kam es mir oft vor, als leide ich wie Tantalus. Der Fingerhut war zu klein, um einen ordentlichen Schluck daraus thun zu können. Es war ein fortwährendes Kosten ohne Genuß.

Zo, angeregt durch die Anerkennung seiner Schätze, zeigte uns noch mehrere Flaschen, darunter französische Weine, Muskat ꝛc., sowie einige Steinkrüge mit Selterswasser. Er erhielt die Getränke vor einigen Jahren von dem russischen Obersten Ssoßnowski zum Geschenke.

Im Verlaufe der Unterhaltung fragte mich der Vicekönig, ob ich in der vorhergehenden Nacht wahrgenommen hätte, daß der Jupiter mit vier Hörnern versehen war. Als ich ihm antwortete, er möge vielleicht die vier Monde wahrgenommen haben, schüttelte er ungläubig den Kopf und sagte, daß der Planet vor dem Ausbruche der mohamedanischen Rebellion hell und groß geleuchtet habe, nach der Unterdrückung des Aufstandes aber seinen schönen Glanz verloren habe. Meine Erklärung, daß dieser Stern so wie der Mond seine Phasen habe, schien den Vicekönig zu überraschen, er begriff nicht, daß ein Europäer das wissen konnte. Wohlgefällig musterte mich sein kleines Auge vom Scheitel bis zur Sohle, und ich stieg augenscheinlich in seiner Gunst. Hierauf erkundigte er sich bei dem Grafen, ob es wahr sei, daß Frankreich hundert Postdampfer besitze, und kritisirte die Nachtheile der Panzerschiffe. „Für China sind solche Schiffe nicht praktisch. Ich habe erfahren, daß zwei Kriegsschiffe, welche der japanische Kaiser in Europa bauen ließ, erst kürzlich gesunken sind. Das gelbe Meer ist für eiserne Fahrzeuge viel zu stürmisch. Uebrigens geht man auch in Europa mit der Idee um, die Panzerschiffe abzuschaffen . . . ."

Er erkundigte sich noch um die Stärke unserer Marine und ob es wahr sei, daß Oesterreich gleich Rußland einen Doppeladler im Wappen führe.

Bevor wir aufbrachen, theilte uns Zo noch mit, daß zwei Wege von Ping-fan nach Sining-fu abzweigen, und überließ uns die Wahl der Reiselinie. In Anbetracht dessen, daß Prschewalski den nördlichen Weg zu dem

Kloster Tschobsön im Jahre 1873 erforschte, entschlossen wir uns für den südlichen.

Nach drei Stunden war die reichliche Mahlzeit beendet. Ich ritt nach Hause, Graf Széchenyi aber behob das Silber, welches der Banquier Hu für ihn in der Schatzkammer des Vicekönigs deponirt hatte.

Die Schatzkammer befindet sich in nächster Nähe des Empfangssalons und ist ein feuerfestes, dunkles Gemach, worin die Reichthümer der Armee in der Gestalt langer und dicker Silberbarren aufgespeichert liegen. Der Tautai überwachte im Namen des Vicekönigs die richtige Verabfolgung von 10.000 Taël an den Grafen. Das Gewicht des puren Silbers machte sich späterhin bei der Bepackung der Maulthiere sehr fühlbar.

Am Abend vor unserer Abreise von Su-tschou erschien der Obersthofmeister und wollte uns die Abschiedsgeschenke seines Herrn überreichen. Er brachte drei Packete. Dolmetsch Sin öffnete das seine und war von dem Inhalte — 50 Silber-Taël — entzückt. Wie viel die unseren enthielten, das weiß ich nicht, denn wir schickten dieselben sofort mit der Bemerkung zurück, daß wir keine Geldgeschenke annehmen könnten. Um Mitternacht erschien abermals der alte Mann und bat uns in rührender Weise, das Silber anzunehmen, denn er würde bestraft, wenn wir das Geschenk zurückweisen. Erst als der Graf dem Boten ein eigenhändiges Ablehnungsschreiben für den Vicekönig übergab, schien die Sache erledigt. Doch am nächsten Morgen kam der Tautai und versuchte, mit der Erklärung, daß es in China Sitte sei, an die höchsten Mandarine Silberpräsente zu vertheilen, uns zur Annahme der Geschenke zu bewegen. Als er einsah, daß seine Ueberredungsgabe von keinerlei Erfolg begleitet war, packte er die Silberklumpen in ein Papier und steckte sie in seine eigene Tasche. Er übernahm hierauf vier Holzkisten und versprach, die Sammlungen nach Schanghai zu expediren.

Die Wagen waren beladen. In dem Momente, als wir die Pferde bestiegen, um Su-tschou zu verlassen, sprengte ein Reiter in den Hof und überreichte uns die Karte des Vicekönigs mit dessen Wünschen für unsere glückliche Weiterreise.

XVII.

Von Su-tschou nach Sining-fu.

Abreise. — Reisende Mandarine. — Bitte um Regen. — Das Tatung-Thal. — Das Kloster Kum-bum. — Ansichten der Chinesen über unsere Reise. — Einbruch in unsere Wohnung. — Astronomische Observationen. — Der See Kuku-nor und seine Umgebung.

Während der ersten Tage unserer Rückreise stellte sich eine so empfindliche Kälte ein, daß wir gezwungen waren, die Winterkleider wieder auszupacken. Dennoch bot die Strecke nach Kan-tschou einen erquickenderen Anblick als vor einem Vierteljahre. Zahlreiche laubgeschmückte Bäume, deren Existenz im winterlichen Froste gänzlich unbemerkt blieb, die gedeihenden Saaten, die Blüthen in den Obstgärten, alles dies trug dazu bei, einerseits den landschaftlichen Reiz der Gegend zu heben, andererseits den Contrast zu den gelbgrauen Ruinen von Kua-tschou zu verschärfen.

Mit Ende Mai schwanden plötzlich die Annehmlichkeiten des Frühlings, und ohne merkbaren Uebergang machte sich eine tropische Hitze geltend. Wenn auch in den cultivirten Gegenden der Oasen die Tageshitze nicht so fühlbar war, so litten wir bei dem Passiren der Kies- und Sandfelder um so mehr. Die Steine glühten förmlich, und wenn nicht hin und wieder ein kühler Windstoß von Nan-san dem Körper Erfrischung zugefächelt hätte, wäre es zum Verschmachten gewesen.

Es wunderte mich, daß, obgleich die Gipfel des Gebirges, besonders in den Nachmittagsstunden, mit dunklen Hauben bedeckt waren, ich keine Gewitteranzeichen bemerken konnte. Die Chinesen erzählten, daß in den Sommermonaten manchmal Regenschauer eintreten. Dem plötzlichen Wassergusse geht ein sturmartiger Wind voran. Nach einer halben Stunde ist das

Wetter vorüber, die Sonne sendet neuerdings ihre versengenden Strahlen zur Erde und der Niederschlag verdunstet sofort.

Bevor wir Kan-tschou erreichten, kreuzten wir die Caravane eines hohen Mandarins, des Vicegouverneurs von Sining-fu, welcher, bevor er seinen Posten in der Provinz Hu-peh antrat, mit Kind und Kegel nach Su-tschou reiste, um sich bei dem Vicekönige zu verabschieden. Zuerst begegneten wir 30 Soldaten, welche auf ihren Fahnenstangen die großen Victualienkörbe trugen, dann folgten 10 Gepäckswagen. Nach einer Viertelstunde erblickten wir die zahlreiche Militär-Escorte mit wehenden Fahnen.

Nach einer weiteren Viertelstunde kamen endlich die Sänften. In dem ersten Sessel, der von zwei Maulthieren getragen wurde, saß ein sehr junges Mädchen mit weiß geschminkten Wangen und neugierigen Augen, in weißen Seidenkleidern, die zweite Frau der Excellenz; die zweite Sänfte occupirte ein 17jähriges, pausbackiges Mädchen, die erste Frau, deren dunkelrothe Wangen keiner Schminke bedurften, in lichtblauer Seide. Auch sie betrachtete lächelnd und verwundert durch das Glasfenster die europäischen Reiter. Die nächste, reich verzierte Sänfte, in welcher sich der hohe Beamte befand, wurde von vier Mann getragen und von 24 Mann mittelst starker Stricke gezogen. Wir grüßten den jungen Mandarin in europäischer Weise. Sichtlich überrascht ob solcher Höflichkeit, dankte er mit freundlichem Lächeln. In der letzten Sänfte, welche ebenfalls von vier Soldaten getragen wurde, hockte wie eine Bildsäule eine weiß gekleidete, runzelige, in allen Farben geschminkte, alte Dame, deren Haare sich zu einer thurmartigen Frisur erhoben, die Mutter des Beamten. Hochgeachtet von dem ganzen Hofstaate, folgt sie ihrem Sohne überall nach und unterstützt seine Entschlüsse durch ihre Rathschläge. Mehrere reitende Mandarine beschlossen den Zug. Als wir zehn Minuten später das Kun-kwan betraten, wo die Herrschaften übernachteten, verrieth noch ein scharfer Opiumgeruch das Mittel, womit sich die hohen Reisenden die Zeit verkürzt hatten.

Herr Loczy beabsichtigte, während unseres fünftägigen Aufenthaltes in Kan-tschou einen Ausflug in das nahe Nan-san-Gebirge zu unternehmen und meldete dies dem Stadtcommandanten. Der General legte in Anbetracht

der Unsicherheit der Gegend sein Veto ein, doch Lóczy protestirte gegen das Verbot. Die ganze Nacht war keine Ruhe, Boten gingen und kamen ohne Unterlaß bis zum grauenden Morgen, um eine Einigung zu erzielen. Lóczy schnitt die resultatlosen Verhandlungen dadurch ab, daß er seinen Hammer umschnallte und ohne Erlaubniß in das Gebirge wandern wollte. Seine Excursion erstreckte sich nur bis zu dem Stadtthore, wo er von der Wache angehalten und zurückgewiesen wurde. Erbittert über diese Beschränkung der Freiheit, begab er sich zu dem Mandarin, der diesmal ohne Dolmetsch den Sinn der kernigen Rede verstand. Was der diplomatischen Höflichkeit nicht zu erreichen gelang, das bewirkten ungeschminkte Worte; binnen weniger Stunden meldeten sich 14 Soldaten als Escorte, um Herrn Lóczy in das Gebirge zu begleiten. Während Graf Széchenyi in der Umgebung jagte, machte ich astronomische Ortsbestimmungen.

In der Nähe unserer Wohnung befand sich ein großer Tempel, aus welchem nicht allein während des Tages, sondern auch bei Nacht ein ungeheurer Lärm bis in den großen Vorhof des Kun-kwan herüber drang, der mir die Beobachtung bedeutend erschwerte. Das Volk wünschte Regen und bestürmte in unermüdlichem Gebete die Gottheiten des Heiligthums.

Die Ceremonien nahmen schon lange vor unserem Eintreffen ihren Anfang; als man endlich einsah, daß in dieser Art kein Erfolg erzielt werden konnte, legte man einigen hölzernen Göttergestalten Halseisen und Ketten an. Da trat endlich eine Aenderung zum Besseren ein, die Temperatur fiel bedeutend, der Himmel umwölkte sich, und der lang ersehnte Regen fiel in spärlichen Tropfen zur Erde. Tags darauf besuchte ich den Tempel. Eine große Menschenmenge stand im Vorhofe und verfolgte mit athemloser Spannung die religiösen Scenen, welche sich auf einer großen Holztribune vor dem Hauptaltare abspielten. Auf dem Podium saßen fünf Chinesen im Halbkreise; sie spielten auf kleinen Trommeln ein betäubendes Lied. Ein alter, magerer Chinese in ihrer Mitte hielt in der Rechten eine ähnliche Trommel, in der Linken einen Bambuschlägel. In einem gewissen Rhythmus schlug er mit demselben auf das Fell und ließ seine schweren Füße in komischer Abwechslung kreuzweise auf sein Hintertheil emporschnellen. Auf dem



Reisende Mandarine.

Kopfe trug er eine Flachsperücke, an deren Zopfende einige Kupfermünzen befestigt waren. Er drehte den Kopf mit blitzschnellen Bewegungen derartig, daß der Zopf sich oberhalb im Kreise schwang. Ermüdet von der Anstrengung, ruhte er einige Minuten aus, dann nahm er einen sehr dicken Hanfstrick, schlug ihn mit aller Gewalt auf die Erde, entzündete ein Räucherpapier und vollzog endlich das schon aus Hong-kong bekannte Mirakel mit den zwei kipfelförmigen Holzstücken, die er zur Erde warf, um die Gottheit zu befragen, ob der segensreiche Regen anhalten würde oder nicht.

Das Innere des Tempels enthält einen mild blickenden Hauptgott und vier Schreckensgestalten zu beiden Seiten. Der Altartisch beugte sich förmlich unter der Last der reichen Opfergaben, als Hülsenfrüchte, Eier, Nüsse 2c. Die Priester standen bei der Tempelpforte und controlirten die Gaben des Volkes. Am folgenden Tage inscenirten die Andächtigen eine feierliche Procession. Die Straßenjugend, welche den Zug eröffnete, trug bunte Papierlaternen und blaue Seidenflaggen. Die Musik der Priester, welche sich anschloß, bestand aus einer Clarinette, etlichen Trommeln und verschiedenen Klangbecken. Ein Priester handhabte eine Anzahl gestimmter, flacher Glocken, die auf einem Holzgestelle befestigt waren, mit anerkennenswerther Virtuosität. Der Hauptlama des Klosters trug ein mit Gold- und Silberbändern reich verziertes Papierhäuschen.

Bei einer Cisterne, nahe der Umfassungsmauer der Stadt, machte die Procession Halt. Die Musik intonirte einen betäubenden Lärm, das Abfeuern von Feuerwerkskörpern und Pöllern vergrößerte den Effect, Räucherpapiere wurden entzündet, als der Priester unter Absingung eines Gebetes das Häuschen brennend in das Wasser warf. Die Menge zertheilte sich sodann in mehrere Gruppen, die unter Führung betender Lama auf die Felder gingen, um dort im Besonderen die Andacht zu wiederholen.

Herr Loczy kehrte nach einigen Tagen von seinem Ausfluge, welchen er zur Untersuchung und zum Studium des Nordfußes des Nan-san ausbeutete, wohlbehalten nach Kan-tschou zurück. Wie schon wiederholt, so bemerkte ich auch in der Durchfahrt des östlichen Thores dieser Stadt einige Holzkästchen, die in ihrem Innern abgenützte Seidenschuhe bargen. Wenn ein

beliebter Mandarin seinen Posten verläßt, um anderswo zu amtiren, so geben ihm jene Männer, die sich ihm zum Danke verpflichtet glauben, das Geleite bis zur Grenze des Stadtrayons. In die Stadt zurückgekommen, kaufen sich die Leute neue Schuhe, ziehen die alten aus und exponiren sie zur Erinnerung an den Abschied in der Thorpassage. Solche Schuhe findet man übrigens nur selten und wenige.

Seit der Abreise von Kan-tschou fühlte ich mich immer unwohler, fast täglich hatte ich einige Fieberanfälle. In Santa-shien war ich so schwach, daß ich mich nicht mehr zu Pferde erhalten konnte und mir für die weitere Reise einen Wagen miethen mußte. Die Fahrt in diesem trug indeß nicht viel dazu bei, meinen Zustand zu mildern. Die Erschütterungen spotten jeder Beschreibung. Doch glaube ich, daß gerade die Wirkungen dieser Unannehmlichkeiten auf die Circulation des Blutes, den Ausbruch eines hitzigen, typhösen Fiebers verhinderten.

Mit Ausnahme dessen, daß ich in Young-tschang-shien eine rohe Rhabarberwurzel genoß, nahm ich keinerlei Medicamente ein; ich hungerte nur. Nach der Aussage der Missionäre gehören Typhuserkrankungen zu den bösen Eigenschaften der Wüste. Jeder Europäer, der längere Zeit seinen Aufenthalt in derselben nimmt, muß die Krankheit überstehen. Diät ist das beste Mittel zu deren Bekämpfung. Derjenige, welcher sich einem chinesischen Doctor anvertraut, ist rettungslos verloren. Alljährlich stirbt selbst eine Anzahl Chinesen an den verdächtigen Pillen der Aerzte. Ich litt während sechs Wochen derart an Fieber, daß ich oft wie im Traume die Landschaften an mir vorüberziehen sah, doch niemals steigerte sich die Krankheit zu einer solchen Heftigkeit, daß ich meine Berufsarbeiten hätte unterbrechen müssen. Das Nachlassen der unausstehlichen Hitze war überdies von günstigem Einflusse.

Die schwarzen Regenwolken, welche den Nan-san verdunkelten, breiteten sich immer mehr und mehr aus und überzogen endlich das ganze Firmament. Die Luft wehte frisch und erquickend. In Young-tschang endlich erhellte ein heftiges Wetterleuchten das Dunkel der Nacht, der Donner grollte in dumpfen Schallwellen vom Gebirge herüber, daß die Häuser erzitterten, und ein heftiger Regen ergoß sich über den lechzenden Boden.

Tags darauf reisten wir zwar bei umwölktem Himmel, jedoch ohne Regenschauer nach Fnglou-pu. Im Gebirge regnete es mittlerweile in Strömen. Nicht nur, daß die Berge des Nan-san von den grauen Wolkenmassen erdrückt zu werden schienen, daß manchmal die Gebirgslandschaft von den Regenstreifen, die vor den Ausläufern vorbeizogen, ganz verdeckt wurde, so gaben die angeschwollenen Flüsse das beste Zeugniß für die starken Niederschläge. Der Weg führte fort im Wasser, die ganze Niederung war überschwemmt.

Binnen weniger Tage war der ganze Schnee des Gebirges in Sehweite geschmolzen. Es mag sein, daß dieser Umstand mir die Berge bedeutend kleiner erscheinen ließ als im vorhergegangenen Winter, da alle Kuppen mit Schnee bedeckt waren, denn meine Höhenschätzungen differirten um einige hundert Fuß. Um den Fehler zu verringern, war ich nun gezwungen, das arithmetische Mittel zu nehmen. Wie beträchtlich diese Höhen sind, mag daraus hervorgehen, daß selbst die Saumwege von Young-tschang-shien (fünf Tagreisen) und von Liang-tschou (vier Tagreisen) nach Tatung-shien im Nan-san, Pässe von mehr als 3000 Meter Höhe zu überwinden haben.

Ohne uns weiter in Liang-tschou und Kulang-shien aufzuhalten, erreichten wir am 18. Juni wieder das Flußgebiet des Hoang-ho und mit der Stadt Ping-fan-shien das Ende der bekannten Marschlinie. Ein schlechter Fahrweg führt von hier nach Westen. Ohne besonders merkliche Steigung gewannen wir den nur 40 Li entfernten Paß. Zuerst in beschwerlicher Steile, dann immer flacher ging es nun abwärts, dem Tatung-ho entgegen. Die Thäler sind wasserlos, die Lößhänge etwas grün, doch nirgends spendet ein Baum in der glühenden Sonnenhitze wohlthuenden Schatten. Nach allen Richtungen erblicken wir den gleichen Gebirgscharakter, runde und steile Formen ohne besondere relative Ueberhöhungen. Unter solchen Verhältnissen war es auch sehr schwer, günstige Aussichtspunkte für meine Arbeiten ausfindig zu machen.

Von Zeit zu Zeit passirten wir eine armselige Ortschaft mit wenigen Häusern, welche von Chinesen bewohnt wurden, die außer Ackerbau einige Viehzucht betreiben. Auf den Höhen macht sich der Wassermangel sehr fühlbar, in den Thälern ist das Wasser schlecht und kaum genießbar.

Bei Tung-fan-tye (1850 Meter hoch) erblickten wir endlich das blaugrüne Wasserband des Tatung-ho. Er entspringt am Südfuße des Nan-san-Gebirges, durchfließt in seinem Oberlaufe — nach den eingeholten Erkundigungen — ein wildromantisches, gänzlich unbewohntes Thal, nimmt mehrere kleine Nebenflüsse auf, berührt das Gebiet des Klosters Tschertinton, gelangt durch eine düstere Felsschlucht mit starkem Gefälle in die fruchtbare und erträgnißreiche, 10 Li breite und 40 Li lange Thalebene von Tung-fan-tye, welche er bewässert, und wendet sich hierauf nach Süden gegen den Hoang-ho. An der Stelle, wo wir den Fluß auf Booten übersetzten, war das Wasser 3 Meter tief. Die 8 Meter hohen Uferränder sind in die Lößerde scharf eingerissen, das Bett des Flusses ist grobschotterig. Für den geringen Verkehr auf dieser Straße genügt unter den gewöhnlichen Umständen das vorhandene Boot, welches 1 Wagen, 6 Pferde und 10 Personen faßt, vollkommen. Für die Ueberfuhr unserer Colonne mußte das Boot fünf Mal verkehren und es verging nahezu der ganze Vormittag, bis der letzte Mann das jenseitige Ufer gewann.

Nach einer mühevollen, anstrengenden Wanderung erreichten wir während eines heftigen Gewitters den 2403 Meter hohen Gebirgspaß Ping-kou-ling, wo wir in den Lößhöhlen, die den Weg begleiten, gegen den strömenden Regen Schutz suchten. Das Unwetter währte nur wenige Minuten, dann schien wieder die Sonne und beleuchtete die im Süden gähnende, düstere Schlucht des Tatung-ho.

In zahlreichen Windungen schlängelt sich der nur wenig ausgefahrene Weg — an einem schönen Tempel vorbei — steil nach abwärts. In den Abendstunden gelangten wir mit dem Dorfe Lao-ja-tye in das breite Thal des Sining-ho. Lao-ja-tye liegt am linken Ufer des Flusses unter den Mauern einer mächtigen Befestigung im Schatten duftender Pfirsichbäume und besteht aus ruinengleichen, niederen Holz- und Lehmhütten.

Bis Tschung-pe-shien, einer kleinen Stadt von 10.000 Einwohnern, bleibt der Weg auf der linken Seite des Sining-ho, übersetzt dann in einer Furth den Fluß, dessen gelbes Wasser von 8 Meter hohen Lößufern begleitet ist, und gewinnt von nun an mit jeder Stunde zusehends an absoluter Höhe.

Je mehr wir uns Sining-fu näherten, desto reger gestaltete sich der Straßenverkehr. Es waren nicht nur Chinesen, die wir begegneten, bald erblickten wir eine mongolische Caravane mit schwer beladenen Kameelen, dann huschten wieder einige verwahrloste Fan-zh-Gestalten scheu und furchtsam an uns vorüber; endlich fesselte ein tibetanischer Lama mit einem steifen Strohhut auf dem Kopfe und härenem Gewande am Leibe, begleitet von einem großen Gefolge, unsere Aufmerksamkeit. Doch mangelte Zeit und Gelegenheit, uns eingehender mit den interessanten Erscheinungen zu beschäftigen, wir hofften ja, in kurzer Zeit mit den buddhistischen Priestern engere Beziehungen anzuknüpfen.

Mit Ausnahme der stellenweise 5—8 Li breiten Thalebene, die mit Reis und Weizen bebaut ist, macht die Umgebung einen trostlosen Eindruck. Nicht nur die vollständige Baumlosigkeit, sondern die todte, graue Färbung der vollkommen kahlen Bergabhänge geben ihr ein höchst monotones Aussehen.

Erst 30 Li vor Sining-fu passirten wir eine schluchtartige Verengung des Thales, die einen Schatten von Romantik aufwies. Umgeben von schwarzen Felswänden, erhebt sich ein zierliches Tempelchen aus Granitquadern über das rauschende Wasser des Sining-ho, über welchen an dieser Stelle eine hoch aufgethürmte, luftige Holzbrücke führt. Am jenseitigen Ufer zweigt sich der Weg einerseits zum Kloster Tschertinton und weiter über den Gadschur nach Tschako-ye am Ping-fan-ho, andererseits am Kloster Tschobsön vorbei über den Nan-san nach Liang-tschou ab. Im Westen der Brücke schließt eine hohe Steinmauer als Defensivbefestigung die Schlucht gegen die Ebene von Sining-fu ab.

Zwanzig Li trennen uns noch von der Stadt. Während wir die breite, nur theilweise bebaute Ebene im schnellen Tempo durcheilen, behalten wir die Umrisse der Stadtmauern beständig im Auge. Auf einmal werden unverhofft in der Nähe dröhnende Salutschüsse abgefeuert, wir biegen um den zerfallenen Wall eines Lehmgehöftes und erblicken die Empfangsdeputation, welche uns in herkömmlicher Weise begrüßt. Trotz aller Gegenvorstellungen gestaltete sich unser Einzug in die Stadt zu einem höchst feierlichen. Der Zug rangirte sich folgendermaßen: voran eine Abtheilung Cavallerie mit

wehenden Fahnen unter Commando eines berittenen Officiers; ihr folgte das unvermeidliche, rothe Ehrenparapluie; dann kam Herr Loczy zu Pferd, nach ihm eine Abtheilung Infanterie, dann Dolmetsch Sin und zwei Civilbeamte in chinesischen Galawagen und mein gebrechliches Fuhrwerk, dessen zerrissenes Strohdach mit den Seidendächern der vorfahrenden Wagen gar seltsam contrastirte. Die Gepäckswagen und eine Infanteriebedeckung bildeten

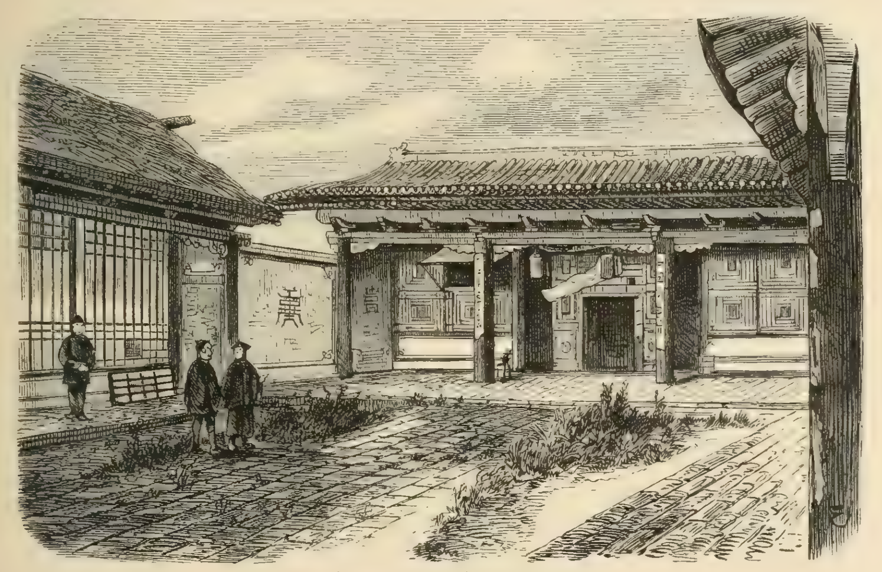


Schlucht vor Sining-fu.

den Schluß. Graf Széchenyi, der, um abseits zu jagen, die Marschcolonne schon in den Nachmittagsstunden verlassen hatte, traf erst Abends in Sining-fu ein.

Der Gouverneur hatte uns die Examinationshalle der Stadt als Quartier zur Verfügung gestellt. In solchen Hallen finden von drei zu drei Jahren die Prüfungen der Mandarin-Candidaten statt. In dem ersten Hofe stehen die langen Reihen der Prüfungsbänke, auf denen die Jünglinge, gänzlich abgeschlossen von der Außenwelt, die ihnen vorgelegten Fragen innerhalb

einer festgesetzten Frist schriftlich beantworten müssen. Sie arbeiten, sie essen, sie schlafen auf den aus Ziegeln errichteten Sitzen. Das weitläufige Gebäude lag in der Mitte der Stadt und enthielt eine große Anzahl von luftigen, großen Räumlichkeiten. Die drei großen Höfe befriedigten nebstbei meine Anforderungen als Astronom der Expedition, und wir konnten mit voller Befriedigung das Haus beziehen, in welchem wir einen längeren Aufenthalt zu nehmen gedachten.



Examinationshalle in Sining-fu.

Besonders während der ersten zwei Tage unserer Anwesenheit erstürmten die neugierigen Chinesen nahezu die großen Eingangsthore. Zu Tausenden belagerten sie die Straße und rüttelten ohne Unterlaß an den eisenbeschlagenen, eichenen Flügeln. Doch vergeblich, das Thor blieb verschlossen.

Da kam ein Hausdiener der Examinationshalle auf den köstlichen Einfall, aus der Zudringlichkeit seiner Mitbürger Capital zu schlagen. Er postirte sich vor dem Thore, beruhigte zuerst die aufgeregte Menge und versprach schließlich, Alle in das Haus einzulassen, wenn sie sich seinen Anordnungen fügen und ein kleines Eintrittsgeld bezahlen würden. So kam es, daß

besonders zur Zeit der Mahlzeiten eine Gruppe freundlich grinsender Männer nach der andern das Speisezimmer betrat, einige Zeit hindurch heuchlerisch bewunderte, wie wir Löffel und Gabel handhabten, und schließlich dem ungeschminkten Hohne freie Zügel lassend, die Schwelle verließ.

Bevor wir die Stadt und ihre Sehenswürdigkeiten besichtigten, drängte es uns, die Ansichten des Gouverneurs zu hören. Freilich waren unsere Hoffnungen nach den gemachten Erfahrungen so tief gesunken, daß wir uns ohne die geringsten Erwartungen auf den Weg machten, um den Etiquettebesuch abzustatten. Der Gouverneur, eine stattliche, hohe Erscheinung, empfing uns feierlich und mit ausgesuchter Höflichkeit. Wenn er wirklich, wie uns Zo-zung-tang im Vertrauen mittheilte, ein Feind aller Europäer war, so ließ er seine Gefühle wahrlich nicht zum Durchbruche kommen.

Die Chinesen sind aber Lügner von Geburt, ein wahres Wort geht ihnen so schwer über die Lippen, daß die Heuchelei, selbst dann, wenn die Lüge gar keinen Vortheil einbringt, mit zur guten Erziehung gerechnet werden kann; darum überbot sich der Mandschu-Gouverneur in gewinnender Freundlichkeit und schlug endlich, die Hand am Herzen, als Beweis für seine wohlmeinende Offenheit, unser Begehren um seine Unterstützung für die Fortsetzung der Reise über die Hochplateaux nach Lassa rundweg ab.

„Bis vor acht Jahren," sagte er, „führte wohl ein Weg von Sining-fu nach Lassa. Heute reist kein Chinese mehr über Kuku-nor. Ihr wollt die Ursachen wissen? Ich will sie Euch mittheilen. Vor acht Jahren entschloß sich der Amban von Lassa (chinesischer Gesandter am Hofe des Dalai-lama), anstatt, wie es sich gehörte, über Batang und Tsching-tu-fu, durch die großen Wüsten im nordöstlichen Tibet über Zaidam und Sining-fu nach Peking zu reisen. Er hatte seine Geschäfte in der tibetanischen Hauptstadt nicht so geführt, wie es der Kaiser wünschte, und sollte nun Rechenschaft ablegen über die Resultate seiner dreijährigen Thätigkeit in Tibet. Obwohl er auf seiner Reise viel mit Hindernissen zu kämpfen hatte, denn er fand weder Häuser, noch Reis und erkrankte in Folge der bösen Ausdünstungen auf den hohen Bergen (verdünnte Luft) in den Eingeweiden und im Magen, so gelang es ihm doch, die Gebiete der Fan-zh bei den Quellen des Hoang-ho zu

erreichen. Kaum hatten die Räuber seine Ankunft vernommen, so vereinigten sich ihre Fürsten, um den Amban zu züchtigen. Zwischen der Begleitung desselben, die aus 300 Soldaten und 1000 Lama bestand, und den Wilden entspann sich eine große Schlacht, die mehrere Stunden währte. Als die Escorte des Gesandten wahrgenommen hatte, daß bereits zwei ihrer Leute erschlagen waren, ergriff sie die Flucht und ließ ihren Herrn im Stiche. Die Räuber nahmen ihn gefangen und eigneten sich sein ganzes Gepäck an. Sogar die Kleider zogen sie ihm vom Leibe. Der Amban erwartete gefaßt sein Ende, doch die Fan-zh schonten sein Leben und gaben ihm die Freiheit. Mit Hunger und Frost kämpfend, erreichte er endlich Sining-fu. Der Kaiser, welcher nun einsah, daß der hohe Beamte in Folge seiner Strenge von den Wilden so gehaßt wurde, belohnte den Amban reichlich für die treue Erfüllung seiner Pflichten. Seit jener Zeit hat noch kein Chinese das Räubergebiet betreten. Es ist daher absolut unausführbar, daß Ihr Euch, wie es Euer Wunsch ist, einer Caravane anschließt."

„So werden wir eine eigene Caravane ausrüsten," entgegnete der Graf. „Es handelt sich nur um die Miethe eines Führers und um die Beischaffung von Zelten. Gestützt auf den vom Tsungli-yamen ausgestellten Paß, bitte ich Euer Excellenz um Ihre Unterstützung. Die Schwierigkeiten der Route werden wir selbst überwinden, legen Sie uns nicht weitere Hindernisse in den Weg."

„Die Schwierigkeiten der entlegenen Wüsten sind so groß, daß Ihr ihnen unterliegen müßt. Besonders im Sommer sind alle Flüsse angeschwollen; das Wasser ist tief und reißend. Wie wollt Ihr das jenseitige Ufer erreichen, da keine Brücken und keine Fahrzeuge vorhanden sind. Und gelingt es Euch auch, einige Flüsse zu passiren, so werdet Ihr endlich auf einen Strom kommen, über welchen Ihr nicht hinüber kommen werdet. Zurückgehen könnt Ihr nicht mehr, denn die Flüsse im Rücken sind mittlerweile noch größer geworden, und so müßt Ihr in gräßlicher Weise verhungern. — Woher soll ich Zelte nehmen? — Ich selbst besitze keine, meine Soldaten benöthigen keine. Ihr wollt einige Tage hier bleiben; seht Euch selbst nach Zelten um. Vielleicht findet Ihr auch einen Mann, der Euch nach Tibet
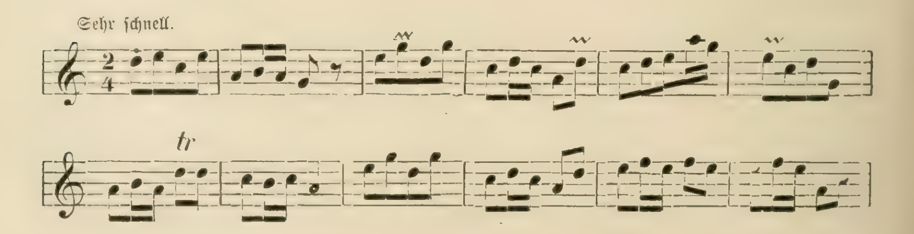
führen will. Gelingt Euch das," fügte er mit malitiösem Lächeln hinzu, „dann will ich Euch ohne Weiteres die Erlaubniß zur Reise ertheilen."
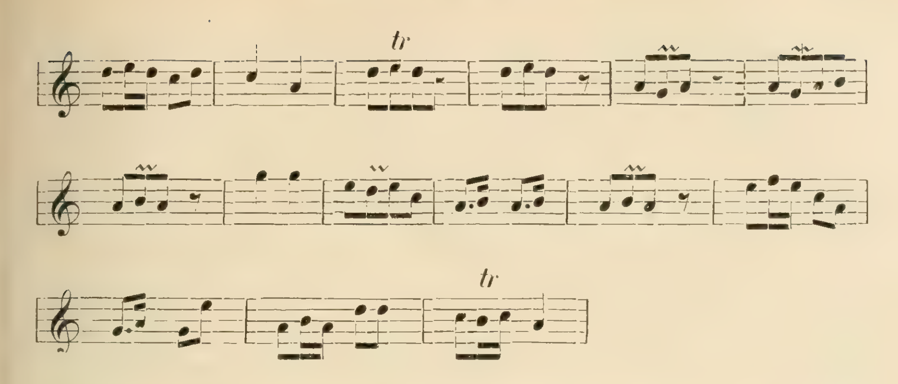
Nach mancherlei Einwendungen, die wir uns gegen eine solche Entscheidung erlaubten, rief der Gouverneur einige im Vorzimmer harrende Zeugen vor, welche die Wahrheit seiner Aussagen bekräftigen mußten, er ließ einen Stoß Acten herbeibringen, welche documentarisch die Geschichte des Amban, sowie zahlreiche andere von den Tanguten verübte Raubthaten nachweisen sollten, und schloß die Verhandlungen mit den Worten: „Seit acht Jahren geht überhaupt keine Caravane den Weg, folglich werdet auch Ihr Euch bequemen müssen, nach Sze-tschuen zu gehen, wo Euerem Projecte keine weiteren Hindernisse entgegenstehen werden".

Wir verabschiedeten uns in ziemlich kühler Weise von dem Gouverneur der Dependenz Kuku-nor, um den Tautai von Sining-fu zu besuchen. Derselbe bewohnt das schönste Yamen der Stadt. Seine Gemächer beweisen, daß der Beamte sich bereits von der weltberühmten chinesischen Genügsamkeit losgesagt hat, und in den Genüssen, die ihm sein Reichthum bietet, im vollsten Maße schwelgt.

Die Wände seines Empfangssalons waren mit Goldleisten verziert, die kunstvoll geschnitzten Stühle weich gepolstert, die Tische mit Nippsachen und Kunstwerken überbürdet und in allen Nischen und Ecken standen kostbare Vasen. Das reizende Boudoir einer Weltdame kann unmöglich mit dem feinen, echt orientalischen Wohlgeruche wetteifern, der den Salon des Tautai parfumirte.

Der Tautai ist Musikliebhaber und nennt eine Capelle sein eigen, die sechs Stunden des Tages auf einer Hoftribune postirt, stets dasselbe Stück spielt. Unsere Wohnung grenzte an die des Tautai, ich hörte das Lied so oft, daß ich es schließlich trotz seiner schweren Melodie memorirte. Ich lasse hier das Lied folgen:





Der Tautai konnte unseren Zwecken weder nützen noch schaden, darum verzichteten wir darauf, dieselben Worte zu hören, welche wir vom Gouverneur vernommen, und unterhielten uns mit Dingen, die einen chinesischen Lebemann mehr interessirten. Als wir aufbrachen, ersuchte er mich noch, ihm drei Uhren zu repariren. Wie gewöhnlich, so waren die Uhren nicht aufgezogen. In den folgenden Tagen bat er mich noch, sein Fernrohr zu untersuchen. Vor zwei Jahren habe dasselbe noch so gut functionirt, „daß er beim Durchschauen alle Gegenstände mit der Hand erfassen konnte", jetzt aber sei das Glas verdorben und hülle Alles in Finsterniß wie die Nacht. Als ich das Instrument zerlegte, stellte es sich heraus, daß das Rohr mit einem großen Stück Papier verstopft war. Ich entfernte das Hinderniß und putzte die Gläser. Der Tautai war von der Geschicklichkeit entzückt und schickte mir zum Danke einen Korb herrlicher Pfirsiche.

Die hohen Herren beeilten sich, uns die Gegenbesuche abzustatten. Es kamen nicht nur der Gouverneur, der Tautai, der Magistrat, sondern viele andere Mandarine, und zwar im Auftrage — ihrer Frauen. Die Sache verhielt sich nämlich so: Es ist Sitte, daß jede Visite erwidert werden muß. Wir waren sohin genöthigt, die Mandarine in ihren Häusern zu besuchen. Die Frauen und Töchter der Beamten, denen es nicht gestattet ist, sich öffentlich auf der Gasse zu zeigen, bohrten nun, während die Gatten und Väter bei den fremden Leuten waren, in die Holzwände, welche ihre Gemächer von dem Salon trennten, eine Anzahl Löcher, durch welche sie uns dann mit Muße betrachten konnten. Als wir späterhin der Sache auf

die Spur kamen, ignorirten wir alle unbegründeten Besuche insoferne, als wir uns die Gegenbesuche erließen.

Sining-fu selbst hatten wir bald kennen gelernt. Die Stadt liegt (2304 Meter hoch) am linken Ufer des Sining-ho, nahezu in der Mitte der 5 Kilometer breiten, mit Weizen bebauten Thalebene, und ist von einem viereckigen, 10 Meter hohen Walle umschlossen. Wie alle chinesischen Städte nur von zwei Hauptstraßen, die zu den, durch hohe Holzthürme markirten Thoren führen, durchzogen, zeichnen sich die Häuser durch ihre Größe und die geschmackvolle Ausstattung aus. Die meisten Gebäude sind aus Holz, nur einige wenige aus großen Bruchsteinen erbaut. Die zahlreichen Amtsgebäude geben mit ihren hohen Holzlaternen und wehenden Fahnen der Hauptstraße ein feierliches Gepräge. Die Einwohner, 60.000 an der Zahl, sind noch reine Chinesen und beschäftigen sich theils mit Ackerbau, theils mit dem Handel von Lebensmitteln, Medicamenten und Kleidungsstoffen. Besonders hervorragende Industriezweige und Gewerbe gibt es in Sining-fu nicht.

Die Bevölkerung ist im Allgemeinen gutmüthig, fleißig und neugierig, ohne ausgesprocheneBöswilligkeit. Sining-fu ist die erste große, chinesische Stadt an der Nordostgrenze Tibets. Eine Tagreise südlich der Stadt stoßen wir bereits auf ein großes tibetanisches Kloster.

Es gelang uns, vom Gouverneur die Bewilligung zu erhalten, das Kloster Kum-bum zu besuchen. Schon der Gedanke, mit den echten Repräsentanten der buddhistischen Religion in Verkehr zu treten, eiferte uns, abgesehen von unserer Erwartung, dort einen Führer für die Weiterreise zu finden, zu diesem Ausfluge an.

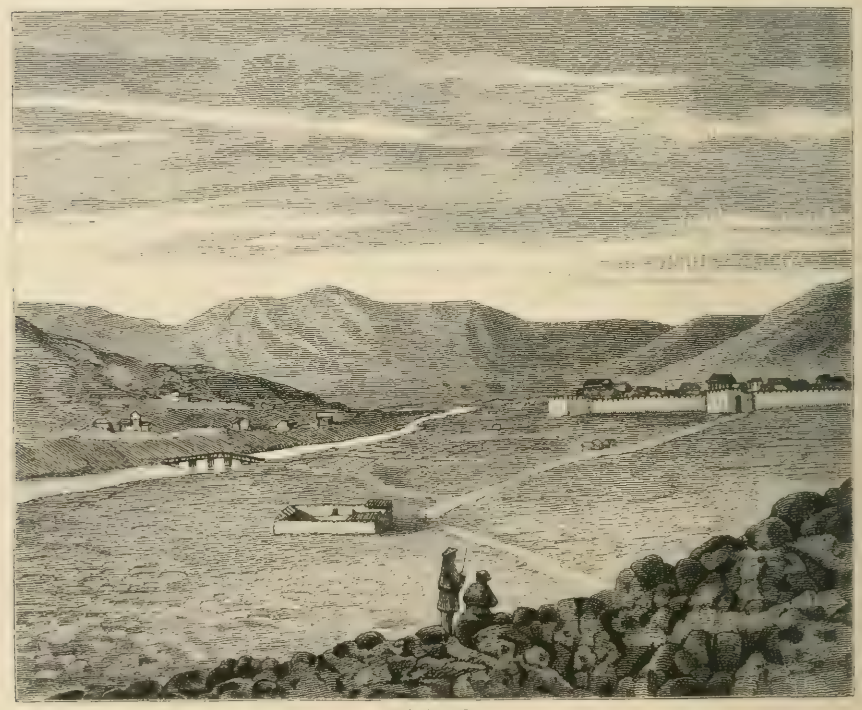
Der Weg stieg zuerst in dem bei Sining-fu einmündenden Nebenthale direct nach Süden an, und wandte sich dann bei dem Dorfe Sing-tschun nach Westen, um einen niederen Paß zu überwinden. Jenseits desselben erblickten wir das Kloster in einem engen Thalkessel zu unseren Füßen.

Aus größerer Entfernung sieht das Kloster einer niedergebrannten Ortschaft täuschend ähnlich, erst in unmittelbarer Nähe gestaltet sich das Landschaftsbild freundlicher, und würde noch gewinnen, wären die Hänge der Berge nur einigermaßen bewaldet. Terrassenförmig erheben sich längs der Thal-

wände die dächerlosen, weiß getünchten Wohnhäuser der Lamapriester über den Haupttempel, dessen vergoldetes Dach sogleich die Aufmerksamkeit fesselt. Zahlreiche Lamagestalten wandelten auf den Fußpfaden. Sie waren roth gekleidet, und ihre Toga, welche die nackten Arme frei ließ, verlieh den Erscheinungen einen altrömischen Charakter. Mir fiel besonders die dunkle Hautfarbe der Priester auf, die um so greller hervortrat, weil eine Schichte Schmutz sie bedeckte.

Dank dem Empfehlungsschreiben des Gouverneurs von Kuku-nor wurden wir in einem netten und verhältnißmäßig reinen Hause untergebracht. Im Hofe stand ein großer Flaggenstock, auf welchem lange, schmale, mit tibetanischen Lettern beschriebene Fahnen befestigt waren. Das Innere des Wohngebäudes enthielt einen langen, schmalen Raum, und wurde durch zwei getäfelte Holzverschalungen in drei Zimmer abgesondert. Die Betten waren aus Holz, Stühle und Tische mangelten und wurden durch ein erhöhtes Podium ersetzt. Alsbald nach unserem Eintreffen wurden wir von drei Würdenträgern des Klosters besucht. Sie waren keineswegs prunkvoll gekleidet, sondern trugen dieselben rothen, groben Gewänder wie ihre Brüder. Der Führer der Deputation, ein 68 Jahre alter Mann, hatte ein gutmüthiges, sympathisches Gesicht und nickte während der Verhandlung nur zustimmend mit dem Haupte, ohne zu sprechen. Der Zweite, schwarzbraun wie ein Hindu, sah eher einem Räuber gleich als einem Priester. Der Dritte, der als Oekonom des Klosters das Wort führte, unterschied sich von den Anderen durch den verschlagenen Gesichtsausdruck und eine in Gold und Silber gestickte, schmutzige Weste. Die drei Priester hatten in einem Nebenlocale unserer Wohnung auf einer mit Filz bedeckten, breiten Bank nach orientalischer Sitte Platz genommen. Als wir erschienen, erhoben sie sich und begrüßten uns mit einer stummen Verbeugung. Einige untergeordnete Priester brachten etliche Schüsseln mit candirtem Zucker und getrockneten Früchten. Wir setzten uns, und die Verhandlungen begannen. Die Unterhaltung stieß bei dem Umstande, daß die Priester nur tibetanisch sprachen, auf bedeutende Schwierigkeiten. Wir sprachen englisch, unser Dolmetsch Sin übersetzte die Worte in's Chinesische, und ein zweiter Interpret, welchen uns der Gouverneur zur Verfügung gestellt hatte, übermittelte den Inhalt dem tibetanischen Sprecher.

Der Graf begann folgendermaßen: „Sagen Sie dem Lama, wir seien Fremde, die von weither kommen, um ihrer Bewunderung für die buddhistische Religion Ausdruck zu geben.“ Der Satz galt nur als Einleitung einer klaren Darstellung unserer Absichten; um aber zu verhindern, daß bei einer solchen mittelbaren Verständigung der Dolmetsch etwa Sachen von



Sining-fu.

Bedeutung vergessen möchte, hielt es der Graf für angezeigt, in Intervallen zu sprechen. Doch kaum hatte der Oekonom die wenigen Worte vernommen, als auch an eine Fortsetzung der Ansprache nicht mehr zu denken war. In einer zehn Minuten langen Rede, die wie das zügellose Wasser eines Wildbaches über seine Lippen floß, antwortete er bereits mehr als wir ihn überhaupt gefragt hätten. Und wie er so, ohne den Athem zu verlieren, schnatterte, da wußte ich schon, daß jeder Dolmetsch entbehrlich wäre.

Richtig! Wir hörten dasselbe, was wir ohnehin schon wußten: Niemand geht diesen Weg nach Tibet, kein Lama, kein Kaufmann, kein Chinese, kein Mongole, kein Tibetaner — keine Seele. Alle nach Lassa pilgernden Priester nehmen den Weg durch Sze-tschuen. — Aus der Beantwortung einer Frage, die der Oekonom des Klosters noch gar nicht gehört hatte, erhellt es zur



Schlucht oberhalb Kum-bum.

Genüge, daß er nur die Befehle befolgte, welche er von höherer Seite erhalten haben mußte.

Auf die Erklärung des Grafen hin, daß wir den Dalai-Lama in der besten Absicht besuchen wollen, um ihm ein großes Geldgeschenk als Zeichen der Verehrung zu übergeben, daß er ferner jeden Lama, der uns nach Lassa begleiten würde, fürstlich entlohnen wolle, entgegnete der Wortführer: Es thue ihm leid, doch kein Lama nehme ein Geldgeschenk an. . . . Keiner von

ihnen sei je in Lassa gewesen, ebenso habe auch Keiner Lust, diesen Weg zu gehen, sie seien in Folge der jüngst verübten Raubzüge der Wilden erschreckt. Wir mögen seinen Worten glauben, denn ein Lama lüge nie.

Als wir späterhin mit den untergeordneten Lama Separat-Bündnisse abzuschließen versuchten, erhielten wir ähnliche ausweichende Antworten.

Der Oekonom erzählte uns hierauf, daß das Kloster im Jahre 1872 von den Muselmännern zerstört wurde. Zwei Jahre darauf habe eine Schaar buddhistischer Fan-zh das wenige Uebriggebliebene bis auf den Haupttempel, welchen sie verschonten, vernichtet. Vor jener Verwüstung lebten 4000 Lama im Kloster, zur Zeit unseres Besuches war deren Anzahl auf 2000 zusammengeschmolzen.

Auf die Frage, ob sie zur gelben oder rothen Kirche gehören, antwortete er, daß sie gelbe Lama seien*). Sie tragen wohl für gewöhnlich auch rothe Kleidung, doch im Ornate kennzeichnet der gelbe Hut ihre Secte.

Die Priester waren höchst erstaunt, als wir ihnen Mittheilungen über die Würde und die Wohnung der beiden Päpste in Lassa und Teschulumbo machten; sie konnten nicht begreifen, woher wir Alles wußten. Wir stellten nun das Ansuchen, dem Oberen des Klosters vorgestellt zu werden, doch der Wortführer betheuerte, indem er seine Hände auf die Brust preßte, in feierlicher Weise, daß der Kutuktu von Kum-bum nach Kanton abgereist wäre.

Obgleich ein Lama nie lügt, so machte der Oekonom diesmal doch eine Ausnahme, denn wenige Minuten später erblickten wir den Heiligen im Vorhofe des Tempels. Wir ersuchten hierauf die Deputation, uns die Sehenswürdigkeiten des Klosters zu zeigen. Bereitwillig leistete sie dem Wunsche Folge.

Der Tempel liegt in einem großen, viereckigen Raume. Zahlreiche Nebengebäude mit Galerien aus Holz begrenzen einen großen Vorhof. Vor den langen Gebäuden im Hintergrunde erhebt sich ein kleiner Thron aus Holz; dort saß der Kutuktu, ganz in gelbe Seide gekleidet, sein Schooß war mit Schriften bedeckt, die er zu sichten bemüht war und die er hie und da in die Höhe hob, als suche er etwas.

---

*) Wir kommen in einem folgenden Capitel auf diese Spaltung in der buddhistischen Religion zu sprechen.

Vor ihm kniete, das Haupt am Boden, im Halbkreise eine Schaar Lama, die sich nach einer Pause erhoben und sich der Sandalen entledigten, bevor sie die Stufen des Thrones betraten, um mit dem Heiligen zu sprechen. Bald darauf wurden sie von einer neuen Gruppe älterer Lama abgelöst, die vorher in einer Ecke des Vorhofes nach orientalischer Sitte sich niedergelassen hatten.

Amphitheatralisch die Scene abschließend, standen im Vordergrunde zwei Reihen jüngerer Lama, Gesicht gegen Gesicht. Ein fürchterlicher Lärm begleitete ihre religiöse Uebung. Mit Armen und Beinen, ja mit jeder Muskel des Gesichtes gestikulirend, in allen Tonarten schreiend und tobend, den gelben Rosenkranz bald über den Kopf schwingend, bald über den bloßen Arm bis zur Achsel schleudernd, dann wieder die Hände zusammenschlagend, rief diese Scene den Eindruck zügelloser, toller Heiterkeit hervor. Ein Lama klärte uns den Sachverhalt auf. Es war eine Art Religionsunterricht, in Fragen und Antworten, ein absichtliches Irreführen der Schüler durch die Lehrer. Der Schüler aber überschrie in seiner Freude den Versucher: „Nein das ist falsch, ich weiß es anders, es ist so und so, denn ich las das Richtige dort und dort."

Ueber einige Stufen gelangten wir zu dem Haupttempel. Vor ihm stand, von einem schützenden Gitter umgeben, jener Baum, von welchem Abbé Huc erzählt, daß seine Blätter von Natur aus das Bildniß Buddha's und das tibetanische Alphabet tragen. Wir suchten vergebens nach solchen Erscheinungen. Kein Buddha-Bild, kein Buchstabe, sondern nur ein spöttisches Lächeln um die Mundwinkel des alten Priesters, der uns als Führer diente.

Auf unsere Frage um die Geschichte des Baumes theilte uns der Priester mit, daß vor langer Zeit der Baum in der That Blätter mit dem Bildnisse Buddha's trieb, in der Gegenwart aber nur höchst selten das Wunder erscheine. Nur wenige, von Gott begnadete Menschen seien bevorzugt, solche Blätter zu entdecken. Der letzte Glückliche war ein frommer Mandarin, welcher vor 7 oder 8 Jahren das Kloster besuchte.

Am folgenden Tage war es Graf Széchenyi beschieden, ein Blatt am Baum zu finden, auf welchem ein unförmliches Buddha-Bild — wahrschein-

lich mit einer Säure eingeätzt worden war. Blätter oder Blüthen von dem Baume zu pflücken, gestatten die Lama Niemandem. Die abgefallenen Blätter werden sorgfältig gesammelt und als heilsamer Thee gegen Kehlkopfleiden an die Pilger verkauft. Der Baum besteht aus vier Stämmen in der Höhe von 6—8 Meter und war zur Zeit unseres Besuches im Kloster dicht mit länglichen, runden, dunkelgrünen Blättern besetzt. Die doldenartigen Blüthen waren gerade im Knospen. — Jedenfalls gehört der Baum zu den Gattungen der Oleaceen. Ich halte ihn für Syringa L. (weißer Hollunder, der aller Wahrscheinlichkeit nach aus China nach Europa gebracht wurde).

Vor der mit einem ungemein sorgfältig gearbeiteten Eisengitter abgeschlossenen Hauptfront des Haupttempels beteten die Lama ein sonderbares Gebet. Sie standen, nur mit der Toga bekleidet, auf dem mit glatten Holzdielen bedeckten Gange, sprachen einige Worte und rutschten dann mit den Handflächen auf den Brettern nach vorne; 15 Centimeter tiefe, glatte Rinnen kennzeichnen bereits ihre Spuren.

Das Innere des Haupttempels überrascht durch den Reichthum der Opfergaben; goldene Buddha-Statuen, Seidenstoffe in den prächtigsten Farben, Schmuck, Edelsteine, Ornamente, Gold und Silber in schwerer Menge. Bemerkenswerth ist ein Seitentempel mit unzähligen Todtenköpfen. Als wir wieder den Vorhof betraten, überraschte uns ein anderes Bild; und wenn uns das erste in seiner Lebhaftigkeit, Munterkeit und Ausgelassenheit interessirte, so zog uns dieses durch seine weihevolle Stimmung an. Vor dem Throne kniete ein junger Lama mit schwarzem Schnurrbärtchen und stoppelgleich rasirtem Haupthaare. Er besaß ein anziehendes, ovales Gesicht, aus dem uns ein Paar kluge Augen entgegenleuchteten. Ihm zugewendet saßen in vier Halbkreisen, die mit einem Zirkel abgemessen schienen, die Lama. Die Gesellschaft betete laut. Der Klang ihres Liedes glich genau einer abgesungenen Litanei. Es war ein voller, reiner Accord, dessen wirklich entzückende Harmonie nur von der klangvollen, tiefen Baßstimme des jugendlichen Vorbeters übertönt wurde.

Wenn zur nächtlichen Stunde ähnliche Gebete abgehalten werden, wird der Tempel mit rothen Laternen beleuchtet, und der anziehende Gesang gewinnt

durch den tiefen Ton der aus Menschenknochen verfertigten Posaunen an ergreifender Wirkung.

Die Facultät zu Kum-bum ist in vier Abtheilungen gesondert, und zwar:

1. In die Schule zur Ergründung der Religionsgeheimnisse;

2. in die Schule zur Erlernung der Ceremonien;

3. in die medicinische Schule zur Ergründung und Behandlung der 440 Krankheiten, und

4. in die Schule zur Erlernung der Gebete. Diese ist am zahlreichsten besucht.



Tempelbild in Tschobjön.

Die Lama-Aerzte dürften, trotzdem ihr Wissen ein äußerst geringes ist, dennoch durch Erfahrung manches Heilmittel benützen, das für uns von großem Werthe sein könnte.

Solche Institute, wie jenes zu Kum-bum, werden sehr streng geleitet. Die größten körperlichen Strafen für geringe Fehler halten eine musterhafte Disciplin aufrecht. Solche Zöglinge, welche ein größeres Vergehen begangen, werden auf der Stirne gebrandmarkt und entlassen. Alles geschieht gemeinschaftlich. Sie speisen und beten zusammen, die Opfer werden zu gleichen Theilen verabfolgt u. s. w. Daß dabei trotzdem nicht eine gleiche Vertheilung

des Besitzes erzielt werden kann, liegt in den verschiedenen Abstufungen der Sparsamkeit des Einzelnen.

Nach der Besichtigung des Tempels bestiegen wir eine nahe Kuppe, die eine ausgiebige Rundsicht über die Umgebung gestattete. Die Sonne stand schon tief, als wir die Höhe erreichten. Im Süden erheben sich die schwarzen Felsmassen des Kuku-nor-Gebirges bis zur Höhe von 4000 Meter und erstrecken sich, so weit das Auge reicht, in der gleichen Höhe nach Westen zu dem See Kuku-nor. Da es Tags vorher in den Thälern geregnet hatte, waren die höchsten Kuppen des scharfkantigen Gebirgsrückens mit einer dünnen Schneeschichte bedeckt. Die Hänge fallen steil und kurz zu den breiten Thälern hinab und verflachen sich schließlich zu relativ niedrigen und runden Löß-formationen, welche mit üppigem Gras bewachsen sind.

Ein Gewitter stand über dem Kuku-nor. Es war ein herrlicher Anblick. Während auf der einen Seite die Blitze aus den schweren Wolken nach allen Richtungen zuckten, zerriß auf der andern Seite das glühende Abendroth den schwarzgrauen Schleier des Firmaments. Die Gebirge des Nordens dominiren bei gleichem Charakter die rechtsseitige Thalbegleitung des Sining-ho; die Seitenthäler sind jedoch wasserarm und mit Steingerölle ausgefüllt.

Am nächsten Morgen kehrte ich allein nach Sining-fu zurück, um mich für die astronomischen Observationen vorzubereiten. Außerdem zwang mich mein Unwohlsein zu einer mehrtägigen Ruhe und verhinderte mich, an den Excursionen des Grafen theilzunehmen.

Bei meiner Ankunft in Sining-fu erzählte mir Kung-sche, daß mittlerweile ein englischer Missionär eingetroffen sei, der zum Ergötzen aller Chinesen und zum Entsetzen aller Beamten auf den Straßen öffentliche Predigten abgehalten habe. Mr. Easton besuchte mich noch denselben Abend. Er theilte mir mit, daß er aus der Provinz Sze-tschuen käme, in Tsing-tschou eine Missionsstation errichtet hätte, sich dort von seinem Collegen Mr. Cammeron trennte, der nach Lassa aufbrach (an der tibetanischen Grenze aber — wie wir später erfuhren — zurückgewiesen wurde) und nun nach Sining-fu gekommen wäre, um zu sehen, ob die Einwohner für die Grundzüge seiner Lehre empfänglich seien. Er habe schon in Tschung-pe-shien vernommen, daß

vor einigen Tagen eine Anzahl europäischer Männer nach Sining-fu gereist wäre. Die dortigen Bewohner zerbrachen sich noch fort die Köpfe über die Absichten, welche wir eigentlich mit unserer Reise verfolgten.

„Die drei Fremden,“ erzählten sie Mr. Easton, „sind gar sonderbare Menschen. Sie führen zwar eine große Anzahl Kisten mit sich, sind aber trotzdem keine Kaufleute; denn die Kisten enthalten weder Seidenstoffe, noch Opium, noch sonstige Handelsartikel, sondern nur große Steine, solche Steine, wie sie zu Tausenden in den Flüssen und Gebirgen zu finden sind, ohne Werth und ohne Spur von Silber. Schon dieser Umstand ließ uns vermuthen, daß es mit ihnen nicht ganz richtig bestellt sei. Als sie nun in unserer Stadt übernachteten, da blieb kein Zweifel mehr übrig, die Europäer sind verrückt. Nachdem sie das Kun-kwan bezogen hatten, warfen sie die Filzbetten, welche ihnen der Magistrat auf dem Kang ausbreiten ließ, in den Hof, und vertheilten die Leckerbissen, welche die Gnade des Kaisers ihnen zukommen ließ, an die Dienerschaft. Jeder von ihnen nahm nun, anstatt sich von dem beschwerlichen Wege auszurasten, ein Stück Papier und schrieb auf demselben verschiedene unverständliche Zeichen. Sie sprachen nichts, sie aßen nichts, sie tranken nur kaltes Wasser.“

Graf Széchenyi kam nach zwei Tagen von Kum-bum zurück, ohne den geringsten Erfolg erzielt zu haben. Die Priester behaupteten einstimmig die Richtigkeit der Aussagen des Gouverneurs. Als der Graf späterhin auf der Rückreise von einem Ausfluge nach Quetä, einer Stadt am rechten Ufer des Hoang-ho, von wo augenscheinlich ein Weg über die Wüstenplateaux im Südwesten nach Zaidam und weiter zu den Quellen des Hoang-ho führt, abermals die Priester des Klosters Kum-bum zu erweichen bestrebt war, da wiesen sie den Besuch mit barschen Worten ab, und es kostete schwere Mühe, ein Nachtquartier zu erhalten.

Ein weiterer Versuch, die Lama in den Klöstern von Altin und Tschobsön durch reiche Geldgeschenke zur Unterstützung für die Reise nach Tibet zu bewegen, scheiterte vollständig an der Unzugänglichkeit derselben für das Project.

Diese beiden Klöster liegen zwei Tagreisen nördlich von Sining-fu 2800 Meter über dem Meere am Südabfalle des Mej-Gebirges in unbe-

deutender Entfernung von einander*). Sie sind viel kleiner und ärmer als Kum-bum. Ein Altarbild des Haupttempels in Tschobsön, einen Elephanten darstellend, auf welchem ein Affe, ein Hase und ein Rabe reiten, stammt jedenfalls aus der indischen Nachbarschaft.

Während der Abwesenheit der beiden anderen Reisegefährten kam eines Morgens Kung-sche in mein Schlafzimmer und weckte mich auf. Er zitterte



Religionsunterricht.

an allen Gliedern und konnte anfangs kein Wort über die Lippen bringen. Endlich klapperten seine Zähne: „Stehen Sie auf — kommen Sie — es sind Räuber da!"

*) Ich will noch erwähnen, daß Prschewalski irrig berichtet wurde, wenn er die Stadt Tatung-shien an den Tatung-ho verlegt. Sie liegt am Pei-tschuen-ho, einem kleinen, bei Sining-fu einmündenden Nebenflusse, und kann von Altin in einem Tage erreicht werden.

„Wo?“ fragte ich, indem ich aufsprang. „In unserem Hause?“

„Ja, gleich nebenan im Zimmer.“

Ich nahm den Revolver und ging dem furchtsamen Diener voran, der mit dem Finger auf ein Nebengebäude wies, wo unser Gepäck untergebracht war. Ich horchte nach einem Geräusche, doch im Hause und über den Straßen herrschte lautlose Stille. Bittend hob Kung-sche die Hände empor, ich möchte



Lama-Andacht.

keinen Versuch machen, in das Local einzudringen, es könnte mir schlecht ergehen. Ohne mich durch den Widerstand des Dieners beirren zu lassen, öffnete ich die Thüre. Keine Seele war in der Kammer. — Bei der herrschenden Dunkelheit konnte ich im ersten Augenblicke nichts Ungewöhnliches wahrnehmen, als aber Kung-sche nun auch muthiger wurde und die Thürflügel angelweit öffnete, sah ich wohl aus der vorhandenen Unordnung, daß die Industrieritter von Sining-fu uns einen Besuch abgestattet hatten.

Die Diebe hatten von der Straße aus durch die Mauer des Zimmers, welches sonst der Dolmetsch bewohnte, ein rundes Loch von solcher Größe gebrochen, daß nur ein geschmeidiger Chinese durchzuschlüpfen vermochte. Sin's großer Koffer widerstand den Aufsprengungsversuchen, dagegen war der Koffer eines Dieners gänzlich geleert. Unsere Habseligkeiten übten auf die Gauner einen geringen Reiz aus. Die europäischen Effecten hätten nur dazu beigetragen, die Uebelthäter zu verrathen, und so warfen sie unter Anderem auch einen Feldstecher, welchen ein Mitglied der Bande mit sich genommen hatte, während des Rückzuges wieder fort. Ich fand ihn auf der Straße. Der Einbruch mußte kurz nach Mitternacht stattgefunden haben, zu einer Stunde, zu welcher selbst der Nachtwächter, welchem die Sicherheit des Hauses anvertraut war, sein großes Klangbecken als Kopfkissen benützte und vor den Papierfenstern des Zimmers, in welches die Diebe einbrachen, der Ruhe pflegte.

Ich machte im Laufe des nächsten Vormittags dem Polizei-Chef der Stadt die Anzeige über den Vorfall. Ohne es der Mühe werth zu halten, den Thatbestand aufzunehmen, erstattete mir in seinem Auftrage ein Soldat die Meldung, daß in fünf Tagen der Dieb gestellt sein würde. Damit war aber auch Alles geschehen. —

Einige angesehene Kaufleute, die von meinen astronomischen Beobachtungen gehört hatten, baten mich in den folgenden Tagen um Erlaubniß, den Observationen beiwohnen zu dürfen. Ich gestattete Ihnen unter der Bedingung, daß sie sich ruhig verhalten und mich in keinerlei Weise belästigen würden, den Eintritt in den Hof, wo ich das Passage-Instrument aufgestellt hatte.

Nach Beendigung meiner Arbeiten beschäftigte ich mich mit den Gästen. Ich richtete mein Teleskop auf den Mond und ließ Einen nach dem Anderen durchblicken. Die Chinesen sind recht tüchtige Handelsleute, aber keine Astronomen. Ihre Ansichten über alle Gegenstände, die sie nicht mit der Hand erfassen können, sind confus und verschwommen. So auch erklären sie die Sterne und Planeten als brennende Lichter und die Sonne als ein böses, gefährliches Feuer im Himmelsraume. Die ehemalige Bedeutung der Stern-

warte in Peking für China ist längst erloschen, die daselbst creirten Würdenstellen sind schon seit vielen Jahren unbesetzt. Um aber für die Sonnen- und Mondesfinsternisse die zeitgerechten Daten zur Abhaltung der vorgeschriebenen Andachten zu erlangen, verfaßt Professor Fritsche, bei dem Mangel an chinesischen Astronomen, als Subdirector der Anstalt, den jährlichen Kalender.

Meine Gäste zeigten ein unleugbares Interesse an dem Anblicke der zerrissenen Krateroberfläche des Mondes, sie hörten mit lautloser Spannung meiner Erklärung über die Bewegung des Mondes um die Erde und die Sonne zu, die ihnen Kung-sche in drastischer Weise übersetzte, sie betrachteten mit gleicher Aufmerksamkeit die Monde des Jupiter und den Ring des Saturn — aber ich vermochte sie nicht zu überzeugen. Kopfschüttelnd verließen sie gegen Mitternacht das Haus. Kung-sche öffnete ihnen das Thor und hörte noch, wie ein alter Mann seinen Mitbürgern lachend zuflüsterte: „Solch' ein Unsinn! Der muß uns für sehr dumme Leute halten. Es ist Alles nicht wahr."

Ich unternahm häufig Ritte in der Umgebung und es gelang mir, nicht nur die Indifferenz der Bevölkerung zu besiegen, sondern mit Geduld und freundlichem Entgegenkommen sogar einige Freunde zu erwerben. Besonders war es ein im Süden der Stadt auf einem Hügel erbauter Tempel, zu dessen Füßen sich Sining-fu malerisch ausbreitete, den ich häufig besuchte. Ich wurde endlich mit den Leuten so bekannt, daß ich es wagen durfte, den photographischen Apparat mitzunehmen, um den Tempel und die Stadt aufzunehmen. Als ich eines Abends vom Spazierritte nach Hause kam, stand vor dem Thore eine große Menschenmenge, die mich mit Heulen und Johlen empfing. Der Thorhüter hatte mich schon erspäht und so brauchte ich nur meinen Stock zu heben, um mit einem Satze durch den blitzschnell geöffneten Eingang zu verschwinden. Nachdem das Thor wieder verschlossen war, erreichte der Lärm seinen Höhepunkt und man begann die Thorflügel mit großen Steinen zu bewerfen.

Ueber die Ursache dieser Volksaufregung befragt, theilte mir Kung-sche das verbreitete Gerücht mit, ich hätte mit einer schönen Frau gesprochen und

um dies zu erreichen, den Thorhüter des Hauses durch ein Geschenk von 90 Taël bestochen.

Nachdem ich eine salbungsvolle und an wohlmeinenden Vorwürfen reiche Rede Kung-sche's über diesen Punkt über mich hatte ergehen lassen, beruhigte ich ihn und sagte ihm, er wisse so gut wie jeder andere Chinese, daß jede Frau und jedes Mädchen verloren und für ihr ganzes Leben geächtet wäre, welche nur ein einziges Wort mit einem Europäer wechseln würde. Nichts läge mir aber ferner, als eine solche Annäherung zu versuchen, weil sie nur mit Folgen verbunden wäre, die mich lächerlich machen müßten. Ich forderte ihn auf, sich nach den näheren Umständen des Vergehens, dessen man mich beschuldigte, zu erkundigen und die Leute von der Haltlosigkeit ihres Verdachtes zu überzeugen.

Kung-sche that, was ich ihm geheißen, und seiner Ueberredungsgabe gelang es bald, die Zudringlichen zu beschwichtigen.

Von der Höhe, die das Kloster Kum-bum gegen die rauhen Weststürme sichert, erblickten wir bereits die Felsenmauer, welche als Begrenzung des Horizontes das Becken des großen Landsee's Kuku-nor*) nach Süden abschließt. Wir wollen uns nun etwas eingehender mit diesem interessanten See beschäftigen:

In unseren Culturländern stoßen wir auf zahlreiche Legenden und Märchen über die Entstehung von schon im grauen Alterthume bekannten und von den Anwohnern mehr oder minder geschätzten und ausgenützten Terraintheilen, als: Seen, Heilquellen, Gebirge, Berge 2c.

Die Mythe hat all' diesen Oertlichkeiten einen poetischen Charakter, einen Reiz verliehen, dessen Einflusse sich selbst unser nüchternes Jahrhundert nicht ganz entziehen kann.

Aehnlich und doch verschieden von unseren Verhältnissen zeigt sich die Mythe im Inneren Asiens auf jenen Hochplateaux, die spärlich bewohnt sind und deren Bewohner auf einer kindlich einfachen, geistigen Stufe stehen.

Die Naturerscheinungen, die in die Augen springenden Terraingegenstände, alle unerklärbaren Vorgänge nehmen in dem schwachen Vorstellungs-

*) Nor bedeutet im Mongolischen: See.

vermögen der Bewohner riesige Dimensionen an, und die auf's höchste gereizte Einbildungskraft weiht die bezüglichen Objecte den Göttern, sie erklärt sie „heilig"; sowie sie auch Menschen, denen sie etwas Besonderes verdanken zu müssen glauben, diesen Titel beilegen.

Die Zahl der Objecte, um welche ein mythischer Zauber gewoben, ist eine ganz kleine, im Gegensatze zu uns aber im ganzen Lande weit und breit wohlbekannt, und Jung und Alt spricht nur mit heiliger Scheu und Verehrung von dem „heiligen See", von dem „heiligen Tempel" u. s. w. So heißt auch der Kuku-nor: „der heilige Kuku-nor".

Die Legende der Entstehung dieses See's ist in Kürze folgende: Vor langer Zeit lebte in Tibet ein König, welcher sich entschloß, zu Ehren Buddha's einen mächtigen Tempelbau aufzuführen. Der Tempel war nahezu vollendet, als er ohne erklärbare Gründe zusammenstürzte. Die Arbeit wurde von Neuem begonnen. Aus der Thalebene und dem Tieflande des Sampu strömten tausende Arbeiter herbei, um das gottgefällige Werk zu Ende zu führen, aber es sollte nicht sein, abermals brach der Bau zusammen. Auch der dritte Versuch erlitt ein gleiches Schicksal.

Der König, durch diese Ereignisse an den Rand der Verzweiflung gebracht, consultirte die Heiligen des Landes. Sie vermochten keine genügende Auskunft zu ertheilen, und nur einer von ihnen machte dem Könige die Mittheilung, daß ferne in der Mongolei ein Heiliger lebe, welcher allein das Geheimniß aufzuklären im Stande sei. Dieser Mann müsse gefunden werden, denn nur dann könne der Tempel vollendet werden. Der König fand auch bald einen Priester, der in Folge seiner besonderen Fähigkeiten die glückliche Durchführung dieser Mission erwarten ließ, und schickte ihn aus, den Heiligen aufzufinden.

Der Lama bereiste alle berühmten buddhistischen Klöster in China und in der Mongolei, er sprach mit vielen Klostervorständen, welche als Heilige mit dem Namen „Gigen" bezeichnet werden, ohne aber den richtigen aufgefunden zu haben. Keiner wußte eine Erklärung zu geben. Betrübt über den Mißerfolg, wollte der Priester in seine Heimat zurückkehren. Er wählte den kürzesten Weg durch die sandigen und kahlen Steppen der Plateaux, welche

sich zwischen der Mongolei und Tibet ausdehnen. Eines Tages zerbrach ihm die Schnalle seines Sattelgurtes und um selbe auszubessern, betrat er das nächste ärmliche Zelt. Hier traf er einen gutmüthigen, blinden Greis, welcher ihm bereitwillig seine eigene Schnalle anbot. Der Priester gab dem alten Manne auf seine Frage um den Zweck seiner Reise die ausweichende Antwort, er komme aus China und beabsichtige, in allen großen, buddhistischen Tempeln seine Andacht zu verrichten.

Der geschwätzige Greis nannte ihm hierauf die Namen aller berühmten Tempel und kam auch auf den vereitelten Tempelbau des Königs von Tibet zu sprechen. „Ja," sagte er, „dort müht man sich vergebens ab, den Bau zu vollenden, denn ein unterirdischer, unruhiger See, welcher die Erde bewege, läßt keinen Stein auf dem andern stehen. Würde aber das Geheimniß des See's verrathen, so würden die Gewässer hieher strömen und Land und Leute verderben." Kaum hatte der Lama die Rede vernommen, so gab er sich als den Priester zu erkennen, welcher das Geheimniß ergründen sollte, schwang sich auf sein Pferd und ritt davon.

Heulend und wehklagend erwartete nun der Greis in seiner Jurte die Rückkunft seiner Söhne, denn er selbst war zu schwach, um den Entflohenen zu verfolgen. Als sein Sohn mit der Heerde nach Hause kam, trug er ihm sogleich auf, den Lama aufzusuchen, ihm die Sprache, d. h. das Geheimniß zu entreißen und ihn zu ermorden. Nun bedeutet aber das Wort „Chyle" im Mongolischen sowohl Sprache als Schnalle.

Sein Sohn eilte davon und holte den Lama mit einbrechender Nacht glücklich ein. Er verlangte von ihm die Rückgabe der Chyle. Unverweilt händigte ihm der Reisende die Schnalle ein, worauf der Sohn eiligst nach Hause ritt. Dort erst klärte sich das Mißverständniß auf, aber es war bereits zu spät, den Lama nochmals zu erreichen.

Schon in der folgenden Nacht hörte man das Toben und Brausen der anrückenden Fluthen. Ohne Widerstand sprudelte das Wasser aus einer breiten Bodenöffnung und überfluthete die Umgebung, Alles vernichtend, was auf seinem Wege lag. Auch der Greis, seine Söhne und Heerden ertranken. Endlich erbarmte sich Gott der Sünder und entsandte einen großen Vogel,

welcher mit einem riesigen Felsblock die Bodenöffnung, aus welcher das Wasser emporquoll, verstopfte.

Während nunmehr der tibetanische König ungehindert den Tempelbau ausführen konnte, bildete der so entstandene Abfluß des unterirdischen See's den großen Landsee Kuku-nor, oder wie ihn die Chinesen nennen: „Tsing-hai", im Herzen Asiens *). Dies die Legende über die Entstehung des See's.

Die natürliche Entstehung desselben dürfte aber anderen Ursachen zuzuschreiben sein. Die geographischen Eigenthümlichkeiten der Umgebung geben uns immer die sichersten Anhaltspunkte, derartige Fragen zu lösen. Darum betrachten wir die Lage des Binnensee's etwas eingehender. Im Norden wird das Gebiet des Kuku-nor von dem massiven, von Westen nach Osten streichenden Mej-san begrenzt. Diese Gebirgskette bildet die Wasserscheide zwischen dem Flußnetze vom Kuku-nor und jenem des Tatung-ho, dessen wasserreiche Quellen nordwestlich des See's in den Südabfällen des Nan-san zu finden sind. Diese imposante Gebirgskette läuft parallel mit dem Mej-san, zur Linken des Tatung-ho. Beide Gebirgszüge zeigen dieselbe colossale Structur und Formation.

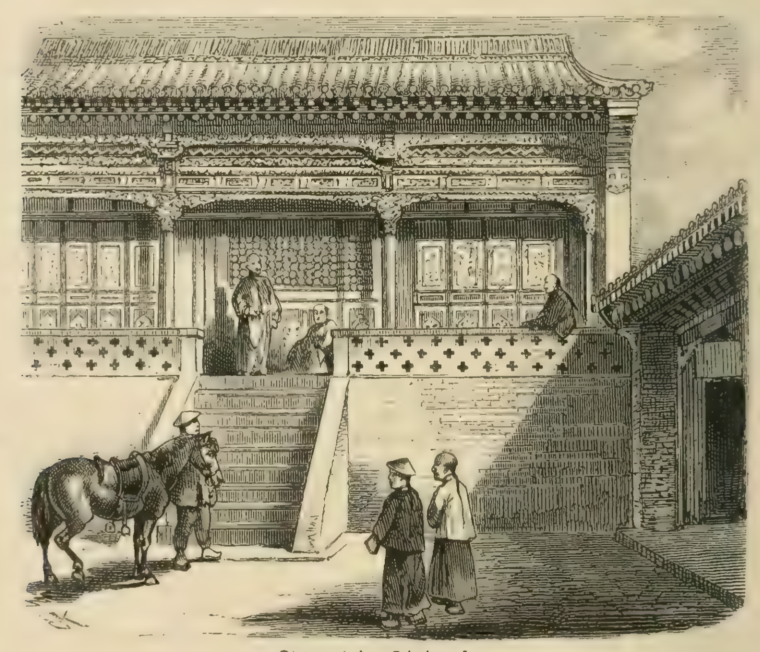
Im Westen ist der See durch ein breites Gebirgsland begrenzt, das nach Süden und Osten streicht, vom Nan-san-Gebirge unter dem Namen Kuku-nor-san abzweigt und den See auch im Süden umrahmt. Seine Ausläufer und Verästungen fallen in steilen Abstürzen zum See ab. Im Osten aber wird das Ufer durch ein flaches, mit Steppengräsern bedecktes, sanft abfallendes, welliges Terrain gebildet, das zum mindesten zwei Mal so groß an Fläche wie der See selbst, von zahlreichen Wasseradern durchfurcht ist, die im Tatung-Gebirge oder Mej-san entspringen, sich in einer breiten, öden Thalsohle vereinigen und unter dem Namen Sining-ho über Tonkerr zum Tatung-ho strömen.

Die drei ersterwähnten Gebirge, welche den Kessel des Kuku-nor nach Norden, Westen und Süden begrenzen, sind colossale Granitmassen, die im Norden, hauptsächlich aber im Mej-san, den pittoresken Charakter unserer Hochalpen aufweisen, im Westen und Süden dagegen als plumpe, massive,

*) Der tibetanische Name lautet: Zong-chom-bo.

eintönige Formen sehr geringen landschaftlichen Reiz besitzen, was um so greller hervortritt, als im Gegensatze zu dem ersteren Gebirgszuge hier nur ein spärlicher Baumwuchs, und zwar nur in beträchtlicher Höhe gedeiht.

Die erwähnten Gebirge im Norden und Westen gehören nach der Eintheilung Richthofen's dem mittleren Kwen-lun-Systeme an, dessen allgemeine Charakteristik er mit wenigen Worten schildert: „Der mittlere Kwen-lun



Tempel in Sining-fu.

besteht aus einer breiten Reihenfolge mächtiger Parallelketten, welche größtentheils im abflußlosen Lande liegen und dann meist mit abgerundeten Formen aus den breiten, die Längsthäler erfüllenden Steppenablagerungen hervorragen. Zum Theile sind sie in den Bereich des peripherischen Wasserabflusses gezogen."

Die Randgebirge des Kuku-nor stürzen steil zu den düsteren, unzugänglichen Schluchten ihrer Torrenten hinab, welche den See speisen. Die felsigen Grate begrenzen als ausgezackte Linien den Horizont, bald steil hinaufstrebend



Der Kuku-nor.

zu einer unnahbaren Kuppe, bald wieder hinabstürzend zu tief eingeschnittenen Einsattelungen. Die mittlere Höhe der vom See aus sichtbaren Gebirgsrücken ist 4000 Meter, die Höhe der hervorragendsten Kuppen reicht selbst bis über 5000 Meter; doch nirgends fesselt der bläuliche Glanz eines Eisfeldes das Auge des Naturfreundes, ja zur Zeit unserer Anwesenheit in der Umgebung des See's, in den Monaten Juli und August 1879, waren selbst die höchsten Kuppen schneefrei.

Das erwähnte flache Gebiet, welches den Kuku-nor an seinem Ostende begrenzt, und sich bis zum Mej-san-Gebirge erstreckt, ist eine eigenthümliche Erscheinung und sticht durch seinen Gegensatz von dem Gesammtbilde der Gebirgslandschaft sofort ab. Unwillkürlich empfängt der Beobachter den Eindruck, als würden die Begrenzungslinien des Steilen und des Flachen die ursprünglichen Ufer des See's bezeichnen, es ist, als hätten sich die Fluthen des Kuku-nor vor langer Zeit dort an den felsigen Wänden beim Anpralle in Staub und Sand verwandelt; ebenso unwillkürlich malt sich das Auge eine Wasserfläche aus, die das gesammte Flachland bedeckt und die in der durch die Natur geformten großen Oeffnung nach Osten ihren Abfluß fand. Aus diesen Eindrücken entspringt die Frage, warum das Becken des Kuku-nor nicht dieselbe Vergangenheit besitzen soll, wie etwa jene ungeheuren Wüsten Kopi und Schamo, über deren trostlosen Boden vor Jahrtausenden ein Meer wogte, dessen Existenz in den chinesischen Chroniken als „Han-hai" bezeichnet wird, und das schließlich gleichfalls nach Osten seinen Durchbruch fand.

Der Spiegel des See's Kuku-nor ist um mehr als 1000 Meter höher*) als die höchsten Partien der flachen, großen, central-asiatischen Wüste; allein es sprechen noch andere Anzeichen für diese Annahme.

Ich erwähnte vorhin eines Flusses, des Sining-ho, welcher im Norden des See's entspringend, das flache, wellige Terrain durchschneidet und streng

*) Die absolute Höhe des See's beträgt nach meiner Berechnung 3333 Meter. Die von Prschewalski angegebene Höhe beträgt 3315 Meter, eine zufällige Uebereinstimmung, wie sie sich unter den wechselnden meteorologischen Verhältnissen, bei so ausgedehnten wissenschaftlichen Expeditionen nur selten ereignet.

östlich laufend, dem Tatung-ho und weiter dem Hoang-ho zufließt; dieser Fluß bewässert nach der Passirung des felsigen Defilé's von Tonkerr (2736 Meter hoch) die fruchtbare breite Thalebene der Stadt Sining-fu (2304 Meter hoch), durchbricht unter gleich wechselnden Verhältnissen noch zwei weitere Felsthore und ergießt sich bei Santa in den Tatung-ho. Ist es nicht bemerkenswerth, daß der an dieser Stelle so mächtige Strom Tatung-ho unter einem vollkommen rechten Winkel seinen Lauf ändert und der beibehaltenen West-ost-Richtung des unbedeutenden Gewässers des Sining-ho folgt? Wird man nicht dadurch verleitet, anzunehmen, daß das letztere, kleine Flüßchen einmal dem mächtigen Tatung-Strome zum mindesten ebenbürtig war? Und das konnte nur möglich sein, wenn seinerzeit der jetzt abflußlose Kuku-nor wirklich an seiner Ostküste den Abfluß fand, als seine Gewässer noch die Felshänge des Mej-san-Gebirges bespülten.

Richthofen sagt, daß das Becken des Kuku-nor sich noch durch die Zuflüsse mit Wasser fülle, und daß es jetzt dem Ueberfließen nahe sei. Er führt für seine Ansicht folgende Umstände an: Der See sei von den anderen Steppenseen wesentlich verschieden, denn der Salzgehalt des Wassers sei ein weitaus geringerer, und das saftige Grün der üppigen Ufer reiche bis an den Wasserspiegel.

Weit entfernt, der Behauptung des großen Gelehrten nahe treten zu wollen, erlaube ich mir nur meine eigenen Ansichten auszusprechen, die dahin lauten, daß der See durch die Abschwemmungen zurückgedrängt wurde, welche sich im Osten des See's ablagerten und hier den flachen Alluvialquerriegel bilden, auf welchem besonders der spröde Halm des salzigen Dyrusumgrases gedeiht.

Die Form des See's ist nahezu eine Ellipse, deren Längenachse von West nach Ost verläuft. Die Ufer bestehen aus großen, flachen, bogenartigen, wenig entwickelten oder gegliederten Einbuchtungen. Aus der Mitte des südlichen See-Ufers erstreckt sich eine spitzige, flache Landzunge in das dunkelblaue Wasser hinein, und in der Richtung dieser Landzunge liegt als einzige Insel jener Stein, mit welchem, der Sage nach, Buddha seinerzeit die Oeffnung verstopfte, aus welcher die Fluthen hervorbrachen. Ihr Name ist Tschagan. Der

Umfang des See's beträgt beiläufig 400 Kilometer und ein guter Fußgeher benöthigt zehn Tage, um den See zu umkreisen. Das Wasser ist salzig, bitter und ungenießbar. Die Tiefe soll unergründlich sein, so berichten wenigstens die Chinesen, welche in Tonkerr und Sining-fu leben.

Messungen über die Tiefe des See's anzustellen, gehört bei den gegenwärtigen Verhältnissen zu den Unmöglichkeiten, da auf dem See gar keine Boote oder sonstigen Fahrzeuge existiren.

An Fischen ist kein Mangel, in der Nähe der Insel Tschagan werden sie von den in dem dortigen Kloster lebenden Lama gefangen und gegessen; an der Küste gehören sie alle nur einer, und zwar neuen Species aus der Gattung Schizopygopsis an. Der Fischfang wird hauptsächlich mit kleinen Netzen an der Einmündung der Gebirgswässer betrieben, und die Beute von den wenigen Mongolen, die sich mit diesem Erwerbszweige befassen, nach Tonkerr oder Sining-fu zu Markte gebracht.

Der Kuku-nor nimmt eine große Anzahl von kleinen Zuflüssen auf, von denen der Buchain-gol der bedeutendste ist. Er mündet im Westen in mehreren Armen in den See und versumpft die ganze Umgebung seines Delta's. Die Tiefe des Wassers ist gering und es kann der Fluß bei jeder Jahreszeit anstandslos durchwatet werden. Wenn Abbé Huc in der Schilderung seiner Reise nach Tibet in den Jahren 1844—1846, den Fluß als ein gefährliches Reisehinderniß darstellt, so müssen sich die Verhältnisse bis zum Jahre 1873 so geändert haben, daß Prschewalski dessen Aussagen total umstoßen konnte.

Huc beschreibt in seinem Werke den Flußübergang folgendermaßen: „Sechs Tage nach unserer Abreise waren wir gezwungen, den Buchain-gol zu übersetzen, einen Fluß, welcher in den Abhängen des Nan-san-Gebirges entspringt und sich in den blauen See (Kuku-nor) ergießt. Sein Gewässer ist zwar nicht besonders tief, doch ist es in mehrere Arme getheilt, die eine ansehnliche Breite einnehmen. Wir erreichten leider das Flußufer lange vor Tagesanbruch. Das Wasser war zugefroren, doch beiweitem nicht zu der Dicke, um als Brücke zu dienen. Die Pferde, welche zuerst den Fluß erreichten, wurden stützig und wollten nicht vorwärts gehen. Während dem trafen die

übrigen Tragthiere ein, und bald war die ganze Caravane an dem Uebergangspunkte versammelt. Es wäre unmöglich, die Verwirrung zu beschreiben, welche sich bei der ungeheuren Größe der Caravane inmitten der Nacht abspielte. Endlich unternahmen es einige Treiber, den Zug anzuführen. Das Eis krachte nach allen Richtungen, die Thiere glitten auf der glatten Fläche aus, die Männer schrien und fluchten, kurz der Tumult erreichte seine größte Höhe. Nachdem wir den ersten Flußarm im Rücken hatten, hieß es den zweiten, den dritten und die nächsten zu überwinden. Endlich mit Tagesanbruch empfanden wir das Vergnügen, den Buchain-gol hinter uns zu wissen, doch all' unser poetisches Gefühl war verschwunden, und wir fühlten diese Art Reisen abscheulich. Und doch jubelte Jedermann vor Lust und Freude auf, in so glücklicher Weise den Buchain-gol überschritten zu haben, denn nur ein Mann hatte das Bein gebrochen und nur zwei Tragthiere waren ertrunken."

Dagegen lesen wir in Prschewalski's Beschreibung, daß der Fluß an der Stelle, wo der Weg nach Tibet führt, nur aus einem Wasserarm besteht, welcher bei einer Breite von 30 Meter eine so geringe Tiefe besitzt, daß darin nicht einmal ein Hase, geschweige denn ein Yak zu ertrinken braucht, wenn er nicht will.

Die flache Niederung des Seebeckens enthält die üppigsten Weideplätze, die fruchtbarsten Steppen, sie sind gleichsam große Oasen Central-Asiens, welche durch die felsigen Randgebirge, die Wasserscheidelinien des Seegebietes, von den ungeheueren Stein- und Sandflächen der central-asiatischen Wüste und den unfruchtbaren, wüstengleichen Plateaux in Zaidam und Tibet getrennt werden.

Hohe Dyrusunmgesträuche verleihen der Landschaft am Fuße der Berge und Thäler ein üppiges Grün, und obwohl bei dem fast gänzlichen Mangel an Baumstämmen die Umgebung an Eintönigkeit leidet, so ist der Contrast zwischen den fahlen, vertrockneten, todten Lößlandschaften weiter im Osten ein ungemein wohlthuender und erfrischender. Nicht allein die Productivität des Bodens, sondern auch das angenehme Klima in dem gegen die rauhen tibetanischen Stürme geschützten Kessel und die Reichhaltigkeit der Fauna

lassen den See als ein Paradies für die sonst so armen Nachbarländer erscheinen; freilich nur als ein Paradies für den Asiaten, denn wir, die wir die saftigen Gebirgsmatten, die dunklen Waldungen, darüber die Adlerhorste in den Felswänden und noch höher die herrlichen Gletscher der Alpenlandschaften kennen, finden am Kuku-nor nur den Reiz der Originalität.

Die Nordhänge des Kuku-nor-Gebirges, besonders jene humusreichen Schluchten, in welchen sich die abgewaschene, kräftige, fette Erde ablagerte, sind die Heimat einer Pflanze, deren heilsame Kräfte nicht allein in China bekannt sind, sondern auch auf dem ganzen Erdenrunde die wohlverdiente Anerkennung erlangt haben. Von der Thalsohle angefangen, bis zur Grenze der Waldregion, welche im Kuku-nor-Gebiete die Höhe von 3200 Meter erreicht, mitunter auch in noch größerer Höhe, gedeiht der Rhabarberstrauch. Nicht nur die Tanguten, sondern auch die Chinesen aus Sining-fu befassen sich mit der Gewinnung seiner Wurzel. Sie nehmen an, daß das Frühjahr und der Herbst die günstigsten Jahreszeiten zu deren Ausgrabung sind, weil dann die Wurzelsäfte am kräftigsten seien. Die Pflanze erreicht oft die Höhe von und über 3 Meter und besteht aus einem 3—4 Centimeter starken Stengel, an welchem sich am unteren Theile drei bis zehn große, dunkelgrüne, herzförmige, gespaltene Blätter ansetzen. Am oberen Theile zweigen sich mehrere bis zu 1/2 Meter lange Stielchen ab, um welche sich die kleinen, weißen Blüthen gruppiren. Die Rhabarberpflanze blüht hier im Monate Juli, der Same reift Ende August, er wird im September zu gleicher Zeit mit den Wurzeln von den Tanguten gesammelt, welche die Pflanze auch in der Nähe ihrer Zelte anbauen.

Der Wurzelstock besteht aus 25 länglichen Knollen, an welche sich zahlreiche dünne und lange Nebenwurzeln anschließen. Letztere werden bei der Gewinnung als unbrauchbar abgeschnitten, die Hauptwurzel aber an der Sonne getrocknet und schließlich auf Lastthieren nach Sining-fu, dem Hauptmarkte dieses schätzbaren Medicamentes, transportirt. Die Wurzeln sind an Ort und Stelle überraschend billig; für einige Kupfermünzen erhält man eine solche Menge, daß eine leidende Familie für das ganze Leben versorgt wäre, doch der kostspielige Transport von Sining-fu nach Peking, von wo

die Rhabarberwurzel in den Welthandel gelangt, vertheuert sie um das Zwanzigfache dieses Preises.

In den zahlreichen Steppen des Kuku-nor stößt der Jäger auf ein Thier, das in seiner Art das höchste Interesse hervorrufen wird. Es ist das der wilde Esel. Schon in den Abhängen des Nan-san-Gebirges, nördlich von Lan-tschou-fu, war es mir vergönnt, ein einzelnes Exemplar zu Gesichte zu bekommen, aber ohne Gelegenheit, sich ihm zu nähern, verschwand es sogleich in einer nahen Bergschlucht. Der wilde Esel gleicht in Größe und Gestalt vollkommen dem zahmen, nur dürfte sein Kopf etwas voluminöser sein. Die Hauptfarbe ist hellbraun und längs des Rückens zieht sich ein schwarzer Streifen, welcher sich über die Lenden kreuzförmig abzweigt. Die Mähne ist von derselben dunklen Farbe wie das Kreuz. Das Haar ist wollig und mitunter gekraust.

Der wilde Esel kommt selten einzeln vor, er liebt die Geselligkeit. Zehn bis zwanzig Stuten weiden auf den saftigen Matten unter der Führung eines besorgten und umsichtigen Hengstes. Die Thiere sind ungemein scheu und einmal aus ihrer Unbesorgtheit aufgeschreckt, ist es nahezu unmöglich, sich ihnen wieder auf Schußweite zu nähern.

Die günstigste Gelegenheit, den wilden Esel zu erlegen, bietet sich des Abends, wenn die Heerde zum Flusse oder zur Quelle wandert, um zu trinken. Wenn man dann eine solche Stelle ausgekundschaftet hat, so genügt es, gedeckt durch einen Stein, ruhig zu warten, bis die Thiere der alten Gewohnheit nachgehen, doch sei hiebei ein besonderes Augenmerk dem Umstande gewidmet, daß der Hengst seine Schützlinge immer gegen den Wind führt, und daß der Geruchssinn dieser Thiere ein äußerst scharfer ist. Verwundet, verliert der wilde Esel nicht so bald den Muth oder die Fähigkeit, der Gefahr zu entfliehen. Wenn er auch das zerschmetterte Bein nach sich schleppen muß, so folgt er mit bewundernswerther Ausdauer der fliehenden Heerde, so lange, bis er endlich vom Blutverluste entkräftet in kaum erreichbarer Ferne zusammenbricht und hier verendet.

Ein anderes bemerkenswerthes Thier, welches sich jedoch nur selten in die Niederungen der Seesteppen verirrt, dessen Heimat hingegen weiter im

Westen und Norden der ruhigen, von Menschen weniger berührten Partien des Nan-san, Schuga- und Barkhanbuddha-Gebirges liegt, ist der wilde Yak. Ein ausgewachsener Yak-Stier mißt von der Schwanzwurzel bis zur Nasenspitze bis 3½ Meter. Der Schwanz selbst erreicht die Länge von 1 Meter. Die Gestalt des Yak weist durchaus keine große Aehnlichkeit mit dem europäischen Rinde auf.

Um die Brust massiv und stark, verjüngt sich der Körper gegen die Hüften, welche vergleichsweise sogar schlank genannt werden können. Die Vorderfüße erscheinen demnach kürzer und gedrungener als die Hinterfüße. Der Kopf ist für die Größe des Thieres klein und sitzt etwas nach abwärts geneigt auf einem starken Nacken, der sich oberhalb der Schulterblätter zu einem flachrunden Höcker wölbt. Die Spitzen der proportionirten Hörner winden sich S-förmig nach abwärts, als eine Waffe, die fürchterlich werden könnte, verstünde es das Thier, sie zu gebrauchen. Längs des Unterleibes hängt eine Schichte langer und glatter Haare wie Fransen fast bis zum Boden; sie werden von den niederen chinesischen Beamten gerne von den Jägern erstanden, um sie als rothgefärbten Schmuck an ihren Mandarinshüten anzubringen. Der Schwanz ist ebenfalls mit langen Haaren bedeckt, während der übrige Körper eine kurze und rauhe Behaarung zeigt. Der Grundton der Haarfarbe ist dunkelbraun und schwarz.

Der Yak ist, was seine Nahrung anbelangt, ein äußerst genügsames Thier. Wenn er nur Wasser in seiner Nähe weiß, so genügen einer Heerde von oft bis zu 1000 Thieren die spärlichen Gräser der tibetanischen Wüste vollkommen.

Für die Nomadenstämme jener Gegenden, für die Reisenden, welche über die baumlosen Wüstenplateaux Tibets ihren Weg nach Lassa richten, ist die Existenz der großen Yakheerden eine Wohlthat des Himmels; der Mist der Thiere ist das einzige Brennmaterial in diesen unübersehbaren Gebieten.

Der Yak-Stier nähert sich nur zur Brunstzeit den großen Heerden der Weibchen und Kälber, zu welcher Zeit auch zwischen den einzelnen Männchen erbitterte Kämpfe stattfinden, sonst liebt er es, allein zu grasen. So imposant und mächtig das Männchen aussieht, ebenso gefährlich wird es bei der Jagd.

Verwundet, attaquirt es gewöhnlich den Jäger. Nur die angeborne Stupidität des Thieres, die lange Zeit, welche das Thier benöthigt, um die Situation zu begreifen, dazu noch der Umstand, daß der Yak ein schwach ausgebildetes Gesicht besitzt, lassen dem kühnen Jäger hinreichend Muße, sich zu schützen. Die großen Heerden der Weibchen und Kälber aber fliehen nach dem ersten Schusse. Mit aufgeblähten Nüstern und nach aufwärts geschwungenem Schwanze schlagen sie die entgegengesetzte Richtung ein. Nach einer halben Stunde wird die Gangart schwächer, endlich machen sie Halt und blicken stumpfsinnig zurück. War es dem Jäger möglich, auf einem schnellfüßigen Pferde nachzujagen, so ist es ihm mitunter gegönnt, noch einen Schuß auf die Heerde abzugeben, in den meisten Fällen aber kommt er nicht mehr in die Gelegenheit, dies zu thun; die aufgescheuchte Heerde wittert seine Nähe, obgleich sie ihn nicht recht wahrnehmen kann, und setzt die unterbrochene Flucht fort.

Die Mongolen essen sowohl das Fleisch des erlegten Yak, als das des wilden Esels mit großer Vorliebe und verwenden das Herz und das Blut als Arzneimittel gegen verschiedene Krankheiten.

Das am häufigsten in der Umgebung des Kuku-nor vorkommende Thier ist der Pfeifhase (Lagomys), und zwar in zwei Species, von denen die an Gestalt kleinere sich mehr in den wilden Schluchten, die größere in den breiten Niederungen des See's aufhält, und hier den Boden durchwühlt und unterminirt. Die niedlichen Thiere eilen von Loch zu Loch ihrer Behausungen, verschmähen auch nicht, eine Stunde lang in den warmen Sonnenstrahlen der Ruhe zu pflegen und verfolgen den nahenden Menschen neugierig mit den großen Augen, die aus den faustgroßen Oeffnungen ihrer unterirdischen Labyrinthe hervorglotzen. Auch Spitz- und Feldmäuse, sowie andere Nagethiere haben ihr Heim in den offenen Thalmündungen.

Der herrliche Gesang einer auffallend großen Lerche wird von dem lauten, melancholischen Geschrei des tibetanischen Steppenvogels secundirt. Wilde Gänse und Enten, sowie Seeraben und Möven bevölkern die Oberfläche des See's.

Das Klima im Kuku-nor-Becken ist wesentlich verschieden von jenem der im Norden und Osten angrenzenden Provinz Kan-su und der im Westen

liegenden Dependenz Zaidam. Die hohe Lage des See's, andererseits die natürlichen, felsigen Schutzmauern sind Ursachen, daß sich bereits im November eine trockene, ruhige Kälte über die Wasserfläche lagert und selbe zum Gefrieren bringt. Binnen weniger Tage ist der ganze See eine glatte Eisfläche, deren Dicke vom December bis Jänner bis zu einem Meter anwächst. Dann, wenn in dieser Weise eine natürliche Brücke die Insel Tschagan mit dem Festlande verbindet, beginnen die Pilgerwanderungen der Mongolen zu dem auf der Insel erbauten Kloster. Die zehn Lama, welche durch volle 7½ Monate von jedem Verkehr abgeschlossen waren, nehmen dankbarst die Opfergaben der Pilger entgegen und segnen durch weihevolle Sprüche die mildthätigen Menschen, welche sie vor dem Verhungern retten. Wie die Chinesen in Tonkerr erzählen, ereignet es sich nicht selten, daß die fürchterlichsten Weststürme, welche die Höhe der tibetanischen Plateau-Landschaften mit unwiderstehlicher Gewalt heimsuchen, auch bis in die Niederungen des See's dringen, Dyrusumgesträuche entwurzeln und über das Eis ausstreuen, wo sie dann anfrieren.

In der zweiten Hälfte des Monats März hat die Sonne bereits eine solche Kraft, um mitunter innerhalb 14 Tage die immense Eisfläche zum Schmelzen und Verschwinden zu bringen.

Der Frühling charakterisirt sich nicht in gleich schöner und anziehender Weise wie in unseren gemäßigten Himmelsstrichen. Wenn auch tagsüber die wohlthuende Wärme der Sonne den Boden belebt, so vernichtet wieder der mit der Nacht hereinbrechende Frost jedes junge Pflanzenleben, denn die Temperatur sinkt vor Sonnenaufgang Anfangs April noch bis auf —10° C. Die angenehmste Jahreszeit ist der Sommer, hier erreicht die Wärme niemals unerträgliche Grade, die kühlen Nächte und tagsüber die über den See streichenden Brisen gestalten das Klima des Sommers zu einem sehr einladenden. Der Herbst ist nur von kurzer Dauer und sehr trocken. Vom Klima der benachbarten Gebiete unterscheidet sich jenes des Kuku-nor besonders durch die zu allen Jahreszeiten stattfindenden Niederschläge. Das Absterben der Vegetation beginnt mit dem Einsetzen der westlichen Stürme im October.

Wenden wir uns nun nach der gedrängten Schilderung des See's, seiner Umgebung, der Fauna, Flora und der klimatischen Verhältnisse den Bewohnern zu, die unmittelbar am westlichen Ufer (das östliche ist nahezu unbewohnt) oder in den nahen Gebirgen wohnen. Sie sind Mongolen oder Tanguten.

Der Mongole ist von mittelmäßiger, kräftig gebauter Statur. Sein eckiger Kopf sitzt proportionirt auf den breiten Schultern, doch sein breites, flaches Gesicht mit den kleinen, schief geschlitzten, dunklen Augen, der kurzen, platten Nase, dem verhältnißmäßig großen Munde, auf dessen Oberlippe das Barthaar nur spärlich gedeiht, und den abstehenden großen Ohren, kann auf Schönheit keinen Anspruch machen. Die Haut besitzt eine bräunliche Färbung, das dicke, spröde Kopfhaar ist schwarz; die Frisur gleicht jener der Chinesen. Bei glattrasirtem Vorhaupte wallt der echte oder falsche Zopf nach rückwärts bis zum Boden.

Die Mongolinen sind wie die Chinesinen zarte, schwächlich construirte Wesen, deren Gesichtsbildung von jener der Männer nur insoferne abweicht, als ihnen kein Bart wächst und der Teint etwas weniger sonnenverbrannt ist. Die mongolische Frauenwelt trägt das Haar in zwei langen, mit Glasperlen, Korallen und Silberspangen geschmückten Flechten. Die Tracht der Männer besteht wie die der Chinesen aus einem talarähnlichen, bis zu den Knien reichenden, faltigen Baumwollgewande, welches um die Hüften von einem Ledergürtel festgehalten wird, aus chinesischen Seidenschuhen und Stiefeln und endlich aus einem dunklen Filzhute mit aufgebogener Krämpe. Die Frauen tragen ein kürzeres Oberkleid über ein faltenreiches Unterkleid, gleiche Hüte und Schuhe wie die Männer, denn ihre Füße sind groß und nicht verunstaltet.

Die Mongolen leben in leicht transportablen Zelten aus Filz von $1\frac{1}{2}$ Meter Höhe und 25—30 Meter Umfang, deren Gerüste aus Holzstangen zusammengefügt sind. Ihr Lebensberuf ist die Viehzucht. Hauptsächlich ist es der Besitz großer Schafheerden, welche dem Mongolen das Ansehen des Reichthums geben, außerdem aber züchtet er noch Rinder, Pferde und Kameele. Hiedurch ist seine Lebensart schon gekennzeichnet. Nomade im vollsten

Sinne des Wortes durch die Abhängigkeit von seinem Besitze, ändert sich sein Wohnsitz nach der Ueppigkeit der Wiesen und Weideplätze. Er schlägt ohne Rücksicht auf sein persönliches Wohlbefinden die Jurte dort auf, wo seine Heerde das saftigste Futter findet.

Die Tugenden des Mongolen aufzuzählen, fällt schwer, leichter ist es, seine Schattenseiten zuerst in's Auge zu fassen. Eine Haupt-Charaktereigenschaft ist die Gefräßigkeit. Ein Tag vergeht unter Essen und Trinken wie der andere. Die Milch in ihren verschiedensten Formen ist der Hauptbestandtheil seiner Nahrung, bald als Flüssigkeit, bald als geronnene Masse, bald als Butter oder Käse, endlich als berauschendes Getränk. Verendet hin und wieder einmal ein Hammel, so gilt der Braten, besonders der Fettschwanz, als besondere Festmahlzeit. Tag und Nacht hängt der Theekessel über dem verglimmenden Kameelmiste, er wird nie leer, trotzdem eine Schale nach der andern gefüllt wurde. Der Thee, welcher von den Mongolen nur in Ziegelform verbraucht wird, gewinnt durch das Auskochen in salzigem Wasser, dem etwas Butter und Hammelfett und schließlich eine Handvoll geröstete Gerstenkleie beigegeben wird, einen absonderlichen, unserem Gaumen keineswegs zusagenden Geschmack. Gelingt es dem Mongolen, von einem Chinesen einen Krug Reisbranntwein zu gewinnen, so findet er weder Ruhe noch Rast, bis nicht der letzte Tropfen in Gesellschaft seiner Freunde verschwunden ist.

Die zweite Haupteigenschaft des Mongolen ist die fabelhafte Unreinlichkeit. Wasser als Reinigungsmittel scheut der Mongole mehr denn als Getränk. Von frühester Jugend weicht er dieser Flüssigkeit mit heiliger Scheu aus; wie das Kameel, empfindet er bei hereinbrechendem Regen die bösen Folgen auf seine Gesundheit, meist stirbt er als Greis ohne sich ein einziges Mal sein Antlitz gewaschen zu haben.

Aber nicht allein beim Volke, sondern auch unter den Fürsten werden außer den Schafheerden noch andere Hausthierchen gepflegt, deren Blut der Mongole, sobald er sich einmal entschloß, dasselbe mit beiden Daumen zu tödten, mit Behagen von dem Fingernagel saugt. Manchmal läßt er sich auch herbei, die Blutsauger mit den Zähnen zu zerquetschen. — Die Filzdecken seiner Jurte werden nie gesäubert, die Ueberbleibsel der ranzigen

Butter vermischen sich mit dem angesammelten Staube zu einer ekelhaften, klebrigen Masse, welche die Wände bedeckt.

Die dritte Hauptcharakteristik ist seine Feigheit, die aus der angebornen Trägheit entspringt. Der Mongole überläßt das Hüten seiner Heerden seinen Kindern oder Miethlingen, das Melken der Yak-Kühe seiner Frau und reitet von Jurte zu Jurte, um dort stundenlang seines Nachbars Thee zu trinken und zu plaudern. Jagd bietet ihm wenig Reiz und nur in Stunden höchster Langweile greift der Mongole zu Pfeil und Bogen oder zu dem Luntengewehr, um einen wilden Esel oder ein anderes Wild zu erlegen. Im Kampfe mit seinen Feinden hält er die geschickt durchgeführte Flucht für den schönsten Sieg.

Wie anders waren doch die Mongolen zur Zeit des großen Kublai-Khan und wie tief sind sie von ihrer ehemaligen Größe zu der jetzigen Verkommenheit herabgesunken!

Ich will noch kurz erwähnen, daß die Mongolen nur eine rechtmäßige Frau, doch mehrere Nebenfrauen besitzen, deren Loos bei der sclavischen Abhängigkeit ein bedauernswerthes genannt werden muß. In überwiegender Mehrzahl bekennen sich die Mongolen zum Buddhismus, zu dessen treuesten Anhängern sie gezählt werden dürfen.

Schon in der äußeren Erscheinung weicht der Tangute vom Mongolen ab und nähert sich dem Tibetaner. Und wäre dies auch nicht der Fall, so weist die Aehnlichkeit der Sprache unzweifelhaft deren Familienzusammengehörigkeit nach. Die Tanguten bewohnen die Gebirgslandschaften des Nan-schan in der östlichen Provinz Kan-su, die Niederungen im Kuku-nor, den östlichen Theil der Dependenz Zaidam, besonders zahlreich treten sie an den Quellen des Hoang-ho oder des gelben Flusses auf. Die letzteren nennen sich Chara-tanguten und unterscheiden sich von den ersteren durch ihr wilderes Naturell und den kräftigeren Körperbau.

Die Größe der Tanguten variirt bei 5 Fuß. Der ovale, trotzige Kopf, mit den feurig schwarzen, großen, horizontal liegenden Augen und der geraden Nase könnte in gewisser Beziehung schön genannt werden; denn wenn auch die Backenknochen vorspringen, ist dies nicht in dem Maße wie

bei den Mongolen der Fall. Die Lippen sind groß und mitunter wulstig, und in dem Dunkel der Gesichtsfarbe gewinnen die Zähne an blendendem Glanze. Während die Männer ihr pechschwarzes Haar gleich den Chinesen und Mongolen frisiren, flechten die Weiber es in eine Unzahl kleiner, flacher Zöpfe, welche das geschminkte Gesicht umrahmen.

Die Kleidung der Tanguten besteht im Sommer aus rohem Schafwollzeuge, im Winter aus Schafpelzen, welche sie mit der Wolle nach auswärts um die Schultern hängen. Der Rock reicht nur bis zu den Knien. Diese sowohl wie der rechte Arm und die rechte Brustseite bleiben immer nackt. Auf dem Kopfe sitzt keck der runde Filzhut der Chinesen. Ein tibetanisches, gerades Schwert, dessen Griffknopf durch eine kostbare Koralle geschmückt ist, bildet den werthvollsten Theil der etwas romantischen Männertracht. Die Tracht der Frauen ist jener der Männer gleich, nur gewinnt sie durch das Schmücken der Zöpfe mit Korallen und rothen Glasperlen an äußerem Glanz.

Die Tanguten wohnen in schwarzen Zelten aus grobem Tuche, welches sie aus den langen Haaren ihres Hausthieres, des zahmen Yak, verfertigen. Die Wohnstätten erhalten, wenn sie mittelst Pflöcken und Stangen aufgepflanzt sind, die Form einer breiten, abgestutzten Pyramide. In der Decke befinden sich eine oder zwei Oeffnungen zum Durchlassen des Rauches, welche bei Regenwetter mittelst eigener Klappen geschlossen werden können. Im Inneren wird ein beständiges Feuer unterhalten. Das Lager der Tanguten bildet eine Schichte Streu von Steppengräsern, über welche zuweilen halbverfaulte Filzdecken ausgebreitet werden.

Das Volk, ein ausschließlich viehzuchttreibender Nomadenstamm, nährt sich von importirter, gerösteter Gerstenkleie, welche mit Thee angefeuchtet, in der Hand zu runden Klößen — Tsamba genannt — geformt wird, von Milch, Butter, erlegtem Wilde, gefallenen Stücken ihrer Heerde und Thee. Die Tanguten mögen vielleicht in Bezug auf Unreinlichkeit die Mongolen noch übertreffen, doch berechtigen sie ihre anderen Charaktereigenschaften, die sich in Muth, Energie und Verschlagenheit zusammenfassen lassen, die Mongolen zu beherrschen und zu tyrannisiren. Auch die Tanguten sind zum großen Theile Buddhisten vom reinsten Wasser, die Priester genießen eine abgöttische

Verehrung und üben einen unbeschränkten Einfluß auf die Entschlüsse des Volkes aus. Die Tanguten verehren außer Buddha noch einen eigenen Schutzpatron, den Räubergott, und erflehen vor jedem Raubzuge dessen Hilfe für einen günstigen Erfolg. Der Aberglaube, welcher über die kleinsten Zufälligkeiten seine mystischen Flügel ausbreitet, trägt viel dazu bei, daß die Priester



Mongolenlager.

sich nebst der Ausübung ihrer religiösen Ceremonien auch mit der Wahrsagerei befassen. Die ehelichen Einrichtungen und das Familienleben der Tanguten sind dieselben wie bei den Mongolen. Eine eigenthümliche Sitte erlaubt den Tanguten, die Frau eines Anderen zu rauben, im Falle sie damit einverstanden ist; doch muß der Räuber die Frau dem rechtmäßigen Manne später abkaufen.

Der geringere Theil der Tanguten sind Mohamedaner. Ihre Tracht, Sitten und Gebräuche sind denen der buddhistischen Bekenner ihres Stammes

Tangutenlager.

vollkommen gleich, nur unterscheidet sich ihre Lebensweise dadurch, daß sie gleich allen chinesischen Mohamedanern geistige Getränke und auch den Tabak verschmähen.

Die Tanguten im Gebiete Kuku-nor, sowie in Odontala, dem Quellennetze des Hoang-ho, und in der Dependenz Zaidam sind Räuber. Gewöhnlich erstrecken sich ihre Streifzüge zu den Ansiedelungen der Mongolen, denen sie ihre Habseligkeiten und Heerden wegnehmen. Gelingt es ihnen, einen oder den andern der fliehenden Mongolen zu erhaschen, so wird derselbe als Gefangener mitgenommen und hat im Tangutenlager die niedrigsten Dienste zu verrichten. Auch dann, wenn sie in ihren Zelten friedlich neben den Jurten der Mongolen lagern, dominiren sie die letzteren in jeder Hinsicht. Der Mongole ist dann der Spielball der Launen derselben, und seine Feigheit läßt es nicht zu, daß er sich einer solchen Willkürherrschaft zu entziehen versuchte. So von allen Seiten von den wilden Bergbewohnern umzingelt, vermindert sich die Zahl der Mongolen im Kuku-nor-Gebiete von Jahr zu Jahr, und es ist anzunehmen, daß sie in kurzer Zeit ihre Schafe nicht mehr am Kuku-nor zur Weide treiben werden, um so mehr, als ihre eigentliche Heimat doch die große Wüste Kopi ist.

Seit dem Ende der mohamedanischen Rebellion in China, die auch die Stämme in der Umgebung des Kuku-nor in wilden Aufruhr gebracht hatte, sind die grasreichen Steppenniederungen im Osten des See's öde und verlassen. Die Mongolen sind von hier geflohen, und die Tanguten meiden die Nähe der Chinesen.

Unter den Bergbewohnern findet man hie und da Abnormitäten, die, wie die Chinesen in Sining-fu erzählten, nicht selten auftreten. Ich sah deren in Sining-fu zwei, und zwar Knaben im Alter von 8 und 14 Jahren. Beide, in Größe und Körperbau ziemlich entwickelt, besaßen hellblondes, der eine beinahe weißes Haar und blaue Augen. Die Gesichtsfarbe war licht und stach von der gelben Farbe der Chinesen scharf ab. Die Intelligenz beider Kinder stand jedoch auf tiefster Stufe; sie sprachen ein lallendes Chinesisch, und das blöde Lachen kennzeichnete die Idioten. Die Kinder waren von ihren Vätern, echten Bergtanguten, an die Chinesen in Sining-fu als Sclaven verkauft worden.

Das Gebiet Kuku-nor ist eine Dependenz von China und umfaßt zum mindesten eine Fläche von 100.000 Quadrat-Kilometer. In politisch-administrativer Hinsicht gehören das Gebiet von Zaidam und das Quellgebiet des Hoang-ho zu jenem von Kuku-nor. Wir haben den Gouverneur desselben bereits in Sining-fu kennen gelernt. Die Einwohner dieser, wenn ich so sagen darf, chinesischen Provinz werden in 28 Banner getheilt, jedes unter dem Oberbefehl eines einheimischen Fürsten, welcher dem Gouverneur in Sining-fu untergeordnet und verpflichtet ist, alle zwei Jahre den festgesetzten Tribut in Fellen, Silber und Goldstaub (welchen sie durch Waschungen in den Flußbetten gewinnen) der Reichsregierung in Peking selbst zu überbringen.

Diese Verpflichtung könnte ein festes Band bilden, welches die wilden Bergbewohner dem chinesischen Einflusse näher bringen müßte, wenn sie überhaupt eingehalten würde. Bei den gegenwärtigen Verhältnissen begnügt sich der Gouverneur damit, zeitweilig kleine Detachements chinesischer Truppen nach Westen zu entsenden, um die Raubzüge der abhängigen Fürsten aus der Ferne zu beobachten. Nach einigen Wochen kehren sie wieder nach Sining-fu zurück mit haarsträubenden Erzählungen von der anarchischen Wirthschaft und Willkürherrschaft der in vollster Unabhängigkeit auftretenden Fürsten der einzelnen Banner. Der Gouverneur schreibt hierauf den schönsten Bericht über die musterhafte Ordnung, welche im Gebiete Kuku-nor herrscht, an die Centralgewalt in Peking; uns aber, die wir mit den Verhältnissen näher vertraut waren, eröffnet er mit bewunderungswerther Zuversicht die Mittheilung, daß wir um fünf Jahre zu früh gekommen wären, denn bis dahin werde er die Leute schon gebändigt haben.

Selbst die wenigen und verhältnißmäßig ruhigen Mongolen am Westufer des See's befanden sich während unserer Anwesenheit in einigem Aufruhr, es hatten sich unter ihnen wegen der Besetzung der Fürstenstelle Parteien gebildet.

Die frühere „Wan"-Familie war ausgestorben. Der letzte Fürst, ein 18jähriger, hübscher Bursche, machte im Jahre 1876 gelegentlich seines Regierungsantrittes dem Kaiser von China in Peking seine Aufwartung, um

diesem seinen Dank für die Bestätigung seiner Würde auszudrücken. Der Kaiser decorirte ihn bei dieser Gelegenheit mit dem rothen Mandarinsknopfe und der Pfauenfeder. Als er den Palast verließ, riß ihm ein Windstoß die Feder vom Hute. Darüber bestürzt, weil er den Zufall als ein schlechtes Omen deutete, eilte er nach Hause und durchschnitt sich die Kehle. Der junge Mann soll übrigens bereits an Säuferwahnsinn gelitten haben. So endete der Letzte des alten und einst mächtigen, mongolischen Fürstenstammes vom Kuku-nor.

Es ist nicht zu wundern, daß unter solchen Umständen der ehemals so blühende Handelsmarkt von Tonkerr, zwei Tagreisen im Osten des See's, wo sich, nicht allein zu Zeiten Marco Polo's, sondern auch als der französische Missionär Huc und selbst Prschewalski Bericht erstatteten, die Caravanenzüge von und nach Tibet begegneten, als die Straßen des Ortes in den bunten Farbennuancen von zehnerlei Nationaltrachten schimmerten, Geld und Waaren von Hand zu Hand flossen — plötzlich von seiner Höhe zu einem ruinenhaften Trümmerhaufen herabsank, ohne Handel, ohne Verkehr, ohne Mittel, die Breschen zu repariren, welche die mohamedanische Rebellion schlug.

Auf der einst so belebten Straße über Kuku-nor nach Lassa wächst hohes Gras, auf den Plateaux der ausgedehnten Wüsteneien hat der Flugsand theilweise die Wegspur verwischt, und die großartigen Caravanenzüge reicher Kaufleute und frommer Pilger wählen den sicheren Weg über Tsching-tu-fu und Batang im Süden. Es ist, als hätte der Geist der Vernichtung die Oberhand gewonnen über das riesige Gebiet von Kuku-nor. Ich wünsche nur, daß es dem Gouverneur von Kuku-nor glücken möge, innerhalb der festgesetzten fünf Jahre wieder Ordnung und Sicherheit in sein Land einzuführen, denn jeder Aufschwung im Handel und Gewerbe, die Begründung des Wohlstandes und das Wohlbefinden sowohl des Einzelnen als der Gesammtmasse sind damit innig verknüpft.

XVIII.

Von Sining-fu nach Tsching-tu-fu.

Ernte. — Einmündung des Tatung-ho in den Hoang-ho. — Uebersetzung des letzteren. — Gewaltsame Einquartierung in Lan-tschou-fu. — Alte Bekannte. — Erdbeben. — Der Wej-ho. — Tsing-tschou. — Landschaftliches. — Mittel gegen schreiende Maulthiere. — Paj-suj-kiang. — Lojang-shien. — Das große Wort „Mintjen". — Nachtleben in Kwan-juön. — Chinesischer Wahrsager. — Uon-mjao-Tempel. — Ein Kranker. — Steintreppenwege. — Die Ebene von Tsching-tu-fu. — Steinportale. — Ankunft in der Hauptstadt der Provinz Sze-tschuen.

„Suchen Sie sich selbst einen Führer nach Lassa. Finden Sie einen, dann habe ich nichts mehr gegen Ihre Reise nach Tibet einzuwenden." Der Gouverneur konnte mit Beruhigung diese Worte mit einem vielsagenden Lächeln begleiten, er konnte sich auf den Vollzug seiner an die Untergebenen erlassenen Befehle blindlings verlassen.

Alle unsere Bemühungen, eine eigene Caravane auszurüsten, scheiterten an der Weigerung von Seite der Bevölkerung; weder Geld noch gute Worte vermochten den starren Sinn der Leute zu brechen. Von der Nutzlosigkeit unseres längeren Verweilens überzeugt, entschlossen wir uns zur Reise nach Süden, hatte uns doch der Gouverneur sein Wort verpfändet, daß der Statthalter der Provinz Sze-tschuen unsere Reise nach Lassa unterstützen werde.

Am 10. August 1879 verließen wir Sining-fu. Drei Tage lang, und zwar bis Lao-ja-ye verfolgten wir denselben Weg, den wir gekommen. Die chinesischen Bauern waren in voller Thätigkeit, um die Feldfrüchte zu ernten. Obwohl die Sonnenstrahlen versengend herabbrannten (im Schatten + 35° C.), so gönnten sich die emsigen Leute weder Ruhe noch Rast. Männer und Frauen, Greise und Kinder arbeiteten mit sichtlicher Lust und Freude. Eine Arbeiter-

partie schnitt den Weizen mittelst kleiner Handsicheln, eine andere trug die zierlichen Garben auf ein umgeackertes Feld und schichtete sie zu ansehnlichen Schobern auf. In der Nähe der Dörfer wurde die bereits unter Dach gebrachte Ernte ausgedroschen. Die Halme werden auf einer zu diesem Zwecke hart gestampften Lößebene in dünnen Schichten ausgebreitet und sodann mittelst einer kantigen Steinwalze, welche ein vorgespannter Ochse über die Aehren zieht, der Körner entledigt. Bei windigem Wetter wird hierauf die Lese zusammengekehrt und schaufelweise in die Luft geworfen, um die Spreu und die Staubtheile abzusondern.

Im Allgemeinen war der Boden mit Weizen bebaut; ich bemerkte auf der ganzen Strecke bis Lao-ja-tye nur zwei Haferfelder und wenige Maisäcker. Kartoffeln, Erbsen, Hirse und Haidekorn fanden wir meistens in der unmittelbaren Nähe der Dörfer. Alle Feldfrüchte werden in noch unreifem Zustande geschnitten und 2—3 Tage lang der Gluth der Sonne ausgesetzt, bevor sie ausgedroschen werden. Ein ähnliches Verfahren wenden die Chinesen bei dem Obste an, um die Saison zu verlängern.

Auf der weiteren Strecke nach Lan-tschou-fu war die Ernte der Hülsenfrüchte bereits vorüber. Wir konnten uns bei der beständig wachsenden Hitze allerorts durch den Genuß verschiedener Melonenarten erfrischen, welche direct vom Felde an die Reisenden verkauft werden.

Die Früchte erreichen eine mächtige Größe, sind saftig, wohlschmeckend und staunend billig. Selbst der ganz unbemittelte Lastträger vergönnt sich die Wohlthaten der Melone im vollsten Maße, er stiehlt eine Frucht nach der andern, etwa in der Art, wie man bei uns ein Wiesenblümchen pflückt, und erfreut sich so lange an dem süßen Saft, bis er endlich, um mit dem Gouverneur von Kuku-nor zu reden, „im Magen und in den Eingeweiden erkrankt ist“. Während in Ungarn die Zuckermelonen hauptsächlich in gelblicher Fleischfarbe, und die Wassermelonen in mattrother Farbe gedeihen, finden wir in den Niederungen des Hoang-ho beide Arten bald in dieser, bald in jener Farbe.

Auch die Obstsorten, welche wir bei unseren Abendspaziergängen in den Gärten der Stationen zu verkosten bekamen, verdienten unser Lob. Bald waren es rothbackige Aprikosen und Pfirsische, bald saftige Aepfel, dann auf dem

Obstmarkte zu Lan-tschou-fu sogar halbreife, schwarze Weintrauben, welche den Gaumen reizten und uns in Versuchung führten.

In Lao-ja-ye waren wir gezwungen, die Gepäckswagen mit Tragthieren zu vertauschen, da wir nicht gesonnen waren, die bereits bekannte und längere Route über Ping-fan-shien nach Lan-tschou-fu einzuschlagen. Eine zwei Stunden lange, steile Felsschlucht engt im Osten von Lao-ja-ye den Sining-ho ein. Der Reitweg zwängt sich wie eine Schlange bergauf und bergab über die Kanten und Vorsprünge des Gesteins, nicht ohne manchmal den bequemsten der chinesischen Reiter hinreichenden Grund zum Ueberlegen zu bieten, ob es rathsamer sei, abzusteigen, oder der Gefahr zu trotzen, sich Hals und Beine zu brechen. Endlich öffnet sich das Thal, die Felsen treten zurück und die Lößerde macht sich breit. Von Süden münden einige anmuthige Seitenthäler in das Hauptthal des Sining-ho; ihre bebauten Sohlen sind bewohnt und mit Obstgärten geziert, während das Hauptthal und die angrenzenden Höhen vollständig entholzt und steril sind.

Wir erreichten das schmutzige Dorf Santa lange vor einbrechender Abenddämmerung. Es blieb uns daher genügend Zeit, den nahen Tatung-ho zu besuchen und zu besichtigen. Er bricht aus einer düsteren Felsschlucht im Norden der Station hervor und bewässert in dem anschließenden 5 Li langen Laufe bis zur Aufnahme des Sining-ho eine mächtige Mure von 10 Kilometer Breite und biegt dann endlich unter einem rechten Winkel nach Osten ab. Seine Tiefe bei Santa ist 4—6 Meter und sein metallgrünes Wasser von solcher Klarheit, daß die Steine auf dem Grunde zu zählen waren. In der Betrachtung desselben versunken, bemerkten wir gar nicht, daß wir von einer ausgelassenen Schaar ehrsamer und züchtiger Santaer Bürger verfolgt wurden. Ohne lange zu überlegen, entledigten wir uns der Kleider und sprangen zum Schrecken der Alten und zur Freude der Jugend in den Fluß.

Alsbald aber beobachteten sie unsere Bewegungen mit lautloser Erregung, sie wußten ja, daß die Füße unmöglich den Grund des Flusses erreichen konnten, und wenn je einer unter ihnen an der Thatsache gezweifelt hätte, daß die Europäer wie auf dem Lande, so auch im Wasser leben können



Mündung des Tatung-ho in den Hoang-ho.

so sah er hier die Beweise. Ueberzeugt ging er nach Hause. Als es Nacht wurde, da zischelten die Gruppen in den Vorhöfen einander in die Ohren: „Es ist doch wahr!“ Den Chinesen ist nämlich die Schwimmkunst fremd.

Die Holzbrücke, über welche wir am nächsten Morgen am Ende der Felsschlucht auf das jenseitige Ufer des Tatung-ho gelangten, ist ein schwindeliger Bau. 50 Meter über dem Wasserspiegel auf einigen eingerammten Sprengpfeilern ruhend, ist die geländerlose, 25 Schritt lange Decke nur so breit, daß ein vorsichtiges Maulthier ungefährdet passiren kann.

Nach der mir zur Verfügung stehenden chinesischen Karte, hoffte ich, bald den Hoang-ho zu erblicken. Doch er ließ lange auf sich warten. Wir übernachteten mittlerweile noch in Che-dsui-tsa (1718 Meter hoch) und benöthigten am nächsten Tage noch einen, gute 50 Li langen Marsch, bevor wir sein linkes Ufer betraten. Alle Thäler der Umgebung sind tief eingeschnitten, so auch das des Hoang-ho. Er tritt aus einer von kahlen Felsen und Lößformationen gebildeten Schlucht heraus, ohne daß man den Strom vom linken Ufer des Tatung-ho bemerken kann, denn seine Thalebene, in der das Wasser 30 Meter tief sich eingerissen hat, ist dicht mit Obstbäumen besetzt. Die Einmündung des Tatung-ho in den Hoang-ho erfolgt bei dem kleinen, circa 25 Meter über dem Flußspiegel auf einer gut bebauten Terrasse liegenden Orte Chia-zl-kou.

Die Reisenden nach Lan-tschou-fu übersetzen hier den Strom. Wenngleich auch am linken Ufer ein Reitweg nach Lan-tschou-fu weiterführt, so ist seine Beschaffenheit derartig schlecht, daß schwer beladene Maulthiere nicht fortkommen können. Die Tragthiere mußten in einer steilen Felsrinne hinabklettern zu dem Stückchen Sandufer, an dem das Fahrzeug anlegen kann. Jedes europäische Pferd müßte sich auf dem kurzen, aber gefährlichen Wege alle Füße brechen.

Ein flaches Boot, für die Aufnahme von 10 Maulthieren sammt Gepäck und den dazu gehörigen 10—12 Treibern geeignet, verkehrt den ganzen Tag von einem Ufer zum anderen. Die Ueberfuhr ist bei der reißenden Strömung des Wassers für die Schiffer ein hartes Stück Arbeit. Das schwerfällige Seitenruder wird von 6—8 kräftigen Chinesen mit dem Aufgebote der ganzen Stärke

mühsam und langsam bewegt, das noch größere Steuerruder hat eine solche Schwere, daß 9 Mann es kaum zu regieren vermögen.

Zur Zeit des Hochwassers kommt es häufig vor, daß die Bootsbemannung trotz einer ansehnlichen Verstärkung nicht im Stande ist, das Fahrzeug an das jenseitige Ufer zu steuern. Fortgerissen von der Strömung, trachten nur die Leute, das Schiffchen vor den Klippen und Riffen des trügerischen Stromes zu wahren und landen schließlich im günstigen Falle irgendwo in der Nähe von Lan-tschou-fu, wo das Thalgefälle ein weitaus geringeres ist.

Während der Ueberfuhr frug ich Dolmetsch Sin, ob er wohl den Namen des Flusses wisse. Sichtlich indignirt über diese Frage, warf er die Unterlippe auf: „— Der Tatung-ho!"

„Wie heißt dann jener Fluß?" — ich deutete auf die Stelle, wo der Tatung-ho in den bedeutend größeren Hoang-ho einmündete.

„Siling-ho!" lautete die Antwort.

Als er meine Aufklärung über die richtige Bezeichnung zurückwies: „Das ist nicht richtig, der Hoang-ho kommt erst auf 50 Li Entfernung", ersuchte ich ihn, ja recht Acht zu geben, und mich, sobald er des Stromes ansichtig sei, davon zu verständigen.

Ich blieb fort in seiner Nähe. Erst als wir der Stadt Lan-tschou-fu ansichtig wurden, deutete er auf die silbernen Wasseradern, welche die breite Thalebene durchschlängeln, und sagte, trotzdem der Weg fort an der Seite desselben Stromes blieb, überzeugend: „Das ist der Hoang-ho".

Um den Feldern auch bei gänzlichem Regenmangel die nöthige Feuchtigkeit zukommen zu lassen, haben die Chinesen bei dem Umstande, daß die Flußufer beträchtlich hoch und die Seitenthäler wasserarm sind, längs der Ufer des Hoang-ho und Tatung-ho colossale Holzräder erbaut, welche in ihrer sinnreichen Construction das Wasser in die Höhe befördern. Nach Art unserer Mühlräder construirt, besitzen sie an der Felgenperipherie des Rades eine große Anzahl von Schöpfeimern in der Form länglicher, vierseitiger, schief gestellter Holzprismen, deren Boden sich immer an eine innere Schaufelkante stützt und deren erhöhte Oeffnung die Flucht des Rades gegen das Ufer zu über-

greift. Während der durch die Stromschnelle bewerkstelligten Umdrehung des Rades gelangen die Oeffnungen der Holzprismen zuerst in das Wasser, die Schöpfeimer füllen sich theilweise mit Wasser und entleeren schließlich ihren Inhalt in eine Rinne. Von dem Reservoir fließt das Wasser in Bambu-rohren oder starken Holzrinnen auf die Felder.

Wir erreichten Lan-tschou-fu am 16. August um die Mittagsstunde. Trotz eines Empfehlungsbriefes Zo-zung-tang's fanden wir diesmal eine kühle Aufnahme; es gelang uns nicht einmal, ein Quartier aufzutreiben.

Nach mancherlei fruchtlosen Versuchen, in irgend einem Hause Eingang zu finden, entschlossen wir uns, die leer stehende Examinationshalle der Stadt mit Beschlag zu belegen.

Der ahnungslose Thorwächter protestirte zwar in lärmenden Worten gegen den Einzug der unverhofften Gäste in das ihm anvertraute Amts-gebäude; doch es half ihm nichts; die luftigen Räumlichkeiten entsprachen zu sehr den kühnsten Erwartungen auf eine bequeme Wohnung, als daß sein Protest uns zur Nachgiebigkeit hätte bewegen können. Mit scheelen Augen verfolgte er einige Minuten lang unser Gebahren, donnerte dann einige Drohungen in die Abendluft und verschwand mit einem Satze durch das zur Straße führende Thor, dessen Flügel er hinter sich dröhnend zuschlug.

Nach einer weiteren Viertelstunde rührten sich endlich die Mandarine, die früher ausgestorben schienen. Die Stadtdiener kamen von allen Seiten. Ein Wortführer übermittelte uns die Anordnung des Bürgermeisters, wir hätten unverzüglich das Yamen zu verlassen, ein anderer entledigte sich in unverschämter Weise seines Auftrages: der Gouverneur dulde uns überhaupt nicht in der Stadt, er wolle uns ein Quartier außerhalb der Mauer anweisen. Auf dieses hin ertheilte Graf Széchenyi den Maulthiertreibern den Befehl, das Gepäck abzuladen.

Da stellte sich ein dritter Polizeimann mit rollenden Augen in die Mitte des Hofes und stieß etliche Verwünschungen gegen uns aus, die er mit der Behauptung begründete, wir hätten das Haus erbrochen und alle Thüren zertrümmert; der Gouverneur sei wüthend und verlange unseren augenblicklichen Abzug. Dolmetsch Sin antwortete ihm in echt chinesischer

Weise. Er nahm einen kurzen Anlauf und sprang ihm mit seinen Mandarinstiefeln auf den Bauch.

Heulend verließ der Abgesandte das Yamen. Die Folge dieser Rohheit ließ nicht lange auf sich warten. Der Gouverneur schickte uns seine Karte, Stühle, Tische, Betten, einige Blechbüchsen mit Thee, mit dem sonderbaren Ausspruche: es sei jetzt Alles in Ordnung, wir können in der Examinationshalle bleiben.

Ich fand in Lan-tschou-fu einen alten Bekannten aus Schanghai, Herrn Hagge, welcher als Vertreter der Firma Tölge & Co. den Bau und die Einrichtung der Tuchfabrik besorgen sollte. Nebst ihm waren noch zwei andere Deutsche anwesend, der Director der Fabrik Strom und Herr Lanzius, ein Wasser-Ingenieur. Ein dritter Deutscher hatte vor einigen Wochen aus Heimweh die Rückreise nach Europa angetreten. In Sing-njing-tschou, einer Stadt, sieben Tagreisen südöstlich von Lan-tschou-fu, durchschnitt sich der Arme die Kehle und starb. Man kann sich das Entsetzen der Beamten vorstellen, die rathlos dem unerhörten Ereignisse gegenüber standen, ihre Angst wuchs bei dem Gedanken, daß Niemand an einen Selbstmord des Fremden glauben, vielmehr eine gewaltsame Tödtung desselben annehmen könnte.

Während der Todte von einer Abtheilung Soldaten bewacht wurde, flogen die Couriere nach allen Seiten. Trotzdem Herr Hagge unverweilt nach dem Einlangen der Nachricht die Reise nach Sing-njing-tschou antrat, so vergingen doch acht Tage bis er die Unglücksstätte erreichte. Der Leichnam lag noch immer an derselben Stelle, wo er gefunden worden, und war bereits in einem Zustande der Verwesung, welcher jeder Beschreibung spottet. Der Magistrat hatte keine Geldopfer gescheut, um einen eleganten Sarg (er kostete 300 Taël) auf eigene Kosten beizustellen. Bevor jedoch nicht von maßgebender Seite der Selbstmord bestätigt worden war, lag dem Beamten seine eigene Stellung mehr am Herzen, als das Wohlbefinden der Bewohner jenes Schreckenshauses. Erst als Herr Hagge ein Schriftstück unterfertigte, worin der Thatbestand constatirt und der Mandarin von jeder Schuld freigesprochen wurde, konnte der Leichnam in feierlicher Weise begraben werden. Die deutschen Herren klagten übrigens viel über die Lässigkeit, den Eigensinn

und den Mangel an Verständniß bei den Chinesen, die Alles besser wissen wollten und den Projecten mit unbegreiflichem Eigensinne entgegentraten. So sollten die Fabrik und das Maschinenhaus aus Lehm und Lößerde, anstatt aus Stein und Ziegel, erbaut werden; der Bauplatz mußte wiederholt aus religiösen Bedenken verlegt werden, einmal sollte das Thor im Süden, das andere Mal wieder im Norden stehen, dann fesselte wieder der Dachstuhl die Gedanken der literaturkundigen Beamten, während die Ausmaße der Geistermauer den Priestern eines großen Tempels zur Begutachtung vorgelegt wurden.

Fünf Monate waren bereits, ohne erhebliche Resultate erzielt zu haben, vergangen. Endlich riß den Deutschen die Geduld. Sie erklärten dem Gouverneur, im Falle ihren Anordnungen fernerhin keine Folge geleistet würde, möge er sich selbst eine Fabrik erbauen, sie blieben auch nicht eine Stunde länger in Lan-tschou-fu. Das Wort übte Wunder. Der Gouverneur stellte der Expedition 200 Soldaten zur Verfügung, die während unserer Anwesenheit gerade beschäftigt waren, den Grund für das Gebäude auszuheben.

Wie ich nun vor Kurzem in Schanghaier Blättern las, ist die Fabrik bereits zur Zufriedenheit des Vicekönigs Zo-zung-tang und der deutschen Unternehmer im Gange. Zo-zung-tang hat seinen Hofstaat um einen Würdenträger vermehrt, um mit den Mitgliedern der Expedition einen ununterbrochenen Verkehr unterhalten zu können. Diese Stelle eines Secretärs bekleidet Herr Hermann Mandl, ein junger, strebsamer Wiener, der innerhalb kurzer Zeit die chinesische Sprache in Wort und Schrift erlernte und dann seinen Posten als Zollbeamter in Schanghai mit dem eines Günstlings des bedeutendsten Mannes in China vertauschte.

Pater Jansen, der liebenswürdige, heitere Missionär, welchen wir schon bei unserem ersten Besuche in Lan-tschou-fu kennen lernten, wohnte noch immer im Hause des Ehrenmandarins. Letzterem aber hatte dieser Umstand böse Früchte eingetragen. Zo-zung-tang hatte seine unterstehenden Organe beauftragt, der Ursache nachzuforschen, warum die Provinz Kan-su auf einmal von so vielen Missionären heimgesucht werde.

Eines Morgens nun drang eine Gerichtscommission in das Haus, worin Jansen logirte, und führte ohne Weiteres den Hausherrn als

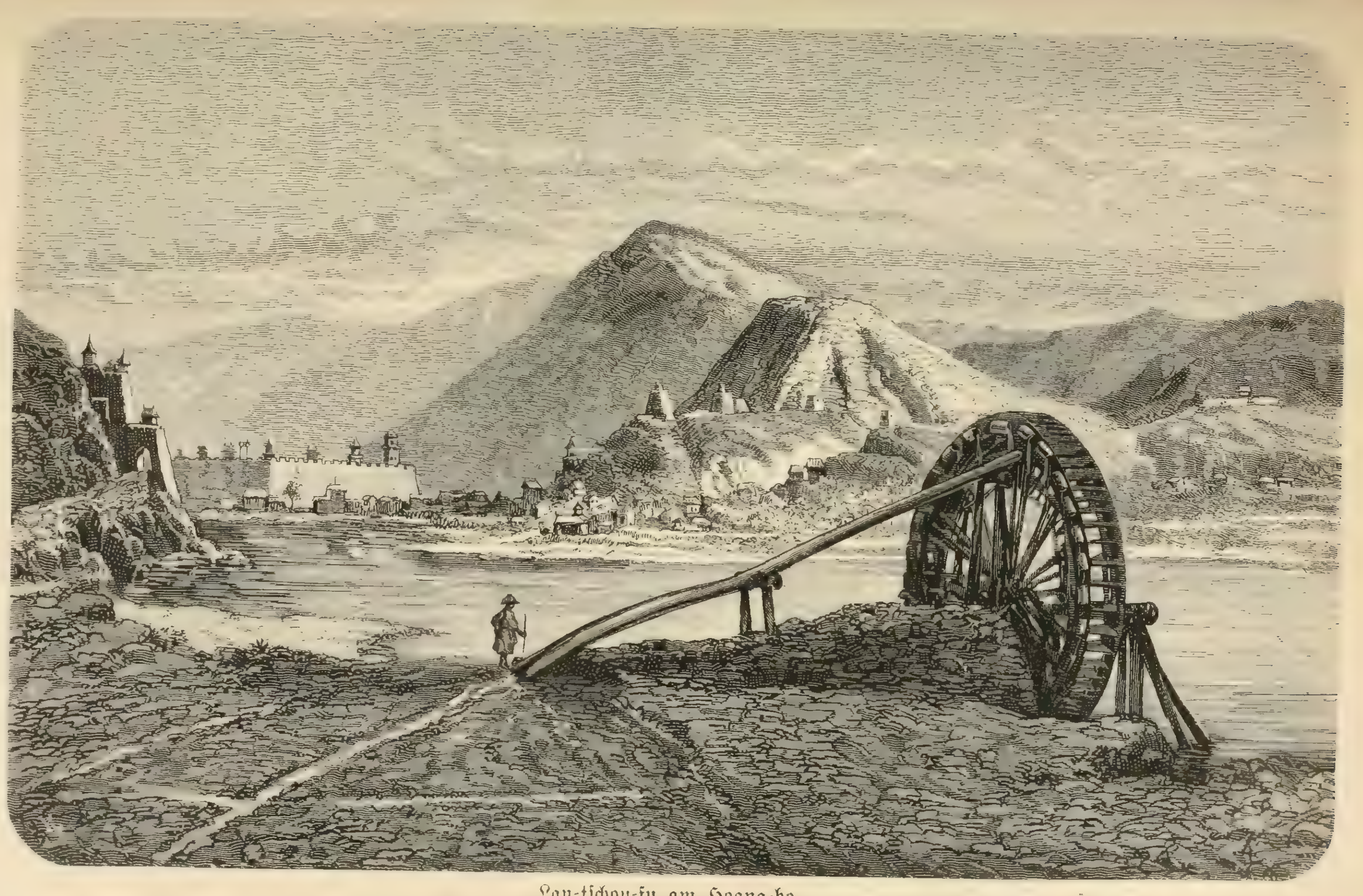
Gefangenen ab. Er wurde zur Strafe dafür, „daß er die fremden Priester in das Land locke", degradirt und auf unbestimmte Zeit, mit anderen Worten auf immer, in Haft genommen.

Da die Gerichtsbehörde die Missionäre nicht ausweisen durfte, glaubte sie mit diesem Vorgehen das Richtige gefunden zu haben, um die gehaßten Priester zum Rückzuge zu zwingen. Die französische Gesandtschaft in Peking war aber anderer Ansicht. Nicht allein, daß sie das persönliche Interesse der französischen Missionäre mit allen zu Gebote stehenden Mitteln verficht, so sieht sie es auch als eine Ehrensache an, die Chinesen, welche sich den Bekehrern auschließen, vor der Willkürherrschaft der eigenen Gerichte zu schützen.

Ihrem Einflusse und ihren energischen Protesten hatte es der Gastgeber Pater Jansen's zu verdanken, daß er nach einer kurzen Haft wieder in Freiheit gesetzt wurde und heute, wie vorher, auf seinem Hute die Decoration des blauen Knopfes tragen darf.

Bereits in Sining-fu hörten wir von einem furchtbaren Erdbeben, das am 1. Juli die Stadt Lan-tschou-fu verwüstet hätte. Jansen erzählte uns darüber Folgendes: Es war an dem genannten Tage, gegen 4 Uhr Morgens, als er in ziemlich unsanfter Weise aus dem Schlafe geweckt wurde. Er sprang auf und bemerkte noch das Pendeln einiger an der Wand befestigten Gegenstände. Um 6 Uhr erfolgte ein zweiter heftiger Erdstoß, der mehrere Secunden währte und zur Folge hatte, daß vier Häuser und einige Tempelbuden am jenseitigen Ufer des Hoang-ho zusammenstürzten. Die Chinesen übertrieben natürlich das Ereigniß und erzählten sogleich von etlichen hundert Personen, die dabei zu Grunde gegangen waren. In der That aber verunglückte keine Seele. Bekannt mit dieser Eigenschaft im chinesischen Wesen, schenkten wir allen Nachrichten über das Naturereigniß, mit welchen uns die Beamten in den Reiseprojecten umzustimmen bemüht waren, keinen Glauben, so wie wir auch die in der Stadt Sensation erregende Depesche eines Couriers, daß Tschi-fu am 1. Juli in das Meer gestürzt sei, mit großer Reserve anhörten.

Ich will die dreitägige Strecke, welche uns von Lan-tschou-fu nach Anting-shien, der Stadt, in welcher wir im vergangenen Winter den Soldaten-



Lan-tschou-fu am Hoang-ho.

krawall erlebt hatten, übergehen, denn es ereignete sich nichts Erzählenswerthes während unseres Marsches, und die Lößlandschaft bot denselben traurigen Anblick wie früher.

Wir sagen dem bekannten Wege, der vor dem nördlichen Stadtthore in östlicher Richtung nach Si-ngan-fu abzweigt, Lebewohl und wenden uns nach Süden einem neuen Reiseziele zu. 25 Li führt der Weg noch im Thale des Tschang-kou-ho aufwärts, übersetzt dann den Fluß und bringt uns endlich auf einen schmalen, mäßig ansteigenden, entholzten Rücken, dessen üppig wuchernde Hutweide ein gutes Futter für Rind- und Schafheerden liefern könnte. Doch findet man selbst vereinzelte Thiere, die sich an der Weide delectiren, nur als Raritäten. Auf der mit dem Namen Hau-ti-tschang-leang bezeichneten Wasserscheide des Hoang-ho und Wej-ho befindet sich ein Wächterhaus (2330 Meter hoch), dessen Besatzung ein einträgliches Geschäft mit wirklich gutem Trinkwasser betreibt. Jeder Reisende läßt es sich einige Kupfermünzen kosten, um hier seinen Durst zu löschen.

Nach einem kurzen, aber mühevollen, steilen Abstiege erreichten wir ein kleines Nebenthal des Wej-ho, welches Flüßchen, 30—50 Meter tief in die Lößfläche eingeschnitten, sich träge nach Süden windet. Die Thalebene ist 2 Kilometer breit und reichlich mit Hirse, Gerste, Weizen und Mais bebaut. Dagegen leben weit und breit nur wenige Menschen. Die spärlichen Ortschaften zählen nur wenige Häuser. Ehemals dürfte das Thal mehr bevölkert gewesen sein, denn wir begegneten auf dem weiteren Wege mehreren, gänzlich verlassenen Dorfruinen; ebenso beweisen die Spuren eines in früherer Zeit reicheren Feldanbaues auf den künstlichen Terrassen am Fuße der Berge, daß sich dort, wo jetzt Gras und Unkraut wuchert, einmal tausend fleißige Hände gerührt haben mußten. Es mag sein, daß die Schwierigkeit, das Wasser aus den tief eingerissenen Flüssen zu den Feldern zu leiten, der Grund war, warum die ehemaligen Anwohner das fruchtbar scheinende Thal verließen.

Die Gebirgslandschaft ist außerordentlich gegliedert und zerrissen; doch fällt die bemerkenswerthe Symmetrie in der Anlage der parallelen Ausläufer, die, wie die Seitenthäler senkrecht zum Hauptthale abfallen, besonders in die Augen.

Sobald man den Wej-ho erreicht, ändert sich das bisher eintönige und öde Bild der Natur. Die bei Kun-tschou 8 Kilometer breite Thalebene gestaltet sich zu einem grünenden Gemüsegarten, in welchem sogar einige Obstbäume prangen. Der Wej-ho fließt bei Kun-tschou in einem breiten, nur 1 Meter tief eingeschnittenen, sandigen Bette.

Das in verhältnißmäßig großer Fülle aus einer im Westen der Stadt sich öffnenden Gebirgsschlucht hervorbrechende Wasser hat eine röthliche Farbe und ist kaum ½ Meter tief. Die rechte Thalbegleitung dominirt die linke und zeichnet sich durch einzelne hervorragende, felsige Kuppen aus, während die linke nur aus runden, weichen Lößformationen besteht.

Kun-tschou ist eine Stadt von 50.000—55.000 Einwohnern. Ihre äußere Umfassungsmauer umschließt eine colossale Fläche, in deren Centrum die gleichfalls ummauerte innere Stadt bedeutend zusammenschrumpft. Die innere Stadt enthält bessere Häuser aus Ziegel und Stein, die durchaus mit Ziegeln eingedeckt sind, die Vorstadt besteht nur aus vier armseligen Gassen, die zu den Stadtthoren führen, der übrige wüste Theil repräsentirt den geräumigen Friedhof der Stadt. Von Kun-tschou führen gute Reitwege nach Tyda (210 Li) und nach Min am Ta-ho (240 Li). Auch der Weg nach Tsing-tschou ist als Reitweg von ganz besonderer Qualität und wird weiter abwärts sogar von Holzkarren befahren, obgleich schmale Partien vorkommen, wo für zwei sich begegnende Fuhrwerke guter Rath theuer wird.

Auf der Strecke zwischen den Magistratsstädten Njing-juen und Fu-tschang muß der Wej-ho zwei Mal durchschritten werden, weil sich das rechte Ufer an die senkrechten Felsabstürze seiner Thalbegleitung so anschmiegt, daß nicht der geringste Raum für die Anlage eines Weges übrig bleibt. Die Furten sind bei gewöhnlichem Wasserstande 0·6 Meter tief und führen über steinigen Grund. Einzelne Seitenthäler bringen nach jedem Regen so viel Steingerölle in die Niederung, daß ausgedehnte Steinmuren entstehen, welche den Lauf des Wej-ho an einzelnen Stellen stauen. Das Wasser überschwemmt dann die Felder und vernichtet die Hoffnungen des Landmannes mit einem Schlage. Nichtsdestoweniger macht die Thalebene den Eindruck außerordentlicher Fruchtbarkeit. Die Feldfrüchte schießen zu großer Höhe empor (die Flachshalme waren z. B.

im Durchschnitte 3 Meter lang). Die Obstbäume beugen sich unter der Last ihrer Früchte.

Auch die landschaftliche Scenerie gewinnt mit jedem Schritte an Mannigfaltigkeit und Abwechslung. Das Dorf Lomen z. B. ist ein reizender Ort. Eingeengt von dunklen Felswänden, aus deren Spalten Farrenkräuter und Schlinggewächse zu dem Tempelchen auf der kantigen Höhe emporwuchern, beschattet ein duftendes Wäldchen aus Ahorn, Weiden, Pappeln, Aepfel-, Birn-, Aprikosen- und Pfirsischbäumen die freundlichen Häuser des Dorfes.

Bevor wir Fu-tschang-shien erreichen, erblicken wir zur Rechten ein anmuthiges Kloster, dessen gut erhaltene Tempelbuden die Höhe umrahmen, auf welcher ein Riesen-Buddha Platz genommen hat und die Rechte segnend über das reiche Thal erhebt. Ein vier Stock hohes, braunes Holzgerüste schützt mit seinen breiten Ziegeldächern die glänzenden Farben der Statue gegen allfällige Regengüsse.

Bei der erwähnten Stadt verließen wir den Wej-ho und erstiegen, um das Si-Thal und die Stadt Tsing-tschou zu gewinnen, den 1780 Meter hohen Kwan-tse-san. Sowohl der Aufstieg als der Abstieg boten in Folge der vielfachen Wegsteilen hauptsächlich für die Tragthiere mancherlei Mühseligkeiten. Die Hitze war geradezu unausstehlich, und wenn es uns auch ermöglicht wurde, von den nach Fu-tschang reisenden Obsthändlern einige saftige Pfirsiche zu kaufen, für die Lastthiere gab es keine Linderung, denn alle Risse und Muldenböden waren wasserlos. Erst mit der Erreichung des rauschenden Gebirgswassers Si-ho, an dessen Ufern der Weg sich weiterhin anschmiegt, konnten die Thiere in kräftigen Zügen sich satt trinken.

Am 28. August kamen wir in Tsing-tschou an. Der Magistrat ließ uns, als wir gleich nach dem Eintreffen ein anständiges Quartier beanspruchen wollten, die Thüre seines Yamen vor der Nase zusperren. Ohne uns weiter dadurch beirren zu lassen, da wir bereits das beste Verfahren in solchen Fällen in Lan-tschou-fu erprobt hatten, fanden wir bald unter der Leitung eines Bürgers die leer stehende Examinationshalle. Sie war verschlossen. Wir klopften an und der Thorhüter öffnete die Thüre. Ohne ihm Zeit zu frucht-

losen Auseinandersetzungen zu lassen, drangen wir in den Hof ein und besetzten die Localitäten. Eine Stunde später erschien der Bürgermeister in voller Parade, begrüßte uns auf das freundlichste und betheuerte zu wiederholten Malen, wie sehr es ihn freue, wenn es uns in dem Amtsgebäude gefalle. Wir mögen nur recht lange seine Gäste bleiben.

Tsing-tschou besteht eigentlich aus fünf Städten, die sich aneinander schließen und gegenseitig durch hohe Mauern abgegrenzt sind. Jede Stadt besitzt ein prachtvolles Amtsgebäude, doch centralisirt sich die administrative Verwaltung in der Person des Bürgermeisters, welchen wir eben kennen lernten. Nicht allein in den prächtigen Kaufgewölben, sondern hauptsächlich in den zahlreichen und kostbaren Tempeln, deren Pagodenspitzen über die Laubkronen der Kastanien- und Nußbäume emporragen, gibt sich der Reichthum der Stadt zu erkennen.

Thee, Tabak und Indigo sind die der Stadt eigenthümlichen Handelsartikel. Die Industrie erstreckt sich auf Seidenweberei, Seidenstickerei und Schmiedearbeiten. Tsing-tschou zählt beiläufig 160.000 Einwohner.

Wir trafen in der Stadt einen alten Bekannten, Mr. Easton, den englischen Missionär, welcher in Sining-fu vergebliche Versuche gemacht hatte, die dortigen Chinesen zu bekehren. Unser Wiedersehen war ein herzliches. Wir besuchten Mr. Easton in seinem eigenen Hause, worin er eine kleine Capelle für die wenigen Anhänger seiner Lehre errichtet hatte.

Auch er theilte uns einige Daten über das Erdbeben am 1. Juli mit. In Tsing-tschou stürzten einige Dächer ein, in Tyda verunglückten sogar einige Menschen. Im Ganzen sollen in der Provinz Kan-su 4000 Menschen dem Ereignisse zum Opfer gefallen sein.

Mich interessirte am meisten eine chinesische Marschroutenkarte, die Mr. Easton von einem Mandarin zum Geschenke erhalten hatte. Sie enthielt alle Marschstationen von Su-tschou nach Karaschar, mit Angabe der Distanzen. In der Mitte der Zeichnung befand sich ein großer See (der Lop-nor) mit folgender Aufklärung: „Hier ist die Quelle des Hoang-ho, der von hier nach Sining-fu und Lan-tschou-fu fließt und sich bei Peking in das gelbe Meer ergießt“.

Wenn die Chinesen von ihren eigenen Geographen solche schauerliche Nachrichten erhalten, dann ist es nicht zu wundern, daß der Kaiser Kang-hi zu den europäischen Missionären seine Zuflucht nahm, um eine richtige Vorstellung von seinem Reiche zu gewinnen*).

Von Tsing-tschou laufen zwei Wege nach Hoj-shien, der letzten Stadt der großen Provinz Kan-su. Der erste, der sogenannte Mandarinenweg, ist zwei Tagereisen länger. Dafür berührt er bessere Wirthshäuser und weicht allzu großen Anstrengungen aus. Der zweite, welchen wir einschlugen, durchschneidet das Ta-tja-Gebirge in einer geraden Linie und geht durch Dick und Dünn seinem südlichen Ziele zu. Wir hörten zwar, daß diese Straße gänzlich ungangbar sei, da sie von dem Erdbeben zerstört wurde; diese Beschreibung erwies sich aber als falsch. Wenn auch die Dächer einzelner Häuser mehr oder minder beschädigt waren, so fanden wir keine Spur von den bis in's kleinste Detail geschilderten Bergstürzen. Immerhin aber ist der Weg herzlich schlecht und steil; besonders nach einem Regen werden die Steine so schlüpfrig, daß es gerathen ist, nur zu Fuß zu wandern. Der Verkehr auf dieser Strecke ist nicht bedeutend.

Wir begegneten nur wenigen Maulthier-Caravanen, die, aus Süden kommend, Papier, Holz und Kohle in die Provinz Kan-su trugen. Mandarine reisen hier niemals, darum gehören die Tragsessel im Ta-tja-san zu den größten Seltenheiten. Mit Tsing-tschou hört gleichwie mit Si-ngan-fu der Wagenverkehr nach Süden auf.

Am ersten Reisetage stiegen wir in einem romantischen Nebenthale aufwärts. Je weiter wir nach Süden kamen, desto dichter wurde der Baumwuchs. Das Thal ist zwar nicht breit, doch überall bebaut. Die Gehöfte sehen aus der Ferne wie Schweizerhäuser aus, sie haben geradlinige, mit altersschwachen Ziegeln eingedeckte Dächer, deren Enden weit über die Mauern

*) Mr. Easton publicirte vor einigen Monaten in Kiepert's Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde „Globus“ die ihm von mir in Sining-fu mitgetheilten Daten über die Höhe und geographische Lage dieser Stadt. Ich sehe mich nun genöthigt, hier anzuführen, daß diese Daten auf einer ganz oberflächlichen Berechnung beruhten (mir mangelten nämlich zu jener Zeit genaue Logarithmentafeln und Ephemeriden) und nun bei der Publication meiner Aufnahmen richtig gestellt werden.

vorragen. Die vielen Obstbäume der angrenzenden Gärten heben die vortheilhafte Lage der Ortschaften. Freilich wird der günstige Eindruck wieder geschwächt, wenn man in deren Nähe gelangt und vor dem ekelhaften Bilde der Unreinlichkeit und des Urschmutzes entsetzt zurückprallt. Mit der Erreichung des ersten Sattels befinden wir uns an der Grenze der Lößlandschaft.



Mühle bei Schamen-kwan.

Während die Gebirge im Norden rundere, geschmeidigere Formen entwickeln, und deren Kuppen, wie bei An-ting-shien, mit den Ruinen ehemaliger Befestigungen gekrönt sind, wird der südliche Horizont von dunklen Felsrücken begrenzt, die sich in unregelmäßigen Zügen vermengen und verschlingen. Einzelne spitzige Kuppen überragen in weiter Ferne nebelhaft das Wirrwarr der Formen. Der Reisende sieht sich plötzlich in eine alpine Region versetzt. Der Hochgebirgs-Charakter wird nur durch die Baum- und Feldcultur, welche

in den Thälern üppig gedeiht, beeinträchtigt. Wir bemerken echte Kastanien, Granatäpfel und Tsu-tse. Wenn der Lastenträger bei Lan-tschou-fu sich an dem Genusse der Melonen erfreute, so waren es hier die Granatäpfel in Hülle und Fülle, welche den Kuli in Versuchung führten, seine Hand nach fremdem Gute auszustrecken. Die Felder produciren Reis, Flachs, Mais, Indigo und Kau-leang, eine drei und mehr Meter hoch wachsende Hirseart, deren große, halbreife Körner zur Bereitung eines starken Branntweines, „Kau-leang", ausgepreßt werden.

Die Scenerie wird von Schritt zu Schritt schöner; zuerst wird das Gebüsch dichter und dichter, dann mehren sich die alten, hohen Bäume und vereinigen sich endlich zu prachtvollen Waldungen, die nicht allein die steilen Hänge bedecken, sondern auch hie und da das Thal schattig umrahmen. Sie bestehen hauptsächlich aus Laubholz, vermischt mit Tannen, Cypressen und Lärchen. Ich bemerkte auch Haselnußstauden, deren körnerlose Früchte mehr versteinerten Hopfenblüthen glichen. Wilde Pfirsich- und Apfelbäume begleiteten den Weg. Die Pfirsiche sind so groß wie eine Wallnuß und besitzen einen säuerlich-bitteren Geschmack, die Aepfelchen sind etwas kleiner als wilde Kirschen und werden des herben Geschmackes wegen nicht genossen. An Erdbeeren ist kein Mangel, doch auch sie werden trotz der einladenden Größe und purpurrothen Farbe ihres faden und wässerigen Geschmackes halber verschmäht.

Die Thalwiesen strotzen im saftigsten Grün. Johannisblumen mit einem violetten Anhauche, weiße und gelbe Strohrosen in zierlichen Dolden, wilder Kümmel, Nachtschatten, Fleischerblumen, Schachtelhalme aller Art färben in bunter Abwechslung die grünen Raine der Felder; Farrenkräuter und Moose überwuchern die naßkalten Gesteine der traulichen Ruheplätzchen am Waldessaume. Die Thäler sind enge und gestalten sich mitunter zu romantischen Schluchten. Zu beiden Seiten thürmen sich die steilen Felswände empor und engen das Flüßchen auf wenige Schritte ein. Aus den Spalten des todten Gesteines zwängt sich ein Tannenbaum empor, als wollte er dem beschatteten Tempelchen auf der Felsenkante seine Huldigung darbringen. Hoch oben wiegen sich die zahllosen Wipfel des Walddomes im leisen Lufthauche und drunten im Thale perlt der Wasserstaub über das große Rad einer klappern-

den Mühle. An dieser reizenden Idylle bei Schamen-kwan zogen unsere Leute theilnahmslos vorüber, wir aber, die wir seit zwei Jahren kein ähnliches Bild vor Augen hatten, blieben stehen, wählten uns ein stilles Rastplätzchen und genossen in der herrlichen Waldeinsamkeit mit wahrem Vergnügen die trockene Brodkruste des Mittagmahles und tranken frisches, klares Wasser dazu.

Sämmtliche größere Dörfer bis Hoj-shien bestehen nur aus einer Gasse, die kleineren aus vereinzelten Gehöften. Die Wirthshäuser (Kun-kwan gibt es keine) sind schlecht, schmutzig und voll von Ungeziefer aller Art.

In dem Raume, wo wir übernachteten, waren auch die Pferde, Ochsen und Schafe untergebracht. Während der Nacht verleideten uns die Maulesel durch ihr Geschrei, mit dem Morgengrauen die lärmenden Treiber den heiß ersehnten Schlaf. Wir versuchten zwar nach dem Rathe des Abbé Huc die Thiere dadurch zum Schweigen zu bringen, daß wir ihnen schwere Steine an den Schweif banden, das Mittel fruchtete aber wenig. Es mag sein, und ich spreche aus Erfahrung, daß ein plötzliches Niederziehen des Schweifes in dem Momente, als der Maulesel den Kopf zum durchdringenden Rufe erhebt, das halbgeöffnete Maul wieder zum Schweigen bringt, doch auf die Dauer gewöhnt sich das Thier selbst an eine solche gleichmäßige Belastung seines Rückgrates. Es läßt vielleicht eine Stunde lang den Kopf traurig hängen, um dann zuerst in schwachen Versuchen, endlich aber mit angstgepreßter Kehle die entsetzliche Melodie von Neuem anzustimmen.

Von Schamen-kwan bis Hoj-shien schwindet immer mehr der Hochgebirgs-Charakter, auch die Waldungen werden immer lichter. Die Gebirgsausläufer bilden ein niederes Bergland, dessen fruchtbarer Boden überall bebaut wird.

Auf den einzelnen, waldgeschmückten Kuppen darf man mit Sicherheit den Anblick eines Klosters oder Tempels erwarten. Alle Gebäude sind in gutem Zustande und zeugen dafür, daß die Mohamedaner ihr Verwüstungswerk nicht bis hieher auszudehnen vermochten. Wir erreichten Hoj-shien am 3. September, nachdem wir seit Tsing-tschou sechs Gebirgspässe in einer relativen Ueberhöhung von 300—500 Meter im Ta-tja-san überstiegen

hatten. Ich halte den vorletzten, 1392 Meter hohen Sattel für die Wasserscheide zwischen Hoang-ho und Yang-tze-kiang; das Streichen des Gebirgszuges von Ost nach West, sowie die Laufrichtung der Gewässer nach Norden, respective nach Süden sprechen dafür, wenn auch die Uebersicht für eine unumstößliche Behauptung sich als unzureichend erwies. Den Namen Pej-ling, den europäische Geographen diesem Gebirgszuge beilegten, kennt hier Niemand.

Von Hoj-shien wird der Weg mit jedem Schritte schlechter. Im Süden liegt das zerklüftete Felsengebirge Schita-san vor uns, welches überstiegen werden muß. Im Südosten überragen einige spitzige Kuppen weithin die Massen des Gebirges. Der Schita-san streicht von Osten nach Westen und wird 30 Li im Osten von Hoj-shien von dem Flüßchen, welches die Thalebene der Stadt bewässert, in einer ungangbaren Felsschlucht durchschnitten. Obwohl der Paß nicht höher als 1200 Meter über dem Meere liegt, war der Anstieg ein sehr mühsamer; die steilen Partien des Weges sind gepflastert, um ihn vor der Zerstörung durch die Wassergewalt zu sichern. So lange das Pflaster noch wenig betreten war, mag es große Vortheile geboten haben, jetzt erfordern die Kanten und Spalten zwischen den regellos daliegenden Steinen die größte Vorsicht.

Es war schon Abend, als wir nach einem beschwerlichen, steilen Abstiege mit dem rechten Ufer des Paj-suj-Flusses die Grenze der Provinz Kan-su erreichten. Wir übersetzten das schmutzig-gelbe Wasser des Paj-suj (weißes Wasser) auf einer fliegenden Fähre und betraten mit dem Städtchen Paj-suj-kiang den Boden der Provinz Schen-si. Die Stadt liegt malerisch am Fuße eines steilen, felsigen Berges. Ein uralter Tempel mit reich verzierten Dächern nebst einer schlanken Pagode oberhalb eines zweiten Tempels verleihen dem Bilde einen anmuthigen Charakter, der aber sofort schwindet, wenn man die im Unrathe schwimmenden Gassen betritt. Es regnete in Strömen. Die Einwohner hatten sich in die Häuser geflüchtet und die Schweine aus den Stuben auf die Gasse getrieben, wo sie sich im fußhohen Kothe wälzten. Der Magistrat war bereits von unserer Ankunft unterrichtet und trug uns nach einer energischen Aufforderung von Seite des Grafen schließlich seine Dienste

für die Weiterreise an. Es berührte ihn recht unangenehm, zu erfahren, daß wir bis Kwan-juön zu Wasser reisen wollten, denn dadurch verlor er einen ansehnlichen Verdienst, der bei der Miethe der Maulthiere für ihn abgefallen wäre, und er mühte sich vergebens ab, die Wasserreise als zeitraubend und gefährlich zu schildern.

Der Paj-suj-kiang wird nämlich bei der Stadt gleichen Namens schiffbar. Im September betrug seine Breite 50 Schritte und seine Tiefe 2—3 Meter. Letztere sinkt jedoch zur trockenen Zeit derartig, daß die Bootfahrt wegen der vielen Klippen eingestellt werden muß. Das Wasser ist reißend, die Geschwindigkeit erreicht nach einer rohen Berechnung 2·6 Meter in der Sekunde.

An den steinigen Ufern ankerten bei 20 Boote, roh gezimmerte Fahrzeuge von 18—24 Schritt Länge und einer Maximalbreite von nahezu 4 Meter; ihr Tiefgang betrug höchstens 1·3 Meter.

Das Innere eines solchen Fahrzeuges ist in 7—8 Zellen getheilt; bei Regenwetter können die Schiffchen mit Bambugeflechten, welche eine Zwischenlage getrockneter Blätter enthalten, bogenartig eingedeckt werden. Das colossale Steuerruder bewegt sich in einem Zapfen am Vordertheile des Schiffes, und besteht aus mehreren schweren Stämmen, welche mit Bambustricken aneinandergekoppelt sind. Eventuell muß ein großer Stein am leichteren Ende des Ruders das fehlende Gleichgewicht herstellen. Da dasselbe mit seiner auswärtigen Schaufel 10—12 Meter vom Schiffe absteht, so erfordert die oft schwierige Steuerung je nach der Stromgeschwindigkeit 4—8 Männer, die ihre ganzen Kräfte anwenden müssen, um das Ungethüm zu handhaben. Das am rückwärtigen Ende angebrachte kleinere Steuerruder wird nur bei sehr scharfen Krümmungen in Bewegung gesetzt. Die Verankerung geschieht durch Holzpfeiler, welche durch ein in den Schiffskörper gezimmertes Loch in den Flußgrund getrieben werden, und durch Bambustricke, welche an feste Holzpflöcke der Ufer gebunden werden. Die Boote haben keine Segel, doch wird bei der Bergfahrt ein Mastbaum aufgestellt, um das Zugseil daran zu befestigen. Die Schiffsleute weigerten sich, Pferde in die Boote aufzunehmen, und so entschloß sich Herr Loczy, mit den Thieren über das Gebirge

nach Lo-jang zu gehen, während der Graf und ich mit dem Gepäcke die Wasserreise antraten.

Wir fuhren am 5. September um 11 Uhr Morgens ab und bereuten keinen Augenblick unser Unternehmen, denn die Fahrt übertraf in Bezug auf Großartigkeit und Schönheit der Natur alle Erwartungen. Bald waren es Felspartien, über deren Wände die Wasserfälle aus großer Höhe zur Tiefe rauschten, bald freundlich bewaldete Berglehnen, aus deren Lichtungen einzelne Häuser hervorschimmerten, dann wieder in der Verlängerung des Flusses die mit einer Nebelhaube versehenen, schwarzen Umrisse eines himmelanstrebenden Berges, oder ein unter schattigen Bäumen anmuthig gruppirtes Dorf, eine Fülle abwechslungsreicher Scenerien, die mit Blitzesschnelle wie in einem Kaleidoskop an unseren Augen vorüberflogen. Das Boot glitt mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 10 Kilometer in der Stunde über das dahineilende Gewässer.

Die Fahrt stromaufwärts ist nicht nur sehr langsam, sondern auch sehr mühevoll, denn die Fahrzeuge werden von der Bootsbemannung gezogen. Der Treppelweg läuft bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer und schmiegt sich in seiner sinnreichen Anlage allen nur einigermaßen gangbaren Stellen an. An solchen Partien, wo der Fluß beiderseits von unzugänglichen Felsen eingeengt wird, sind in den Wänden etwa 2 Meter über dem Wasserstand auf Meterdistanz viereckige Löcher eingemeißelt, worin massive Steinpflöcke ruhen, über welche eine Art Brücke bis zur nächsten Thalerweiterung führt. Hie und da ist dieser Weg zusammengebrochen und die Löcher allein müssen den Arbeitern genügen, das Schiff vorwärts zu bringen.

Schon nach sechsstündiger Fahrt hatten wir Lo-jang-shien, dessen Entfernung uns der Mandarin von Paj-suj-kiang zu zwei Tagreisen angab, erreicht. Die Stadt liegt auf einer schmalen, durch die Einmündung des Patu-ho in den Paj-suj gebildeten Landzunge, umrahmt von bewaldeten Bergen, 520 Meter über dem Meeresspiegel, und zählt 400 Häuser mit 5000 Einwohnern. Wir warteten auf Loczy, der erst am nächsten Tage Nachmittags eintraf, bevor wir die Boote wechselten, um weiter zu fahren. Die Fahrzeuge waren nun bedeutend größer, und so konnten auch die Pferde ihr Unterkommen finden.

Mit der, wenn auch wenig merklichen Abnahme in der Stromgeschwindigkeit, trat von Lojang-shien ab ein Wechsel im landschaftlichen Charakter des Flußthales ein. Die nackten, grauen Felsenmauern waren verschwunden, die Berge freundlich grün mit Gebüsch, Wald und üppigem Graswuchs bedeckt. Wo es dem Chinesen nur einigermaßen möglich war, bebaute er die Terrassen der steilen Berghänge mit Mais. Wohl wiesen die von Nord nach Süd ziehenden Höhenzüge noch eine relative Ueberhöhung von 1000 Meter auf, wohl wurde der Fluß noch an mancher Stelle zur engen Schlucht eingeengt und gab den Schiffern in den Stromschnellen manch' hartes Stück Arbeit zu überwinden, doch mit der Erreichung der Provinz Sze-tschuen bei dem Dorfe Jampakwan war der herrliche Theil der Bootfahrt zu Ende. Der Fluß wird in dem niederen angrenzenden Berglande breit, träge und seicht, und sein Thal öffnet sich den Strahlen der heißen südlichen Sonne.

20 Li im Norden der Stadt Kwan-juön passirten wir am rechten Ufer ein ergiebiges Kohlenbergwerk, und 10 Li von der Stadt am linken Ufer den Grottentempel Tsien-fu-njai, mit zahlreichen in Stein gehauenen Göttergestalten.

Kwan-juön, die erste Stadt, welche wir in der Provinz Sze-tschuen betraten, ist am linken Ufer des Paj-suj-kiang, welcher hier den Namen Kia-ling annimmt, gelegen; ihre Umfassungsmauern sind, wie auch viele Häuser im Innern, aus Bruchsteinen erbaut und verleihen der Stadt durch ihre außergewöhnliche Reinlichkeit ein vortheilhaftes Gepräge. Wir verließen die Boote, um das Kun-kwan zu beziehen, denn wie uns Sin mittheilte, war an eine Weiterreise vor zwei Tagen nicht zu denken. Der Bürgermeister von Kwan-juön war ein alter Mann von echt chinesisch conservativer Gesinnung. Bei seinem ersten Besuche behauptete er, es wären in der ganzen, 14.000 Einwohner zählenden Stadt keine Maulthiere aufzutreiben, denn der Examinator bei den Mandarins-Prüfungen hätte vor zwei Tagen alle 60 Maulthiere der Umgebung für seine Reise nach Lan-tschou-fu benöthigt. Dieser Herr aber ist während seiner einjährigen Amtsthätigkeit der höchste Würdenträger des Reiches, denn er wird vom Kaiser ernannt und die Gouverneure der Provinzen müssen sich vor ihm zu Boden werfen.

Zur Zeit der Prüfungen versammeln sich alle jene Knaben, Jünglinge, Männer und Greise, welche auf eine Mandarinstellung aspiriren, in der Examinationshalle der Stadt und nehmen auf den Bänken Platz. Jeder Candidat erhält als Prüfungsstück irgend einen Ausspruch eines beliebigen Classikers, welchen er in einer langen Schrift behandeln und erläutern muß, ohne daß es ihm erlaubt wäre, Hilfsbücher zu gebrauchen, oder früher seinen Platz zu verlassen, bevor er seine Aufgabe beendet. Kenntnisse nach unserem Sinne, als Arithmetik, Geographie, Naturwissenschaften 2c., werden von ihnen nicht gefordert. Es genügt, um Mandarin zu werden, die nach chinesischem Maßstabe richtige Auffassung und Erklärung der Classiker und etwas Geschichte des Landes. Die Examinatoren werden alljährlich ernannt und sinken nach ihrer Amtsthätigkeit in den bescheidenen Rang zurück, den sie vielleicht früher bekleideten.

Ein solcher Mandarin hatte die sämmtlichen Maulthiere von Kwan-juön entführt. Der Magistrat erzählte uns die traurige Nachricht und beschwichtigte uns mit dem Worte: Mintjen. Es ist dies ein großes, vielbedeutendes chinesisches Wort. Frug ich unseren Dolmetsch um irgend eine Auskunft, antwortete er: Mintjen; erkundigte ich mich bei dem Koche, ob er die schönen Kartoffeln in der Stadt bemerkt habe, zuckte er lächelnd die Achseln: Mintjen; stellte ich den Diener zur Rede, warum er die Schuhe nicht eingefettet hatte, hieß es: Mintjen; sollen Wagen oder Maulthiere schnell beigestellt werden, so hört man nur eine Stimme: Scha, scha — ja, ja. Es wird spät und später, weder Wagen noch Maulthiere kommen, endlich wird es Nacht. Ja, wo bleiben denn die Thiere? Mit merkwürdiger Uebereinstimmung antworten die Getreuen: Mintjen.

Nur wenn der Reis in vollen Schüsseln in der Runde kreist, wenn der Theekessel über dem Feuer sein einladendes Lied summt, wenn die Opiumpfeife neben der brennenden Lampe einen Chinesen nach dem andern in Versuchung führt, dann heißt es niemals Mintjen. Wenn ich nun sage, daß manche fortschrittliche Bewegung in China an dem kleinen Wörtchen scheiterte und viele noch scheitern werden, so erübrigt mir nur noch die Uebersetzung. Mintjen heißt nichts Anderes als: — Morgen.

Der Magistrat von Kwan-juön schien aber noch mit der Vertröstung auf morgen nur von der Absicht geleitet zu werden, uns an der Weiterreise zu hindern. Obgleich der Stadtbeamte von Lo-jang-shien uns versichert hatte, an seinen Amtscollegen in Kwan-juön ein Recommandationsschreiben abzusenden, so war dieser Brief noch nicht angekommen, und wir hielten bereits seine Aussage für eine landesübliche Lüge. Leider sind diese Empfeh-



Schiffzieher am Paj-suj-kiang.

lungsbriefe eine unerläßliche Nothwendigkeit, wenn man auf die Förderung und Unterstützung seiner Pläne von Seite der maßgebenden Beamten rechnen will.

Auf uns selbst angewiesen, gelang es uns auch in der That, am zweiten Tage sechs Maulesel ausfindig zu machen und mit deren Besitzer eine Einigung über die Miethe zu erzielen. Kaum hatte der Bürgermeister die Nachricht, welche seine eigenen Aussagen in ein bedenkliches Licht setzte, ver-

Lo-jang-shien.

nommen, so hieß er in der folgenden Nacht den Chinesen mit seinen Thieren die Stadt verlassen.

Ein zweiter Versuch, in einem entfernteren Dorfe 16 Maulthiere zu miethen, endete damit, daß der Eigenthümer eine bedeutende Summe, welche er Abends vorher als Angabe in Empfang nahm, mit grauendem Morgen wieder zurückerstattete. Er habe es sich anders überlegt, sagte er, und benöthige seine Maulthiere für einen hohen Mandarin, welcher nach Han-tschung-fu reisen müsse. Selbst die Drohung, das ganze Gepäck auf die Verantwortung des Bürgermeisters zurückzulassen und ihn dem Vicekönig von Sze-tschuen zur Bestrafung anzuzeigen, hatte nicht den geringsten Erfolg. Es blieb uns also nichts übrig, als die Ereignisse geduldig abzuwarten.

Das Kun-kwan war zwar groß und reinlich genug, um den gezwungenen Aufenthalt nicht gänzlich zu verleiden, doch bot das Haus auch manche Widerwärtigkeiten, die mit der südlichen und tiefen Lage der Stadt (32° 30′ nördlicher Breite, 365 Meter über dem Meere) im engen Zusammenhange standen. In erster Linie waren es die Mosquitos, welche uns in ungezählten Schaaren überfielen und weidlich quälten. Ihr weiß und schwarz gestreifter Leib ist größer als jener der gewöhnlichen Gelsen. Der Stich schmerzt tagelang. Sobald sich die Fliege auf das Hand- oder Fußgelenk (ihr Lieblingsplätzchen) niedergelassen, so hat sie auch schon den Saugrüssel durch die Haut gespießt. Die Haut schwillt sofort an, und es bildet sich eine schmerzhafte, harte Pustel, die erst nach einigen Wochen verschwindet. Sobald es zu dunkeln beginnt, kommen die Mosquitos in dichten Schwärmen aus den Verstecken, in denen sie sich tagsüber aufhalten, hervor. Sie summen ein Lied, das eine gewisse Mordgier erzeugt und jedes gefangene Exemplar dem sicheren Tode überliefert. Die Genugthuung dieser Rache ist so groß, daß der Chinese jeden solchen Plagegeist, welcher sich allzu unvorsichtig auf der Wange niederließ, mittelst einer starken Maulschelle, die er sich selber versetzt, umzubringen versucht.

Eine andere ekelhafte Plage des südlichen China sind die Tausendfüßler. Der dunkelbraune Leib des Riesenskolopender ist 12—15 Centimeter lang (20 Centimeter lange Thiere sind Ausnahmen) und 1 Centimeter dick,

17 schmutzig-weiße Fußpaare verleihen dem Gliederthiere eine bewunderns-werthe Agilität. Der getrennte, runde Kopf von ähnlicher Farbe ist mit zwei spitzigen Fängern versehen, deren Biß oft bedenkliche Folgen nach sich zieht. In Indien ist der Biß zuweilen tödtlich. Die Thiere lieben die feuchte Wärme und verirren sich nicht selten in die Betten. In Kwan-juön biß mich während des Schlafes ein Riesenskolopender in den Oberschenkel. Die verwundete Stelle zeigte deutlich die Spuren der Fänger in der Gestalt dreier harter Pusteln, nicht größer als Stecknadelköpfe. Am folgenden Morgen verursachte die handbreit entzündete Haut ein unausstehliches Brennen und Jucken, welchen Schmerz ich nur einigermaßen durch kalte Umschläge zu lindern im Stande war.

Ich hatte mein Bett auf dem harten und unebenen Pflaster des Vorhofes aufgeschlagen und legte mich gewöhnlich gegen 10 Uhr zur Ruhe. Da die Mosquitos mit einer Spitzfindigkeit ohne Gleichen den kleinsten bloßen Theil des Körpers für ihre Blutgelüste ausfindig machen, hüllte ich mich trotz der drückenden Schwüle in die dicke Wolldecke ein. Es dauert nicht lange, da vernehme ich über meinem Kopfe ein durch Mark und Bein dringendes Pfeifen. Trotzdem ich das vorüberfliegende Thier nicht wahrnehmen konnte, erkannte ich den Ton recht gut. Ich hatte ihn im zoologischen Garten zu Calcutta zu wiederholten Malen gehört. Dort sah ich die unheimlichen Thiere in ihren Käfigen. Sie hingen mit einem Fuße kopfabwärts an der Decke und hüllten den 14 Centimeter langen, hellbraunen, behaarten Leib in ihre häutigen Flügel. Berührte man die anscheinend schlafenden Vampyre (fliegende Hunde, Vampyrus spectrum) mit einem Stocke, so gaben sie jene pfeifenden Töne von sich, die immer erinnerlich bleiben, wenn man sie einmal vernommen.

Etwas später rührten sich die unzähligen Ratten des Hauses. Sie sprangen im Hofe herum und quiekten in allen Tonarten. Wenn ich mich nun der unangenehmen Aufgabe entledigte, sie aus meiner Nähe zu verjagen, dann sah ich gewiß in die glühenden Augen eines großen, fremden Hundes, welcher die Ueberreste der Mahlzeiten ausfindig machen wollte, und nun mit einschüchterndem Knurren das Bett beroch. Doch der Stock lag

an meiner rechten Seite, ein kräftiger Hieb und der unfreundliche Gast suchte das Weite.

Unter den eintönig melancholischen Klängen eines Trauerliedes, welches im Nachbarhause von einem Trio vor dem Sarge eines Verstorbenen abgesungen wird, schließen sich endlich die müden Augen. Erst wenn eine Ratte in kühnem Sprunge über meinen Kopf setzt, erwache ich wieder und höre dann noch immer den traurigen Gesang nebenan.

Vor dem Kun-kwan saß an einem Tischchen ein Wahrsager, der beständig in seinen alten Folianten studirte, und abwechselnd schrieb. Einestheils zur Verkürzung der Zeit, andererseits aus Neugierde ließ ich ihn auf das Yamen rufen und ihm mittheilen, daß ich seinen prophetischen Ausspruch zu hören wünsche. Er brachte seine Schreibmaterialien, sowie drei Zauberbücher mit. Die Bücher waren mit Zeichen beschrieben, welche selbst der belesene Dolmetsch nicht zu enträthseln vermochte.

Während der Mann in affectirter Weise Platz nahm, fächelte er sich mit einem Fächer frische Luft zu. Er breitete seine Schriften auf dem Tische aus und fragte mich um das Alter, den Tag und die Stunde der Geburt. Nach meiner Antwort schlug er eines der viel gebrauchten Bücher auf, schrieb dann auf einem Blatte Papier, indem er ein komisches Selbstgespräch mit lebhaftem Geberdenspiele begleitete, eine große Abhandlung über meine Zukunft nieder, und bekräftigte schließlich jeden Schriftcharakter nach der Weisung des Zauberbuches mit einer schnörkelhaften Unterschrift.

Ernst und gedankenvoll, die niedergeschriebenen, geheimnißvollen Schnörkel und Zeichen ohne Unterlaß consultirend, ertheilte der Mann alle Antworten mit ausdrucksvollem und hohem Selbstbewußtsein, auch wenn sie oft die seltsamsten Widersprüche enthielten. Die Eile, mit welcher er nach Empfang seines Lohnes (500 Cash) das Haus verließ, schien mir dafür zu sprechen, daß seine Kunst ihm zuweilen, statt des verdienten Lohnes, andere landläufige Münze einträgt.

Die Bevölkerung der Stadt betrug sich ziemlich gesittet, es war sogar möglich, ohne Militärbegleitung kurze Spaziergänge zu unternehmen. Trotz des großen Umfanges des Stadtwalles ist die Anzahl der Häuser nur eine

geringe (400); der größte Theil der von der Wallmauer umgrenzten Fläche ist mit Gemüsen und Cerealien bebaut. Der Wall schließt im Norden einen niederen Hügel in sein Bereich, von welchem wir eine reiche Uebersicht der Stadt und Umgebung genossen.

Im Süden der Stadt wendet sich der Kia-ling unter einem großen Buge nach Südwesten und nimmt hier einen von Osten kommenden, wasserreichen Nebenfluß auf, dessen 1200 Schritte breites Thal ungewöhnlich üppig bebaut und dicht bevölkert ist. Zahlreiche Bäume, darunter schon Orangen, mildern als frische Umrahmung das etwas düstere Colorit der schwarzen Ziegeldächer der Häuser zu unseren Füßen.

Am grünen Hange des Berges liegt ein hübsches Kloster Namens Tschang-uon-mjao, welches wir besuchten, da diese Sorte der Tempel, deren allgemeine Bezeichnung Uon-mjao ist, manche interessante Darstellung chinesischer Phantasiegestalten bietet.

Zahlreiche Holzfiguren in halber Menschengröße sind in den einzelnen Abtheilungen des weitläufigen Gebäudes zu lebhaften Scenen gruppirt. Den meisten Raum nimmt — wenn der Ausdruck zuläßig wäre — die Darstellung der Hölle ein. Merkwürdigerweise sind es nur Frauen, welche von gräßlichen Unholden in schrecklicher Weise gemartert werden.

Mandarine haben inmitten des Schauplatzes ihren Gerichtshof aufgeschlagen, und die sündige Gesellschaft kniet bei der Publication des Urtheiles vor dem Tische. Einige Teufelsgestalten, denen die Mordgier aus den rollenden Augen hervorblitzt, haben schon mehrere Opfer der gerechten Richtersentenz bei den Haaren erfaßt und schleppen sie zu den Folterwerkzeugen, an denen wahrlich kein Mangel herrscht. Einzelne gelungene Gruppen verlachen höhnend die Unglücklichen. Da wird eine Frau von einem rothen Teufel in eine Mühle gesteckt, aus der anstatt Mehl ein rother Blutstrom zu Boden quillt. Dort hängt eine Frau mit dem aufgelösten Haare an einem Baume und ihr Peiniger klammert sich mit aller Gewalt an ihre Füße, um die Gelenke aus den Fugen zu bringen. Hier schneidet ein grinsender Teufel einem armen Wesen die Brüste ab, während sein Genosse sich bemüht, einem zweiten Opfer die Haut von dem Leibe zu lösen, dort zersägt ein scheußlicher Riese

den Körper eines jungen Mädchens und seine Helfershelfer zerstampfen die Knochen zahlreicher Leichen in einem großen Mörser zu Pulver. Im Hintergrunde liegt eine sich schmerzlich windende Frau auf glühenden Kohlen und wird von einer Anzahl von Teufeln verhöhnt und in kaum wiederzugebender Weise mißhandelt. Am Rande des Gruppenbildes sehen wir einen steilen Felsen, von dessen Spitze eine Unglückliche nach der andern in die Tiefe gestürzt wird. Die verstümmelten Körper hängen dutzendweise an den Kanten und Spitzen der Felsvorsprünge, wo sie sich im Falle aufgespießt haben. Im Allgemeinen sehen wir da die Verkörperung einer solchen Grausamkeit, wie sie bei der schwersten Bestrafung der Verbrechen selbst nicht mehr in China zur Anwendung gelangt.

Die anscheinend widersinnige Gruppirung der Figuren schwindet langsam bei der eingehenden Besichtigung. Alle Gruppen greifen mit einer Logik, die einer besseren Sache würdig wäre, in einander und erzählen gewissermaßen eine einzige Geschichte vom Anfange bis zum Ende. Ich unterhielt mich während einer Stunde mit der Besichtigung der Einzelnheiten des Tempels ganz vortrefflich. Als ich nach Hause kam, hörte ich, daß der Bürgermeister im Verlaufe des Nachmittags einige seiner Diener mit einem aus Fleisch und Reis bestehenden Geschenke zu dem Grafen entsendet hatte. Graf Széchenyi wies die Gaben mit den Worten zurück: Der Mandarin thäte besser, uns Maulthiere zu senden.

Das Zurückweisen eines Artigkeitsgeschenkes ist in China gleichbedeutend mit der Kündigung der Freundschaft und entwürdigt den Absender in den Augen seiner Freunde und Untergebenen. Graf Széchenyi hätte trotzdem nichts Besseres thun können, um unsere Pläne zu fördern. Es dauerte nicht lange, und es erschien der Bürgermeister, um mit allen erdenklichen Ausflüchten seine Unschuld an der Verzögerung der Abreise zu betheuern.

Ich trug dem Dolmetsch auf, ihn zu fragen, warum er die von uns gemietheten sechs Maulthiere sammt dem Besitzer aus der Stadt entfernt habe. Eine solche Gewissensfrage ist nach chinesischen Ansichten unschicklich. Deshalb wandte sich Sin etwas zögernd zu dem Mandarin, sprach einige Minuten lang mit ihm und wollte dann die Antwort übermitteln: „He said .. he said ...“,

begann er, doch ich fiel ihm in die Rede: „He said nothing — er sagte noch gar Nichts, bis jetzt sprachen nur Sie und der Mandarin hörte zu". Es war das erste Mal, daß der Dolmetsch überwiesen werden konnte, anders gesprochen zu haben, als er sollte. Der Besuch des Stadtbeamten endete



Treppenweg in der Provinz Sze-tschuen.

damit, daß er uns die Beistellung der Maulthiere für den nächsten Tag zusagte, welches Versprechen er auch pünktlich hielt. Am 11. September schieden wir von diesem nichts weniger als einladenden Aufenthaltsorte.

Das Thal des Kia-ling-kiang wird von Kwan-juön bis Tschau-chwa, der nächsten Nachtstation, in einer Breite von 15 Kilometer von niederen

Hügelzügen begleitet, welche sich den steilen Gebirgsformen vorlagern. Bei Tschau-chwa treten die Felsen wieder knapp an das Ufer. Der Weg bleibt am linken Ufer und wird einerseits durch den Fluß, andererseits durch den Fuß der steil abstürzenden Berge zu einem Defilé eingeengt. Er ist durchaus mit großen, viereckigen, breiten Steinplatten gepflastert, die in flachem Terrain den Marsch sehr erleichtern, im Gebirge aber mühselig zu überwindende Treppen bilden. Die Maulthiere und Pferde sind an diese Wege gewöhnt, sie steigen die steilen Stufen mit großer Sicherheit auf und ab, ohne einen Fehltritt zu thun.

Nördlich von Tschau-chwa nimmt der Kia-ling-kiang einen ebenso großen Nebenfluß, den in den Südabhängen des Pej-ling entspringenden Pej-suj-ho, auf. Nach der Vereinigung gewinnt der Kia-ling-kiang bei einer Tiefe von 1½—3 Meter die ansehnliche Breite von 250 Schritt. Weiter südlich verengt sich sein Thal zur Schlucht. Wie groß das Gefälle, wie reißend der Fluß an dieser Stelle ist, das konnten wir am besten aus der mühsamen Art ersehen, wie die Bootsleute einer Barke dieselbe von einem zu dem andern Ufer beförderten. Sämmtliche acht Schiffer stiegen zuerst aus dem verankerten Boote in das Wasser, welches ihnen bis über die Brust reichte, und brachten während des unfreiwilligen Bades das Bambuziehseil an das jenseitige Ufer. Wieder auf dem Trockenen, spannten sie den Strick zur größtmöglichen Straffheit an und wanden dessen auslaufende Enden um den Leib. Einer von ihnen intonirte ein monotones Lied. Mit einem Male fielen seine Kameraden in den Gesang ein und machten wie auf Commando drei bis vier schnelle Schritte nach vorwärts. Der Strick, welcher vor dem Beginne des Manövers leicht den Wasserspiegel berührte, schnellte empor und peitschte einen Perlenschauer glänzender Wassertropfen in die Höhe. Kaum merklich bewegte sich das Schiffchen vom Flecke; als es nach geraumer Zeit die Mitte des Stromstriches erreichte, krochen die Arbeiter bereits auf allen Vieren auf dem sandigen Ufer, und man sah es an dem verzerrten Gesichtsausdrucke, an den roth unterlaufenen Augen, die aus den Höhlen zu dringen drohten, und aus der Rinne, welche der Strick in die Achseln schnitt, mit welch' unsäglicher Anstrengung die Armen bemüht waren, der Gefahr vor-

zubeugen, über den rauhen Boden in das Wasser geschleift zu werden. Es dauerte eine ganze Stunde, bevor das Boot an dem Ufer anlegte und verankert wurde.

Tschau-chwa, eine Stadt mit circa 12.000 Einwohnern, liegt am rechten Ufer. Wir mußten daher den Fluß auf unscheinbaren Holzfahrzeugen übersetzen. Bevor wir zum Stadtthore gelangten, sahen wir eine nackte Gestalt am Wege liegen. Wir glaubten zuerst, es sei ein Todter; als wir aber näher kamen, da bemerkten wir deutlich, wie im Kranken ein hitziges Fieber — aller Wahrscheinlichkeit nach ein Dysenteriekrampf — wüthete. Der Körper des noch jungen Chinesen bestand nur aus Haut und Knochen, seine Gliedmaßen glichen jungen Bambussprossen. Keine Seele kümmerte sich um den Kranken, der in vollständiger Lethargie sich nicht einmal der zahlreichen Fliegen zu erwehren versuchte, die in zudringlichen Schwärmen die Augenhöhlen und die Mundwinkel des wachsgelben Gesichtes besetzt hielten. Es war ein erschütternder Anblick, der Mensch mußte sterben, wenn er noch länger hilflos dalag.

Nachdem wir uns im besten Wirthshause des Ortes einlogirt hatten, eilten wir zu dem Verlassenen zurück, um ihn möglicherweise noch zu retten. Er lag noch so wie zuvor, obgleich alle nach der Stadt heimkehrenden Chinesen ihn gesehen haben mußten. Seine Glieder waren bereits eiskalt, der Pulsschlag kaum fühlbar. Graf Széchenyi schüttete ihm mit meiner Unterstützung ein Morphinpulver zwischen die gewaltsam geöffneten, blauen Lippen. Nach einer Weile schlug er die Augen auf, sein gläserner Blick ruhte einen Moment auf uns, dann betasteten seine zitternden Hände den hohlen Brustkorb von oben bis unten und machten schließlich instinctive Bewegungen, das einzige Kleidungsstück, welches er überhaupt trug — einen Bindfaden — fester um den Unterleib zu knüpfen.

Mittlerweile hatte sich eine Gruppe Neugieriger um uns versammelt, die mit einem sonderbaren, halb verwunderten, halb gutmüthigen Lächeln unser Gebahren verfolgten. Graf Széchenyi legte, bevor wir den Kranken verließen, vor den Augen der Zuschauer einen großen Kranz landesüblicher Kupfermünzen zu den Füßen desselben. Kaum hatten die Chinesen bemerkt,

daß ihr Mitbürger etwas Geld besitze, da nahmen sie sich seiner an und schleppten ihn in die Stadt.

Als wir nach einer Stunde von einem Spaziergange heimkehrten, lag der Kranke auf einer Schichte Reisstroh unter dem Stadtthore. Anstatt ihm eine Reissuppe zu geben, bewirtheten ihn seine Pfleger mit kaltem Wasser, das ein Chinese überhaupt nie trinkt. Mit freundlichem Grinsen machten ihn die Umherstehenden auf die fremden Leute aufmerksam, die ihn vom Hungertode errettet hatten. Ich glaube, daß, wenn die unverhofften Freunde ihn nicht nach unserer Abreise seiner Baarschaft beraubt und wieder in das Freie gesetzt haben, er der einzige Chinese sein wird, der sich unser oft und gerne erinnern wird. So sprachen wenigstens seine Augen bei der letzten Begegnung.

Mit der Stadt Tschau-chwa verließen wir den Kia-ling-kiang und erstiegen dessen rechtsseitige, südwestlich laufende Thalbegleitung, einen steilen Nebenrücken mit hervorragenden Felskuppen. Zu unserem Bedauern mußten wir die gewonnene Rückenlinie zu wiederholten Malen verlassen, um dem mit einer peinlichen Genauigkeit in schnurgerader Richtung tracirten Wege zu folgen. Ueber die zahlreichen Gebirgsbäche, welche die Straße überschreitet, führen steinerne Brücken von erstaunlich zweckmäßiger und gediegener Construction.

Besondere Erwähnung verdient eine solche Brücke vor Tjemen-kwan. Von beiden Seiten führen circa zehn Steinstufen zu der mächtigen Brückendecke, die aus fußdicken, 2 Meter langen und 1 Meter breiten Sandsteinen zusammengefügt, auf drei schwungvollen Spitzbögen ruht. Auf dem massiven Steingeländer steht eine Anzahl kunstvoll gemeißelter Drachenfiguren.

Obgleich der Reitweg im Allgemeinen nur für ein Tragthier berechnet ist, beträgt die Breite der Brücke mehr als 2 Meter.

Die Scenerie im Süden gestaltet sich immer schöner und anziehender. Zuerst wird unsere Aufmerksamkeit von einigen Felskuppen gefesselt, welche das Grün der Wälder, des Gebüsches und des üppigen Grases majestätisch überragen. Auf einer derselben — sie gleicht einem spitzigen Zuckerhute — steht ein Tempel.

Dann windet sich der Weg durch steinige, mit Farrenkräutern und Schlinggewächsen überwucherte Schluchten zu einer kleinen Ortschaft, von deren umsäumenden Höhen das krystallhelle Wasser in kleinen Fällen zur Tiefe rieselt. Jetzt wandern wir im Schatten einer Allee uralter Cypressenbäume zu dem Tempelchen, vor dessen Schwelle ein Priester in's Land auslugt. Er bemerkt den Reisenden aus weiter Entfernung und läßt die Handglocke erklingen, um jedem Zeitverlust, der allenfalls mit dem Almosengeben verknüpft wäre, rechtzeitig vorzubeugen. Endlich öffnet sich das Thal zu einem freundlichen Bilde. Auf den fruchtbaren Feldern lagen in großen Schobern die Früchte der Ernte, Alt und Jung überbot sich an geschäftiger Emsigkeit.

Unmittelbar vor Tjemen-kwan durchstreifen wir noch eine besonders wildromantische Gegend. Schon von ferne erblicken wir einige Felsrücken, an deren scharfen Kanten die hohen Tannenstämme des lichten Waldes gleichsam wie unermüdliche Wächter in das mystische Dunkel der Tiefe hinabblicken.

Die aus steinigen Conglomeraten zusammengesetzten Züge streichen in wachsender Ueberhöhung von Osten nach Westen. An ihre senkrechten, mitunter überhängenden Wände schließt sich ein Trümmerhaufen herabgestürzter, hausgroßer, mit dunkelgrünem Moose überwucherter Blöcke und endlich der dichte Wald an. Im Westen drohen diese Steine von der stark geneigten Grasfläche im nächsten Augenblicke über den Weg zum schäumenden Wildbache zu rollen; die über den gähnenden Spalten hängenden Felsenmassen scheinen in der Luft zu schweben. Unwillkürlich treibt man das Reitpferd zur größeren Eile, um über die steil aufsteigende Treppe des Weges so schnell als möglich das Steinthor zu erreichen, dessen vergoldete Inschrift dem Reisenden von der Höhe entgegenschimmert.

Wir glauben mit dem Steinportale die Paßhöhe gewonnen zu haben. Wer würde aber ahnen, daß dasselbe Wasser, welches vorher spritzend und sprudelnd über Steine und Felsen rauschte, hier oben in seinem trägen Laufe an einigen Stellen noch tief genug für ein erfrischendes Schwimmbad ist. Die flachen Höhen des nur wenige Meilen breiten Plateau's sind mit Humus bedeckt und bebaut. Zahlreiche zur Bewässerung der Felder ausgehobene,

kleine Teiche glitzern silberhell aus dem saftigen Wiesenboden hervor. Der Wald wird durch Obstgärten (Birnen und Granatäpfel) ersetzt, deren Laubkronen die freundlichen Dörfer nahezu ganz verstecken; doch schon am nächsten Reisetage schwindet der Plateau-Charakter.

Die Stadt Thien-tschou (352 Meter über dem Meere, 9000 Einwohner), die wir nun erreichten, liegt bereits wieder in der Niederung.

Mit dem Dorfe Wulien-ye müssen wir vom Hochgebirge Abschied nehmen. Der bisher durchreiste Theil der Provinz Sze-tschuen ist nur dünn bevölkert, die Ortschaften bestehen meist nur aus einer Häuserzeile zu beiden Seiten der Straße, selbst die Städte stehen ihrem Umfange nach weit hinter jenen der Provinz Kan-su.

Wulien-ye liegt an einem Nebenflusse des Kia-ling, mit Namen Ta-ho, der, in dem höchsten Theile des Schento-san entspringend, bei Pau-ling-fu (Pau-ning) mündet. Sein Quellengebiet ist insoferne merkwürdig, als es von fünf spitzigen Felskuppen begrenzt wird, die symmetrisch aneinandergereiht, aus der Ferne einer riesigen, fünfzackigen Ritterkrone gleichen. Wir überschritten den Ta-ho (großer Fluß) auf einer soliden, aber geländerlosen, auf 13 Steinpfeilern ruhenden Steinbrücke von 91 Schritt Länge und 2 Meter Breite, deren Decke aus rechteckigen Quadersteinen von 7 Schritt Länge und 2 Schritt Breite zusammengefügt ist.

Wir betreten nun ein Gebiet von ausgesprochenem Flachland-Charakter, die Berge erreichen kaum mehr als 160 Meter Höhe (bei Ds-ting-shien), ihre spitzigen Kuppen überragen nur wenig die Einsattelungen des schmalen Kammes, auf ihren terrassenförmigen Hängen gewahren wir in bunter Abwechslung Felder, Cypressenwaldungen und Hutweiden.

Wenn wir uns im Verlaufe der ganzen Landreise über das Wetter nicht zu beklagen hatten, denn wir wanderten sozusagen beständig unter einem heiteren Himmel, so mahnten uns die letzten drei Tage in lästiger Weise an die Vergänglichkeit alles irdischen Glückes. Es regnete so gewaltig, daß wir jeden Tag bis auf die Haut durchnäßt wurden. Meine Schuhe, die bis jetzt allen Einflüssen und den schlechtesten Wegen getrotzt hatten, zeigten klaffende Sprünge. Meine in China erworbene Fertigkeit in der Schuhflickerei

ließ mich vollkommen im Stich, und wenn vor dem Marsche der Bindfaden in der Naht das Beste versprach, so überzeugte mich die nächste Stunde von der Richtigkeit meiner Hoffnungen. Endlich war das Schuhleder so durchlöchert, daß ich mich, wenn auch mit schwerem Herzen, von meinen bisherigen Begleitern auf einer 5500 Kilometer langen Landtour trennen mußte.

Südlich der circa 18.000 Einwohner zählenden Stadt Ds-ting-shien überschritten wir abermals eine große, steinerne Bogenbrücke, deren wirklicher Kunstbau in gar keinem Verhältnisse zu dem schmalen Reitwege steht, welchen wir verfolgen. Bergauf, bergab schlängelt sich die Straße über flache, mit Palmen, Cedern und Pinus excelsa bewaldete Hügelzüge, über fruchtbare, flache Mulden und reich bebaute Thalebenen der wasserreichen Flüßchen, nach Südwesten; wir betreten den fruchtbarsten Theil der Provinz Sze-tschuen, ja vielleicht ganz China's.

Vor der Stadt Mjen-tschou (70.000 Einwohner) stoßen wir auf den zweiten bedeutenden Fluß der Provinz Sze-tschuen, den Mjen-tschou-pej-ho, oder wie er landläufig genannt wird, den Ta-ho. Sein Name ändert sich übrigens in den einzelnen Theilen seines Laufes. Er entspringt im Sue-san (Schneeberg) östlich von Sung-pan-ting und heißt im Oberlaufe bis Lu-ngan-fu Siao-ho, bekommt hier den Localnamen Mukwa-ho, fließt über Mjen und Tung-tschuen, wo er wieder Fwa-ho genannt wird, und ergießt sich bei Ho-fu in den Kia-ling-kiang.

Die Breite des Flusses beträgt vor Mjen-tschou, an der Stelle, wo wir ihn auf Kähnen übersetzten, 200 Schritte, seine Tiefe, trotzdem die eigentliche Regenzeit im Gebirge (Juli und August) vorüber war, 6 Meter. Obgleich er schon bei Lu-ngan-fu schiffbar ist, so wird der Haupthandel nach Norden (Tabak und Reis) meistens zu Lande, und zwar durch Lastträger besorgt.

Die Kaufleute von Mjen-tschou leugneten zwar die Forsetzung des Weges über Lu-ngan-fu bis Sung-pan-ting; es existiren aber über diese Frage keine weiteren Zweifel, seit Capitän Gill die Strecke aus eigener Erfahrung kennen lernte.

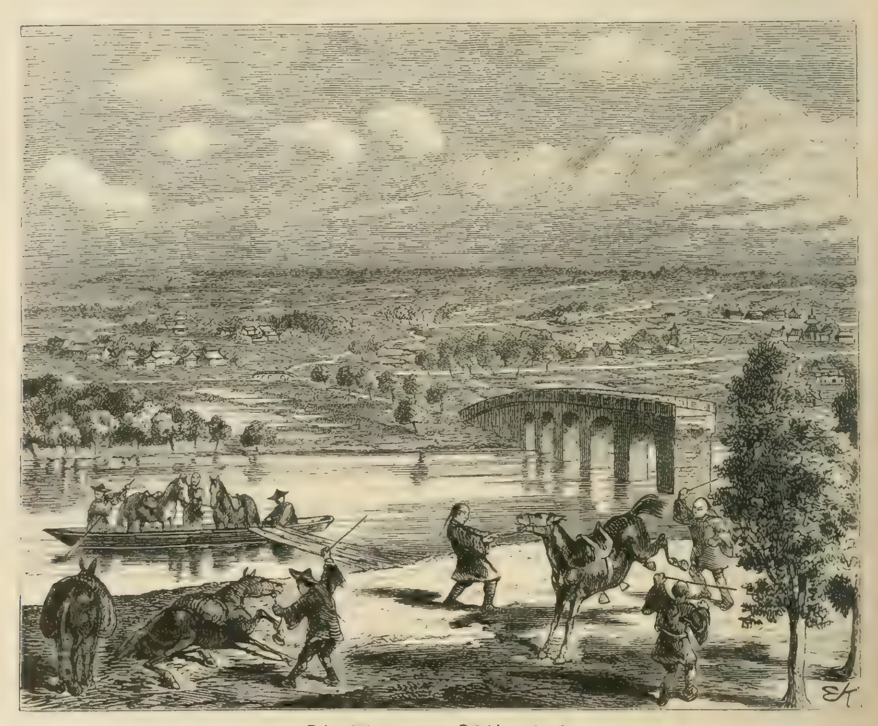
Mjen-tschou, eine recht hübsche Stadt, liegt unmittelbar am rechten Ufer des Flusses und ist gegen die Gefahr des Hochwassers durch drei große

und etliche Nebensporen gesichert. Die riesigen Steine, aus welchen diese quaiartigen Mauern aufgebaut wurden, sind cementirt. Die vier Eingangsthore des 8 Meter hohen Umfassungswalles der Stadt sind mit den üblichen Thürmen markirt. Die Häuser und engen Gassen im Inneren kann ich für China in Bezug auf Reinlichkeit nur loben; besonders sind es die Verkaufsläden, welche sich durch eine musterhafte Ordnung der ausgestellten Handelsartikel, als prachtvolle Porcellanwaaren, Seidenstoffe und Silberarbeiten, auszeichnen.

Nachdem wir am nächsten Morgen im Westen der Stadt einen in den Ta-ho einmündenden Nebenfluß auf Booten übersetzt hatten, marschirten wir circa 20 Li thalaufwärts und wandten uns hierauf in das nach Südwesten sich ausbreitende Flachland. Die runden Hügelkuppen erheben sich nur mehr 30 Meter über die Reisfelder der Thalsohlen, die Waldungen hören mit der Zunahme der Feldcultur auf, endlich öffnet sich die vorliegende Gegend zu einer ausgedehnten Fläche. Wir haben noch drei Steinstufen hinabzusteigen und begrüßen die große Ebene von Tsching-tu-fu. Bevor wir auf dem mit flachen Schiefertafeln gepflasterten Wege die Ebene durchkreuzen, sei es mir gestattet, hier anzuführen, wie viel Steinstufen wir seit Kwan-juön während unseres Marsches auf- und absteigen mußten. Am ersten Tage 600, am zweiten 6200, am dritten 4000, am vierten 3600, am fünften 2800, am sechsten 1000, am siebenten 2100, am achten 600, am neunten 300; zusammen 21.200 Stufen.

Die große Ebene von Tsching-tu-fu umfaßt ein Areale von 5000 Quadrat-Kilometer und wird im Nordwesten von der Hochgebirgskette des Lo-san und Si-san, im Südwesten von den flachen Ausläufern des Le-hoa-san, im Süden von dem Tung-ho und im Osten von dem Mjen-yan-ho (in seinem weiteren Laufe Pej-tja-ho genannt) und dem anschließenden Hügellande begrenzt. Die Neigung der Ebene von ihrem West- bis zum Ostrande beträgt beiläufig 50—70 Meter. Zu beiden Seiten fließen zwei wasserreiche Flüsse von Nord nach Süd, und zwar der bereits erwähnte Pej-tja-ho und der von Sung-pan-tin kommende Si-ho. Letzter Fluß hat nun bei dem Eintritte in die Ebene zwei Bestrebungen: erstens in seiner Laufrichtung zu bleiben, und zweitens dem

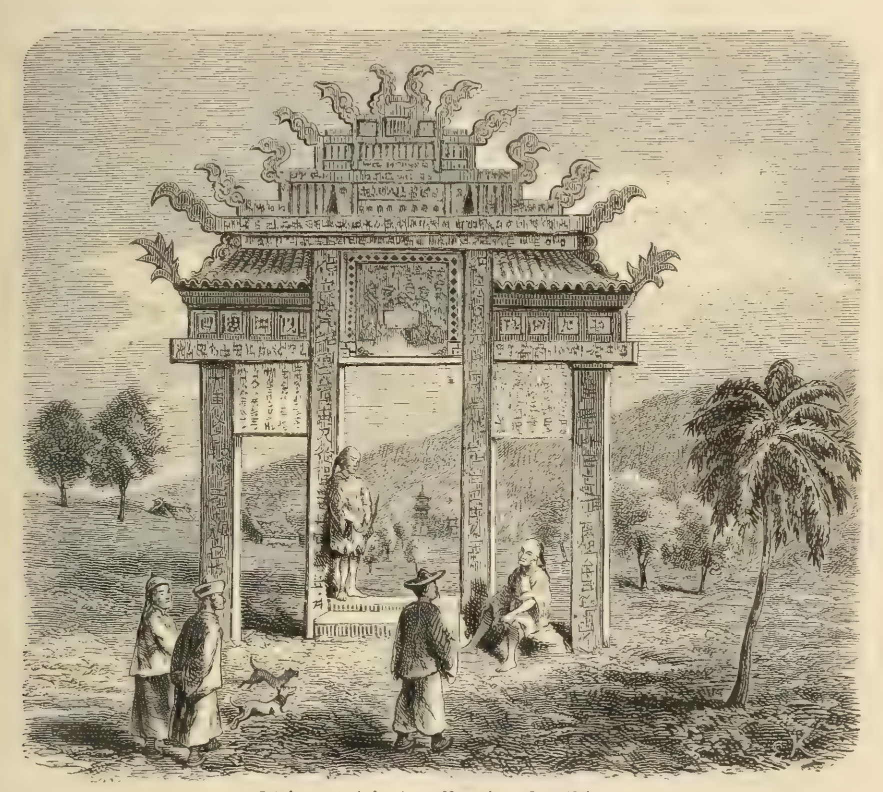
stärkeren Gefälle nach Osten zu folgen. In dieser Art mögen auch bei dem jährlichen Hochwasser die ausgetretenen Fluthen zuerst ihren Weg nach Osten gefunden haben, und es bildeten sich so von selbst die vielen Flußarme in dieser Richtung, deren Größe und Tiefe nirgends die Anlage einer Furt zuläßt.



Die Ebene von Tsching-tu-fu.

Die angeschwemmte Erde schuf einen vorzüglichen Boden für die Feldcultur. Die Chinesen strömten massenweise hieher, denn das für den Reisanbau nöthige Wasser war im Ueberflusse vorhanden. Für die Anlage der Felder war weder große Mühe noch Kenntniß erforderlich. Der Bauer brauchte nur einfach eine tiefe Furche zu ziehen, um das Wasser auf seinen Acker zu leiten. So entstand mit der Zeit die bewundernswerthe Anzahl der durchschnittlich 1½ Meter tiefen Wasseradern, welche die Ebene in ihrer

ganzen Ausdehnung bewässernd durchfurchen. Um das Wasser in seinem beständigen Laufe zu stauen, sind die Hauptarme mit Steinwehren versehen, deren Schleuse, dem Wasserbedarf der Felder entsprechend, gehoben oder gesenkt werden kann. Im Südosten von Tsching-tu-fu erhebt sich zwischen den beiden Flüssen ein niederer Bergrücken, dessen nördliches Ende wie ein



Steinportal in der Provinz Sze-tschuen.

spitziger Keil nach Norden dringt und die weitere Vermengung nnd Vereinigung der Gewässer verhindert.

Der reichliche Baumwuchs, sowie einzelne Waldparcellen und Zuckerrohr-Plantagen beeinträchtigen die Uebersicht in nicht unbedeutender Weise.

Nicht allein über die Hauptflüsse, sondern über alle Canäle, welche der Weg durchkreuzt, führen solide Steinbrücken, deren Bau mehr der Noth-

wendigkeit, als den Anforderungen der Kunst entspricht. Die einzige wirklich schöne Brücke bei Sintu-shien war vom letzten Hochwasser zerstört worden und wir mußten abermals zu den gebrechlichen Fahrzeugen unsere Zuflucht nehmen, um auf das jenseitige Ufer zu gelangen. Als hätten unsere Pferde geahnt, daß die Brücke wieder aufgebaut werden wird, so widersetzten sie sich mit einer Halsstörrigkeit, die sie früher niemals zeigten, der Einbarkirung. Es bedurfte einer starken Bambu-Nachhilfe, bevor sie in das Boot geschleppt werden konnten.

Beiläufig in der Mitte der Ebene hört die Wegpflasterung auf, und es wurde bei der Fußpartie nothwendig, das unergründliche Kothmeer der Straße früher mit einem Stocke zu sondiren, bevor man den Fuß auf die nächste trügerische Insel setzte.

Der Verkehr wurde zusehends reger und lebendiger. Ganze Processionen lärmender und schreiender Lastträger wanderten nord- und südwärts. Mancher in ihrer Schaar hatte wie ein zu Tode geschundenes Lastthier erbarmenswerth aufgedrückte Schultern. Kaum, daß er noch ein Plätzchen am Nacken ausfindig machen konnte, um darauf die Tragstange seiner Lasten zu stützen und anzulehnen. Das ergreifende, schrille Pfeifen ungeschmierter Wheelbarrowräder (Schiebkarren) und das Scheppern der vielen Kling-klang-Instrumente, welche die hausirenden Händler kunstfertig handhaben, übertönte nur zu häufig das frische Zwitschern der Vögel in den Palmen und Cypressen, welche die Straße begleiten.

Wir nähern uns ja einer Großstadt und hören bereits das Summen und geräuschvolle Treiben ihres Handels und Wandels. Man meint, eine riesengroße Vorstadt zu durchwandern, ohne Anfang und ohne Ende reihen sich die Ortschaften an einander. Wirklich schön sind die monumentalen Steinthore, welche in vielen Fällen die einzigen Merkmale sind, an welchen wir die Rayonsgrenze der einzelnen Dörfer zu unterscheiden vermögen.

Die meisten Thore sind sehr alt und dann im geschmackvollen Style erbaut, die jüngeren dagegen sind durch eine Ueberfülle und Ueberschwenglichkeit der Ornamentik erkenntlich. Ein solches Steinkunstwerk besteht aus vier Steinsäulen, deren äußere 4 Meter, die inneren 6 Meter hoch sind,

und einigen Querbalken, die sich zu einem reich verschnörkelten Spitzbogen aufthürmen. Zwischen den viereckigen Steinsäulen sind große, in der zierlichsten Weise durchbrochene Granitplatten eingefügt; Ornamente aus verschlungenen Blättern und Blumen umkränzen die Gruppen der Tiger, Elephanten und Drachen in den Ecken dieser Steine. Die übrige Fläche stellt Reliefbilder aus dem socialen Leben der Chinesen dar.

Gewöhnlich wählte sich der Bildhauer eine Scene aus dem Gerichtssaale zum Stoffe seines Tableau's: ein hoher Würdenträger sitzt hinter einem langen Tische und verurtheilt einige Verbrecher. Sein Gefolge steht, die Delinquenten knien. Der erübrigte Theil der Steinplatten enthält die Namen jener Männer, welche ihr Schärflein zur Errichtung des Denkmales beigetragen haben. Sämmtliche Thore waren ehemals reich vergoldet, jetzt entdeckt man kaum mehr die Spuren dieser Verschwendung.

Die Steinstufen der Thore sind der Lieblingsaufenthalt aller Krüppel und Bettler der jeweiligen Ortschaften, die mit ekelhaften Krankheiten behaftet, ihre verstümmelten Gliedmaßen der Sonnengluth aussetzen. Keine Caravane passirt ein solches Portal, ohne den Obolus der Mildthätigkeit auf das Granitpflaster hinzuwerfen.

Am 24. September mußten wir uns förmlich gewaltsam Bahn brechen, um auf der Straße nach Tsching-tu-fu vorwärts zu kommen. Um die Mittagsstunde passirten wir endlich das Nordthor der Stadt.

XIX.

Von Tsching-tu-fu nach Ta-tsien-lu.

Beschreibung von Tsching-tu-fu und dessen Einwohnern. — Die französische Mission. — Der Gouverneur und seine Gastfreundschaft. — Abreise. — Die Brücke von Tschjong-tschou. — Reise-Unfälle. — Landschaftliches. — Die Kettenbrücke von Lou-ting-kjao. — Ankunft in Ta-tsien-lu.

Tsching-tu-fu, die Hauptstadt der Provinz Sze-tschuen, ist die schönste Stadt China's. Sie ist von einem 20 Meter breiten Steinwalle von 15 Kilometer Umfang umgeben. Durch die Mauer führen vier riesige Thore in das Innere der Stadt, und zwar eines im Nordosten, eines im Südosten, eines im Nordwesten und das vierte im Südwesten.

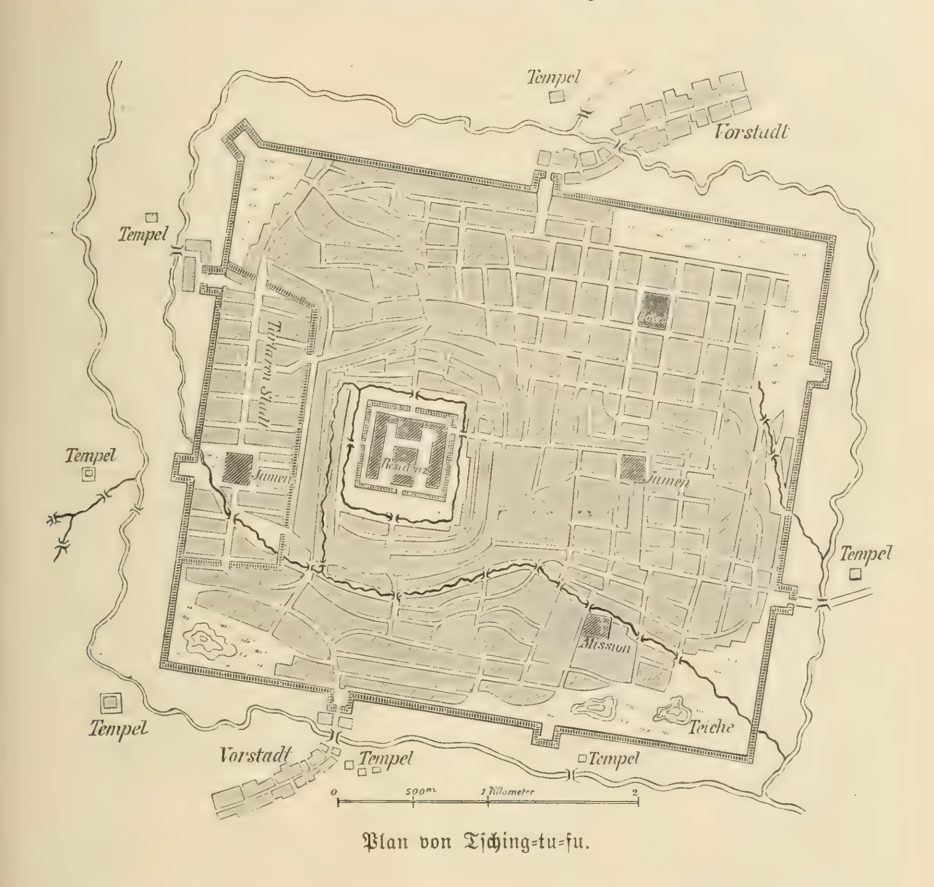
Außerhalb dieser wahrhaft chinesischen Mauer schließt sich an das Nordost- und Südwestthor eine größere Vorstadt an, während durch das Südostthor der Weg zu den Haupttempeln und den nahen Ortschaften führt.

Die Umfassungsmauer ist in ihrer ganzen Ausdehnung von einem breiten und tiefen Wassercanal begleitet, über welchen an sechs Stellen solide Holz- und Steinbrücken führen. Dieser Hauptcanal sendet einen spiralförmig laufenden Arm in das Innere der Stadt.

Die Tatarenstadt lehnt sich an die westliche Stadtmauer an und bildet in ihrer Abgeschlossenheit einen Separattheil im Innern der Hauptstadt. Die Mandschu-Bevölkerung mischt sich wenig mit den Chinesen, sie lebt für sich innerhalb der Mauern ihrer eigenen Stadt. Die Tracht ist jener der Chinesen gleich, doch unterscheiden sich die Mandschu-Frauen und Mädchen von den Chinesinen durch die natürlich ausgebildeten Füße.

Im Centrum von Tsching-tu-fu befindet sich die sogenannte „alte Stadt", die ehemalige Kaiser-Residenz. Sie wird gegenwärtig nicht bewohnt,

und dienen die weitläufigen Amtsgebäude nur als Examinationshalle bei den daselbst stattfindenden Mandarinsprüfungen. Die Straßen der Stadt sind breit und mit schönen, großen Steinplatten gepflastert. Die Häuser sind theils aus Stein, die Mehrzahl aber aus Ziegeln und Holz erbaut und besitzen mit



Plan von Tsching-tu-fu.

wenigen Ausnahmen von Rohreindachungen Ziegeldächer, welche in der Mitte und an den Enden des Giebels ganz nette, flache, thurmartige Verzierungen aus gebranntem Thon oder Porcellan tragen. Wie in den meisten großen Städten China's, so sind auch hier die Geschäfts- und Verkaufslocale nach den in ihnen feilgebotenen Waaren gruppirt. So findet man in einer Gasse lauter Pelzwerk, in einer andern nur Tischlerarbeiten, dann wieder nur Uhr-

macher, deren es eine Menge gibt, anderswo Schuhmacher, Steinschleifer, Seidenhändler, Sticker, Silberarbeiter (Hauptgewerbe der Stadt), Theekesselschmiede, Seidenweber ꝛc. Nur die Wirthshäuser mit ihrem widerlichen Geruche von ranzigem Oele sind über die ganze Stadt zerstreut. Krüppel der verschiedensten Art durchziehen singend oder fiedelnd die Straßen. Vorherrschend sind es Blinde, und es ist zum Staunen, daß bei dem rücksichtslosen Eilen der Tragsessel- oder Lastenträger nicht alle zusammengetreten werden. Der Blinde tastet in dem Gedränge entweder mit seinem Stocke nach den Hindernissen oder er läßt sich von einem Kind, einem Hunde oder einem Einäugigen führen.

Zu den besonderen Merkwürdigkeiten der Stadt zählen zwei Photographen, die ihre Kunst in Schanghai erlernten, und sodann in der Anhoffung guter Geschäfte in ihrer Vaterstadt sich niederließen, um nur Enttäuschungen zu erleben. Die wenigen Bilder, welche ihre Ateliers zieren, waren mißlungene Portraits der in Tsching-tu-fu ansässigen französischen und chinesischen Priester der katholischen Mission. Die reichen Chinesen der Hauptstadt weichen den Photographen mit ängstlicher Scheu aus, und für die ärmeren Leute kostet eine Photographie zu viel.

Im Allgemeinen scheint die Bevölkerung (Tsching-tu-fu dürfte circa 800.000 Einwohner besitzen) hier mehr an Europäer gewöhnt sein. Ich fand wenigstens einen sehr günstigen Unterschied zwischen ihr und den Chinesen der Provinzen Hu-peh und Kan-su. Trotz der dichten Bevölkerung und des regen Lebens dieser Stadt wird der Europäer auf seinen Wanderungen nur wenig molestirt, und statt des anderwärts üblichen Rufes „Yang-kwej-tze“ (fremder Teufel) hörte ich nur „Yang-schen“ oder „Yang-ye“ (fremder Herr). Das Klima scheint trotz der ausnehmend großen Feuchtigkeit der Luft nicht allzu ungesund zu sein.

Tsching-tu-fu ist der Sitz einer französischen Mission. Sie bewohnt im Süden der Stadt ein großes Gebäude, das ehemalige Yamen eines Mandarins, der vor circa 64 Jahren den Missionsbischof Tambraca in demselben köpfen ließ. Nun hat es die Mission angekauft und der gegenwärtige Bischof Pinchont ist Herr des Yamens. In dem geräumigen Gebäude befindet sich

eine größere Holzkirche und eine Hauscapelle. Die Diöcese des Bischofs reicht nach Westen nicht weit. Nach drei Tagreisen beginnt schon der Sprengel des Bischofs von Ta-tsien-lu, Msgr. Biet. Diese Christengemeinde reicht bis Batang und heißt das tibetanische Bisthum.

Bischof Pinchont lud uns zum Speisen ein. Nebst mancherlei Aufklärungen über die Verhältnisse in Ta-tsien-lu (deren Richtigkeit wir später selbst erfuhren), ertheilte uns der Bischof den Rath, während der Weiterreise ja recht vorsichtig in Bezug auf unsere Nahrung zu sein, da die Bevölkerung dem Aberglauben huldige, es falle ihr das Vermögen eines reichen Reisenden, wenn sie ihn vergifte, über kurz oder lang in irgend einer übernatürlichen Weise zu. Vor nicht Langem fielen drei Missionäre diesem Glauben zum Opfer. Ueber das Gift selbst circuliren die verschiedensten Versionen. Es soll eine schleichende Wirkung haben, und der Giftmischer soll im Stande sein, im vorhinein auf Monat und Tag den Tod seines Opfers bestimmen zu können.

Der Secretär des Bischofs, Pater Aloisius Gni-en, ist ein Chinese. Ein verhältnißmäßig vielgereister Mann, hatte er vor einigen Jahren Singapore besucht, nachdem er im chinesisch-französischen Kriege bei der Regierung als Interpret fungirt hatte. Auch die „Barbaren“ des nordwestlichen Tibet zählte er zu seinen persönlichen Bekannten. Er bereicherte meine geographischen Notizen über Tibet um so manches werthvolle Blatt.

Schade, daß unserer Unterhaltung der Mangel an genauerer Verständlichkeit anklebte, da wir uns der lateinischen Sprache zur Conversation bedienen mußten. Unser Dolmetsch Sin war, da er sich nämlich kürzlich verehelichte, nur noch selten zu erblicken und zu haben. Dieser 22jährige Bursche hatte in Kwan-juön die Tochter unseres Wohnungshüters geheiratet. Mittags waren wir dort angekommen, bald darauf sah er sie, ein blutjunges, garstiges Mädchen; Nachmittags einigte er sich mit den Eltern um den Kaufpreis. Da in China jeder Mann seine Frau kaufen muß, so zahlte er nach einigem Handeln den vereinbarten Preis von 43 Taël (129 fl.). Abends folgte ein kleines Festessen, und dann ward sie seine Frau. Der Mensch schien vor Liebe verrückt geworden zu sein. Heute, kaum drei Wochen nach der Hochzeit, hat er seine Frau schon satt, aber er tröstet sich damit,

daß sie „billig, sehr billig" war. Sie folgte unserer Caravane in einem Tragsessel. Gepäck besaß sie keines, denn sie trug ihre ganze Habe auf dem Leibe.

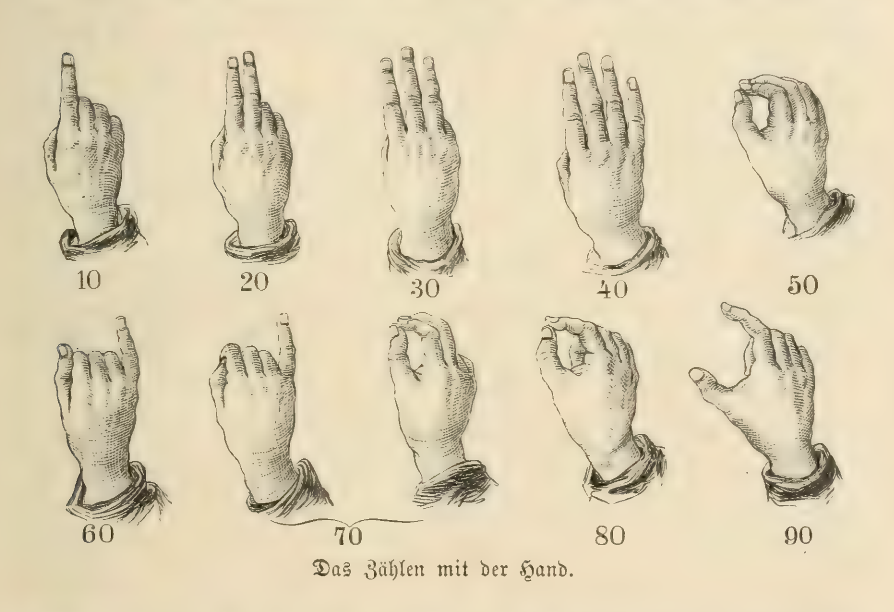
Die Verheiratung Sin's hatte aber für uns den Uebelstand, daß der Interpret in jeder Nachtstation ein separates Wirthshaus bezog, welches oft



Tsching-tu-fu.

am entgegengesetzten Ortsende lag, daher der Mann nie oder nur schwer zu finden war, sobald wir ihn benöthigten, und wenn wir des Morgens aufbrechen sollten, so schlief er noch fest und beneidenswerth gesund. So hätte ich mich, wenn ich mittlerweile das Allernothwendigste im Chinesischen nicht erlernt hätte, mit den wichtigsten Fragen über Länge von Flüssen, Gebirgsrücken, deren Namen &c. oft zwei oder mehrere Tage gedulden müssen, bis ich Mr. Sin wieder zu Gesicht bekam. Freilich erschwerte die große Ver-

schiedenheit der Dialecte bedeutend die Verständigung mit den zu Rathe gezogenen Lastträgern und Landbewohnern, die in der Regel der sogenannten Mandarinen- oder Gelehrtensprache nicht mächtig waren. Andererseits ist die Betonung und die singartige Modulation in der Aussprache der einzelnen Worte eine so feine, daß ein europäisches Ohr sich durch jahrelange Uebung erst daran gewöhnen muß. „Der Chinese wird einen Fremden nie verstehen, wenn dieser das Chinesische nicht richtig betont,“ sagt Josef Haas in seinem deutsch-chinesischen Conversationsbuche, und führt zur Beurtheilung der



Das Zählen mit der Hand.

Schwierigkeit in der Betonung folgendes drastische Beispiel an: Man denke sich einen Handwerker mit seinen zwei Lehrjungen, denen er die Art und Weise der Benützung irgend eines Werkzeuges klar macht. Meister: „So“ (nämlich: müßt Ihr es machen!) Erster Lehrling, indem er die Verrichtung ausübt, fragend: „Also so?“ Zweiter Lehrling, der es sich anders vorgestellt, verwundernd und zweifelnd: „So?“ Meister: „Ja, so!“ Die vier verschiedenen Ausspruchsarten des o geben uns nur annähernd die vier Hauptmodulationen der einzelnen Vocale im Peking-Idiome wieder. Vergegenwärtigen wir uns noch den Umstand, daß die chinesische Sprache an Original-

worten sehr arm ist, und die meisten Begriffe erst durch Combinationen aus lauter einsilbigen Worten, von denen jedes einzelne zum mindesten den vier Modulationen unterworfen ist, zusammengestellt werden können, dann wird es einleuchten, daß selbst der Chinese nebst der Sprache noch andere Mittel zur Verständigung anwenden muß, wenn er längere Reisen unternimmt. Die Art, mit der Hand Zahlen auszudrücken, kam auch uns wiederholt zugute; denn wir erfuhren dadurch zum mindesten die richtigen Distanzen und Entfernungen. Zu der beigefügten Zeichnung erübrigt mir nur noch die Bemerkung, daß Einheiten, Zehner und Hunderte in gleicher Weise versinnbildlicht werden.

In der alten Stadt waren zur Zeit unserer Anwesenheit gerade die Mandarinsprüfungen, welche alle drei Jahre stattfinden. 14.000 Candidaten saßen mit der Prüfungscommission da drinnen hinter Schloß und Riegel. Die Commission bestand aus dem Examinator, dem Vicekönig, zwei Tautai (Gouverneuren) und unzähligen Mandarinen. Jeder dieser großen Herren durfte nur einen Diener mit sich nehmen und innerhalb 27 Tagen das Yamen nur jeden neunten Tag, nach einem Prüfungs-Cyklus, verlassen. Diese Vorschrift wurde vom Kaiser deshalb angeordnet, damit die Commission nicht bestochen werden könne. Wie aber böse Zungen erzählen, sollen die Privatdiener der Mandarine, welchen gestattet ist, das Yamen verlassen zu dürfen, mit der Aufgabe betraut sein, alle einlaufenden Gelder für ihre Herren in Empfang zu nehmen.

Der Vicekönig ließ Graf Széchenyi wiederholt schriftlich ersuchen, so lange in Tsching-tu-fu zu verweilen, bis der erste Cyklus der Prüfungen abgeschlossen sei, da er ihm wichtige Nachrichten mitzutheilen habe. Eine Weigerung hätte wohl nichts genützt, und so beschloß der Graf, längstens bis 5. October in Tsching-tu-fu zu bleiben. Wir bewohnten während der ersten Nacht unseres Aufenthaltes ein schmutziges Wirthshaus. Der Magistrat sorgte für keine bessere Unterkunft, und die Priester eines buddhistischen Tempels, in dessen Theaterbude wir zu übernachten beabsichtigten, nahmen uns nicht auf. Am zweiten Tage miethete der Graf ein Privat-Kun-kwan, welches der hiesigen Kaufmannschaft angehörte; diese ganz zerfallene Holzbaracke bot

wenigstens genügenden Raum. Hier erwarteten wir den Besuch des Vicekönigs. Da es in China Sitte der höchsten Würdenträger ist, früher keinen Besuch zu machen, bevor sie nicht selbst aufgesucht wurden, so gaben wir im Laufe des Vormittags im Namen des Vicekönigs Tinkum-pao und des Tataren-Generals unsere Karten ab. Punkt 4 Uhr Nachmittags erstatteten sie die präcise angesagten Gegenvisiten. Zuerst erschien der Stadtmandarin mit etlichen Subaltern-Beamten, Alles in Gala gekleidet. Zwanzig gelbgekleidete (Kaiserfarbe) Soldaten eröffneten den Zug; ihnen folgten zehn Officiere in voller Mandarinentracht und dann kam die Sänfte des Generals mit ihrem werthvollen Inhalte. Eine Abtheilung Mandarinen, die Leibgarde des Vicekönigs, und dieser selbst in einem Tragsessel bildeten den Glanzpunkt des Zuges, welcher durch weitere zwanzig Soldaten in würdiger Weise geschlossen ward. Kein Lärm, keine betäubende Gongmusik, keine Pöllerschüsse, wie sonst üblich, verkündeten die Ankunft der hohen Gäste; eine feierliche Stille und Ordnung herrschte in den Straßen. Nach einer ceremoniellen Begrüßung begleiteten wir die Herren in das für den Empfang eingerichtete Zimmer. Die rothen Polster der Stühle und die Decken der Tische hatten wir uns ausgeliehen und ebenso Sorge getragen, daß die Fenster gut mit Papier verklebt waren. Eine Stunde später sahen dieselben wie Siebe aus, weil die neugierigen Chinesen ihre Finger durchstießen, um besser sehen und hören zu können. Der General nahm auf dem erhöhten Ehrensitze die linke, der Vicekönig die rechte Seite ein, und Graf Széchenyi offerirte ihnen in der üblichen Weise den Thee.

Der Tataren-General, eine kleine, schwächliche Gestalt, dessen glänzendes, sorgfältig gepflegtes, pergamentartiges Gesicht durch den schwachen, schwarzen Schnurrbart etwas Martialisches gewinnen sollte, war beiläufig 45 Jahre alt. Seine Kleidung erschien tadellos und mustergiltig. Er trug auf dem Sammthute den rothen Knopf mit der Pfauenfeder und auf der Brust und dem Rücken seines seidenglitzernden Oberkleides das reich gestickte Bildniß des Löwen, die höchste militärische Auszeichnung.

Der Gouverneur, ein älterer Herr, imponirte nicht allein im Gegensatze zu dem General durch seine würdevolle Erscheinung, sondern eroberte

sich durch sein leutseliges Wesen sofort unsere Sympathien. Sein gutes, breites, von einem röthlichen Schimmer überfluthetes Angesicht schien von einem schwachen, silberhaarigen Vollbart umrahmt zu sein. Bei näherer Betrachtung jedoch erwiesen sich die Wangen bartlos, denn zwei Büschchen langer Haare wallten von den Schläfen bis zum Kinn herab. Die Kleidung des hohen Beamten war bereits sehr abgetragen, an einigen Stellen geflickt, an anderen zerrissen. Trotz der mächtigen Rangstellung trug der selbstständige Vicekönig der schönen Provinz Sze-tschuen nur einen dunkelblauen Decorationsknopf auf seinem Hut. Tinkum-pao war vor Kurzem degradirt worden, weil er einen Mandarin, gegen welchen die Bevölkerung die Anklage erhob, er sei bei der Unterdrückung eines Aufstandes zu grausam vorgegangen, nicht bestrafte. Die Kläger wandten sich direct an die Kaiserinen, welche dem Vicekönig den blaßrothen Knopf wegnahmen, ohne aber seine Machtstellung zu beschränken.

Nach einigen höflichen Fragen über den Verlauf unserer Reise, kam der Gouverneur auf unsere Weiterreise nach Tibet zu sprechen. Wir hörten nichts Erfreuliches.

„Tibet," sagte Tinkum-pao, „ist ein Land, über welches das Tsungliyamen gar keine oder nur unrichtige Informationen besitzt. Es ist gleichzustellen wie Korea zu China, oder Frankreich, Deutschland und Oesterreich gegenseitig und zu Europa. Tibet hat auch einen eigenen Kaiser, den Dalailama. Glaubt mir, das ist aber nur ein Name, denn der Dalai-lama wird selten alt. Gewöhnlich schon als Kind schaffen ihn die Priester aus der Welt. Nicht etwa, daß sie ihn todtschlagen, vergiften, erschießen oder sonst wie gewaltsam umbringen, nein, sie lassen ihn verhungern. Durch volle sieben Tage erhält das Kind keine Nahrung. Lebt es dann noch, so fallen sie auf die Knie, jubeln, beten und preisen Buddha. Unter fortgesetztem Gesange, Gongschlagen und Trompetenfanfaren wird das Kind in einen Topf gelegt, worin es schließlich stirbt. Ein neues Kind wird Dalai-lama und die Geschichte wiederholt sich. — Ihr lacht und zweifelt an der Wahrheit meiner Worte. Und doch ist es so: Die Priester regieren Tibet, und nicht der Dalai-lama. Die Lama aber sind gar sonderbare Leute, sie arbeiten nicht, sie handeln

nicht, sie bebauen keine Felder, sondern befassen sich nur mit Beten, Essen und Schlafen, gerade wie die französischen Missionäre in China*). Die Lama dulden keine Europäer in ihrem Lande. Sie versperren jedem Gaste selbst mit Gewalt die Grenze. Mein College in Lassa ist ein armseliger Mann, er besitzt keine Macht über die Buddhisten und wird von ihnen wie ein Lastenträger behandelt.

Ich selbst sandte vor einem Jahre einen Mandarin gegen Lassa, damit er über Tibet Indien erreiche und von dort nach Europa reise. Die Lama, welche von dem Zwecke und Endziele der Reise unterrichtet wurden, hielten ihn in Batang auf. Er wartete drei Monate lang vergebens auf deren Nachgiebigkeit, und mußte sich endlich zu dem Wege über Yü-nan nach Indien entschließen.

Meine Macht reicht nur bis Batang. Bis dorthin will ich Euch drei Mandarine und 30 Soldaten als Escorte mitgeben. Hat der Amban von Lassa Soldaten nach Batang geschickt, dann gelingt es Euch vielleicht, unter diesem Schutz nach Lassa zu kommen; hat er das nicht gethan, dann denkt weiter nicht an eine Unmöglichkeit."

Der Tataren-General, beiweitem dem Gouverneur geistig untergeordnet, secundirte nur der Erzählung durch ein beständiges, zustimmendes Nicken des Kopfes; Tinkum-pao führte in freundlicher und nahezu Vertrauen erweckender Weise das Gespräch allein.

Der Gouverneur gab uns das feierliche Versprechen, sowohl nach Peking, als nach Lassa Staatscouriere zu entsenden, um die Regierung, wie den tibetanischen Amban von unserem Entschlusse, nach Lassa zu gehen, zu unterrichten. Graf Széchenyi benützte diese Gelegenheit zu einem Schreiben an das Tsungli-yamen, wie an die vaterländische Vertretung in Peking, worin er um Unterstützung seiner Pläne ansuchte.

Nach einer interessant verplauderten Stunde brachen beide Herren auf, nicht ohne uns zu einem Diner für den 7. October geladen zu haben. Wie wir später erfuhren, wurde dem Magistrate der Stadt von allerhöchster Seite ein bedeutender Würdenträger als Helfer für die Vorbereitungen zu dem

*) Wörtliche Uebersetzung.

Festessen beigegeben. Dasselbe sollte am gedachten Tage um 12 Uhr Mittags stattfinden. Die ganze Stadt war alarmirt. Alle Delicatessen-Handlungen mußten Verzeichnisse ihrer besten Waaren bei den Vätern der Stadt einreichen, und alle Winkel wurden durchstöbert, um uns wo möglich auch einen europäischen Genuß zu verschaffen, kurz und gut, im Magistratsgebäude arbeitete man selbst während der Nacht.

Tag und Stunde kamen. Der Vicekönig schickte seine Karte mit der Botschaft, daß er uns erwarte. Wir bestiegen die Pferde. Auf der Straße warteten Hunderte von Menschen, und je mehr wir uns dem Hause näherten, desto mehr steigerte sich das Gedränge. Eine Abtheilung Militär, die in der letzten Gasse Spalier formirte, drängte den Pöbel zurück. Das Diner wurde in mehreren großen, luftigen Holzgebäuden eines Tempelgartens servirt. In der Mitte des Gartens breitete sich ein großer Teich aus, dessen Spiegelfläche mit einem dicken, schlammartigen, grünen Ueberzuge verdeckt war, aus welchem eine kleine Steininsel mit einem Pavillon emporragte. Die Chinesen lieben diese grüne Farbe des Wassers. Der Vorhof war mit Mandarinen aller Rangclassen überfüllt, deren Prachtanzüge mit unseren abgenützten Reisekleidern seltsam contrastirten. Der Magistrat, welcher uns beim Eintritte empfangen hatte, führte uns durch etliche Zimmer und Gänge, dann beim Teiche vorüber in den Salon, wo uns der Vicekönig und der Mandschu-General begrüßten und uns die Ehrensitze anwiesen.

Eine kurze Weile conversirten wir hier bei Thee und recht guten, warmen Bäckereien, womit die Gastgeber persönlich aufwarteten. Daneben rührte es sich wie Silberklang und Porcellanmusik. Die Diener deckten den großen, runden Tisch im Salon und trugen kleine Schalen mit kaltem, würfelförmig geschnittenem Fleische, Fischen, Bäckereien, Gemüsen, Früchten, Mandeln und Melonenkernen auf, die während der Dauer des Diners auf dem Tische blieben.

Dann geleiteten uns die Herren zu Tische und offerirten uns in ceremonieller Weise das Getränk und die Eßstäbchen. Die Paradehüte vertauschten sie mit schwarzen, runden Seidenkappen, schnallten sich die Leibriemen locker, und das „Tschao-tschao" begann. Ein Gericht verdrängte das

andere; bei der zwanzigsten Schüssel hörte ich mit dem Zählen auf. Es mochten wohl bei sechzig Gänge gewesen sein. Alles, was China an pikanten Leckerbissen aufzuweisen im Stande ist, zog anfangs am Geschmacke, dann aber nur an den Augen vorüber. Die Zubereitung der Speisen war so delicat, daß ich es vermochte, aus einer Schüssel Haifischflossen, welche in Oel schwammen, drei Portionen zu nehmen.

Während die Chinesen Reiswein tranken, wurde uns Europäern, und zwar jedem extra, eine Flasche Kirschbranntwein servirt, den der Vicekönig bei irgend einem Händler aufgestöbert hatte.

An der Ehrentafel saßen die zwei Mandarine, wir drei Europäer und unser Dolmetsch Sin, also sechs Personen. Uns bedienten aber über sechzig Diener. In den Nebenlocalitäten speisten die übrigen Mandarine, in Summe circa 200 Personen, die von 600 Lakaien bedient wurden.

Der Vicekönig sprach viel und ließ sich erzählen, wie das ungarische Museum ausschaue, was für Schätze es enthalte und welches die werthvollsten Gegenstände darin seien; er zeigte im Allgemeinen mehr wissenschaftlichen Sinn, als wir bei den Chinesen zu finden gewohnt waren. So beschrieb er nicht allein die Goldminen in Tibet, die Nephritgruben in Awa, sondern auch die Eisen-, Kupfer- und Bleibergwerke in China. Doch betonte er da besonders die Kosten der Metallgewinnung. Dann erwähnte er eines Arsenales, welches noch vor Kurzem in Tsching-tu-fu im Betrieb war. Er habe aber die Arbeiten einstellen müssen, was ihm sehr leid thue. Wir wußten recht gut, daß alle in dieser Fabrik erzeugten Geschütze bei dem ersten Schusse geplatzt waren. Trotzdem erkundigte sich Graf Széchenyi um die Ursache, warum das Arsenal aufgelassen wurde. Der Gouverneur ging leicht über die Frage hinweg und sprach in gewinnender Weise von dem schönen Garten, in welchem wir speisten, daß ihn sein Vorgänger anlegen ließ, daß der Koch ein ungeschickter Mensch sei, daß das Klima der Stadt viele Krankheiten erzeuge u. s. w.

Graf Széchenyi erzählte den Herren von der Schnelligkeit des Reisens in Europa, von Eisenbahnen, Telegraphen und ähnlichen Wundern. Der General sprach wenig und bestätigte nur die Aussagen des Vicekönigs. Da

plötzlich fragte er mich, ob es denn auch wahr sei, daß die Erde sich drehe und wie lange es dauere, bis sie sich einmal um sich selbst bewegt habe, und wunderte sich sehr über die kurze Zeit, welche sie dazu benöthige.

So verging unter Essen, Trinken und Sprechen die Zeit recht schnell. Drei und eine halbe Stunde saßen wir schon bei Tische. Endlich wurde der Reis aufgetragen, und somit schien das Ende des Diners bevorstehend.



Chinesische römisch-katholische Priester und Nonnen.

Auf besondere Veranlassung des Magistrats folgten noch einige Schüsseln mit Obst und Bäckereien — eine Rücksicht auf unsere europäischen Sitten. Damit endete dieses eines chinesischen Gargantua würdige Gastmahl.

Die Hoheiten begleiteten uns bis zum Hauptportale des Gartens, dort übernahm uns der im Glücke seines gelungenen Meisterstückes von Freude und Samschu glühende Magistrat und führte uns zu den bereit gehaltenen Pferden. Wir bestiegen sie und machten einen Spazierritt durch die Stadt,

bei welchem wir von den Mandschu-Soldaten, der Truppe des Generals, mit allen erdenklichen Schimpfworten insultirt wurden. Ob das wohl auch zu einem chinesischen Galadiner gehören mochte?

Während unseres dreiwöchentlichen Aufenthaltes in der Provinz Sze-tschuen ließen die Witterungsverhältnisse Manches zu wünschen übrig. Besonders



Brücke bei Tschjong-tschou.

mit dem Beginne des Monates October schien die Sonne von der in schwüle Dünste eingehüllten, wasserreichen Ebene Abschied genommen zu haben. Jeden Morgen fiel ein feiner Sprühregen aus den niedrigen Wolken zur Erde, der erst gegen 9 Uhr aufhörte. Die Feuchtigkeit der Atmosphäre erreichte einen so hohen Grad, daß alle Kleider und Lederbestandtheile in wenigen Tagen mit einer dichten Schichte Schimmel bedeckt waren. Wenn ich nicht glücklicherweise gleich bei unserer Ankunft, als der Himmel noch nicht gänzlich

verschleiert war, und mit Ausnützung der ganzen langen, trügerischen Nächte zwei Observationen durchgeführt hätte, so hätte ich in den späteren Tagen darauf verzichten müssen, die Länge und Breite von Tsching-tu-fu zu bestimmen.

Wir hatten bereits alle Gassen der Stadt durchwandert, die merkwürdigsten Tempel und öffentlichen Gebäude besichtigt, ja sogar den Pfeilschießübungen der Soldaten auf dem wundervoll gepflasterten Stadtwalle beigewohnt und waren herzlich froh, als wir am 11. October die positive Nachricht erhielten, am nächsten Tage abreisen zu dürfen. Waren wir doch immer und allerorts nur höflich behandelte Gefangene der Beamten, die wohlweislich Tag und Stunde für die Beistellung der Maulthiere ausrechneten, um noch rechtzeitig die nächsten Behörden mit Verhaltungsbefehlen versehen zu können. Am 12. October Morgens stellten sich die drei Mandarine, welche uns nach Batang begleiten sollten, junge, heitere und höfliche Officiere, vor, dann kamen die Maulthiere und ihre Treiber. Wir überließen das Aufpacken der Gepäcksstücke dem bewährten Diener Kung-sche und entflohen dem sinnbetäubenden Lärm, welcher sich bei diesem Geschäfte abspielte, dadurch, daß wir die Pferde bestiegen und dem im Auftrage des Gouverneurs erschienenen Bürgermeister ein herzliches Adieu sagten. Nach Passirung des Südthores erblickten wir einige prachtvolle Tempelbauten, die, von duftenden Bäumen beschattet, rechts und links vom gepflasterten Wege lagen. Dann hörte das Pflaster auf, der grundlose Weg verengte sich von 3 Meter zu 1 Meter Breite, der in der Nähe der Hauptstadt so lebhafte Straßenverkehr stockte mit der Zunahme der Entfernung immer mehr und mehr, endlich hört der Reisende die kreischenden Töne der Wheelbarrows nur mehr wie ein leises Wehklagen aus weiter Ferne.

Nach 3½stündigem Ritte in der Ebene erblickten wir die ersten mit Bambuwaldungen bedeckten niederen Hügel, welche die Ostseite des Weges bis zum Si-ho begleiten. Die zwei Arme des Flusses übersetzten wir in gebrechlichen Holzfahrzeugen und erreichten hierauf in wenigen Minuten die erste Station, Sin-tsing-shien.

Die Stadt ist wunderschön gelegen. Während sich die südliche Mauer an die grünen, gartengleichen Hänge eines üppig bewaldeten Höhenzuges

anlehnt, breitet sich im Norden die große Ebene in ihrer scheinbaren Unermeßlichkeit über den ganzen Horizont aus. Am nächsten Tage reisten wir noch in der mäßig ansteigenden Ebene, die mit der Stadt Tschjong-tschou ihr Ende erreicht, um uns dann nach Südwesten in das Gebirge zu wenden. Fünf Li im Süden der erwähnten Magistratsstadt führt der Weg zu einer Brücke über den Tung-ho, welche wohl zu den schönsten Bauten im ganzen Reiche gezählt werden darf. Sie ist ein solider, massiver Steinbau mit 15 spitzbogenförmigen Oeffnungen, die hoch genug sind, um den Mastbäumen der Boote kein Hinderniß zu setzen. Die 15 Schritt breite und 320 Schritt lange Brückendecke ist aus Quadersteinen zusammengefügt, besitzt eine schwache, bogenförmige Krümmung und erhebt sich 18 Meter über den Wasserspiegel. In ihrer Mitte steht eine von 6 Steinpfeilern getragene, steinerne Rotunde, in ähnlichem Style erbaut wie die Portale an den beiden Enden der Brücke.

Das durchbrochene Steingeländer von 1½ Meter Höhe gab der Kunstfertigkeit chinesischer Steinmetze ein glänzendes Zeugniß. Die Brückendecke ist so geräumig, daß große Märkte darauf abgehalten werden.

Der Tung-ho ist an dieser Stelle nichts Anderes als die strahlenförmige Vereinigung zahlreicher und wasserreicher Wildbäche, die im Hochgebirge Ta-nong-tin entspringen. Nichtsdestoweniger besitzt der Fluß eine Breite von mehr als 100 Schritten und eine beträchtliche Tiefe, da ihn selbst größere Boote anstandslos befahren. Die Boote verkehren sowohl von hier als von Tsching-tu-fu regelmäßig über Kia-ting-fu bis Sui-fu am Yang-tze-kiang, auch wohl am letzten Strome auf- und abwärts bis zur Küste des ost-chinesischen Meeres.

Das schöne Bild der imposanten Brücke gewinnt noch durch die malerische Umgebung. Jenseits des Flusses erhebt sich eine schlanke Pagode über den zierlichen Tempelbau auf einem reizend bewaldeten Hügel, im fernen Hintergrunde sehen wir bereits in der reinen Gebirgsluft die zerzackten Grate eines mächtigen Gebirgsstockes, dessen blaugrüne Hänge schroff zur Tiefe hinabstürzen. Der zuerst mäßig, aber continuirlich ansteigende Boden zu beiden Seiten des Weges ist mit Reis bebaut, und die inundirten Felder

glitzern zwischen den kleinen Waldparcellen (Tannen, Föhren, Fichten, Eichen) wie flüssiges Silber hervor. Mit dem Betreten des Hügellandes war die Straße wohl wieder gepflastert, und zwar mit großen, runden Steinen, doch die Pferde verloren ihre Sicherheit, stürzten und stolperten ohne Unterlaß, so daß wir gezwungen waren, zu Fuß zu wandern. Nur die Maulthiere und Lastträger bewährten auch auf dieser Communication die alte Sicherheit.

Die Straße führt auf einem breiten, durchwegs mit Reis und Mais bebauten Rücken und verläßt ihn erst wenige Li vor der in einem romantischen Thalkessel liegenden Stadt Min-san-shien.

Während die Gegend zwischen Tschjong-tschou und Min-san-shien einen plateauartigen Charakter behält, und sämmtliche Rücken flach und breit zu den 30—40 Meter tief eingerissenen Wasserlinien abfallen, ändert sich nun mit einem Schlage die Landschaft. Die runden Formen verschwinden, die Höhenlinien werden kantiger, die Berglehnen steiler. Jede folgende Nachtstation bringt uns auf größere absolute Höhen; wir ersteigen nämlich den Ostrand des gewaltigen, tibetanischen Hochlandes, längs dessen Fuße wir seit Monaten nach Süden reisten.

Wir passiren im Süden von Min-san-shien noch einen niederen Sattel und gelangen in das Ya-ho-Thal, dessen schäumendes Wasser wir vor der Stadt Ya-tschou-fu auf kleinen Booten übersetzen.

Der Ya-ho gewinnt durch den Zusammenfluß mehrerer wasserreicher Nebenflüsse, die von Norden, Westen und Süden aus dem Hochgebirge herabbrausen, bei Ya-tschou-fu eine Breite von 100 Schritten und eine Tiefe von mehr als 3 Meter. Der reißende Lauf des Flusses erschwert den Verkehr zu Wasser nach Kiatin-fu so sehr, daß besonders flußaufwärts alle Waaren durch Lastträger befördert werden. Ya-tschou-fu, eine größere Stadt mit 3000 Häusern und circa 50.000 Einwohnern, ist für den Handel nach Tibet ein bedeutender Platz. Thee und Tabak liegen in den Magazinen der reichen Kaufleute in enormen Quantitäten für den Export nach Lassa aufgespeichert, und jeden Tag brechen Hunderte von Trägern mit centnerschweren Lasten auf, um den beschwerlichen Marsch nach Westen anzutreten. Die Kuli benützen hier nicht mehr die in Central-China üblichen Hebeltragstangen

für den Transport ihrer Lasten, sondern zweckmäßig construirte Holzgerüste, auf welchen die Theepackete geschichtet und angebunden werden, und die wie ein Tornister auf dem Rücken getragen werden. Ein Reisestock in Form eines wuchtigen Ziegenhainers, dessen stärkeres Ende mit einem spitzigen Eisenschuh beschlagen ist, dient den Leuten als Stützpunkt der schweren Trage, wenn sie erschöpft stehen bleiben und mit der Hand den Schweiß von den ängstlich und unruhig blickenden Augen wischen. Es klingt fast unglaublich, und doch ist es Thatsache, daß die ganze, lange Straße bis Ta-tsien-lu über und über von den langen Spitzen dieser Spazierstöcke oft so durchlöchert ist, daß ich an manchen Flächen 30—40 eng aneinander gereihte Spuren nachzählen konnte.

Von Ya-tschou-fu kann man auf zwei Wegen nach Ta-tsien-lu gelangen. Der eine Weg geht in nahezu gerader, westlicher Richtung über das Hochgebirge nach Lou-ting-kjao, wird jedoch wegen seiner schlechten Beschaffenheit nur von solchen Fußgehern benützt, die kein Gepäck mit sich führen. Der zweite Weg, den auch wir einschlugen, wendet sich sogleich beim Südthore der Stadt nach Südwesten in ein schluchtenartiges Nebenthal des Ya-ho und verbleibt beständig auf dem steilen Hange in einer relativen Höhe von 40—50 Meter über dem Flüßchen.

Trotz der zahlreichen Waldparcellen ermöglicht die günstige Anlage der Straße überall einen ergiebigen Ueberblick der Terrainformen, die sich im Süden und Südwesten zu der mächtigen Wasserscheide zwischen dem Ya-ho und dem Lu-ho (oder Tatu-ho) erheben.

In dem Städtchen Lin-tschin-shien erhielten wir einen kleinen Einblick in die Eisenindustrie China's. Das Eisen wird in den nahen Gebirgen als reichhaltiger Magneteisenstein gewonnen, dann geschmolzen, oberflächlich von der Schlacke gereinigt und endlich hauptsächlich zu gußeisernen Kochkesseln verarbeitet. Als Schmiedeisen verwenden es die in der Umgebung massenhaft beschäftigten Schmiede zu der Erzeugung von Hufeisen, Nägeln und endlich zur Verfertigung von Tragketten, welche wir späterhin bei der Construction der Kettenbrücken kennen lernen werden. Die erwähnten Kochkessel und die Hufeisen werden nach allen Theilen des westlichen und südlichen China

exportirt. Unsere eigenen Pferde verbrauchten nicht nur auf den elenden Communicationen eine erschreckliche Anzahl von Hufeisen, sondern wurden auch sofort lahm, wenn sie unbeschlagen einige Stunden lang über die unebenen Steine schreiten mußten.

Die Bewohner der Gebirgslandschaften kommen solchen Uebelständen dadurch zuvor, daß sie ihre Pferde überhaupt nie beschlagen, und es ist merkwürdig, wie ausdauernd die tibetanischen Pferde alle Terrainschwierigkeiten zu überwinden verstehen.

Mit dem 2890 Meter hohen Passe Ta-hsian-ling befanden wir uns auf der Wasserscheide; der Weg führt von hier in äußerst beschwerlichen Serpentinen zu der Stadt Tsing-tschi-shien hinab, die von oben gesehen in einer breiten Thalebene zu liegen scheint, in Wirklichkeit aber auf einer colossalen Erdmure erbaut ist, deren schroffe Abstürze bei 50 Meter zu dem engen Nebenthale abfallen. Die Umgebung der Stadt und selbst die Hänge des fernen Gebirges sind völlig entholzt.

Wir bezogen in Tsing-tschi-shien ein neugebautes Kun-kwan, in dessen Räumlichkeiten sich alsbald eine kleine Schlacht zwischen Kung-sche und einigen Dienern wegen der Wahl der Bettstätten entwickelte, die insofern recht unglücklich endete, als Kung-sche, der sich bei der Schlichtung der wichtigen Frage beeinträchtigt und in seiner Würde verletzt fühlte — den Dienst kündigte. Auch unser Dolmetsch Sin ließ hin und wieder Worte fallen, wie schwer es ihm kommen werde, nach dem bevorstehenden Ablauf seines contractmäßigen Dienstjahres uns binnen Kurzem verlassen zu müssen. Es waren dies die zwei einzigen Chinesen, mit welchen wir uns einigermaßen verständigen konnten, und wenn sie uns verließen, so standen wir rathlos inmitten einer feindseligen Bevölkerung. Schwere Gewitterwolken sammelten sich über unseren Reiseplänen, sie sollten sich in Ta-tsien-lu entladen.

Am nächsten Morgen überstiegen wir den 1713 Meter hohen Sattel San-hsian-ling und erreichten nach einem dreistündigen Marsche mit dem freundlich gelegenen Dorfe Y-tou-tschang das Thal des Fu-jung-ho, eines Gebirgsflusses mit sehr starkem Gefälle, an dessen linkem Uferhange der Saumweg dem Reisenden ähnliche Hindernisse entgegenstellt, wie die Klippen im Meere

dem Schiffer. Seine Breite ist so gering, daß die Maulthiere oft nur mit größter Vorsicht die schwindelnden Stellen passiren können. Der Tag verging auch nicht ohne Unfälle. Zuerst stürzte ein Maulthier von der Höhe hinab und brachte die Ladung, einige Instrumentenkisten, in die größte Gefahr, von dem Wildbach verschlungen zu werden. Kung-sche, der in einem Tragsessel der Caravane folgte, sah das Unglück und stieß einen Angstschrei aus, worüber der erste Träger so erschrak, daß er zu Boden stürzte. Die Sänfte rollte mit Blitzesschnelle über die steile Böschung. Kung-sche hatte Geistesgegenwart genug, sich an einem Baume anzuklammern, um nicht das Schicksal der Sänfte zu theilen, die durch den Fall in ihren Grundfesten erschüttert und für den weiteren Marsch unbrauchbar wurde. Kung-sche kam mit einigen Hautabschürfungen davon, die ihm aber weniger das Herz erschwerten, als der trostlose Gedanke, den 2900 Meter hohen Berg Fi-lung-kwan zu Fuß ersteigen zu müssen. Es war auch keine kleine Aufgabe.

Der mit runden Steinen gepflasterte Weg führt zuerst am linksseitigen Uferhange und dann im Flußbette selbst aufwärts. Die letzte, steile Wand wird in mehreren Serpentinen überwältigt. Auf dem Sattel steht ein Haus, daneben ein baufälliges Holzthor, welches dem Passe den Namen gibt. Kwan bedeutet nämlich ein Thor.

Nachdem wir diese beschwerliche Tour glücklich überstanden, bekamen wir von diesem Punkte aus einen Vorbegriff dessen, was nun folgen sollte. Düster in Nebelwolken verhüllt, erhoben sich vor uns die Felsgiganten zu schwindelnder Höhe. Die Kuppen blieben unsichtbar, nur hie und da sahen wir in den Nebelmassen einen verschwommenen Umriß, welchen wir zuerst für eine Regenwolke hielten, und der sich erst später als der Hang einer kahlen Felsspitze entpuppte, deren Rinnen und Verschneidungen mit Schnee ausgefüllt waren.

Wie das Gefolge erzählte, kommt es sehr selten vor, daß man von Fi-lung-kwan das vorliegende Terrain übersehen kann. Für gewöhnlich liegt die Höhe im Wolkenmeere verborgen.

Einige steile Serpentinen brachten uns zu dem auf einer Rückfallskuppe gelegenen Dorfe Hoa-ling-pu, dem Stabsquartier des General Lin.

Kaum hatten wir unsere Wohnung, einen im Centrum des Ortes situirten Tempel, bezogen, so erhielten wir den Besuch des verdienten Feldherrn, für dessen bewährten Heldenmuth ein Dutzend Narben rühmliches Zeugniß ablegten. Lin war eine sympathische Erscheinung, die Freundlichkeit selbst, und wenn wir nicht später Gelegenheit gehabt hätten, seine Kunst, zu

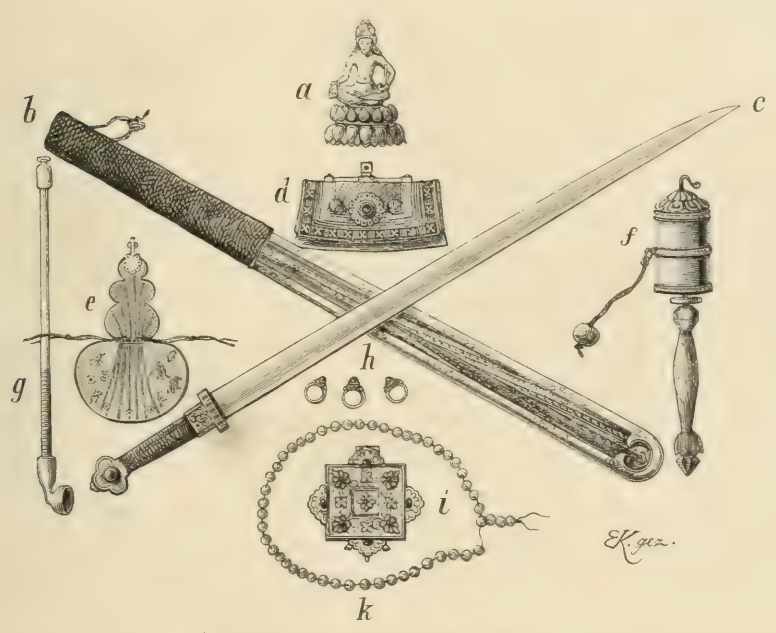


Reise-Unfall auf dem Wege nach Hoa-ling-pu.

beschwichtigen, selbst zu erfahren, so ließ sich diese Tugend aus dem gutmüthigen Blinzeln seiner glänzend schwarzen Augen leicht errathen.

Lin theilte uns mit, daß er von dem Vicekönig der Provinz Sze-tschuen den Auftrag erhalten habe, den Oberbefehl über unsere Escorte zu übernehmen, und morgen schon mit uns Hoa-ling-pu verlassen würde. Er erwartete uns am nächsten Morgen beim Ausgange des Dorfes mit circa

30 Mann eigener Soldaten und knüpfte sofort ein vertrauliches Gespräch an; trotzdem er bald darüber aufgeklärt war, daß wir ihn nicht verstanden, ließ er sich in seiner Redseligkeit nicht irre machen, er sprach weiter — zwei Monate lang, und brachte es schließlich in seiner Consequenz so weit, daß unsere Kenntnisse im Chinesischen bedeutend wuchsen. Der



Tibetanische Industrie-Erzeugnisse.

a Buddha-Statue aus Messing; b Schwertscheide; c Schwertklinge; d Stahlfeuerzeug; e Tabaksbeutel; f Gebetcylinder; g Tabakspfeife; h Fingerringe; i Amuletkapsel aus Gold, mit Edelsteinen besetzt; k Rosenkranz.

Abstieg bis zu dem Thale des Tatu-ho hat eine Länge von 30 Li; mit dem Dorfe Leng-tje endlich befanden wir uns am linken Ufer des wasserreichen Stromes.

Der Tatu-ho entspringt weit im Norden von Ta-tsien-lu, beiläufig unter dem 34. Breitegrad in den tibetanischen Hochlanden, berührt die tibetanischen Dörfer Schang-apa, Tschung-apa und Hsia-apa und bildet sodann die westliche Grenze des Fürstenthumes Somo, welches von drei Brüdern, die in

Somo, Sunkön und Tamba residiren, regiert wird. Die südliche Umgebung der Stadt Somo soll nach der Aussage des Paters Aloisius Gni-en trostlos sein. Er sah dort weder Menschen noch Thiere, weder Bäume noch Pflanzen, weder Quellen, noch Erde, nur Felsgebirge und Steingerölle.

Im Süden der Stadt Ko-rh-tan-ssu, bei welcher der Somo-ho als Südgrenze des Fürstenthumes in den Tatu-ho einmündet, erhebt sich die östliche Thalbegleitung zu dem mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgsstock Melto-san, als unübersteigbare Mauer zwischen den Chinesen, die in der Stadt Mong-kong-ting von einem kaiserlichen Beamten in Zaum und Zügel gehalten werden, und den „Barbaren", die den ganzen Oberlauf des Tatu-ho beherrschen. Erwähnenswerth wäre noch das kleine tibetanische Gebiet Mupin, südlich von Mong-kong-ting, welches zwar von einem eigenen Fürsten verwaltet wird, der jedoch ganz unter der Botmäßigkeit des Vicekönigs von Sze-tschuen steht. Bis vor Kurzem befand sich in der Stadt Mupin ein katholisches Seminar für jene chinesischen Jünglinge, welche sich dem geistlichen Berufe widmen wollten. Die Entlegenheit und Oede des Ortes verursachte aber dem Leiter der theologischen Facultät solche Schwierigkeiten, daß der Bischof von Ta-tsien-lu die Schule auflöste.

Strenge in seiner Richtung bleibend, fließt der Tatu-ho in rasender Eile durch ein enges Thal, von Nord nach Süd. Die zahlreichen Risse und Verschneidungen der schroffen Gebirgshänge enden in kleine fächerförmige Muren, die mit Reis, Kauleang und Buchweizen bebaut sind.

Ungefähr 60 Kilometer im Süden von Leng-tje wendet sich der Tatu-ho unter dem Namen Lu-ho nach Osten und mündet nach der Aufnahme des Ya-ho bei Kiatin-fu in den Si-ho, welcher hier den Namen Min-kiang annimmt.

Leng-tje liegt in einer fruchtbaren Thalweitung im Schatten zahlreicher Tsu-tse- und herrliche Früchte tragender Birnbäume am linken Ufer des Flusses. Der Weg erklimmt im Norden des Dorfes den Gebirgshang und bleibt in seinen vielfachen Windungen fortwährend 100—200 Meter über dem Wasser. Obgleich seine Breite nur sehr gering, ist derselbe, weil ungepflastert, weit practicabler als bisher.

In Lou-ting-kjao erwartete uns eine angenehme Ueberraschung. Müde und erschöpft erreichten wir bei Sonnenuntergang den Marktflecken. Mensch und Thier athmeten mit innigem Wohlbehagen den frischen, von den Schneegebirgen im Westen herüberstreichenden Lufthauch. Im Schatten des ersten Hauses stand ein Chinese, der mit der Rechten eine große, rothe Visitkarte schwang und, als er unser ansichtig wurde, freundlich grüßend in die Knie sank. Wir glaubten, er sei ein Diener des Bürgermeisters und folgten seinen Spuren. Richtig, er führte uns in ein freundliches Wirthshaus, allem Anscheine nach das beste der Stadt.

Schon während der Wanderung durch die Gassen schien es mir, als sei Lou-ting-kjao gar keine chinesische Stadt, die Leute schrien nicht, sie drängten und stießen sich nicht in so unbezwingbarer Neugierde, sie verhöhnten uns nicht, wie es sonst zu thun die Chinesen gewohnt sind. Es war, als befänden wir uns mit einem Male in einer Oase der Gesittung inmitten der großen Wüste chinesischer Unduldsamkeit und Zudringlichkeit. Als wir nun gar bei dem Eintritte in unsere Behausung einen gedeckten Tisch fanden, worauf ein köstlich gebratenes Huhn, daneben ein Laib frischen, duftenden Brodes und endlich zwei Flaschen Wein lagen, da standen wir sprachlos vor dem verkörperten Sehnsuchtsgedanken langer, entbehrungsreicher Monde.

Es dauerte nicht lange, da erschien der Zauberer in der Gestalt eines in chinesischer Tracht gekleideten Landsmannes. So begrüßte uns wenigstens Pater Careau, ein französischer Missionär, der ebenso gut wie wir in seiner Abgeschiedenheit von aller Civilisation gelernt hatte, jeden Europäer als Landsmann zu betrachten. Wie köstlich mundete uns das einfache Mahl bei der Erinnerung an die endlosen Festgelage, welche die chinesischen Machthaber in Su-tschou und Tsching-tu-fu uns zu Ehren veranstalteten; wie wohlthuend und anregend verliefen die Abendstunden bei der Rückhaltlosigkeit, mit welcher die Conversation geführt werden konnte.

Pater Careau's menschenfreundliche Tendenz in der Ausübung seines Berufes trug die schönsten Früchte. Eine große Anzahl der Bewohner des Ta-tu-Thales sind Christen und wir lernten bereits deren Tugenden in Lou-ting-kjao kennen.

Am nächsten Morgen übersetzten wir den Tatu-ho auf einer Kettenbrücke. Ein waghalsiger Bau! Die Brücke besteht aus 13 starken Eisenketten, von denen neun als Brückenunterlage und vier, d. i. an jeder Seite zwei, als Geländer dienen. Sie sind an beiden Ufern verankert. Ueber die Tragketten liegen, der Brückenbreite entsprechend, lose Bretter; die Zwischenräume, welche durch die jeweilige Verschiebung der Bretter entstehen, sind mitunter so groß, daß man nur sprungweise von einem festen Punkte zu dem andern gelangen kann. Daß unter solchen Umständen oft Menschen, noch mehr aber Thiere, von der Brücke in den schäumenden Gebirgsstrom stürzen, ist nicht zu wundern.

Die Brücke schwankt nicht allein in horizontaler Richtung, sondern auch wie eine Riesenschaukel nach beiden Seiten. Am Abend unserer Ankunft bemerkte ich das Schauspiel, wie alle Menschen, die gerade die Brücke passirten, wie auf ein Commando sich zu Boden warfen, die Ketten umklammerten und so lange in der Stellung verblieben, bis die Schwingungen nachließen. Die Spannweite der Kettenbrücke, deren Decke 18 Meter über dem Wasserspiegel sich erhebt, beträgt 140 Schritte, ihre Breite 4 Schritte.

Pater Careau begleitete uns eine kurze Strecke, und verabschiedete sich dann in herzlicher Weise. Auch er verließ seine Station, um auf einige Wochen zur Inspicirung seines Missionssprengels nach Süden zu reisen. Unser Weg blieb am rechtsseitigen Uferhange des Tatu-ho und schmiegte sich, von ungangbaren Steilen eingeengt, allen Terrainfalten an.

Nur in kurzen Strecken gepflastert, läßt seine Gangbarkeit wenig zu wünschen übrig, obgleich einzelne Stellen, wo die Trace in senkrechten Felswänden ausgesprengt wurde, zur größten Vorsicht mahnen.

Die Gebirgsbewohner verstehen es, wie geschickte Katzen, auf den Felsen herumzuklettern. Wir entnahmen das an den der Früchte beraubten Cactusstauden, die in den Spalten des Gesteines in ansehnlicher Menge gediehen. Die länglichen Früchte sind ihres säuerlichen, erfrischenden Geschmackes wegen sehr beliebt, und der Lastträger schlägt oft sein Leben in die Schanze, um derselben habhaft zu werden. Wie oft bemerkte ich erschöpfte Kuli

während einer kurzen Rast zu einer unerreichbaren Felsspalte in die Höhe blicken, wo ein kleiner Cactuswald mit rothen Früchten überfüllt, nur den zwitschernden Vögeln Gelegenheit zum Ruhen und Naschen bot.

In den flacheren Theilen des Gebirges stoßen wir auf einzelne Häuser, ja selbst auf kleine Ortschaften. Die Häuser sind noch durchwegs im chinesischen Style erbaut, doch mit der Zunahme der Wildheit im Charakter der Umgebung verwildert auch das Aeußere der Bewohner. Zerlumpt in der Kleidung, verwahrlost in der Frisur und in der Pflege des Körpers, geben diese kräftigen Gestalten in den entlegenen, stillen Gegenden genügende Anhaltspunkte zu mancherlei Bedenken.

Das enge Seitenthal, in welches wir mit Tagesneige nach Westen einbogen, um nach Wase-kou und schließlich nach Ta-tsien-lu zu kommen, bot ein wunderbar schönes Bild. Mit donnerartigem Getöse zischt und tost der Wildbach über das zerklüftete Gestein; Riesen-Farrenkräuter und dunkelgrüne Moose bedecken die Abstürze der Felsenmauern, die in abwechselnden Farbentönen senkrecht bis in die Wolken emporragen; tiefe Einsamkeit und Grabesstille herrscht rings umher. Wir stehen vor der engen Pforte des höchsten Königreiches der Welt, vor dem Hochlande von Bodyul, vor dem Portale des größten Tempels, vor dem Lande der buddhistischen Lama.

Die Spitzen der Gebirgsstöcke waren während unserer Tour im Thale aufwärts nicht sichtbar, da dunkelgraue Wolken bis in das Thal herabhingen. Die Steigung des Weges, der am rechten Ufer bleibt, ist so stark, daß das reichliche Wasser des Flusses nur als weißer Schaum erscheint. Von beiden Seiten stürzen Gletscherbäche aus immenser Höhe über die nur spärlich bewaldeten Felswände in das Thal. Es ist eine Hochalpenlandschaft voll größten romantischen Reizes. Von Strecke zu Strecke ist über den Fluß eine seltsame Brücke gespannt, die aus einem starken Bambuseile besteht, dessen Enden entweder an große Felsblöcke festgebunden oder auf andere Art in dem Boden verankert sind.

Will man eine solche Brücke passiren, so setzt man sich auf ein horizontales Sitzbrettchen, das von einem auf dem Seile verschiebbaren Bamburinge nach abwärts hängt, und rutscht sodann mit rasender Geschwin-

digkeit bis zum tiefsten Punkte des lose gespannten Strickes. So leicht es war, bis hieher zu kommen, eben so schwer wird nun die Gewinnung des jenseitigen Ufers, da der Passagier mit dem Aufwande aller Kräfte sich mit den Händen empor arbeiten muß.

An größeren tibetanischen Strömen suchte man diesen Schwierigkeiten dadurch auszuweichen, indem man immer zwei Seilbrücken neben einander anlegte, die nur in einer Richtung befahren werden können. Das eine Ende des Seiles liegt bedeutend höher als das andere, und so ist es möglich, ohne Unterbrechung der kurzen Fahrt und ohne besondere Anstrengung das gegenüber liegende Ufer zu erreichen.

Nach sechsstündigem Marsche betraten wir eine kleine, von freundlich bewaldeten Höhen umsäumte Thalerweiterung. An dem Zusammenflusse zweier Gebirgsflüsse liegt hier recht romantisch das nette, offene Städtchen Ta-tsien-lu. Die Häuser machen nicht allein aus der Ferne einen günstigen Eindruck, sondern erweisen sich auch in der Nähe als zierliche, verhältnißmäßig reinliche Holz- und Steinbauten.

Das erste Haus in Ta-tsien-lu ist ein Zollhaus. Der chinesische Beamte trat, indem er eine tiefe Verbeugung machte, aus seinem Bureau, ließ uns aber ungehindert passiren. Die ganze Bevölkerung der Stadt war auf den Beinen. Als wir die alte Holzbrücke über den Fluß überschritten, welcher Ta-tsien-lu in zwei Hälften theilt, da wurde das Gedränge so stark, daß es schwere Mühe kostete, vorwärts zu kommen. Es war ein origineller Anblick. Wir erblickten zum ersten Male die bunten Typen der Tibetaner in anziehenden Gruppen, und ich muß sagen, ich war von dem Bilde entzückt. Die Leute waren aus den hohen Gebirgen und den wilden Schluchten ihrer Heimat herabgekommen, um uns Europäer anzustaunen. Nicht allein durch ihre imposante Erscheinung, sondern durch die ernste Ruhe und die Aufrechthaltung einer musterhaften Ordnung in dem Schwarme der schreienden und lärmenden Stadtbevölkerung war der Contrast zwischen dieser und jenen scharf ausgeprägt.

Diese robusten, muskulösen Gestalten mit den wettergebräunten, durchfurchten, mageren, ernsten Gesichtern, das waren also die „Wilden“, wie sie die

Chinesen nennen! Und wie blitzte in den schwarzen, tiefliegenden Augen — umflattert von einem wirren Wald verwahrloster Haare — das unheimliche Feuer eines religiösen Fanatismus!

Vergegenwärtigen wir uns noch die rothbraune Kleidung, entweder als langes, faltiges Gewand, das mit einer gelben Leibschärpe als Träger des Feuerzeuges und der Rauchrequisiten festgehalten wurde, oder in Art einer römischen Toga um die Achsel geworfen war, so daß die bronzene Farbe der Brust und des rechten Armes vollends zur Geltung gelangt, dazu noch die mächtigen Kettenglieder der goldenen und silbernen, mit kleinen Türkisen übersäeten Ohrgehänge und endlich die aus gelbem Leder verfertigten hohen Stiefel, so wird man zugeben, daß der hervorgerufene Totaleindruck nur ein günstiger sein kann.

Die Männer sind immer bewaffnet. Wenn auch nicht alle mit dem chinesischen Luntengewehre ausgerüstet sind (die Tibetaner schießen immer knieend und auf geringe Distanz mit einer außerordentlichen Sicherheit), so besitzt doch jeder ein gerades, tibetanisches Schwert, das oft mit einer bewunderungswürdigen Kunstfertigkeit hergestellt wird, in seinem Gürtel. Der Griffknopf ist gewöhnlich mit einer großen Koralle oder einem werthvollen Türkise geziert, die Scheide reich mit Ciselirarbeit ausgestattet. Die schönsten Schwerter werden in Njarum, einer tibetanischen Stadt am mittleren Ya-long-kiang, verfertigt.

Nahezu jeder Tibetaner trägt auf seiner Brust eine Kapsel aus Gold, Silber oder Kupfer, mit verschiedenen Beschwörungsformeln als Amulet gegen die bösen Dämonen. Solche Kapseln aus Gold sind, besonders wenn sie reichlich mit Türkisen geschmückt sind, von hohem Werthe. Auch die Frauen und Mädchen mit dem in zwei Zöpfe geflochtenen, rabenschwarzen Haare, den in Gesundheit strotzenden, rothen Wangen, mit ihren faltenreichen, buntfarbigen Röcken, die im Schnitte jenen der Männer glichen, mit ihren aus Gold, Silber, Korallen und sonstigen Edelsteinen zusammengefügten Ohr-, Hals- und Armringen schlugen ihre chinesischen Genossinen aus dem Felde.

Die Tibetaner in Ta-tsien-lu leben mit den ansässigen Chinesen im guten Einvernehmen. Letztere handeln mit Edelsteinen, Tabak, Thee und

Seide und erhalten dafür von den Tibetanern Harzstöckchen, Geweihe, Moschus und Felle.

Der tibetanische Name der Stadt heißt Tar-ze-do, d. i. Vereinigung der beiden Flüsse Tar-kjo (von Süd) und Ze-kjo (von West). Die chinesische Stadtbevölkerung steht unter dem Befehle eines höheren chinesischen Beamten



Ta-tsien-lu.

mit dem Range eines Futai, die Tibetaner werden von ihrem eigenen Fürsten regiert, der jedoch dem Vicekönig von Sze-tschuen untergeordnet und tributpflichtig ist. Bei jedem der Erbfolge entspringenden Regierungswechsel muß der jeweilige Prinz vom chinesischen Kaiser zum regierenden Fürsten ernannt werden. Alle sein Land berührenden Verordnungen und Befehle aus Peking werden durch ihn dem Volke übermittelt. Anderseits ist der Einfluß der buddhistischen Priester auf die Fürsten ein derartiger, daß diese trotz



Tempel in Ta-tsien-lu.

der unumschränkten Jurisdiction eigentlich nur das Kleid der Würde tragen, ohne irgend welche besondere Macht zu besitzen.

Im Bedarfsfalle ordnen die Prinzen über Aufforderung der Priester die Aushebung eines Milizheeres an. Jede Familie ist dann verpflichtet, 1—2 wehrfähige Männer beizustellen. Diese Art der Verwaltung des tibetanischen Volkes reicht nur bis Batang, jenseits dieses Ortes beginnt das eigentliche Reich der Priester.

Der Futai ließ uns durch einen Diener in das Kun-kwan geleiten, in welchem wir uns — in Gewärtigung eines längeren Aufenthaltes — häuslich einrichteten. Wir suchten zuerst die warmen Kleider hervor, denn die Höhen der Berge schimmerten bereits im winterlichen Weiß, und die Abendluft wehte eisigkalt durch die Fugen der Holzwände in die primitiven Localitäten.

Unser Quartier lag unter einem Lama-Tempel. Schon in der ersten Nacht störten die religiösen Andachten der Priester die ersehnte Ruhe. Bald drang das harmonische Gesumme hundertstimmiger Lieder, dann wieder der dumpfe Ton langgezogener Posaunenfanfaren von der Galerie des Tempels zu uns herab.

Ich benützte den nächsten Morgen zum Besuche der Lamaserie. Auf der kleinen Anhöhe, wo der Holztempel mit seinen kühn gebogenen Dächern die Lama-Caserne und andere Wirthschaftsgebäude hoch überragt, erlitt ich die erste Enttäuschung. Scheu wichen die roth gekleideten Priester dem Fremdling aus, die Kugeln des Rosenkranzes glitten mit doppelter Schnelligkeit zwischen den Fingern durch, kaum daß Einer einen flüchtigen, scheuen Blick für mich hatte, der ich mich erfrechte, ihr Heiligthum zu betreten. Ich näherte mich zuerst dem Thore des Wohnhauses, um möglicherweise mit einem Buddhisten Freundschaft zu schließen, doch die eichenen Flügel schlossen sich bei meiner Annäherung wie vor einem Pestkranken. Das gleiche Schicksal ereilte mich, als ich den Tempel betreten wollte. Mir blieb nichts Anderes übrig, als der Rückzug. Ich nahm einen anderen Weg nach Hause und stieß während des Spazierganges auf einige heiße Schwefelquellen, worin wunderbarerweise Chinesinnen ihre schmutzige Wäsche wuschen.

Um die Mittagsstunde besuchten wir den Missionsbischof Biêt. Sein Haus befindet sich am Westende der Stadt neben dem zweiten chinesischen Zollhause und sticht nicht allein durch die elegante Bauart, sondern hauptsächlich durch die Anlage eines schönen Ziergartens von den Nachbarhäusern vortheilhaft ab.

Bischof Biêt, ein noch junger Herr, empfing uns mit liebenswürdiger Gastfreundschaft, die wir im Allgemeinen an den französischen Priestern nicht genug dankend erwähnen können. Er stellte uns zwei anwesende Missionäre vor, von denen der eine zu unserer Freude sich als der rühmlichst bekannte Abbé Desgodins entpuppte. Auf seine Verdienste um die Wissenschaft komme ich an einer anderen Stelle zu sprechen, heute lernen wir ihn nur als den sympathischen, geistreichen Mann kennen, der es versteht, der Unterhaltung eine unerschöpfliche Würze herzlichen Humors beizumischen.

Abbé Desgodins wird bei 50 Jahre zählen. Kräftig und stark gebaut, erfreut er sich trotz seines rastlosen Wanderlebens einer vorzüglichen Gesundheit. Sein von einem graumelirten Vollbarte umrahmtes Gesicht allein erzählt eine lange Geschichte von Gefahren, Entbehrungen und Mühsalen aller Art, die der verdienstvolle Mann bestanden und überwunden hat. Unter allen Tibetanern gekannt und seiner Energie wegen gefürchtet, entkam er einige Male nur mit knapper Noth den Anschlägen gegen sein Leben. Wie spannend verstand er es zu erzählen, wie er sammt einem Collegen aus Bonga vertrieben, über die in Schwankungen versetzte Kettenbrücke glücklich auf das andere Ufer kam, während sein Gefährte, von einer Kugel durchbohrt, in den Fluß stürzte und darin sein kühles Grab fand. Seine jetzige Station Yarkalo ist an der Grenze des unabhängigen, tibetanischen Gebietes Dzauarung am oberen Lan-tsan-kiang gelegen und berühmt durch großartige Salzsalinen.

Daß wir zufälligerweise Abbé Desgodins in Ta-tsien-lu begegneten, verdanken wir blos dem Umstande, daß er gerade eine Reise nach Schanghai angetreten hatte, wo er ein tibetanisches Wörterbuch zu publiciren gedachte. Vor Kurzem erhielt Desgodins von der Pariser geographischen Gesellschaft einen prächtigen Chronometer und einen Spiegelsextanten als Zeichen der Anerkennung seiner unermüdlichen Thätigkeit als Forscher auf naturwissen-

schaftlichem Gebiete zugeschickt. Er war glücklich, in mir Jemand gefunden zu haben, der ihm in der Handhabung der Instrumente mit Rath und That behilflich war. Stundenlang saß er an seinem Arbeitstisch und hatte nicht eher Ruhe und Rast, bevor er nicht das volle Verständniß des Gebrauches derselben sich erworben hatte.

Alle Missionäre von Ta-tsien-lu stimmten in ihrer Ansicht überein, daß wir kaum Batang, viel weniger Lassa erreichen würden, da bereits von Seite der Lama nicht allein gegen uns, sondern auch gegen das Vordringen des russischen Obersten Prschewalski Vorsichtsmaßregeln getroffen worden seien. Bischof Biêt theilte uns ferner mit, daß die hiesigen Lama jeden Tag einen Courier mit Verhaltungsmaßregeln und präcisen Weisungen, wie man sich „der vielen bewaffneten Europäer erwehren müsse, die Lassa erstürmen wollen, um den Dalai-lama zu stehlen“, nach Westen absenden.

Es ist eine oft bewährte Thatsache, daß die Gefahr wächst, je mehr man sich ihrem Ausgangspunkte nähert. Wir erfuhren dies vollinhaltlich während unserer Vorstellung bei dem Futai. Wenn die chinesischen Mandarine im Inneren China's es nicht wagten, uns die Wahrheit über die Reise nach Tibet in's Gesicht zu sagen, und unter leeren Versprechungen immer die Möglichkeit derselben wie einen Hoffnungsstrahl durchschimmern ließen, so scheute sich dagegen der Futai von Ta-tsien-lu nicht mehr, die verblümte Aeußerung zu thun: „Ihr kommt nicht nach Tibet!“ Freilich besaß er einen so hohen Grad anerzogener Höflichkeit, daß er uns die bittere Pille dadurch zu versüßen trachtete, daß er uns zum Speisen einlud, aber er ahnte sicherlich nicht, uns dadurch eine Aufmerksamkeit zu erweisen, die mit einem Gastricismus enden sollte. Die Chinesen sind der Ansicht, daß alle Leckerbissen ihres Gaumens auch dem Europäer schmecken müssen, doch Jeder von ihnen würde eher sich aller Nahrung enthalten, bevor er auch nur einen Bissen einer europäischen Speise verkosten würde.

An dem Gastmahle nahm auch der tibetanische Fürst theil. Er kam zu Pferd in das Yamen und trug, wie seine Dienerschaft, chinesische Paradekleider. Der Fürst hat das Wilde seines Volkes ganz verloren und machte im Grunde genommen einen erbarmenswerthen Eindruck. Seiner abgehärmten Gestalt

entsprach auch das an servile Unterwürfigkeit grenzende Benehmen. Der 50jährige Mann war unbeholfen wie ein Kind und erröthete förmlich bei jeder an ihn gerichteten Frage, vor deren einsilbiger Beantwortung er immer erst einen fragenden Blick auf den Futai richtete, ob dieser auch mit dem Gegenstande der Conversation einverstanden sei. Der Fürst saß während des Festessens an dem untersten Platze der Tafel, selbst die chinesischen Subaltern-Mandarine genießen den Vortritt und die Bevorzugung vor den abhängigen tibetanischen Fürsten.

Der Fürst von Ta-tsien-lu ist übrigens ein kranker Mann. In seinen Jugendjahren war er ein leidenschaftlicher und geschickter Jäger. Vor einigen Jahren zog er sich bei seinem Sportvergnügen ein Brustleiden zu und mußte nun über ausdrücklichen Wunsch seiner rüstigen Mutter immer zu Hause bleiben. Seit jener Zeit darf Niemand in den Bergen seines Reiches jagen, da die alte Frau, welche ihren Sohn unendlich liebt, von dem Glauben befangen ist, er müßte sofort sterben, sobald ein Hirsch von einer Kugel durchbohrt würde. Daß der Fürst dennoch dem Grafen Széchenyi gestattete, das Terrain — freilich erfolglos — abzupürschen, ja ihm sogar seine Jagdhütte im Westen von Ta-tsien-lu zur Verfügung stellte, geschah gewiß ohne Wissen und Einwilligung seiner Mutter und in der ersten Freudenwallung ob des prächtigen Hinterladers, den ihm der Graf als Ehrengabe überreichte. Der Fürst war von dem Geschenke so entzückt, daß er auch versprach, so bald als möglich die „Wula" beizustellen.

Wenn ein chinesischer Mandarin nach Tibet reist, so haben alle tibetanischen Fürsten die Verpflichtung, die nöthigen Maulthiere und Lastträger ohne Entgelt zu besorgen. Gewöhnlich geschieht das so, daß der Fürst seine Untergebenen beauftragt, die gewünschte Anzahl von Reitpferden und Tragthieren dem Reisenden zur Verfügung zu stellen und ihnen dafür einen Percentsatz an Steuern (Goldstaub, Geld, Felle und Lebensmittel) erläßt.

Eine in dieser Weise zusammengesetzte Caravane nennen sowohl die Chinesen, die in Tibet wohnen, sowie alle Eingebornen Wula. Trotz aller Weigerung des Grafen ließ es sich der Fürst von Ta-tsien-lu nicht nehmen, ihm als reisendem Mandarin die Wula-Beneficien aufzunöthigen. Doch es

kostete noch vieler Ueberredung und zeitraubender Verhandlungen, bevor der Futai unserer Ansicht beipflichtete, es sei endlich Zeit zur Abreise. Mittlerweile besorgte Graf Széchenyi mit Hilfe des Bischofs Biêt die Umwechslung des Silbers in Goldstangen und indische Silberrupien.

Das Gold, welches im gediegenen Zustande von den Tibetanern in den Flüssen durch Waschung gewonnen wird, zeichnet sich durch einen besonderen Feingehalt aus. Die chinesischen Kaufleute, welche es im Waarenumsatze unter den vortheilhaftesten Bedingungen an sich zu bringen verstehen, schmieden die Goldkörnchen zu kleinen viereckigen Stangen von circa 8—10 Centimeter Länge und 1 Centimeter Dicke zusammen und treiben trotz des Verbotes der Regierung damit ein einträgliches Geschäft mit den Händlern in Schanghai, die es nach Europa exportiren. In Birma wird das tibetanische Gold minder geschätzt als das eigene, welches hauptsächlich in Plättchen coursirt. Durch die Umwechslung des reinen Silbers in Gold wurde unser Geldgepäck um das Zwanzigfache vermindert, und wenn früher für den Geldtransport drei Maulthiere nothwendig waren, so genügte jetzt für dieselbe Werthladung der schwächste Maulesel.

Als gangbarstes Geld Tibets circuliren bereits in Ta-tsien-lu die indischen Rupien mit dem Bildnisse der Königin Victoria. Sie kommen aus Indien über Sikkim, Bhutan und Nepal auf das Hochland und werden von den Eingebornen der Einheit wegen, welche das Abwiegen überflüssig macht, dem chinesischen Gelde vorgezogen. Bei Auszahlung geringerer Beträge zerschneiden aber die Tibetaner die Silbermünzen in kleinere Theile, die dennoch abgewogen werden müssen.

Schon in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes hatte Kung-sche sein Bündel geschnürt, um die Rückreise nach Schanghai zu seinem Weibe und den Kindern anzutreten, denen er einige Koffer, gefüllt mit Ueberraschungen aller Art, mitbringen wollte. Wie es kam, daß der Diener, der doch regelmäßig seinen Lohn nach Schanghai schickte, sein Reisegepäck in so überraschender Weise vermehrte, in welcher Weise er in den Besitz schöner Seidenkleider und anderer Werthsachen, ja zu einem anscheinend hohen Reisefond gelangte, konnten wir errathen, als wir unser Augenmerk dem Dolmetsch Sin

zuwandten, dessen Benehmen in Ta-tsien-lu ein räthselhaftes genannt werden mußte.

Das contractmäßige Jahr seiner Dienstleistung lief in wenigen Tagen ab. Die Nothwendigkeit einer Contracterneuerung trat uns Allen in ihrer ganzen Tragweite vor Augen. Was sollte aus uns werden, wenn nun auch Sin, vielleicht gar in Folge einer Verabredung, Kung-sche nacheilte, um in Gesellschaft desto billiger reisen zu können? In welcher Weise vermochten wir uns mit den Tibetanern zu verständigen, wenn die Vermittlerrolle mit dem tibetanischen Dolmetsch, der übrigens erst gefunden werden sollte, unbesetzt blieb?

Sin durfte uns nicht verlassen, wenn wir nicht unbeholfen und gebunden dastehen wollten, beraubt des ersten und unentbehrlichsten Reisemittels — der Verständigung. So überlegten wir, und Graf Széchenyi versuchte alle Mittel, die zu einer Einigung führen sollten. Er versprach dem Interpreten dreifachen, ja fünffachen Lohn, er sagte ihm die freie Fahrt von Rangun nach Schanghai und eine Extra-Remuneration zu, umsonst; weder glänzende Anerbieten noch Drohungen konnten den starren Sinn des Chinesen beugen, er blieb bei seinem Entschlusse.

„Mein Jahr ist um," sagte er, „ich kehre heim. Wir stehen vor Tibet, das Volk ist böse und wird nicht allein Sie, sondern auch mich erschlagen, sobald Sie noch weiter in die Gebirge reisen. Ich fürchte mich, denn mein Leben ist mir lieber als Ihr Geld. Wenn Sie vernünftig handeln wollen, so kehren Sie um, reisen Sie nach Schanghai und ich will Ihr Diener bleiben. Nach Westen gehe ich keinen Schritt weiter, es wäre ein wahnwitziges Beginnen, das mit einem Unglück oder einer Flucht nach Osten enden müßte." Dabei blieb er. Selbst das Zureden des Futai, uns nicht im Stiche zu lassen, hatte keinen anderen Erfolg, als daß Mr. Sin desto eifriger die Vorbereitungen zu seiner Rückreise betrieb.

Seine Frau war nicht nach Ta-tsien-lu gekommen, sondern erwartete bei ihren Verwandten in Tsching-tu-fu die Rückkehr ihres Gemals. Schon dieser Umstand ließ uns dahin schließen, daß die Kündigung im letzten Augenblicke ein wohlüberlegter Schritt war.

Sin verließ uns richtig am 3. November und bereitete der Expedition durch seine Treulosigkeit die größten Schwierigkeiten an dem bedeutungsvollsten und wichtigsten Punkte der Route. Dank der liebenswürdigen Theilnahme des Msgr. Biêt gelang es uns noch in Ta-tsien-lu, den scheinbar unersetzlichen Verlust wieder auszugleichen.

Wie ich schon erwähnte, befand sich in Mupin noch vor einigen Jahren ein Seminar, in welchem chinesische Knaben zu Priestern heran-



Abbé Desgodins.

gebildet wurden. Die Zöglinge erhielten den Unterricht in lateinischer Sprache*). Bei der Auflösung dieser Facultät zogen es viele Candidaten vor, anstatt in der entfernten Schule zu Nanking ihre Studien fortzusetzen, den Missionären des tibetanischen Bisthumes in der Ausübung des Berufes treu zur Seite zu stehen.

Ein solcher junger Mann verwaltete das Hauswesen des Pater Careau in Lou-ting-kjao. Bischof Biêt versprach sein Möglichstes, denselben als neuen

*) Aus naheliegenden Gründen sehen die französischen Missionäre strenge darauf, daß kein chinesischer Zögling Gelegenheit bekomme, französisch zu lernen.

Dolmetsch anzuwerben, und entsandte an demselben Tage einen Courier an Pater Careau mit einer genauen Darstellung der Sachlage. Die Antwort brachte Tang, der heißersehnte Mann, selbst; er erklärte sich bereit, der Expedition durch Dick und Dünn zu folgen, und ginge es selbst nach Lassa. In den ersten Tagen bot die Verständigung wohl mancherlei Schwierigkeiten; es war auch schon lange her, seit wir Europäer die Regeln der Declination und Conjugation zum letzten Male praktisch geübt hatten, und andererseits sprach Tang eine romanische Sprache, die sich erst nach mehreren Lectionen als Latein entpuppte.

Es war an einem frostigen Nachmittage, als die drei Mandarine, welche der Vicekönig von Sze-tschuen als Begleiter beigestellt hatte, uns einen Besuch abstatteten, um über die Abreise zu conferiren. Das Gesprächsthema war endlich mit dem Beschlusse abgelaufen, in zwei Tagen aufzubrechen. Trotzdem machten die Officiere keine Miene, sich zu entfernen. Sie leerten eine Schale Thee nach der andern und wärmten ihre erstarrten Hände mit Behagen an der Gluthpfanne zu ihren Füßen. Man sah es ihnen an, daß irgend etwas ihr Herz bedrückte, und daß die Besprechung der Angelegenheit ihnen große Schwierigkeiten bereitete.

Da räusperte sich der Commandant der Escorte und blickte gedankenvoll nach der Zimmerdecke: „Sin ist ein braver Mann, denn Tinkum-pao (der Vicekönig) liebt ihn sehr.“

„So!“ entgegnete Graf Széchenyi, „das ist ein großes Glück für ihn. Er dürfte eine schöne Carrière machen.“

„Gewiß! Besonders wenn Tinkum-pao erfahren wird, daß Ihr mit Sin zufrieden waret. Wie ich erfuhr, so stelltet Ihr ihm eine Schrift aus, worin seine Tugenden aufgezählt und mit Namen bezeichnet sind. Der Vicekönig ist auch Euch gewogen, er ordnete, wie Zo-zung-tang an, daß Euch alle Tragthiere und sämmtliche Lebensmittel auf seine Kosten beigestellt wurden. Und habt Ihr nicht von dem Ta-loya (großer Herr) 600 Taël als Abschiedsgeschenk erhalten? O, Tinkum-pao gleicht der unerschöpflichen Gnade.“

Unmöglich! Der Dolmetsch mußte die wunderbare Geschichte zweimal übersetzen, weil wir ein Mißverständniß fürchteten, und doch hörten wir wieder dasselbe.

„Sin ist ein schlechter Mensch," stellte nun der General seine frühere Einleitung richtig, „er rechnete Euch alle Tage große Summen für die Miethe der Wula auf, während der Kaiser (richtiger die Regierung) schon vor einem Jahre den Befehl erließ, daß Ihr in seinem Reiche als Gäste angesehen werden sollt, für welche er alle Reisebedürfnisse mit seinem eigenen Silber bestreiten würde. Sin hat Euch nicht nur betrogen, sondern auch 600 Taël, welche Tinkum-pao ihm mit der Bestimmung übergab, sie Euch als Beweis seiner Zuneigung einzuhändigen, veruntreut." Ein Seufzer voller Indignation und Verachtung zum Schlusse der Rede gab dem Officier den Anschein, als verabscheue er vom Grunde der Seele Sin's unverantwortliche Gaunerei.

Ich will diese Geschichte, deren Abwickelung erst lange nachher erfolgte, zum Abschlusse bringen. Die Spitzbübereien Sin's fanden nach allen eingeholten Erkundigungen volle Bestätigung. Ueber die Höhe der veruntreuten Beträge läßt sich leicht ein Begriff bilden, wenn man bedenkt, daß zur Fortbringung des Gepäckes 30 Maulthiere erforderlich waren, deren Miethe täglich 90 fl. verschlang.

Es fiel uns nun wie Schuppen von den Augen, warum der Mensch nicht länger in des Grafen Diensten bleiben wollte. Er fürchtete sich vor der Entdeckung seiner Unredlichkeit und vor der wahrscheinlichen Strafe, die ihn schließlich ereilt haben würde. Einmal weit vom Schusse, fühlte er sich halbwegs gesichert.

Sin war in Tsching-tu-fu. Der Vicekönig wurde von den gefälligen Manieren, dem geschmeidigen Wesen und der Fertigkeit im Gebrauche der chinesischen und englischen Sprache des jungen Mannes so gewonnen, daß er ihm eine hohe Mandarinswürde — als Interpret für eventuelle Fälle — verlieh und ihn in seinen Hofstaat einreihte. Als nun die drei Officiere, welche uns bis Batang begleitet hatten, wieder in Tsching-tu-fu eintrafen, da war ihr Erstes, dem alten Bekannten Sin einen Besuch zu machen.

„Siehe da," sagte der Sprecher, „das ist ein Brief des mächtigen Europäers Sze an Tinkum-pao. In dem Briefe wird dem Vicekönig eine Mittheilung gemacht, die Dir großen Schaden bringen wird, sobald sie in

die richtigen Hände gelangt. Du hast Dir während der Dienstzeit bei den Europäern einige tausend Taël erspart. Wie viel gibst Du uns für diesen Brief?"

Ob Sin mit den Freunden redlich theilte, mag bei seinem erprobten Finanzgenie dahingestellt bleiben, daß er aber einen großen Theil seines „ersparten" Capitals für die Erlangung des Schreibens opferte, scheint mehr als gewiß, wenn er es nicht vorgezogen hat, die Stunde abzuwarten, bis er, als königlicher Dolmetsch zu seinem Herrn berufen, den Brief so übersetzte, daß Tinkum-pao sich nur gratuliren konnte, einen verläßlichen und unter den schwierigsten Verhältnissen erprobten Mann in seine Dienste genommen zu haben.

Vielleicht hat Sin doch noch das Schicksal erreicht. Graf Széchenyi schickte von Batang aus durch die Mission noch eine zweite Anzeige nach Tsching-tu-fu, die in französischer Sprache geschrieben, nur von einem Missionär überreicht und übersetzt werden konnte. Ich bin aber leider nicht in der Lage, über den Erfolg dieses Briefes zu berichten. Derzeit soll Sin wieder die Stellung eines Comptoiristen in Schanghai einnehmen, die er auch vor unserem Aufbruche bekleidete.

Den Bemühungen des Bischofs Biêt gelang es auch bald, einen Interpreten für die tibetanische Sprache, in der Gestalt eines kräftigen, sympathisch zusagenden Tibetaners, Namens Pema, ausfindig zu machen, welchen er während eines uns zu Ehren veranstalteten Mahles als den einzigen christlichen Tibetaner im ganzen tibetanischen Hochlande vorstellte. (Die 96 Christen in Ta-tsien-lu sind Chinesen.)

Am 12. November entflohen wir dem unbeschreiblichen Lärm, welchen die Wulatreiber mit der Abwiegung und Vertheilung des Gepäckes durch das Loos schon seit Sonnenaufgang vor dem Kun-kwan in Scene setzten. Wir tranken hierauf in der Mission noch einen vorzüglichen Kaffee, nahmen Abschied von den liebenswürdigen Herren, wünschten uns gegenseitig zufriedenstellende Erfolge und bestiegen dann die Pferde, um in die westlichen Gebirge zu reiten, in die Heimat des tibetanischen Volkes.

XX.

Von Ta-tsien-lu nach Batang.

Geographische Charakteristik des tibetanischen Hochlandes. — Indische Punditen. — Die Kartenaufnahme der Jesuiten. — Mythe über die Entstehung des tibetanischen Volkes. — Geschichte des Landes. — Europäische Reisende in Tibet. — Die Tibetaner, ihre Lebensweise, Sitten und Gebräuche. — Der Buddhismus. — Stellung des Dalai-lama. — Die Priesterwirthschaft. — Politische Eintheilung. — Lassa. — Tibetanische Caravanen. — Hokeu. — Eine Räubergeschichte. — Die neuen Diener. — Litang. — Die Gambugletscher. — Der Tschara-la (Paß). — Batang und seine Fürsten. — Eine Leichenverbrennung. — Ausflug zum Kinscha-kiang. — Feindselige Haltung der Lama.

Bevor ich es unternehme, die einzelnen Ereignisse während unserer Reise auf dem Hochplateau von Tibet zu schildern, wird es angezeigt sein, einen allgemeinen Ueberblick über das geheimnißvolle Land und dessen Bewohner vorauszusenden.

Der Name Tibet, für jenes Hochland, dessen natürliche Abgrenzung es zu einem Unicum der ganzen Welt gestaltet, ist unter den Völkern, welche es bewohnen, nicht bekannt. Er stammt aus Persien und wir Europäer haben ihn adoptirt. Die Tibetaner nennen das Land Bod oder Bodjul, die Bewohner der nödlichen Abhänge in der Nähe der großen Wüste Tangut, die Chinesen Tse-tsang oder Si-fan.

Das eigentliche Hochland erhebt sich in der Form eines ungeheuren, lang gestreckten Kreissegmentes über die angrenzenden Tiefländer und wird durch die scharf ausgeprägten, felsigen Abfälle, die es wie eine unzugängliche Mauer von allen Seiten umschließen, von der Natur selbst zu einer abgeschlossenen Riesenfeste im vollsten Sinne des Wortes erhoben.

Im Süden wird das Land von den himmelstrebenden Graten des Himalaya-Systems umrahmt. Jedermann kennt die Namen der unentweihten

höchsten Berge der Welt, den Mount Everest und den Kintschindschunga, die mit ihren 29.000 und 28.000 Fuß hohen Eisspitzen das Wolkenmeer weit überragen, welches ihre Abstürze kosend umschmiegt. Das Himalaya-System besteht aus drei, nahezu parallel laufenden Gebirgszügen, unter denen der südliche die eigentliche Abdachung des tibetanischen Hochlandes bildet. Undurchdringliche tropische Wälder vereinigen sich als Fortsetzung der fieberreichen Wald- und Sumpfgegenden der Terrai in beträchtlicher Höhe mit dem Nadelholz zu einem wundervollen Panorama, endlich thürmen sich die Felswände empor, um in ihren Einsattlungen das ewige Eis zu tragen, das in der Sonne wie ein riesengroßer Diamant glitzert und funkelt.

Aehnlich in der Structur und nur dadurch noch imposanter angelegt, indem die steilen Abstürze ohne besondere Ausläufer direct zu der fahlen Sandebene des Tarim-Beckens hinabstürzen, erstreckt sich die äußerste Kette des Kwen-lun-Systems als nördliche Abgrenzung des tibetanischen Hochlandes von Westen nach Osten.

Im Westen bildet das Karakorum-Gebirge mit seinen Trias- und Steinkohlen-Formationen und das durchfurchte Pamir-Plateau die Grenze, im Osten aber ist es gewissermaßen der Kreisabhang des Himalaya-Systems selbst, der mit einer verhältnißmäßig sanfteren Abdachung gegen China zu abfällt. Von zahlreichen Strömen, die insgesammt an der Grenze des Hochlandes einen meridianalen Lauf innehalten, durchschnitten, bilden die dazwischen liegenden Gebirgsrücken mühselig zu überwindende Communications-Hindernisse.

Aus allen vier Weltgegenden blicken dem Reisenden entweder vereinzelt, oder auch in mächtigem Zusammenhange vereiste, spitzige Berge, die im Durchschnitte die Höhe von mindestens 20.000 Fuß erreichen, entgegen.

Oben aber, auf dem hohen Tafellande sieht es trübe und traurig aus; die enormen Höhen und die davon abhängigen klimatischen Verhältnisse zwängen die Vegetation in einen engen Rahmen. Da findet man weder Bäume noch Ackerfelder, weder Blumen noch Früchte, ja die grünen Flecken inmitten der breiten, mit Kies und Gerölle ausgefüllten Mulden, auf welchen der verkrüppelte Lavendel ein kümmerliches Dasein fristet, sind zu zählen. Die Luftströmungen bringen nicht die mindeste Feuchtigkeit mit sich; der

spärlich fallende Schnee genügt nicht, um der Erde Productivität zu verleihen, und so ist das Plateau leblos in Bezug auf Thier- und Pflanzenwelt. Fassen wir besonders das ausgedehnte Hochland im Norden des durch die 3630 Meter hoch gelegene Landeshauptstadt Lassa gezogenen 30. Breitegrades in das Auge, so werden wir begreifen, daß in diesem abflußlosen, mit zahlreichen Binnenseen bedeckten Lande, dessen flache Plateaux über 6000 Meter hoch sind, die Menschen zu zählen sind, die hier ihre Existenzbedingungen erfüllt finden. Der große Binnensee Tengri-nor nördlich von Lassa liegt schon nahezu 5000 Meter über dem Meere. Wie die Beschaffenheit des Landes noch weiter nordwestlich des erwähnten See's ist, davon wissen wir nichts, denn noch Niemand hat uns darüber auch nur die geringste positive Nachricht gebracht. Was sollte uns auch verleiten, auf diesen Höhen etwas Anderes zu suchen, als dieselbe Armuth der Natur, die sich in Sand, in Gerölle, verkümmerten Gräsern und einigen Moosen weiter südlich so traurig äußert! — Die Ansiedelungen der Tibetaner liegen eigentlich nur in den breiten Thalebenen großer Gewässer. Einerseits durch die relativ niedere Lage, andererseits durch den in Folge der Verdunstung erhöhten Feuchtigkeitsgehalt der Atmosphäre, hauptsächlich aber durch eine mit vielem Verständniß durchgeführte Canalisirung gewinnen die Thalebenen an Lebensfähigkeit, ja es kann sogar dem Boden im Bereiche der Hauptflüsse Tibets eine gewisse Fruchtbarkeit nicht abgesprochen werden.

Ich will nur die zwei größten Flüsse erwähnen, die beide unter dem 82. Längengrade auf einem Knotenpunkte des Himalaya ihre Quellen haben und dann wie zwei Riesenarme das ganze südlich gelegene Land, somit auch Indien von links und rechts umspannen. Es sind das der Indus im Westen und der Sampu im Osten.

Ueber den Lauf des Indus existirt kein Zweifel mehr, denn der Strom wurde an mehreren Stellen übersetzt und überall war es möglich, die Identität zu constatiren. Vom Sampu läßt sich nicht dasselbe sagen.

Es ist zweifellos, daß dieser Strom von seiner bekannten Quelle einen nahezu östlichen Lauf bis südöstlich von Lassa innehält. Ein vor drei Jahren von hier nach Calcutta zurückgekehrter eingeborner Geograph berichtete, daß

der Strom dann einen scharfen Bug gegen Süden ausführe, und diese Richtung beizubehalten scheint. Eine kurze Strecke ist es nur, die selbst für jeden Indier unzugänglich gemacht wird durch die für alles Fremde verschlossenen wilden Volksstämme der Mischmis und Abors, aber sie genügt für die Unkenntniß, ob der Sampu in seinem unteren Laufe der Brahmaputra oder Irawadi ist. Ich neige mich, da ich beide Ströme im unteren Laufe kenne, der ersteren und allgemein für richtig gehaltenen Ansicht zu, obgleich ich eingestehen muß, daß es mich gar nicht wundern würde, einmal die entgegengesetzte Nachricht als bewiesene Wahrheit zu vernehmen.

Zweifel und nichts als Zweifel überall in jenen unwirthsamen Strichen, Combinationen, Vermuthungen, das sind die Grundlagen für die Verfertigung aller Landkarten, die wir über das große Tibet besitzen, mit Ausnahme jener wenigen Theile, die von wissenschaftlich gebildeten Männern betreten und erforscht wurden.

Das Klima des Hochlandes ist ein extremes und continentales. Die Kälte sinkt im Winter im Durchschnitte bis auf 25—30° unter Null; schon im November sind alle Flüsse und Seen mit Eis bedeckt und im April vermag der Sonne belebende Kraft noch nicht die Krystallflächen zum Schmelzen zu bringen.

Schon seit langen Jahren war die indische, respective englische Regierung bestrebt, das Land und die Tibetaner, die doch ihre Nachbarn sind, kennen zu lernen, ja sie versuchte sogar im Jahre 1861 durch eine theilweise Occupation des Fürstenthumes von Sikkim und die Vertreibung des feindlichen Königs, einen Keil zwischen die nach Tibet tributären Fürstenthümer Bhutan und Nepal bis an die eigentliche tibetanische Grenze in das Hochland hinein zu treiben, um der Landeshauptstadt Lassa näher zu kommen. Es war umsonst. Kein Europäer darf heutzutage die südliche Landesgrenze passiren. In Folge solcher Vorkehrungen verschloß auch der König von Bhutan sein Land, und der Fürst von Nepal, in dessen Hauptstadt Kathmandu ein englischer Bevollmächtigter residirt, beschränkte dessen Bewegungsfreiheit auf einen zunächst der Hauptstadt gelegenen Rayon von wenigen Meilen Umfang.

Da verfiel der englische Oberst Montgomerie auf die vortreffliche Idee, junge buddhistische Indier zu Geographen heranzubilden und selbe behufs Erforschung des Landes nach Tibet zu entsenden. In der Tracht der Eingebornen und nur mit den unumgänglich nothwendigen Instrumenten ausgerüstet, durchstöbern diese Punditen seit dem Jahre 1865 die Hochplateaux und kehrten bis jetzt regelmäßig mit vielem gesammelten, werthvollen Materiale nach Indien zurück.

Ich erhielt aber auf meiner Rückreise nach Europa im geographischen Institute in Calcutta die Nachricht, daß die Tibetaner bereits die jungen Indier mit mißtrauischen Augen verfolgen, und daß der im Jahre 1879 entsendete Pundit nicht einmal Lassa erreichte, sondern in Folge eines erlauschten Gespräches das wenige Gepäck mit Ausnahme der Instrumente, welche er in dem Griffe seines Reisestabes verborgen hatte, im Stiche lassen mußte, um der Stelle zu entfliehen, wo man seine Mission errathen hatte.

Ist in einem solchen Lande einmal das Mißtrauen rege geworden, so zieht die Kunde von Mund zu Mund, sie dringt aus der ärmsten Hütte bis zu den Stufen des Thrones, und es ist wahrscheinlich, daß man den Pilgern, die aus Indien nach Tibet wallfahrten, in der Zukunft ein größeres Augenmerk schenken wird.

Unwillkürlich wird nun nach dem Gesagten die Frage entstehen: Wie kommt es, daß bei der Unkenntniß des Landes das Hochland von Tibet auf den Weltkarten nicht als weißer Fleck erscheint, sondern daß da eine große Anzahl von abflußlosen Gewässern gleichsam ohne Anfang und Ende bald als schlangengleiche Wasserlinien, bald als größere oder kleinere Binnenseen die Oberfläche bedecken? Ist das Alles Combination und Annahme?

Theilweise ja, doch diese Vermuthungen stammen dennoch aus einem Documente, das noch heutzutage eine gewisse Anerkennung verdient und die einzige Quelle ist, worauf sich eine Kartenzeichnung von Ost- und einem Theile von Central-Asien überhaupt stützen und anlehnen muß.

Als zu Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts die katholischen Missionäre noch einen nicht zu unterschätzenden Einfluß in China ausübten, und die chinesischen Regenten ihre Talente und Geschicklichkeiten, Gelehr-

samkeit und Fähigkeiten anerkannten, da war es der Kaiser Kanghi (1667 bis 1722), welcher den Jesuitenpater Regis bewog, die Leitung zur Verfertigung einer Karte des Reiches zu übernehmen. Zehn Jahre lang arbeiteten die Patres mit rastlosem Eifer an dieser Aufgabe. Als sie im Jahre 1718 dem Kaiser die fertige Karte überreichten, war dieser von der Art der Darstellung so entzückt, daß er sogleich seine eigenen Astronomen hinaussandte, um auch das Hochland von Tibet zu verzeichnen. Ihre Arbeit war schlecht und unbrauchbar. Deshalb zogen abermals die Missionäre aus, um eine verbesserte Karte zu schaffen. Die chinesische Karte trägt trotz ihrer Dürftigkeit — denn sie erstreckt sich nur auf die Bestimmungen der Ortschaften, Flüsse und Grenzen, ohne von den Communicationen und Bergen viel Notiz zu nehmen — den Stempel eines ungewöhnlichen Fleißes; die tibetanische Karte aber scheint mehr durch die Aufzeichnung eingeholter Erkundigungen als durch wirkliche Erforschung des Landes entstanden zu sein und genügt heutzutage nicht mehr, trotzdem sie, wie bereits erwähnt, die Grundlage aller Karten von Tibet bildet.

Wenn wir die Geschichte des Landes in's Auge fassen, so reichen unsere Kenntnisse nur auf eine verhältnißmäßig kurze Zeit zurück. Selbst im Lande circuliren über die Vergangenheit nur verschwommene Märchen und Mythen, die jedoch auch schon in früherer Zeit ihren Weg nach Europa fanden. Die Sage über den Ursprung des Volkes, wie sie unter den Tibetanern verbreitet ist, sei im Folgenden wiedergegeben: Im Anfange lebte auf dem Hochplateau nur ein Mann mit seinen drei Söhnen. Sie bewohnten weder Häuser noch Zelte, sondern zogen ruhelos und rastlos, ohne mit Existenzsorgen kämpfen zu müssen, umher, denn das Land war damals nicht wüst, nicht arm und nicht kalt. Es wuchsen Bäume, welche die herrlichsten Früchte trugen, der Reis gedieh, ohne daß dem Boden das Korn erst abgerungen werden mußte, und die Theepflanze wucherte auf jenen Gefilden, die Buddha späterhin in steinige Flächen verwandelte. Tibet war damals ein glückliches, reiches Land, um so mehr als die vier Menschen als die einzigen lebenden Geschöpfe der Welt noch nichts von Streit, Krieg und anderen Zerwürfnissen wußten, sondern in Eintracht und Zufriedenheit lebten. Da wurde plötzlich

der Vater krank und starb. Jeder wollte den Leichnam für sich haben — um ihn nach seiner Weise zu bestatten — der erste Streit.

Der Leichnam blieb einige Tage lang auf einem großen Felsen liegen, und die Söhne wichen einander aus. Da machte der Aelteste einen Vorschlag. „Warum sollen wir uns, da uns das Unglück gemeinsam traf, noch entzweien? Wir wollen, um uns zu versöhnen, den Leichnam theilen.“ Alle waren mit dem Vorschlage einverstanden, der Cadaver wurde in drei Stücke zerschnitten und jeder der Söhne erhielt einen Theil.

Der älteste Sohn bekam den Kopf. Er zog von dannen, weit nach Osten, und wurde der Urvater der Chinesen, die sich durch Verschlagenheit und ein großes Verständniß für den Handel hervorthun. Der zweite Sohn war mit den Gliedmaßen des verstorbenen Vaters zufrieden: auch er verließ seine Heimat und ließ sich dort nieder, wo die ungeheuren Flächen der großen Wüste Kopi seinen Nachkommen — den Mongolen — Gelegenheit genug für die Bewegung bieten; ihre Charakter-Eigenschaft aber ist die Feigheit. Der jüngste Sohn erhielt die Brust und den Magen. Er blieb in Tibet und von ihm stammt das tibetanische Volk ab, das sich im gewöhnlichen Verkehr durch Gutmüthigkeit, Offenheit und herzliches Fühlen, im Kampfe aber durch Muth und Tapferkeit auszeichnet.

Die Kenntnisse über das Hochland, wie sie Ptolemäus besaß, erstreckten sich auf ganz verschwommene Umrisse und standen mit den vagen Nachrichten über die chinesische Hauptstadt im engsten Zusammenhange.

Von dem Goldreichthum des Landes wußte aber schon Herodot zu erzählen. Er sagt, daß in dem Lande das Gold von Ameisen gefunden wird, die es in großen Haufen ansammeln; und daß diese Reichthümer von bösen Greifen bewacht und vertheidigt werden. Er berichtet auch, daß eine große Anzahl Indier einmal nach Tibet aufbrach, dort zur Nachtzeit, als die bösen Vögel schliefen, so viel Gold als ihnen nur möglich war, auf ihre Schultern luden und als reiche Leute in die Heimat zurückkehrten.

Die Araber rechneten bei dem Umstande, als sie ebenfalls keine directen Beziehungen mit den Tibetanern unterhielten, das Volk zu den Türken und glaubten, Tibet sei das glücklichste Land der Welt, weil es „bei einer gleich-

mäßigen Vertheilung von Luft und Wasser, Ebene und Gebirge dem Volke fortwährend Gelegenheit zur Fröhlichkeit und zum Lachen biete".

Erst mit dem Betreten des Landes durch die Europäer im Anfange des 14. Jahrhunderts nehmen die spärlichen geschichtlichen Daten eine bestimmte und klare Form an. In jener Zeit war das Land gänzlich unabhängig und hatte seine eigenen Könige, die nach dem Erbrechte den Thron bestiegen. Ihre Macht war im Lande groß und Willkür, Launen, Gunst und Haß bildeten die Paragraphe des Gesetzbuches.

Im Jahre 1717 drang eine dsungarische Armee nach Tibet ein und nahm sowohl vom Lande als auch von der Hauptstadt Lassa Besitz. Nachdem der König bei dieser Gelegenheit von den buddhistischen Priestern des eigenen Landes getödtet worden war, nahmen diese die Zügel der Regierung in die Hände.

Wenige Jahre darauf entstand eine Rebellion. Ein junger Fürst vertrieb die Lama-Regierung, ließ sich zum Könige ausrufen und erklärte sich freiwillig zu China tributpflichtig. So entstand das Abhängigkeitsverhältniß zu dem Reiche der Mitte. Seit jener Zeit fanden die Buddhisten in Tibet in dem chinesischen Kaiser immer einen warmen Beschützer, und ihre Macht und ihr Ansehen stieg von Jahr zu Jahr, so daß der Kaiser schließlich die Verwaltung des Landes dem Dalai-lama Lobsang Kalsang übertrug (1750).

Bevor ich mit der Schilderung der inneren Verhältnisse beginne, will ich noch der europäischen Reisenden gedenken, die so glücklich waren, Tibet und speciell Lassa mit eigenen Augen gesehen zu haben.

Der erste Europäer, welcher Lassa im Anfange des 14. Jahrhunderts besuchte, war der italienische Missionär Odorich von Pordenone. Nach jahrelangen Reisen in China, worüber er werthvolle Nachrichten niederschrieb, kehrte er über Tibet in die Heimat zurück. Leider stehen die in Tibet gesammelten Daten jenen über China dürftig und lückenhaft gegenüber.

Im Jahre 1624 gelang es dem Jesuiten-Missionär Andrade, von Delhi aus nach Tibet einzudringen. Er beschreibt das Hochplateau als ein unwirthsames, von kahlen Gebirgen durchzogenes Land, das nur spärlich bewohnt ist. Es gibt da weder Bäume noch Gesträuche, sondern nur Schnee

und Steine. In einem großen See, an dessen Gestaden er einige Tage verweilte, glaubte er die Quelle des Ganges gefunden zu haben. Der König von Tibet hörte von dem fremden Manne und lud ihn zum Besuche ein. Andrade reiste nach Lassa und wurde sehr freundlich aufgenommen. Nachdem er einige Monate lang in Milch und Butter, Wein und Honig geschwelgt hatte, kehrte er wieder auf demselben Wege nach Indien zurück.

Eine bemerkenswerthe Reise vollführten die beiden Jesuitenpater Gruber und d'Orville nicht allein durch Tibet, sondern durch ganz Ostasien im Jahre 1661. Sie reisten von Peking zum Kuku-nor und von da über Lassa nach Agra in Indien. Sie benöthigten für die colossale Distanz nicht mehr als 214 Tage. Als sie in Tibet die Grundzüge des Buddhismus und die Ausübung der religiösen Ceremonien kennen lernten, wurden sie ganz verwirrt und erklärten die Aehnlichkeit mit der christkatholischen Religion für einen nichtswürdigen Teufelsspuk. Beide Missionäre hinterließen nichts Schriftliches. Gruber war ein geborner Linzer.

Bis zu ihrer Vertreibung im 18. Jahrhundert fühlten sich die Jesuiten in Lassa ganz heimisch und ich erwähne nur, daß der Missionär Horace Della Penna 22 Jahre lang ungestört in der Hauptstadt verweilen konnte; doch auch er war schweigsam und schrieb während der vielen Jahre nur einen einzigen Brief.

Die abenteuerlichste Reise durch Tibet führte ein junger Holländer, mit Namen Van de Putte aus. Er stammte aus einer alten, angesehenen Familie, studirte Jurisprudenz und wollte nach Erlangung der Doctorwürde die Welt kennen lernen. Im Jahre 1724 kam er nach Indien und durchstreifte zuerst dieses Land. Bei den Völkerstämmen des südlichen Himalaya-Abfalles studirte er die tibetanische Sprache und brach sodann nach Lassa auf. Er lebte in guter Freundschaft mit den Lamapriestern und erlangte so Gelegenheit, eine große Landesdeputation über Kuku-nor nach Peking, und zwar in der Tracht eines chinesischen Mandarins, zu begleiten. Von Peking besuchte er Batavia und kehrte hierauf über Indien heimwärts.

Er ist der einzige Europäer, dem es gelang, über Tibet Peking zu erreichen. Leider gingen seine reichhaltigen Notizen und die unschätzbare Kenntniß

der bereisten Länder größtentheils verloren. Van de Putte starb nämlich bald nach seiner Rückkehr und ordnete in seinem Testamente an, daß sämmtliche Reisenotizen verbrannt werden mögen; denn er wünsche nicht, daß bei dem ungeordneten und für Fremde schwer zu enträthselnden Materiale Unrichtigkeiten und falsche Nachrichten in die Oeffentlichkeit dringen.

Unter den verschont gebliebenen Papierstreifen befand sich auch eine Mappe von Tibet, die, sowie verschiedene ethnographische Sammlungen, im Museum zu Middelburg aufbewahrt ist.

Im Jahre 1774 versuchte eine vom Vicekönig von Indien ausgeschickte Gesandtschaft unter der Leitung Mr. Bogle's, mit den Tibetanern Handelsverbindungen anzuknüpfen. Die Mission scheiterte bereits an den Ufern des Sampu; doch brachte Mr. Bogle werthvolle Schilderungen über die Verhältnisse des Landes nach Indien.

Im Jahre 1811 war es dennoch einem Engländer gegönnt, Lassa zu besuchen. Es war dies der excentrische Mr. Manning. Er kam von Indien und durchzog anstandslos Bhutan. In der tibetanischen Grenzstadt Paridschong traf er chinesisches Militär, das ihn aus Dankbarkeit für einige glücklich durchgeführte Curen mit nach Lassa nahm. Manning sah den Dalai-lama und war so glücklich, wiederholt gesegnet zu werden.

Die ersten Wochen seines Aufenthaltes erfreute er sich der besten Aufnahme. Endlich kamen Befehle aus Peking, ihn nach Indien zurückzuführen. Die Freundschaft war gekündet, und der verwegene Engländer, der ohne Pässe und Empfehlungen nach Lassa gekommen war, wurde mit einer gebundenen Marschroute auf demselben Wege nach Calcutta zurückgeschickt. Seine Beschreibung Tibets gibt uns viele Einblicke in das häusliche Leben der Bewohner.

Dreißig Jahre später unternahmen zwei französische Missionäre, Huc und Gabet, von der Mongolei aus eine glückliche Reise nach Lassa. Ihnen war es hauptsächlich daran gelegen, dem Berufe nachzugehen, darum enthalten die zwei Bände der Reisebeschreibung Huc's so viele Erzählungen, die eine gänzliche Unkenntniß an Naturwissenschaften nachweisen lassen. Wo die Ammenmärchen der tibetanischen Lama aufhören, beginnt die Thätigkeit einer echt französischen Phantasie, kurz die niedergeschriebenen Resultate dieser

Reise gehören zum größten Theile in die Romanliteratur. Die Missionäre kehrten nach mehrwöchentlichem Aufenthalte in Lassa gezwungenerweise über Batang nach China zurück.

Ein rühmliches Gegenstück zu ihnen ist der Missionär Abbé Desgodins. Bei dem richtigen Verständniß für Alles, was mit dem Lande und den Leuten im Zusammenhang steht, bereicherte er die Erdkunde in bedeutender Weise. Er war der Erste, welcher die Quellen des Mekong und des Salwen in höher gelegene Breiten versetzte. Doch ihm, sowie dem unermüdlichen Reisenden Prschewalski blieb die Landeshauptstadt verschlossen.

Prschewalski, dessen unausgesetztes Streben es ist, von Nord-Tibet in das Innere des Hochlandes zu dringen, erreichte im Jahre 1873 den oberen Lauf des Yang-tze-kiang. Das erste Mal kehrte er wegen Mangel an Geldmitteln um, brachte aber reichhaltige Sammlungen nach Petersburg.

Vor zwei Jahren drang er abermals mit einer wohlausgerüsteten Expedition auf demselben Wege noch tiefer in das Innere, doch diesmal wurde auch er, sowie wir, von einer bewaffneten Miliz zurückgedrängt, trotz der reichen Geschenke, welche er von dem russischen Kaiser für den Dalai-lama mit sich führte. Auch er vernahm dieselben Worte, wie wir sie unzählige Male von den Lama hörten: Der Dalai-lama braucht keine Geschenke, er will keine Europäer in seinem Lande, am allerwenigsten in seiner Residenz sehen.

Endlich war es der Expedition des Grafen Széchenyi gegönnt, in dem östlichen Theile des tibetanischen Hochlandes, hauptsächlich aber auf dem Hochplateau von Tschung-tjen, wohin noch kein Europäer zuvor gedrungen war, ein Schärflein zur Bereicherung der geographischen Verhältnisse jenes Landes zu sammeln.

Wenden wir nun unser Augenmerk dem Volke zu, das jenes größte Hochland der Erde bewohnt. Die Tibetaner gehören der großen mongolischen Race an, doch unterscheiden sie sich in vieler Hinsicht, und zwar zu ihrem Vortheile, von ihren Brüdern, den eigentlichen Mongolen und Chinesen. Ihre äußeren Merkmale, die sie mit jenen mehr oder minder gemein haben, sind die schwarzen, kleinen Augen, die vorspringenden Backenknochen, die platt-

gedrückten Nasen, der große Mund und die dünnen Lippen. Ihre Gestalt aber ist, wie bei allen Gebirgsbewohnern, größer und kräftiger.

Die kleidsame Tracht der Tibetaner, wie wir sie bei der Ankunft in Ta-tsien-lu beobachteten, erleidet in den einzelnen Theilen des Hochlandes mancherlei Abänderung; besonders bei den Frauen mangelt es nicht an Abwechslung, und zwar hauptsächlich in Bezug auf die Haarfrisur. Bald sind die Haare nur in zwei Zöpfe geflochten, bald in unzählige kleine, die sich nach rückwärts in einen einzigen vereinen, der einen ganzen Juwelierladen von aneinander gereihten und mit den merkwürdigsten Edelsteinen geschmückten Ringen trägt. Dann sah ich wieder Frauen, die ein colossales Geflecht von Yakhaaren auf den Kopf setzten, um ihren Haarreichthum zu vermehren, und wieder andere, die als Kopfschmuck kleine Schalen aus getriebenem Silber im Haare befestigt hatten, die in der Sonne schimmerten, als wären es ein Paar Riesenaugen. Immer aber tragen die Frauen bei festlichen Gelegenheiten sowohl an ihren Kleidern, als in den Haaren Kränze, die oft aus Hunderten von indischen Rupien zusammengestellt sind, zur Schau. Das Gesicht der Frauen ist niemals rein; ja es besteht die Gewohnheit, es absichtlich zu beschmutzen.

Die Männer haben es auch noch nicht von den Chinesen erlernt, wie man die Nase in Ermanglung eines Sacktuches mit den Fingern reinigt, doch der Mangel an Reinlichkeitssinn springt am meisten in die Augen, wenn man ihre Wohnhäuser betritt.

Wie ich schon vorhin erwähnte, haben sich die Tibetaner nur in bedeutenderen, oder solchen Thälern stabil niedergelassen, deren Boden ein, wenn auch geringes Erträgniß an Gerste, Weizen, Hirse, Haide und Bohnen abwirft. Der Reis reift in dem Hochlande nicht mehr. Bald begegnet der Reisende vereinzelten Gehöften, die am Wege liegen, bald wieder unregelmäßig erbauten, kleinen Ortschaften.

Ein tibetanisches Haus gleicht, da es von allen Seiten mit Düngerhaufen umgeben ist, mehr einem hohen Vertheidigungsthurme, als einer Wohnung. Der ganze Bau ist aus Bruchsteinen trocken ausgeführt und die Fensteröffnungen, welche nur mit Bretterverschlägen abgeschlossen werden

Tibetanisches Haus.

können, liegen über die ganze Fläche der oft sehr hohen Wände spärlich und unregelmäßig vertheilt.

Will man ein solches größeres Haus besuchen, so gelangt man zuerst durch eine gewölbte Maueröffnung in einen viereckigen Hofraum. Im Erdgeschosse befinden sich die Stallungen des Rindviehes, der Schafe und der Pferde. Wenn keine Stockwerke vorhanden sind, so liegen die Wohnzimmer zwischen den Ställen und sind von diesen nur durch lose Bretter abgesondert.

Besteht das Haus aus einem oder mehreren Stockwerken, so befinden sich die Wohnungen in den oberen Geschossen, doch nirgends ist eine feste Treppe vorhanden. Ein zur Hälfte gespaltener Baumstamm, dessen Cylinderfläche der Höhe nach tief eingekerbt wurde, dient als Leiter und wird an jene erhöhte Eingangsthür gestellt, welche man passiren will.

Die Wohnlocalitäten sind düstere und dämmerige Räumlichkeiten, mit spaltenreichen Mauern, durch deren Ritzen die frische Luft ungehindert Zutritt hat. Der im Laufe der Jahre schichtenartig angesetzte Schmutz ersetzt manchmal die Wohlthaten des Kalkes und Mörtels. In der verrußten Zimmerdecke befindet sich eine viereckige Oeffnung zum Durchlassen des Rauches. Die Feuerstelle ist in der Mitte des nackten Fußbodens versenkt. Ein gebrechliches Holzgestelle, worauf einige unebene Bretter gelegt werden, ist das Bett der reicheren Leute, die Armen schlafen auf der Erde. Ebenso besitzt nur die vermögende Classe niedere Tischchen und in der Nähe des Herdes zwei bis drei kleine Ledermatratzen, als Lieblingssitze der Frauenwelt, wenn sie sich in den Abendstunden um das glimmende Feuer gesellig gruppirt. Stühle und Bänke kennen die Tibetaner nur vom Hörensagen.

Die tibetanischen Häuser sind dächerlos. Eine mit flachen Steinen belegte Plattform schließt den Bau ab. Hier oben breiten die Tibetaner ihre Ernte zum Trocknen aus und erflehen bei einer kleinen Buddha-Statue Segen und Gedeihen für ihre Familie und ihre Habe. Zur Winterszeit ist die Plattform ein gesuchter Platz, um sich in den Sonnenstrahlen zu erwärmen.

Derjenige Theil der Tibetaner, welcher sich nur mit der Viehzucht beschäftigt, nomadisirt in großen, schwarzen Zelten, die sie sich aus den

Haaren ihrer Hausthiere selbst weben. Auch ihre Kleidungsstücke verfertigen sie in gleicher Weise.

Das tibetanische Volk ist gutmüthig, ja der Verkehr mit ihm wäre sogar ein herzlicher, wenn die freie Entwicklung seines Grundcharakters nicht durch den Druck der Religion gehemmt und gefesselt wäre. Frank und frei in Wort und That, in Allem, was nicht mit der Religion im Zusammenhange steht, generös im Umgange und im Handel mit den betrügerischen Chinesen, ziehen sie diesen gegenüber leider immer den Kürzeren. Sie sind als tapfere Krieger bei ihren Nachbarn gefürchtet, ihr Muth artet aber nie in Grausamkeit aus. Die Männer lieben alle gymnastische Uebungen und erproben bei jeder Gelegenheit die gegenseitige Stärke. Sie sind ebenso gute Fußgeher als Reiter, und der Stolz, das beste Pferd im Orte zu besitzen, erreicht unberechenbare Dimensionen. Es sei mir gestattet, hier anzuführen, daß die Heimat der besten Pferde in Tibet Pomi ist, ein District nach der Beschreibung seiner Lage wahrscheinlich am oberen Irawadi gelegen. Diese Pferde kennzeichnen sich durch eine außergewöhnliche Größe des hornartigen, spitzigen Auswuchses in Form einer Rosenknospe im Fesselgelenke nahe der rückwärtigen Horngrenze der Hufe.

Als Lastträger beweisen die Tibetaner eine bewundernswerthe Ausdauer. Wenn wir Europäer in der dünnen Luft der 17.000 Fuß hohen Gebirgspässe immer nach wenigen Schritten ausrasten mußten, um der schwer arbeitenden Lunge die nöthige Luft zukommen zu lassen, da beneidete ich oft den Tibetaner, der mit Lasten bis zu 50 Kilogramm auf seinem Rücken, ein Lied singend, die Höhe hinan eilte. Und wie in der Arbeit, so sind die Tibetaner auch bei ihren Unterhaltungen unermüdlich.

Ihre geselligen Gespräche sind endlos und merkwürdigerweise gegen die Langweiligkeit mitunter durch einen scharfen, sprühenden Gehalt an Witz und Humor gefeit. Nur die bessere Gesellschaft eignete sich bereits im Umgange die nichtssagende Höflichkeit und gezwungene, phrasenreiche Sprachweise der Chinesen an.

Die Hauptnahrung der Tibetaner heißt im ganzen Lande Dsamba. Um sie zu bereiten, wird eine große Quantität von Theestaub in einem Koch-

kessel während mehrerer Stunden ausgekocht, sodann in ein bereit gehaltenes Butterfaß gegossen, Salz und ein großes Stück Butter hineingeworfen und mittelst eines Stockes so lange gerührt, bis sich die Elemente innig gemengt haben. Während dieser Procedur verschlingt bereits eine Schaar hungeriger Augen das Butterfaß. Die Hausfrau theilt nun das flüssige Gebräu an die dazu Berechtigten aus. Jedermann trägt sein hölzernes Eß- und Trinkschälchen immer bei sich und leiht es nie einem Zweiten.

Nun bringt der Hausvater einen kleinen Sack, welcher geröstete Gerstenkleie enthält. Flugs greifen alle Hände in den Sack und werfen das Mehl in die Theeschale. Nun zeigt sich die Kochkunst im wahren Lichte. Es dauert nicht lange, so entstehen unter den geschickten Händen die schönsten, runden Klösse, einer verschwindet nach dem andern, der Appetit scheint endlos zu sein, und als Beleg führe ich an, daß ich einmal einen Tibetaner beobachtete, der innerhalb einer Stunde 32 Klösse erzeugte und verzehrte.

Die Zubereitung dieser Mahlzeiten mit heißem Thee ermöglicht es den Leuten, was sonst nie geschieht, sich wenigstens täglich zweimal die Hände zu waschen; die Holzschalen jedoch werden nach dem Gebrauche nur mit der Zunge gereinigt und dann sorgfältig auf der nackten Brust, wie ein Heiligthum, getragen.

Außerdem genießen die Tibetaner mit Vorliebe das über den Feuerstellen geräucherte Fleisch ihrer Hausthiere (Yak, Schafe, Schweine und Hühner).

Die Tibetaner rauchen gerne und beziehen den Tabak aus China. Es ist zu bedauern, daß auch das Opiumrauchen immer zahlreichere Anhänger findet.

Zum Schlafen entkleiden sie sich gänzlich. Bei dem vorherrschenden Mangel an warmen Decken verkriechen sich die Leute unter das Stroh, welches sie an der Schlafstätte entweder im Hofe, auf der Plattform des Hauses oder in den Zimmern aufschichten.

Zwei Volkssitten sind besonders hervorzuheben, da sie in auffallendem Gegensatze zu den Ansichten der Chinesen stehen, und zwar die Art, das Familienleben zu gründen, und die Bestattungsart. In Tibet huldigt man der Polyandrie; nicht vielleicht wegen eines fühlbaren Mangels an Frauen,

denn beispielsweise ist die Anzahl der Frauen in Lassa größer als die der Männer, sondern aus Ersparungsrücksichten. Wenn der älteste Sohn eines Hauses sich eine Frau genommen hat, ist diese in den meisten Fällen zugleich die Ehegattin seiner übrigen Brüder. Die Ehen sollen gar nicht so unglücklich ausfallen, als man anzunehmen verleitet werden könnte, im Gegentheile, Streitigkeiten entstehen nur höchst selten, und zwar hauptsächlich wegen der Angehörigkeit der Kinder. In solchen Fällen entscheidet meistens die Gesichtsähnlichkeit mit dem respectiven Vater, oder das Machtwort der Großmutter. Die Stellung der Hausfrau ist keine untergeordnete, es schien mir sogar bei mancher Gelegenheit, als commandire sie den ganzen Hausstaat.

Die Bestattung der Todten geschieht in dreifacher Art. Die Armen werfen ihre Verstorbenen, nachdem sie den Leichnam mit einem Stein beschwert haben, in die Gebirgsflüsse. Ich sah zu wiederholten Malen auf dem klaren Wassergrunde die Ueberreste der Bestatteten, bald noch im unversehrten Zustande, bald wieder einen gliederlosen Leib, dann wieder einen von den Raubvögeln an das Ufer gezerrten Kopf oder halb verweste Arme und Beine.

Verstorbene Tibetaner der vermögenden Bevölkerung werden mittelst eines um den Hals geschlungenen Strickes an den nächstbesten Baum gehängt und von den Raben und Raubvögeln aufgezehrt; die Gebeine werden hierauf in den Fluß geworfen, dessen Wasser, wie auch im ersten Falle, zum Kochen und Trinken benützt wird.

Die Verstorbenen sehr vermögender Familien werden in kleine Stücke zerschnitten, die Knochen zerstampft und mit Dsamba vermengt. Hierauf werden die Ueberreste auf die höchsten Berge der Umgebung transportirt und dort als Futter für die Raubvögel verstreut. Es ist dies eine uralte Sitte und steht mit dem Buddhismus in keinem Zusammenhange.

Die Tibetaner haben, wie eine eigene Schrift, so auch eine besondere Zeitrechnung, trotzdem sie die astronomischen Kenntnisse theils von den Indiern, theils von den Chinesen übernommen haben.

Ihre Schrift wird von links nach rechts, und zwar mittelst Kielfedern geschrieben. Sie entstand mit der Einführung des Buddhismus.

In der ältesten Zeit scheint das Volk einer Naturreligion gehuldigt zu haben, die sich auf die Anbetung und Vergötterung aller unerklärbaren Naturkräfte erstreckte. Erst im 7. Jahrhundert drangen die Lehren Sakia Muni's, des Begründers des Buddhismus, von Indien zu den Tibetanern.

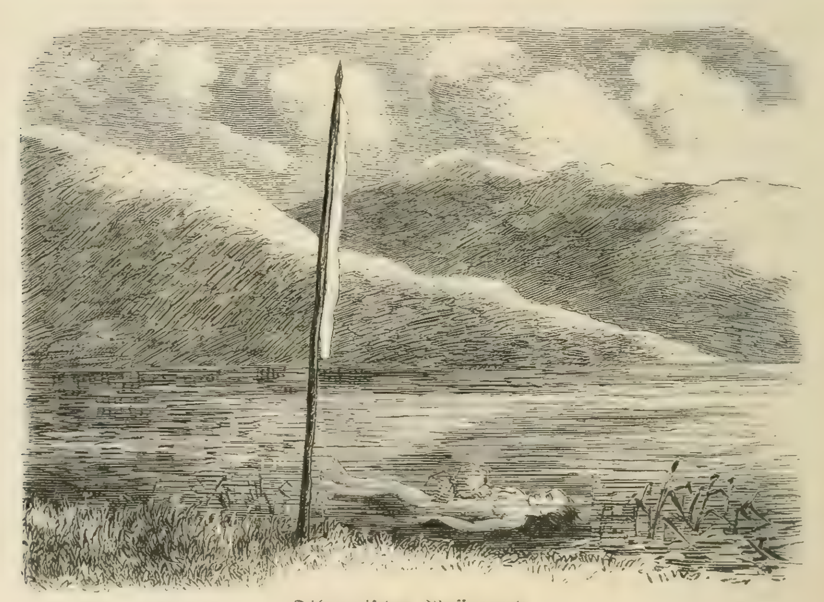
Ein tibetanischer König, der mit einer chinesischen Prinzessin verheiratet gewesen sein soll, entsendete nämlich zu jener Zeit seinen ersten Minister nach Indien, damit er das Land kennen lerne und darüber berichte. Dieser brachte nun, als er zurückkehrte, die Schriften des großen Heiligen als Haupterrungenschaft seiner Reise nach Tibet. Die Schriften waren in der Sanskritsprache verfaßt. Der Minister verstand die Sprache und wurde von dem Könige, welchem die neuen Lehren sehr gut gefielen, beauftragt, ein tibetanisches Alphabet zu verfassen und die buddhistischen Doctrinen zu übersetzen. Freilich kostete es einige Kämpfe mit den conservativen Notablen des Landes, die nichts von solchen Neuerungen wissen wollten, bevor der Buddhismus wirklich Wurzeln faßte. Gegenwärtig ist er über den größten Theil Asiens ausgebreitet.

Die Lehren des Buddhismus kamen von einem Manne, dessen Gemüth in nahezu krankhafter Erweichung die ganze Welt in ein Paradies umzugestalten wünschte: Liebe, Friede, Freundschaft und Brüderlichkeit, das waren die Ideen, mit welchen Sakia Muni alles Lebende zu einer ungetrübten, harmonisirenden, seeligen Gemeinde vereinigen wollte, indem er hoffte, in solcher Weise den ärgsten Feind alles Bestehenden, „den Schmerz“, in wirksamster Weise bekämpfen zu können.

Sakia Muni war ein indischer Fürstensohn. Er entsagte freiwillig allen Reichthümern und Ehren seines Standes und gründete völlig zurückgezogen von der Welt ungefähr 500 Jahre v. Chr. die neue indische Religion, den Buddhismus. Buddha, nur ein Ehrentitel, der ihm und seinen jetzigen Repräsentanten beigelegt wird, stammt aus dem Sanskrit und bedeutet so viel als „Erleuchteter, göttlich begabter Genius“. Da er alle blutigen Opfer, hauptsächlich aber mit dem Grundsatz, daß die am meisten Hilfsbedürftigen in erster Linie zum Heile berufen sind, das Kastenwesen der

Brahminen verwarf, so bewegte sich die Reform in einem streng socialen Rahmen, und fand in kurzer Zeit ungeheuren Anhang in den unteren Volksschichten.

Nach der Einführung des Buddhismus in Tibet wanderte alljährlich eine große Schaar der dortigen Priester zu den schönen und prachtvollen Tempelbauten nach Indien, um an Ort und Stelle neue Inspirationen zu



Tibetanisches Wassergrab.

empfangen; zu jener Zeit waren auch die Handelsbeziehungen der beiden Länder von ansehnlichem Umfange.

Die Tibetaner brachten Goldstaub, Moschus und Yakhaare nach Indien und trugen dafür indische Teppiche, Cocosnüsse und andere südländische Früchte in ihr eigenes Land. Vor der mohamedanischen Invasion in Indien aber flüchtete sich die Mehrzahl der Gläubigen über die hohen Berge auf das Hochland, denn die Mohamedaner zerstörten in den Niederungen des Ganges alle buddhistischen Klöster und Tempel. So wurde Tibet das eigentliche Heim und Heiligthum der Anhänger Sakia Muni's.

Mit der Zeit aber, als die Priester steigenden Einfluß auf die übrige Bevölkerung gewannen, schwanden die glücklichen Verhältnisse immer mehr und mehr. Die schönen Lehren der Gleichberechtigung wurden von der Priesterkaste mit Füßen getreten, und aus der Lehre von der Erduldung des Schmerzes entstand ein zügelloses Streben nach der Befriedigung der Genußsucht; Unmoral, Ungerechtigkeit, Habsucht und Rücksichtslosigkeit wucherten im ganzen Lande. Da trat in der Mitte des 14. Jahrhunderts der große Reformator Tsong-kaba auf. In Kumbum, dem damals unscheinbaren Orte im Osten des See's Kuku-nor, im Jahre 1358 als Sohn einer armen Hirtenfamilie geboren, schwang er sich durch seine Umwälzungen zu einem der ersten Heiligen empor. Er verbot die Ehe der Priester, die Zauberei, den Genuß des Tabaks, aller geistigen Getränke und des Knoblauchs, da Buddha übelriechende Gebete nicht vertrage. Die Folge seiner Reformen war, daß sich die Religion in zwei Secten spaltete, und zwar in die sogenannte gelbe Kirche, welche die Neuerungen annahm, und die rothe, welche es bei dem Alten beließ. Die Farbenbezeichnung erklärt sich durch die Galatracht der Priester, welche im ersteren Falle von gelbem, im zweiten Falle von rothem Tuchstoffe verfertigt wird.

Die rothe Secte hat ihr kirchliches Oberhaupt in Sakia-tschong, einer Stadt in der Grenznähe von Sikkim, und die zahlreichsten Anhänger in den Fürstenthümern der südlichen Himalayakette; die Anhänger der gelben überwiegen in Tibet.

Seit dem Reformator Tsong-kaba datirt auch der Glaube an die Unsterblichkeit der hohen Priester.

Tsong-kaba starb in dem Kloster Potala nahe bei Lassa. Seit 1643 ist Potala die Residenz seines jeweiligen Nachfolgers, des Dalai-lama, „des Edelsteines aller Majestät", des tibetanischen Papstes und Königs.

Ein zweiter Reformator Namens Gedun-tupa, dessen Lehren sich nur auf die Auslegung der buddhistischen Dogmen erstreckten, erbaute im Jahre 1445 das großartige Kloster Teschu-lumbo. Seine Nachfolger führen den Namen Panschen-lama oder Teschu-lama, „Edelstein aller Gelehrtheit". In Friede und Freundschaft theilen beide Päpste die Regierungsgeschäfte in ähnlicher

Weise, wie vor nicht langer Zeit die beiden Regenten von Japan, der Taikun und der Mikado, es thaten.

Ein dritter buddhistischer Papst, der Tharanat-lama, residirt zu Urga in der Mongolei, steht aber im Range seinen tibetanischen Collegen weit nach.

Stirbt einer von den Heiligen, so bedeutet dies nur einen Formwechsel, denn die Seele wandert sofort in den Körper eines neugebornen Kindes. Immer verstehen es die Lama, das Kind ausfindig zu machen, und es ist merkwürdig, daß es gerade Kinder einflußloser Familien sind, denen ein solches Glück beschieden ist. In dieser Weise wird der Möglichkeit vorgebeugt, daß Söhne angesehener und reicher Leute die Zügel der Regierung in ihre Hände bekommen. Wenn der neue Dalai-lama gefunden wird, so schlagen in der Nähe seiner elterlichen Hütte die Bäume aus, es blühen die Blumen und aus dem Felsgesteine quillt Milch und Honig. Die Lama-Deputation, welche den neuen König aufzufinden beauftragt ist, zeigt dem Kinde hierauf verschiedene Gegenstände, als Schnupftabakfläschchen, Theeschalen, Geld und Geschmeide, die der verstorbene Papst öfters berührte. Greift das Kind danach, so ist kein Zweifel mehr vorhanden; das Volk jubelt, die Lama singen Lobhymnen und das Kind wird in feierlicher Procession in die Residenz getragen und dort als Dalai-lama ausgerufen. Wir ersehen schon aus der Art der Auffindung des neuen Regenten durch die Priester, daß derselbe eigentlich ganz und gar eine machtlose Scheingröße ist. Um den Ausdruck noch mehr zu rechtfertigen, will ich in Erinnerung bringen, was uns der Vicekönig der chinesischen Provinz Sze-tschuen bei dem Festmahle in Tsching-tu-fu über den Dalai-lama mittheilte.

Wenn auch seine Erzählung an Uebertreibung litt, so kennzeichnete sie dennoch die Thatsache, daß in Wirklichkeit nicht der Dalai-lama, sondern die gesammte Priesterkaste das Land regiert. Die Priester finden es ganz in ihrem Interesse, daß der Dalai-lama eine unbegrenzte Verehrung von Seite des Volkes genießt, denn nur durch eine solche Repräsentanz ihrer Macht kann sich ihr Einfluß über die ganze Mongolei und selbst auf den Hof von Peking erstrecken. Derselbe wird schon in der Kindheit von seinen Lehrern so erzogen, daß er ein Kind bleibt. Fort und fort von den mißtrauischen

Höflingen umgeben und bewacht, findet er sein höchstes Glück in dem beschränkten Bewußtsein seiner Majestät und in dem festen Glauben an seine Unsterblichkeit.

Wie die Mohamedaner nach Mekka, so pilgern jährlich viele Tausende buddhistische Gläubige nach Potala, um des Segens des Dalai-lama theilhaftig zu werden. Aus den fruchtbaren Niederungen China's, aus den unübersehbaren Wüsteneien der Mongolei, aus den wilden Schluchten des Himalaya und des Kwen-lun strömen die Schätze der Pilger nach Lassa. Da ist kein Goldklumpen zu schwer, kein Nephritstein zu kostbar, als daß sie nicht an den Stufen des Thrones aus Dankbarkeit für die Gewinnung des höchsten Glückes niedergelegt würden. Der Segen des Dalai-lama kostet viel, und Niemand wird gesegnet, ohne dafür zu zahlen. Der Palast Potala des Dalai-lama erhebt sich auf zwei Kilometer Entfernung im Norden der Landeshauptstadt Lassa auf einem steinigen Hügel aus der versumpften Thalebene. Tempel auf Tempel mit Zinnen und Thürmen reichen von der Berglehne bis zur Kuppe, auf welcher der vergoldete Palast der irdischen Gottheit sich befindet. Die zwei großen, von hohen Bäumen beschatteten Portale, welche man passiren muß, um endlich über 400 Steinstufen zur Höhe zu gelangen, sind der Tummelplatz der merkwürdigsten Caravanen.

Aus den entferntesten Theilen der buddhistischen Welt findet man da Repräsentanten in phantastischen Kleidern und mit festlich geschmückten Pferden, die sich in Geduld üben, den Dalai-lama von Angesicht zu Angesicht sehen zu können.

Endlich wird eine bevorzugte Abtheilung hinauf beordert. Viele erklimmen die Stufen mit den Knien; die Festkleider gehen dabei zu Grunde, doch was schadet das, eine himmlische Verklärung entführt die Seele dem irdischen Jammerthale, das Auge glüht in heller Begeisterung. Bevor es dem Glücklichen erlaubt wird, in das Heiligthum einzutreten, nimmt der Oekonom von Potala die mitgebrachten Gaben in Empfang. Der geringste Betrag für die Segnung beträgt nach unserem Gelde 9 fl. Reiche Deputationen, hauptsächlich jene aus Urga, opfern oft Geldgeschenke von mehreren hunderttausend Gulden.

Sobald die Pilger das Gemach betreten haben, worin der Dalai-lama auf einem Throne sitzt, werfen sie sich auf die Erde. Der Dalai-lama spricht vielleicht einige erhebende Worte zu ihnen, oder auch nicht, dann erhalten die Pilger die Erlaubniß, einer nach dem andern einen Kniefall vor dem Throne zu machen. Der Dalai-lama legt bei dieser Gelegenheit seine rechte Hand auf das Haupt des Knieenden. So wird jeder einzeln gesegnet. Angesehene Personen aus fernen Ländern werden auch noch mit Thee, Backwerk, getrockneten Früchten und candirtem Zucker bewirthet. Aehnlich wie in Potala verhält es sich in Teschu-lumbo, auch dort segnet der Papst ohne Unterlaß.

Außer den erwähnten kirchlichen Größen existiren sowohl in Tibet als in der Mongolei noch 103 unsterbliche, sogenannte Kutuktu als Vorstände der bedeutenderen Klöster. Ihre ewige Existenz erleidet ebenfalls nur durch den Formwechsel des Körpers einige Abwechslung. Sie werden am richtigsten mit dem Namen „lebende Buddha“ bezeichnet.

Jedes Kloster bildet gewissermaßen eine eigene wohlorganisirte Gemeinde, für deren Thun und Lassen der Kutuktu dem Dalai-lama verantwortlich bleibt. Zur Aufrechthaltung der Disciplin stehen dem Vorstande einige Würdenträger zur Seite, die mit großer Machtbefugniß ihres Amtes walten. Es sind dies: der Spender der Weihen, der Campo-lama oder Oekonom, der Musikdirector, der Prediger, der Tempelwärter, der Bibliothekar u. s. w.

Die tibetanische Literatur ist großartig. Jeder Tempel enthält eine Bibliothek von vielen hundert Bänden. Die Bücher bestehen aus einzelnen Blättern, die unter starken Holzdeckeln verwahrt werden. Ihr Inhalt umfaßt Glaubenslehren, Legenden und Prophezeiungen, unter welch' letzteren die Geschichte des zukünftigen Paradieses einen Ehrenplatz einnimmt. Schambalin heißt die Insel der Glückseligkeit und ihre Hauptstadt Kalapa im weiten Westen, wo der Buddhismus erst in 2000 Jahren zu Ehren und Ansehen gelangen wird. Die Seele eines verstorbenen Dalai-lama wird nämlich in den jungen Sohn des in Schambalin regierenden Königs wandern und dadurch den Gläubigen in Tibet, die vergebens das eigene Land durchstreifen, um ein neues Oberhaupt zu finden, große Fatalitäten bereiten. Die Verzweiflung

löst sich schließlich in eine Revolution auf. Die Frommen entfliehen dem Lande der Zwietracht und gelangen nach mancherlei Irrfahrten nach Schambalin, wo sie den verlorenen Dalai-lama erkennen und begeistert von der Freude des Wiedersehens unter seiner Führung den ganzen Erdball erobern und bekehren.

Die Klöster sind über das ganze Land zerstreut und jedes bildet für sich eine von mehreren tausend Priestern bewohnte Stadt. Es ist bei den Reichthümern, welche die Klöster alljährlich von den Pilgern erhalten, nicht zu wundern, das zwei Dritttheile der Bevölkerung Tibets der Priesterkaste angehören.

Die Aufnahme als Lama begegnet auch gewöhnlich keinen großen Schwierigkeiten. Der Vater rasirt dem Sohne das Haupt, kauft ihm eine braune, rauhe Kutte, hängt ihm einen Rosenkranz um den Hals und schickt ihn zu einem älteren Priester in die Lehre. Nach einigen Monaten wird er ein Lama. Solche Leute sind beschränkte Köpfe, die unter dem Drucke einer unverstandenen Lehre im Lande wie Unkraut wuchern und unter dem Schutze ihrer Tracht das Volk als Zauberer und Wahrsager bethören und ausbeuten.

Jene Jünglinge aber, die berufen sind, einmal eine gewisse Carrière in der Stufenleiter der verschiedenen Würden des Amtes zu machen, erhalten in den Lama-Facultäten bedeutender Klöster eine gediegene Ausbildung.

Es gibt sehr reiche Lama, und auch solche, die sich bei jenen als Hirten verdingen und nur unter Gottes freiem Himmel ihre Andacht verrichten. Jeder Lama betet ohne Unterlaß, denn es verursacht ihm kein Kopfzerbrechen und wird ihm zur Gewohnheit um so mehr, als das gewöhnliche Gebet nur eine mechanische Uebung ist.

Kein Priester, kein Tibetaner wird je auf seine Gebetmaschine vergessen, die er bei allen Gelegenheiten mit sich führt. Ein solcher Gebetcylinder besteht aus einer Blechkapsel, welche in ihrem Inneren einige auf Pergament niedergeschriebene Gebete enthält, und aus einer Kurbel. Wird diese Maschine so gedreht, daß die daran befestigte Schleuder gewissermaßen vom Herzen nach außen circulirt, so bedeutet das Gebet einen Segenswunsch, dessen unaufgeklärter Sinn in den wenigen Worten: O mani peme hum! tief

verborgen liegt. Die entgegengesetzte Drehung umschließt mit den Worten Amtsche Denga eine Verwünschung, deren Sinn mit einem kernigen, deutschen Fluche eng verwandt ist.

Reiche und dabei fromme Tibetaner, denen selbst eine solche Art zu beten langweilig geworden ist, haben in der Nähe fließender Gewässer bereits Räderwerke mit imposanten Cylindern aufgeführt, und überlassen die Rotation derselben der unermüdlichen Kraft der Strömung.

Zur Controle, wie oft das kurze Gebet O mani peme hum tagsüber die Lippen des Andächtigen in Bewegung setzt, ist jeder Lama noch mit einem Rosenkranze ausgerüstet, der gewöhnlich aus 100 braunen Holzkügelchen zusammengefügt ist.

Der Einfluß, den die Priesterschaft auf das Land und dessen Isolirung nimmt, ist ein gewaltiger. Sie nährt das Volk in seinem fanatischen Glauben, sie bethört es durch Acte vermeintlicher Zauberei und durch ihre tief in das Familienleben eingreifenden, prophetischen Blicke. Der Reichthum der Klostergemeinden beherrscht das ganze Land um so mehr, als jeder Fleck Erde Eigenthum der Priester ist. Kein tibetanischer Bauer nennt den Grund und Boden, worauf sein Haus steht, auf dem er die Saat bebaut, sein eigen; es ist nur ein Lehen der Priesterkaste, die ihn von dannen treiben kann, sobald er deren Unzufriedenheit heraufbeschworen hat. Ein Kitt, fester als alle Contracte der gebildeten Welt, fesselt den armen Tibetaner an die Gunst seiner Unterdrücker, die Frage um das tägliche Brod läßt die Frage nach Gerechtigkeit nicht einmal keimen, um wie viel weniger zur Erwägung heranwachsen.

Und in der Macht, in dem Ansehen, in der unbegrenzten Gewalt der Priester auf das Volk ist die bisher unübersteigbar gebliebene Schranke zu suchen und zu finden, welche das Land nach allen Seiten absperrt.

Die tibetanischen Priester wissen sich noch recht gut der Gefahr zu erinnern, welche ihrer Macht zu Beginn des 18. Jahrhunderts durch die Anwesenheit der katholischen Missionäre gedroht hat. Sie wissen recht gut, daß einem Europäer, der ihr Land betritt, andere nachfolgen würden, die dem Volke Sachen erzählen möchten, die es nicht zu wissen braucht. Ihre

Macht wird unerschütterlich bleiben, so lange ihr Königreich von keinem Unberufenen entweiht wird. Darum ist Tibet verschlossen und darum wird Tibet noch lange verschlossen bleiben.

Wenn auch der chinesische Kaiser als Oberherr des Landes anerkannt und verehrt wird, so bedeutet dies nichts weiter, als die Sicherung einer Zufluchtsstätte für die Priester, einer hilfreichen und schützenden Hand zur Zeit der Noth. Wenn auch in Lassa zwei chinesische Residenten die Macht China's repräsentiren sollen, so ist dies nur ein Puppenspiel; diese Delegirten besitzen nicht den geringsten Einfluß auf die Beschlüsse der Priester, ja in letzter Zeit ist es so weit gekommen, daß nur solche Mandarine als Gesandte nach Tibet geschickt werden, die man strafweise verbannen wollte.

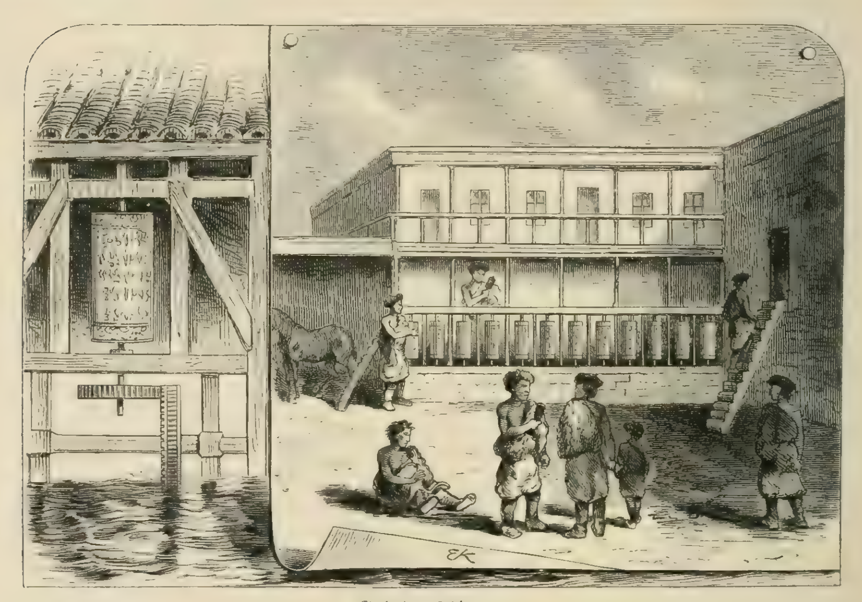
Lassa, ja jede Stadt Tibets, bietet dem verwöhnten chinesischen Mandarin wenig Bequemlichkeiten. Schon die Reise dahin ist mit solchen Beschwerden und Entbehrungen verbunden, daß jeden Chinesen bei dem Gedanken an das entlegene Land Tse-tsang ein kalter Schauer überläuft. Abgesehen davon, daß die Leckerbissen, welche bei den Mahlzeiten eines chinesischen Beamten nie mangeln sollen, durch die Reise verderben, so dauert deren Beschaffung so lange, daß oft das Drängen des Magens den Abscheu vor der tibetanischen Nationalspeise Dsamba zu überwinden vermag.

Wie schwer es den Chinesen wird, in Tibet anstatt Ricinusöl Butter zu genießen, das sahen wir am besten an unseren Reisebegleitern. Auch der Umstand, daß keine Chinesinen das eigentliche Königreich Tibet betreten dürfen, sondern daß die chinesischen Mandarine, sobald sie die Grenze des Reiches überschritten haben, eine zweite Ehe mit einer Tibetanerin schließen, mag Einiges zur Corruption der Beamten beitragen. Es ist charakteristisch, daß die Chinesen Tibet als das elendeste Land der Erde hinstellen und doch behaupten, es seien hier die schönsten Mädchen und Frauen (!) und die böseſten Hunde zu finden.

Ich halte es für einen großen Fehler, daß die Regierung zu Peking immer den Abschaum ihrer Beamten nach Lassa entsendet, die in dem Bestreben, ihre Stellung während der 3—4jährigen Amtsdauer auszubeuten, in den Augen der Eingebornen nicht allein die Würde des Amban, sondern auch die

Centralregierung des chinesischen Reiches discreditiren und herabsetzen. Schon jetzt haben die chinesischen Delegirten in Lassa allen Respect verloren, und endlich werden die Erpressungen und Betrügereien derselben die bisherige Langmuth der Priester erschöpfen.

Das Abhängigkeitsverhältniß Tibets zu China ist ein ziemlich imaginäres. Das tributäre Land leistet nicht nur keinen Tribut, sondern seine



Gebetmaschinen.

Priester erhalten noch alljährlich vom Herrscher in Peking enorme Summen als Geschenke. Das Recht, in den größeren Städten eine Besatzung zu halten, hat keine weitere Bedeutung, denn deren Stärke beträgt selten mehr als 300 Mann.

Das Königreich Tibet ist in vier Provinzen: Ari, Tsang, Kam und U, getheilt. Jede derselben wird von einem Gouverneur verwaltet, der die Steuern einhebt und dem Landesministerium in Lassa untergeordnet ist.

Lassa ist als Hauptstadt des Landes zugleich die größte und bedeutendste Stadt Tibets. Sie liegt in der absoluten Höhe von 11.700 englischen Fuß



Die Felspyramide der Bo-kunka.

in der Mitte der rechtsseitigen, breiten Thalebene des Ki-dschu, eines kleinen Flusses, der 2½ Tagreisen im Südwesten von Lassa in den Sampu einmündet. Seine Thalebene ist verhältnißmäßig fruchtbar und mit einzelnen Häusern und kleinen Dörfern besäet.

Lassa, „die Heimat der Geister", hat einen Umfang von 10 Kilometer und besteht aus circa 5000 Stein-, Ziegel- und Lehmhäusern, welche ziemlich regelmäßig gruppirt sind. Die Außenseite der mit heiligen Fahnen gekrönten Gebäude macht einen besseren Eindruck als das Innere, in welchem der Schmutz ungezählter Jahre und der Rauch über den offenen Feuerstellen, verbunden mit den Ausdünstungen der angrenzenden Yakställe, eine ekelhafte Atmosphäre erzeugen.

Die Vorstädte geben mit ihren Gärten, die mit Yakhörnern umzäunt sind, und den weißgetünchten Häusern unter den Kronen der Bäume ein anziehenderes Bild, auch sind die Wohnungen in denselben nicht derart vernachlässigt.

Die Bevölkerung Lassa's ist gemischt und erreicht die ansehnliche Zahl von 80.000 Menschen.

Für jeden Reisenden aus Indien, Bhutan, Nepal, selbst für die mohamedanischen Kaufleute aus Kaschmir und Turkestan öffnen sich die gastfreundlichen Thore der heiligen Stadt. Die Fremden können in Lassa verweilen so lange es ihnen beliebt, ja auch als Händler europäischer Artikel (rauher Tuchstoffe, Korallen und Glasperlen, Handspiegel, Taschenmesser, Uhren, Ringe u. s. w.) bleibend sich niederlassen, denn die Tibetaner lieben den fremden Flitter und fürchten nur den Europäer. —

Wir wollen nun wieder unsere Reiseschilderung aufnehmen. Obgleich schon in Ta-tsien-lu von der Unmöglichkeit der Ausführung der Reise überzeugt, so waren wir doch entschlossen, so weit als möglich vorzudringen.

Ein herrlicher Tag war angebrochen, als wir am 12. November gegen Westen aufbrachen. Kein Wölkchen trübte den Himmel und die wohlthätigen Strahlen der lang entbehrten Sonne spiegelten sich an den ungeheuren Gletscherwänden, die das Flußgebiet des Tar-kjo im Halbkreise begrenzen. Der Kunka-Gebirgszug zeigt schon im Osten von Ta-tsien-lu zwischen den felsig zerzackten,

vereisten, unzugänglichen Spitzen Schneefelder von 7 Kilometer Länge und Breite auf; weiter im Westen gewinnen sie noch an Ausdehnung. Nur der Fuß des Gebirges ist spärlich mit niederem Gestrüppe bewachsen, der übrige Theil des Hanges bleibt jeder Vegetation bar. Ebenso selten sind grüne Hutweidenflecke auf der schmalen Thalsohle, wo das tosende Gebirgswasser mit unwiderstehlicher Kraft durch das hausgroße Gerölle sich Bahn bricht und beim Anpralle an das kantige Gestein in Millionen farbenglühender Tropfen zerstäubt.

Mit dem aus vier Häusern bestehenden Orte Tscheto (3280 Meter hoch) befanden wir uns bereits 520 Meter über Ta-tsien-lu, und empfanden während der Nachtruhe in dem aus Brettern roh zusammengefügten Kun-kwan die unangenehmen Wirkungen der niederen Temperatur. Längs der ganzen Haupthandelsstraße von Ta-tsien-lu bis Lassa sorgt die Regierung, gleichwie im Innern des großen chinesischen Reiches, für die Unterkunft der reisenden Beamten durch die Erhaltung der Kun-kwan, die in Tibet ein sicheres Unterkommen bieten, in welchen man, wenn nicht den schwer entbehrlichen Reis, so doch Beheizungsmaterial in genügender Menge vorfindet. Bald ist es ein eigenes Holzgebäude, bald ein tibetanischer Steinbau, bald wieder eine Courier-Relaisstation, in denen ein oder mehrere Zimmer jederzeit zur Aufnahme der reisenden Mandarine bereit gehalten sein sollen. Man darf sich aber unter einem solchem Kun-kwan keinesfalls ein Haus vorstellen, das auch nur einigermaßen der geringsten Bequemlichkeit Rechnung trägt, oft sind es nur unreinliche, dunkle, übelriechende Gemächer, die mit Holzbalken und Erde eingedeckt sind, in welchen ein hineingeschleppter Steinblock in der Nähe des glimmenden Feuers den einzigen Stuhl und Tisch vereinigt, und die Gäste, im Falle sie nicht mit eigenen Betten versehen sind, auf der nackten, feuchten, klebrigen Erde von den Strapazen der Reise ausruhen können.

Mit grauendem Morgen brachen wir am nächsten Tage wieder auf, um den Dje-la zu besteigen. Der steinige Weg führt am linken Ufer eines kleinen Gewässers an einem tibetanischen Hause vorüber und bringt den Reisenden nach vierstündiger, continuirlicher Steigung ohne besondere Mühen zu dem 4480 Meter hohen Paß.

Im Norden desselben thürmen sich die Felsmassen des Tscheto-san zu einer völlig kahlen Riesenmauer auf. Majestätisch erstreckt sich der Grat des Rückens in einem kühnen Bogen nach Norden und begrenzt endlich in einer Entfernung von 32 Kilometer mit einer Eiskuppe den Horizont, die mit Recht den Namen Dschara, König der Berge, verdient, da ihre Spitze mindestens 8000 Meter hoch, das vorliegende Panorama dominirt. Südlich des Passes erblicken wir den kreisförmigen Zusammenhang der Gletscher vor Dje-la und Ta-tsien-lu.

Oben auf der Höhe wartete der Fürst von Ta-tsien-lu mit seinem 100 Mann starken Milizheere auf unsere Ankunft. Alle Soldaten waren beritten. Abgesehen von der vernachlässigten Bewaffnung derselben, die wie bei den Chinesen aus zerbrochenen Luntengewehren, verbogenen Spießen, verrosteten Schwertern und aus Pfeil und Bogen bestand, fand ich es begreiflich, daß die kräftigen, gegen Wind und Wetter gestählten, flinken Reiter schon des räubergleichen Aeußern wegen mit einer gewissen Geringschätzung auf unsere chinesische Militär-Escorte blickten. Nicht so der Fürst. Kaum hatte er den General Lin erblickt, so stieg er vom Pferde, ging ihm entgegen und begrüßte ihn durch einen Kniefall.

Nach einer lebhaften Conversation über die Sicherheit der Gegend, befahl der General, daß die Miliz voranreite, um die Colonne vor den Angriffen der tibetanischen Räuber — die hier angeblich schon seit Jahren ein einträgliches Geschäft betreiben, zu sichern. Der Fürst, der mit dem Jagdgewehre, welches ihm der Graf Széchenyi geschenkt hatte, bewaffnet war, zog es angesichts solcher Maßregeln vor, sich nach Ta-tsien-lu zu seiner Mutter zurückzuziehen. Er übergab den Oberbefehl über seine Armee seinem bewährten Minister und ritt nach einem flüchtigen Abschiedsgruß gegen Tscheto zurück.

Während 1½ Stunden führt der ziemlich breite, stellenweise steinige Weg steil nach abwärts bis zu einem einsamen Steinhaufen, der ein tibetanisches Posthaus vorstellt. Von hier verflacht und öffnet sich das liebliche Thal, dessen Sohle endlich von den Tibetanern, die in kleinen Ortschaften sich angesiedelt haben, mit Gerste bebaut wird und cultivirt erscheint. Träge

schlängelt sich das Flüßchen durch die grünen Wiesenfluren, auf welchen die erfrorenen Blumenkelche bereits dem Nachtfroste zum Opfer fielen und mit geknicktem Haupte für der Sonne Liebesdienst unempfindlich bleiben; zahme Yak- und Pferdegruppen delectiren sich auf den saftigen Weideplätzen des 1000 Schritte breiten Thales und der sanft geböschten Berglehnen, freundliche Höhen umsäumen die durch trockene Mauern abgegrenzten Felder, Johannesbeeren, Stachelbeeren, Eibenbäume und Berberitzensträuche wuchern längs des tadellosen Weges und dennoch wandern wir auf einer Höhe über dem Meere, die bei 4000 Meter erreicht.

Zwanzig Li von Agnian-pa thalabwärts überschritten wir eine Holzbrücke und erreichten hierauf eine am rechten Ufer gelegene, alte Befestigung, von wo aus wir ein überraschendes Bild der südlichen Umgebung bewundern konnten. Das Flüßchen, dessen Uferrändern der Weg bisher sich anschmiegte, wendet sich hier, durch einige aus Norden kommende Zuflüsse verstärkt, scharf nach Süden. Die unmittelbaren, relativ niedrigen, sanft geneigten Thalhänge öffnen sich zu beiden Seiten wie die Coulissen einer effectvollen Theaterscenerie. Immer höher wachsend, zuerst in der dunkelgrünen Farbe mächtiger Nadelholzwaldungen, dann im violettgrauen Tone schroffer Felswände, endlich im blendend bläulichen Schimmer ewigen Schnee's, gleicht der Hintergrund einem in den Ausmaßen unberechenbaren Piedestal für das ewige Denkmal, das sich der Erbauer der Welt in der Gestalt einer anbetungswürdigen, vereinzelten, zuckerhutförmigen Eiskuppe selbst geschaffen. Sie erhebt sich über das wellengleich durchfurchte Steinmeer des Hochlandes unter dem Namen Bo-kunka zu der Höhe von 7600 Meter. Man kann sich in solch enormen Höhen kaum etwas Großartigeres denken, als die überwältigende Felspyramide der Bo-kunka, gesehen von dem anmuthigen Thale von Agnian-pa.

Nach einer halben Stunde stiller Bewunderung der Allmacht in der Natur verließen wir das so schön gelegene Fort, und wandten uns nach Norden gegen Tungolo, einem tibetanischen Dorfe, in dessen bestem Steinhause wir ein warmes Nachtquartier und ausnahmsweise frische Butter vorfanden.

Ja, es gehört zu den größten Seltenheiten, von den viehzuchttreibenden Tibetanern, denen die Butter zum täglichen Brode geworden ist, genießbare

erstehen zu können. Dieselbe kommt nämlich niemals in kleinen Quantitäten zum Verkaufe, sondern immer in größeren Ziegeln — wie bei uns der Schweizerkäse — im Gewichte von 10—20 Kilogramm. Da die wenigsten Tibetaner so große Yakheerden besitzen, um auf einmal so viel Butter erzeugen zu können, auch die Yak-Kühe nicht jeden Tag gemolken werden, so bewahrt jeder Hauswirth die Butter so lange, bis er das gewünschte Gewicht erzielt hat. So gelangt die Butter gewöhnlich erst einige Monate nach ihrer Gewinnung in den Handel. Daß ihr Geschmack dann Vieles zu wünschen übrig läßt, bedarf keiner Erörterung, abgesehen davon, daß der Europäer eine Zugabe von unzähligen Yakhaaren und anderen undefinirbaren Erinnerungen an die gemolkene Kuh wenig appetitlich finden wird.

Die Tibetaner theilen in solchen Punkten durchaus nicht unsere Ansichten, sie schneiden die Butter mit dem Zeigefinger und verschlingen mit gierigem Vergnügen alle nebensächlichen Anhängsel der ranzigen Hauptsache.

Unsere tibetanischen Maulthiertreiber trugen nicht selten ihren Butterproviant in den haarigen Taschen der Reisepelze mit sich. Wurde bei einem Wirthshause Halt gemacht, dann griffen sie einfach in die Tasche und warfen eine Handvoll klebriger Butter in den dampfenden Thee.

Bei den Tibetanern wird auch die Butter, sowie der Ziegelthee, als Zahlung angenommen. Eine noch größere Ueberraschung, als es die frische Butter vermochte, bereitete uns ein Topf prächtigen Honigs. Einzelne Tibetaner befassen sich mit der Bienenzucht. Die Stöcke sind ganz rohe, gezimmerte Holzkasten von einem Meter Höhe und eben solcher Breite und stehen entweder neben dem Wohngebäude oder etwas im Innern eines nahen Waldes. Die Tibetaner, von unserer Vorliebe für derlei Delicatessen bald unterrichtet, verlangten indessen für den Honig einen verhältnißmäßig so hohen Preis (ein halber Liter kostete 2 Rupien), daß wir immer einige Tage verstreichen ließen, bevor wir eine Nachfrage laut werden ließen.

Mit dem Aufbruche von Tungolo wurde das Thal immer enger, die bewaldete Thalbegleitung aber steiler und relativ höher. Nach $1\frac{1}{2}$stündigem abwechslungsreichen Marsche erblickten wir ein einzelnes Haus, das in einer Waldlichtung erbaut, das Ende des beschwerdenlosen Weges kennzeichnet.

Zuerst ist es ein ausgedehnter, steiler Schuttkegel scharfkantiger Gesteine, der mehr erklettert, als begangen werden muß; daran schließt sich das schroffe Waldterrain, welches der zur Höhe führende Weg in einigen Serpentinen überwindet.

Der Boden war steinhart gefroren und theilweise mit Glatteis bedeckt. Die meisten Pferde stürzten bei dem ersten Versuch, hinaufzukommen. Wir Alle fanden es gerathen, abzusteigen und zu Fuß zu gehen. Je höher ich kam, desto mehr übermannte mich die Erschöpfung. Fieberhaft pulsirten die Schlagadern an den Schläfen, wie mit eisernen Ringen gefesselt, pochte das Herz in der Brust, ein unheimliches Sausen erfüllte die Ohren. Luft, mehr Luft! Ich blieb stehen und rastete einige Augenblicke. Der Wald hatte aufgehört, Hutweide trat an seine Stelle. Der Weg war zwar nicht schlecht, lud aber seiner schiefen, glitschigen Abdachung wegen, die in bedenklicher Weise dem schwindelnden Hange sich zuneigte, zu einer Fortsetzung des Rittes durchaus nicht ein. Ich ging langsam weiter. Die verdünnte Luft entkräftete mich so, daß ich immer nach wenigen Schritten stehen bleiben mußte, um der krampfhaft arbeitenden Lunge die nöthige Nahrung zukommen zu lassen. Noch ein kurzes, aber erschrecklich steiles, steinreiches Wegstück und ich befand mich oben auf dem bei den Chinesen und Tibetanern „wegen der giftigen Ausdünstungen“ verrufenen Gebirgspasse Kaschi-la.

Die Höhe stellt ein flaches Plateau mit niederen, kahlen, spärlich begrasten Kuppen vor, die auf der Nordseite mit einer dünnen Schneeschichte bedeckt sind. Eine eigenthümliche Ruhe herrschte hier oben; sie heimelte mich nicht an. Es war mir, als stünde ich ganz allein in der Welt, als wäre alles Lebende vergangen und entschwunden.

Die Aussicht von Kaschi-la ist recht lohnend. Im Nordosten erblickten wir wieder den König der Berge, Dschara, als Knotenpunkt für die Abzweigung des Tscheto-san und des Gebirgsrückens, der sich zu dem Hochplateau des Kaschi-la ausbreitet und weit südlich des Passes endlich in steilen Felswänden zum Flusse abstürzt.

Der Tscheto-san erhebt sich im Süden des Dschela zu der bekannten Bo-kunka-Spitze und theilt sich hier wieder in zwei imposante Schneerücken,



Hokeu.

die nach Süden zu sich verästeln und das von Tibetanern bewohnte Land Kjen-tschang einschließen, durch welches ein guter Weg zum großen Südbuge des Kinscha-kiang und weiter nach Li-kiang führen soll.

Ein kurzer, sehr schwieriger Abstieg brachte uns vom Kaschi-la in ein rauschendes, wunderschön mit Fichten und Ilex bewaldetes Thal, von Moosen und Farrenkräutern überwuchert, führte der Weg über Stock und Stein nach abwärts.

Ein kleines tibetanisches Dorf, Ngolong-sche, schimmerte uns gegen Abend entgegen. Wir übernachteten hier. Auch am nächsten Tage blieb der Weg im Thale. Je mehr wir uns dem Ya-long-kiang näherten, desto zahlreicher wurden die tibetanischen Dörfer längs der Route. Einzelne Befestigungs-Ruinen in der Gestalt hoher, achtseitiger Steinthürme beschirmten seinerzeit bald die rechte, bald die linke Thalbegleitung gegen die Ueberfälle räuberischer Nomaden, jetzt fungiren sie wohl nur noch als schätzbare Wegweiser in den entlegenen Gegenden.

Das Thal bleibt enge und voll wilder Romantik bis zur Einmündung in den Ya-long-kiang. An dieser Stelle nun erblickten wir den ersten größeren Ort seit unserer Abreise von Ta-tsien-lu. Hokeu, oder wie die kleine Stadt von den Tibetanern genannt wird, Nja-tschi-ka, zählt trotzdem nur 35 Häuser, deren Mehrzahl am linken Ufer des Ya-long-kiang auf einer Bergnase erbaut, eine einzige Gasse bilden, während nur wenige Gehöfte am jenseitigen Ufer des Stromes sich befinden. Die Einwohner sind theils Tibetaner, theils Chinesen. Beide Nationen halten an der ihnen eigenthümlichen Bauart der Häuser fest, demnach finden wir hier, wie in allen größeren tibetanischen Orten, die Holzbaracken der Chinesen mit den schwungvollen Ziegeldächern neben den Steingebäuden der Tibetaner mit den beliebten Plattformen an Stelle des Daches.

In Nja-tschi-ka stationirt ein niederer, chinesischer Mandarin mit seiner kleinen Besatzung. Der Beamte besuchte uns in dem zugewiesenen tibetanischen Kun-kwan und meldete uns, daß wir auf jeden Fall einen Tag in der Stadt verweilen müßten, da er beauftragt sei, für die gefahrlose Stromübersetzung eine Schiffsbrücke zu erbauen. Da half kein Protestiren, jede Auseinandersetzung erwies sich als fruchtlos, wir mußten bleiben.

Am nächsten Morgen begannen die Arbeiten. Drei Schiffe, die gewöhnlich zur Ueberfuhr benützt werden, wurden in gleichmäßiger Entfernung von einander verankert. Einige Bretter darüber und die Brücke war fertig. Um Mittag ward sie von General Lin und dem Ortsmandarin in feierlicher Weise für den Verkehr eröffnet. Unter dem Donner der abgefeuerten Mörser und dem Entsetzen einflößenden Schmettern altersgebogener Kriegstrompeten vollzogen die Beamten die Belastungsprobe der Brücke, indem sie, gefolgt von einer Abtheilung, zum jenseitigen Ufer und dann zurück schritten.

Der Ya-long-kiang hat an der Uebergangsstelle eine Breite von 80 Schritt. Der ruhige und majestätische Lauf des beiderseits von Felswänden eingeengten Stromes verräth schon die große Tiefe, die im Durchschnitt 3—5 Meter beträgt. Er entspringt unweit südlich des Quellgebietes des Hoang-ho in dem tibetanischen Fürstenthume Minjak, wo er den Abfluß dreier Gebirgsseen, des Kola-mu-chich, Nang-pi-chich und Lamu-chu-chich, aufnimmt, berührt dann die kleine Stadt Mong-ko-kieh und ändert einige Meilen weiter den bisherigen Lauf von Nordwest nach Südost, indem er mit einem scharfen Buge nach Süden eilt. Bei Njarum, der durch ihre vorzüglichen Schmiedewaaren bemerkenswerthen Stadt, soll eine stabile Brücke über den Strom führen. Von Njarum bis Ta-tsien-lu hat das mächtige Wasser mehrere großartige Cataracte zu überwinden, die auch weiter im Süden das Flußbett durchziehen müssen, denn der Ya-long-kiang wird in seinem ganzen Laufe zur Schiffahrt nicht ausgenützt. Er mündet unweit von Uhei-tschuen-tschou in den Kinscha-kiang.

Graf Széchenyi kaufte in Hoken zwei tibetanische Pferde, die sich während der weiteren Reise in den steinigen Partien des Hochlandes, besonders aber während der Märsche über die außergewöhnlichen Höhen der Päsſe zähe und über alle Maßen ausdauernd erwiesen. Der Preis eines kräftigen, jungen Pferdes beträgt durchschnittlich 30—50 Taël oder 100—150 Rupien.

Am folgenden Morgen verließen wir Hoken. Nach der Ueberschreitung der Brücke wandten wir uns in ein kleines Seitenthal nach Westen. Mühsam kletterten wir eine Zeitlang über die chaotische Geröllmasse der Thalsohle und über die halbverwesten, mächtigen Baumstämme, welche den Weg ver-

sperrten. Wir wandelten im duftenden Urwalde, dessen dichte Krone nur selten einem vorwitzigen Sonnenstrahle so viel Spielraum ließ, um im unsteten Zittern die Mooskköpfchen zu küssen, welche auf dem feuchten Grunde zwischen den Steinen hervorlugten. Das anheimelnde Flüstern und Rauschen der leicht bewegten Zweige gewann durch den fröhlichen Gesang der Vogelwelt, insbesondere durch den widerhallenden Ruf des Kukuks einen unbeschreiblichen Zauber. Das kleine Dorf Make-tschung, wo wir übernachteten, liegt in einer Waldlichtung schon in bedeutender Höhe über Hokeu. Wir saßen in den Abendstunden auf den großen Felsblöcken vor unserem Quartiere und vertieften uns in stumme Bewunderung der großartigen Gebirgsscenerien. General Lin gesellte sich zu uns, und zählte uns — während er den heißen Thee behaglich schlürfte — alle die chinesischen Reisenden auf, die in diesem schönen Thale von den tibetanischen Räubern ausgeplündert und dann erschlagen wurden. Er ließ sich durch unser ungläubiges Lächeln nicht irre machen und schwur hoch und theuer auf die Unsicherheit der Gegend, mit dem frommen Wunsche, es möge uns nicht beschieden sein, die Wahrheit seiner Worte an uns selbst zu erfahren.

Am nächsten Morgen ritt der General an meiner Seite. Wir kamen zu einer finsteren, felsigen Schlucht. „Da," sagte Lin, „da verstecken sich gewöhnlich die Räuber! — Bum, bum!" Er hob seinen Reitstock und schrie drohend und mit vollen Backen den Schreckensruf gegen die Felsen. Umsonst. Kein Räuber ließ sich blicken. Ich lachte und trieb mein Pferd zu größerer Eile, um früher die Paßhöhe zu gewinnen. Da — ich befand mich nahezu schon oben — fiel in der nächsten Nähe ein Schuß. Ich bog um die Wegecke und erblickte eine sonderbare Menschengruppe.

In der Mitte einiger Soldaten unserer Begleitung kniete ein verwildert aussehender Tibetaner, dem die Hände auf dem Rücken gefesselt waren. Vor ihm stand ein chinesischer Mandarin, welcher mit seiner Truppe aus Schingolo heraufgekommen war, mit zornflammenden Augen in höchster Aufregung. Bald fiel er mit wuthschnaubenden Worten über den armen Räuber her, bald über seine Soldaten, endlich erblickte er uns und rief uns unter ungeduldigen Winken zu, eiligst zu ihm zu kommen. Tang, der Dolmetsch, kam

auch bald zum Vorschein und so erzählte uns nun der außer Rand und Band gerathene Officier, daß er drei Räuber gefangen habe, die eine große Menge Thee gestohlen hätten — er zeigte dabei auf ein winziges Packetchen Ziegelthee, das vor dem Bösewicht auf dem Boden lag, und dann auf diesen — dieser hier aber sei der Rädelsführer, dem er auf der Stelle den Kopf abschlagen lassen müsse.

Die kniende Stellung des Gefangenen war auch ganz geeignet für die Ausführung dieser Drohung. Ich wurde besorgt, denn Einer der Soldaten schwang sein Schwert mit solcher Blutgier über dem bedrohten Haupte, daß ich wirklich auf eine unmittelbar bevorstehende Execution gefaßt war. Der Tibetaner heulte zwar in jämmerlichen Gurgeltönen, doch schien es mir, als stünde sein Gesichtsausdruck mit dem Angstgeschrei im offenen Widerspruch. Neugierig betrachtete er uns Europäer von allen Seiten, dann die Reitpferde und deren Sättel; das Fremdartige fesselte ihn mehr als seine eigene gefährliche Lage, aber er schrie aus voller Lunge, und die Chinesen ergötzten sich an seiner — Todesangst. Einige Minuten standen wir schweigend vor dem gesetzlosen Gerichtshofe echt chinesischen Standrechtes, dann bestiegen wir unsere Pferde und ritten — auf das Gerechtigkeitsgefühl des nachfolgenden Generals vertrauend, davon.

Ein Jeder dachte über das Gesehene nach, und als wir auf der Paßhöhe Melon-gun unsere Ansichten gegenseitig austauschten, da stimmten wir Alle in dem Urtheile überein: es war dies eine gut durchdachte Comödie, um uns von der Weiterreise abzuschrecken. Ein Räuber, der wochenlang vorher den Tag und die Stunde des Eintreffens einer starken Militär-Escorte weiß, wird kaum so unklug handeln, einem Soldaten ein Stückchen Ziegelthee zu stehlen. Nur in dem Falle, wenn er einen Selbstmord begehen will, wird er direct den chinesischen Soldaten in die Arme laufen, sonst aber wohlweislich auf das große Gepäck losgehen, das nach landesüblicher Sitte unbewacht und schutzlos eine Stunde später der Escorte nachfolgt.

Unsere Ansicht, daß den „Räubern“ nicht viel geschehen werde, bestätigte sich. Schon am folgenden Abende kamen die drei Gefangenen, welche vom General in Haft gehalten wurden, zu uns und baten uns um die Wieder-

erlangung ihrer Freiheit. Sie wären keine Räuber, sondern friedliche Yak-treiber, die dem Ehrgeize der Mandarine, welche für den bewiesenen Muth im Kampfe mit den Banditen eine Staatsbelohnung anhofften, zum Opfer fielen. Ihre Aussagen wurden von Pema, der die Leute persönlich kannte, bestätigt. Graf Széchenyi begab sich zu den Mandarinen, um Fürsprache einzulegen. In Litang erhielten die Räuber, nach der Aufnahme eines Protokolls über den entstellten Sachverhalt, eine Tracht Prügel und dann die gewünschte Freiheit.

Die Aussicht von dem Gebirgspasse Melon-gun zeigt im Westen runde, flache Hutweidenkuppen und ähnliche Sattelverbindungen. In weiter Ferne erblicken wir fünf Eisberge, welche das scheinbare Wellenland in klaren Contouren überragen. Sie bleiben durch volle sieben Reisetage unsere Wegweiser, denn ihr Fuß, an dem der Weg nach Batang vorbeiführt, ist noch 1½ Längengrade von uns entfernt. Im Norden fallen die plateauartigen Gebirgszüge mit durchfurchten, zerrissenen Hängen steil zu einem tief eingeschnittenen Nebenthale hinab, welches ungefähr 40 Li oberhalb Hoken in den Ya-long-kiang einmündet. Die Kuppen der noch weiter nördlich streichenden Rücken springen hingegen durch ihre kantigen und felsigen Formen sofort in die Augen.

Wo mich meine Fertigkeit im Auffassen des Terrainzusammenhanges im Stiche ließ, da fand ich immer in Pema, unserem tibetanischen Führer und Interpreten, einen erfahrenen Mann, der mir über alle geographischen Fragen nicht nur erschöpfende, sondern auch richtige Auskünfte ertheilen konnte. Bald war es der Lauf eines Flusses, bald eine Wegrichtung, dann wieder eine Gebirgslandschaft, die er nicht allein durch seine Beschreibung trefflich zu schildern, sondern auch graphisch darzustellen verstand.

Der Orientirungssinn der Tibetaner ist überhaupt in staunenswerther Weise ausgebildet. Wenn der Tibetaner reist, so genügt es ihm nicht, zu wissen, ob er in dem nächsten Nachtquartier ein gutes Lager und die entsprechende Quantität Dsamba finden wird, ob über den nächsten Fluß eine sichere Brücke erbaut, ob der folgende Berg steil und hoch ist; er achtet auch auf die Eigenthümlichkeiten in der Natur, auf den Lauf der Gewässer, auf die

Wechselbeziehungen der Gebirge. Häufig bilden solche Reise-Erfahrungen den anziehenden Gesprächsstoff redseliger, um die Feuerstätte gruppirter Gesellschaften, und so kommt es, daß der Tibetaner über die entferntesten Gegenden seines Landes weit besser instruirt ist, als der Chinese über seinen Geburtsort.

Pema hatte ein vielbewegtes Leben hinter sich; selbst die materiell fühlenden, chinesischen Einwohner von Ta-tsien-lu halten und schätzen ihn als



Tibetanischer Räuber.

einen außergewöhnlich begabten Mann. Schon in seiner frühesten Jugend trat er in ein großes tibetanisches Kloster, wo sein Onkel die Würde eines lebenden Buddha bekleidete, als Priesterlehrling ein. Auf dem ebenen, dornenlosen Wege der Protection rasch vorwärts schreitend, wurde er in kurzer Zeit Präfect einer Unterabtheilung von 200 Lama. Da starb plötzlich sein Oheim.

Wie Pema selbst erzählte, so fürchteten sich die höheren Würdenträger der Lamaserie vor der Eventualität, daß die Seele des Verstorbenen in seinen



Tibetanische Caravane (Yak-Wula).

Körper fahren würde, und trachteten ihm nach dem Leben. Pema bat nun, in ein anderes Kloster versetzt zu werden, und meldete sich als Candidat für die offene Stelle eines Chifu (Vorbeters) in Lassa. Der provisorische Vorstand des Klosters, dem es in erster Linie darum zu thun war, den gefährlichen Mann beseitigt zu wissen, war vollkommen mit dem Entschlusse Pema's, das Kloster zu verlassen, einverstanden.

Er berief eine Lama-Versammlung ein, die zu entscheiden hatte, ob Pema der Ernennung zum Chifu würdig wäre oder nicht. Die Priester überließen die Beantwortung der Frage dem Zufall und offerirten dem Bittsteller drei Klösse aus Dsamba mit dem Bedeuten, einen davon auszuwählen und zu öffnen. Das that Pema und fand in dem Innern desselben einen Zettel, worauf die Worte standen: Gehe nach Bonga, das ist der Ort, wo Du in der Anbetung der Lotosblume zu den Füßen Buddha's Dein ganzes Leben lang für Deine hochmüthigen Gedanken Buße thun sollst und mußt.

Pema ging aber nicht nach Bonga, sondern floh in der folgenden Nacht aus dem Tempel nach Ta-tsien-lu. Einige Wochen darauf legte er das christkatholische Glaubensbekenntniß ab und ließ sich taufen.

Den Erzählungen anderer Leute zufolge erleiden die Aussagen Pema's einige Abänderungen. Kurz nach dem Tode seines Onkels soll er nämlich mit einer jungen tibetanischen Nonne bekannt geworden sein, die an dem hübschen, kräftigen Lama Gefallen fand. Pema, welcher sich zur gelben Kirche bekannte, ertrug den Schwur des Cölibates nicht länger und entführte die Geliebte aus den dumpfen Mauern ihres Klostergefängnisses nach Ta-tsien-lu, wo Beide nach der Taufe unter dem Schutze der Mission den Bund für das Leben schlossen.

Pema ist nun 47 Jahre alt. Er sah nach seiner Flucht noch öfter den Grenzstein des tibetanischen Priesterreiches jenseits des Kinscha-kiang, den er vor 27 Jahren klopfenden Herzens begrüßte; niemals aber war er so vermessen, auch nur einen Schritt in das verhaßte Land weiter hinein zu thun, denn er wußte, es wäre sein Tod gewesen. Von frühester Jugend an das Beten gewöhnt, sind auch jetzt noch seine Lippen in beständiger Bewegung. Er unterscheidet sich von den buddhistischen Lama nur insoferne, daß er nicht

mehr sein: O mani peme hum recitirt, sondern während des Marsches mit kräftiger Lunge: Per omnia säcula säculorum singt.

Auch der chinesische Dolmetsch ließ es niemals — besonders aber bei der Passage gefährlicher Wegstellen, vor welcher er sich dreimal bekreuzte — an religiösen Kundgebungen fehlen. Tang bewährte sich als treu ergebener, williger Diener bis zur Stunde der Trennung, und wenn es uns auch manchmal recht schwer wurde, in dem Mischmasch lateinischer Reminiscenzen die nothwendigen Begriffe für seine flüssig gesprochenen Mittheilungen wiederzufinden, so mußten wir uns dennoch glücklich schätzen, den im Allgemeinen schwer denkenden Chinesen gefunden zu haben.

Der neue Koch, ein Chinese aus Ta-tsien-lu, verstand es zwar besser, als sein Vorgänger Kung-sche, den Kochlöffel zu rühren und die Speisen geschmackvoller zuzubereiten, denn er lernte die Kunst im Dienste eines verstorbenen Missionärs; dafür mangelte ihm jeder Reinlichkeitssinn. Da er ebenfalls zur tibetanischen Christengemeinde zählte, so glaubte er, seine Intelligenz stünde im glänzendsten Lichte, wenn er auf alle Bemerkungen, gleichviel ob er sie verstand oder nicht, mit „etiam“ antwortete.

Hute-schan war der Ersatzmann für den Diener Lan-tschan, der uns bereits in Lan-tschou-fu verlassen hatte. Als zerlumpter, herabgekommener Lastträger schloß er sich zuerst freiwillig unserer Caravane an. Durch sein flinkes, unermüdliches Wesen und seine unterwürfige Bescheidenheit gelang es ihm bald, sich zum Leibdiener emporzuschwingen. Kaum fühlte er sich aber in seiner Stellung sicher, da traten nach und nach seine Untugenden an das Tageslicht. Abgesehen von seiner Unverträglichkeit mit den anderen Bediensteten, die sich in beständigen Zänkereien äußerte, vergeudete er seinen Lohn am liebsten durch die Opiumpfeife, so daß er in fortwährender Geldverlegenheit immer seine Zuflucht zu unbegründeten Vorschüssen nehmen mußte. Nach der Abreise des Dolmetschers Sin hoffte er, daß die Führung der Rechnungen ihm übertragen würde. Da sein Traum sich aber nicht verwirklichte, so erschien er eines Tages vor dem Grafen mit dem Ultimatum: Verdoppelung des bisherigen Lohnes oder Kündigung des Dienstes! Graf Széchenyi erhöhte die Gebühren des Dieners von 10 auf 15, die des Ma-fu von 5 auf 8 Taël.

Hute-schan dankte für die Gehaltsaufbesserung mit den Worten: Er wäre erst dann völlig zufriedengestellt, wenn ihm die Cassaverwaltung anvertraut würde.

Der Pferdewärter erwies sich bescheidener als sein Freund Hute-schan. Wenn er auch alle seine Bedürfnisse durch Unterschlagung eines großen Theiles des ihm anvertrauten Pferdefutters bestritt, so wahrte er wenigstens den Schein, er machte keinen unnützen Lärm und begnügte sich mit dem Gedanken: Gestohlen muß sein!

Endlich zählten wir zu unserer Begleitung noch einen Chinesen, der seinem Namen Ta-kl (großer Kerl) nur Ehre machte. Seine gebückte, kräftige Riesenfigur erhielt schon durch die langen, bis zu den Knien herabhängenden Arme etwas Affenartiges; dieser Eindruck wurde noch vermehrt durch das eckige Orang-utang-Gesicht, in welchem die herabhängende, wulstige Unterlippe das Kinn den Blicken entzog. Fort und fort milderte ein gutmüthiges, breites Grinsen den bösen Typus seines Antlitzes, denn Ta-kl wurde nur wüthend, wenn er während der Mahlzeiten einen Dienst verrichten sollte. Das mustergiltige Phlegma in Allem, was er that, ließ ihn niemals schneller oder langsamer werden, weder im Marschiren, noch in den häuslichen Beschäftigungen. Wir konnten mit Sicherheit annehmen, daß er regelmäßig nach je 30 Li eine halbe Stunde hinter dem Gepäckstrain zurückblieb. Während des Marsches trug er Normalbarometer und Schiffschronometer. In den Stationen galt er als „Mann für Alles“. Er striegelte die Reitpferde, er wartete die Hunde, er reinigte Kleider, Schuhe und das Kochservice. Ueberraschte uns der Koch einmal mit einem besseren Gerichte, da hatte gewiß der arme, gute Ta-kl die Hand im Spiele.



Der arme Ta-kl.

Schon in China hörten wir so Vieles über die schönen tibetanischen Hunde erzählen, daß ich mich wirklich darauf freute, die Thiere kennen zu lernen. Und in der That, sie verdienen das Lob. Die tibetanischen Hunde besitzen viele Aehnlichkeit mit den schönsten Neufoundländern, ihr Kopf aber ist bedeutend größer und gewinnt durch das mähnenartig emporgewachsene Nackenhaar an imponirender Wildheit. Dieser Eindruck wird noch vermehrt, wenn der Besitzer dem Hunde ein aus Yakhaaren verfertigtes, roth gefärbtes, kranzartiges Halsband anlegt. Die Farbe der Hunde wechselt zwischen schwarz und lichtbraun, doch sind die schwarzen Exemplare in überwiegender Mehrzahl vorhanden. Sie sind im Allgemeinen bissige Bestien, die im Hause an der Kette gehalten, mit ihrem tiefen Gebelle die Luft erzittern machen. Während einer Attaque wedeln sie ohne Unterlaß mit dem Schweife. Als Schäferhunde oder bei Yak-Caravanen verwendet, halten sie Ruhe und Ordnung aufrecht und sorgen zugleich durch ihre Wachsamkeit für die gewünschte Sicherheit. Graf Széchenyi brachte drei prachtvolle tibetanische Hunde, zwei Männchen Namens Dschandu und Dsamu und ein Weibchen mit Namen Dsama, käuflich an sich. Dschandu und Dsama zeigten sich nicht nur — obwohl mit Aufwand aller zur Verfügung stehenden Mittel — dressurfähig, sondern ertrugen auch ohne Gefährdung ihres Wohlbefindens die See- und Landreise nach Europa. Derzeit zählen sie zu den verläßlichsten Wächtern auf dem Schlosse des Grafen Széchenyi in Zinkendorf am Neusiedler-See. Anders betrug sich Dsamu. Als entschiedener Feind aller Europäer duldete er keinen von uns in seiner Nähe, ja er biß wiederholt den Grafen, der ihn durch die Verabreichung des Futters zu zähmen versuchte, und zerfleischte ihm einmal bei einer solchen Gelegenheit in sehr bedenklicher Weise die rechte Hand.

Fast in jedem Nachtquartier sorgte der Hund für unsere Verproviantirung, indem er regelmäßig allen Hühnern und Schweinen, die sich in seine Nähe verirrten, erbarmungslos die Wirbelsäule durchbiß.

Als Dsamu aber in Bamo ein armes, altes Weib, das ihn mit einem Prügel bedrohte, derartig zurichtete, daß es kurze Zeit darauf starb, da war sein Schicksal entschieden. Graf Széchenyi erschoß ihn auf der Stelle.

Während unseres weiteren Marsches zwischen Schingolo über Tschamaro-tong und Hotschika nach Litang begegneten wir großartigen Yak-Caravanen, deren größte, mit Thee und Tabak beladene, aus 700 Tragthieren zusammengestellt war. Die Treiber trugen in der kalten Jahreszeit eine verbrämte Pelzmütze, einen rothbraunen Burnus und Stiefel aus schwarz besetztem, rothem Tuche. Ein Luntengewehr über der Achsel und ein scharfes Schwert im Gürtel verliehen den wettergebräunten Männern ein martialisches Gepräge.

General Lin hatte in dem wohlerwogenen Itinerar Hotschika als Nachtquartier bezeichnet. Wir erreichten das kleine, schmutzige Dörfchen bereits um 3 Uhr Nachmittags. Als wir nun erfuhren, daß die Officiere das Kun-kwan für sich selbst schon in Anspruch genommen, und uns ein elendes Flugdach als Quartier zugewiesen hatten, da beschlossen wir, bis nach Litang weiter zu reisen. Die Mandarine protestirten vergebens gegen diesen Entschluß, die abgenützten Räubergeschichten prallten wirkungslos an dem Panzer der Unbeugsamkeit ab, wir ritten unter der Führung Pema's auf und davon und ließen die verblüfften Chinesen an dem Ortseingange im Stich. Zuerst ging es am rechten Ufer des Hodschu eine Strecke aufwärts. Auf den sandigen Uferbänken waren einige scheue Tibetaner mit Goldwaschen beschäftigt. Als sie uns erblickten, ergriffen sie die Flucht, denn es ist strenge untersagt, sich in solcher Weise zu bereichern. Es mangelte uns jedoch an Zeit, ihnen mehr Aufmerksamkeit zu schenken, da noch 50 Li vor uns lagen, und in Litang Niemand von unserer Ankunft benachrichtigt worden war.

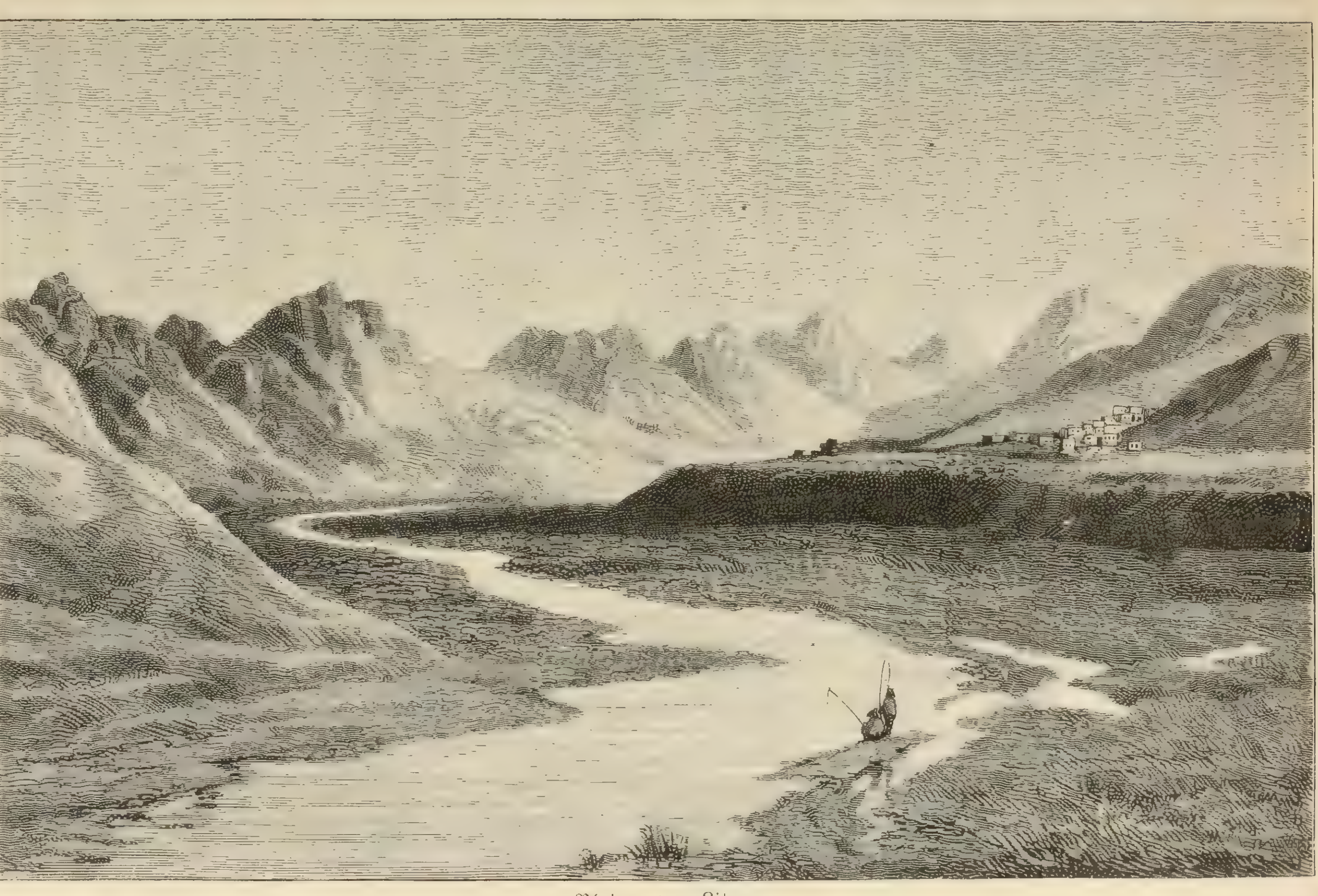
Die Sonne neigte sich schon in bedenklicher Weise nach Westen, als wir vom Flusse abbiegend, uns anschickten, die Paßhöhe des Dsamu-la zu ersteigen. Wir trieben die Pferde zur größten Eile, und doch nahm der Aufstieg mehr als eine Stunde in Anspruch. Das Hutweidenplateau des Höhenzuges im scharfen Galop durchmessend, erreichten wir gerade mit dem Einbruche der Dunkelheit die jenseitige Berglehne. Der Weg war glücklicherweise im besten Zustande; trotzdem blieb nichts Anderes übrig, als abzusitzen und bei der vollständigen Unkenntniß der Gegend in der stockfinsteren Nacht zu Fuß zu gehen. Der Abstieg war nur kurz und brachte uns auf eine ausgedehnte Hutweiden-Ebene, auf welcher angelangt, wir in großer Entfer-

nung einen hellen Lichtschimmer wahrnahmen. „Das ist Letong (Litang),“ erklärte Pema.

Gegen 11 Uhr Nachts erreichten wir das erste Haus. Die Leute schliefen bereits, eine lautlose Ruhe herrschte über der tibetanischen Stadt. Wohin unter solchen Umständen? Pema führte uns durch eine enge Gasse zu der großen Lamaserie am Ende der Stadt und hoffte auf einen gastfreundlichen Empfang von Seite des Pförtners. Er hatte sich aber verrechnet. Nach einigen wiederholten Schlägen auf das festverschlossene Thor öffnete sich ein Fensterladen im ersten Stocke, und eine mürrische Stimme erkundigte sich nach dem unzeitgemäßen Begehren der Ruhestörer. Der Lama hörte gar nicht die Auseinandersetzungen unseres Führers an, sondern schlug verdrießlich den Fensterverschlag zu und ließ uns in der kalten Nachtluft stehen.

Straßen auf und ab versuchten wir in verschiedenen Häusern unser Glück. Endlich erbot sich ein Tibetaner, uns in das Yamen des chinesischen Mandarins zu führen. Müde und hungerig bis zur Erschöpfung, fanden wir endlich um Mitternacht ein Obdach. Der Beamte sprang sogleich von seinem Nachtlager, weckte die Dienerschaft auf und überbot sich förmlich in dem Bemühen, seine Gäste zu bewirthen. Schinken, Eier, Seetang, Gemüse, Butter und Dsamba lagen in wenigen Minuten auf der mit einer Oellampe beleuchteten Tafel, und wir ließen es uns trefflich munden, denn es war seit 18 Stunden die erste Nahrung. Der sich in Zuvorkommenheit erschöpfende Mandarin bemerkte sogleich, daß wir ohne Gepäck angekommen waren, und vertheilte trotz der empfindlichen Kälte seine eigenen Schlafdecken unter uns. Der Gepäckstrain traf erst mit dem Morgengrauen in Litang ein. Ich hörte nur die gellende Stimme des ewig polternden Dieners Hute-schan, dann fühlte ich die wohlthuende Wirkung einer über mich geworfenen Winterdecke auf meine frosterstarrten Glieder, endlich umfing mich ein todtengleicher Schlaf, der bis zum nächsten Mittag anhielt.

Obgleich General Lin es gerne gesehen hätte, wenn wir uns drei Tage ausgerastet hätten, so blieben wir doch nur zwei Tage in Litang, dafür sammelten wir in dieser kurzen Zeit so viele Erfahrungen, daß uns das Scheiden kein allzu großes Herzleid bereitete.



Plateau von Litang.

Litang (4170 Meter über dem Meere) liegt auf einer breiten, relativ niedrigen Berglehne der linksseitigen Thalbegleitung des Li-dschu, eines Nebenflusses des Yalong-kiang, welcher 10 Tagereisen nördlich von Litang bei der tibetanischen Stadt Degi entspringt und unweit des großen Klosters Hoan-lama in den erwähnten Strom einmündet. Bei Litang durchfließt er in trägen Windungen die 180 Quadrat-Kilometer große, unbebaute, grasreiche Thalebene von Litang, die bei den absolut baumlosen Hängen der sie umrahmenden Berge ein Bild trostloser Oede bietet.

Die 300, aus gestampfter Erde gekneteten Häuser der Stadt werden durch die zwei großen Lamaserien, welche mit ihren vergoldeten Dächern und den roth bemalten Thüren und Fenstern stolz auf die herrschende Armuth herabblicken, total verdunkelt. 6000 Lama, welche in diesen Klöstern singen und beten, terrorisiren die 3000 Einwohner der Stadt, unter denen wir nur 60 Chinesen zählen, bis zur Grenze der Duldsamkeit. Selbst der tibetanische Fürst und der chinesische Mandarin von Litang, den wir übrigens nicht zu Gesichte bekamen, stehen vollkommen unter dem Einflusse der gefürchteten Priester.

Unsere Absicht, dem Klostervorstande einen Besuch zu machen und den Tempel zu besichtigen, scheiterte an der Unduldsamkeit der Lama. Kaum bemerkten sie unser Vorhaben, da bildeten sie mehrere Gruppen, die uns vor der Tempelschwelle mit den drohenden Worten: „Zo, zo (fort mit Euch)" begrüßten. Als wir es trotzdem versuchten, uns den Weg in das Heiligthum zu bahnen, da flogen uns von allen Seiten große und kleine Steine entgegen. Die Priester retirirten in die Lamaserie und verbarrikadirten die Thore. Der chinesische Beamte von Litang litt Todesangst und drängte uns förmlich mit Gewalt in sein Yamen zurück, denn er befürchtete einen für unsere Sicherheit gefährlichen Ausbruch der erregten Gemüther.

Graf Széchenyi schrieb hierauf einen Brief an den Kutuktu, worin er sich über das unfreundliche Benehmen der Lama beschwerte und um die Entgegennahme unseres Besuches ansuchte. Die Antwort des lebenden Buddha lautete zwar freundlich, jedoch mit der Entschuldigung ablehnend, daß die Priester unduldsame, rohe Leute wären, welche alle Europäer haßten und

einen Besuch mit offener Gewalt abzuweisen entschlossen wären. Nun drängte selbst unser freundlicher Wirth zu baldiger Abreise und bat uns, bis dahin sein Haus nicht mehr zu verlassen. Wir nützten die noch übrigen Stunden mit der Vervollständigung unserer Tagebücher aus oder erstiegen auch die hochgelegene Plattform des Gebäudes, um die bunten Gruppen der tibetanischen Frauen und Mädchen zu beobachten, die in dem nahen Flüßchen Wasser schöpften und in großen Holzgefäßen nach Hause trugen. Ihre Tracht bestand aus einem Lodenkleide von rother oder schmutzig-weißer Farbe, welches mittelst eines Gürtels an den Leib geschmiegt war, dann aus einem kurzen, weitfaltigen Oberkleide aus dem gleichen Stoffe und aus roth verzierten Tuchstiefeln. Die in unzählige dünne Zöpfe geflochteten Haare vereinigten sich vor der Stirne zu einem haubenartigen Gebilde und endeten andererseits nach rückwärts in verschlungene Bänder, die mit Zuhilfenahme von geflochtenen Yakhaaren zusammenhängend bis zu den Fersen reichten. Silber-Rupien und flache Silberscheiben verliehen dieser staunenswerthen Frisur nicht nur ein entsprechendes Gewicht, sondern auch bedeutenden Werth.

Am 23. November verließen wir die Stadt, wo wir die liebenswürdige Gastfreundschaft als unmittelbare Nachbarin der entschiedenen Intoleranz kennen gelernt hatten. Die Durchkreuzung der Ebene nahm 1½ Stunden in Anspruch, sodann begann eine continuirliche Steigung bis zu der Poststation Teutang, wo wir in einer zerfallenen Bretterbaracke übernachteten. Ungeschützt vor der rauhen Kälte, empfand ich während der bösen Nacht wiederholt die Einwirkung der verdünnten Luft auf meine Lunge. Fort und fort nach Athem ringend und von Erstickungssymptomen gepeinigt, zählte ich die Stunden bis zum Sonnenaufgang. Wir konnten am folgenden Morgen — das erste Mal während der Reise — nicht das nöthige Wasser zum Waschen finden, denn der kleine Fluß war bis auf den Grund zugefroren. Wir brachen zeitlich auf und trachteten, in der erwärmenden Morgensonne, die noch einen Riesenschatten des vor uns liegenden Gara-la in das Thal warf, so bald als möglich die Höhe zu gewinnen.

Auf einem Wege vorwärts schreitend, der eine Landschaft mühselig überwand, in welcher es hausgroße Steine geregnet zu haben schien, erklommen

wir eine jener Steinwüsteneien, an denen das Innere Tibets so reich sein soll. Aller Vegetation beraubt und ohne irgend einem lebenden Wesen die Möglichkeit der Erhaltung zu bieten, stellt der Gara-la nur einen unermeßlichen Schotterhaufen wirr durcheinander geworfener Gesteine vor. Bevor wir die 5000 Meter hohe Paßhöhe erklommen, passirten wir einige kleine,



Tibetanische Obe.

spiegelglatt zugefrorene Gebirgsseen. Oben pfiff der Wind mit schneidender Kraft von den imposanten Schneespitzen des Gambu-Gebirges herüber und trieb, so sehr auch dies großartig schöne Bild zur Bewunderung einlud, zur Eile.

Besonders ist es die mittelste Kuppe des Gebirgsstockes, die voller Majestät bis in die zarten Wolken ragend, einen großartigen Eindruck hervorruft. Sie gleicht einer abgestutzten Marmorpyramide, die sich wie ein colossales

Grabdenkmal über die ausgedehnten Gletschermassen aufthürmt. Es dauerte aber noch 1½ Tage, bevor wir von Lamaja aus die Eisfelder, die Gletscher knapp vor uns liegen sahen.

Lamaja, ein aus drei Häusern bestehender Weiler am Fuße dieses großartigen Gebirges, ist durch die wunderschönen Urwälder, welche es von allen Seiten umschließen, gegen die rauhen Westwinde geschützt, die zu dieser Jahreszeit alltäglich von 12 Uhr Mittags bis 4 Uhr mit ungeschwächter Kraft dahinrasen. Einige Wiesen auf der schmalen Thalebene des Ra-dschu liefern den Bewohnern das nöthige Futter für ihre Yakheerden. Im Norden des Dorfes erstrecken sich die dunklen Fichtenwaldungen bis zu der absoluten Höhe von nahezu 4700 Meter (die mittlere Grenze der Waldregion). Ungeheuere Schuttkegel schließen sich an die letzten Wachholderbäume an und reichen bis zu den ausgedehnten Schneefeldern, die in gegenseitiger Verbindung und zunehmender Mächtigkeit endlich die 8100 Meter hohe Riesenspitze Gambu-ne von allen Seiten begrenzen. Das Gambu-Gebirge wird von den Tibetanern als heilig verehrt. Zahlreiche Obe, die den Weg an beiden Seiten begleiten, sprechen für die Bedeutung der Buddha geweihten Eisspitze. Obe nennt man solche Steinhaufen, die von einer Unzahl Schieferplatten, in welche das landläufige Gebet „O mani peme hum“ bisweilen in künstlerischer Durchführung eingemeißelt wurde, umrahmt, gewöhnlich in der Mitte des Weges an solchen Stellen errichtet werden, an welche sich eine landläufige Legende knüpft. Die Tibetaner passiren die Obe regelmäßig an ihrer rechten Seite.

Zwei Tage lang marschirten wir am Fuße und unter dem Schutze der Gletscher von Ost nach West. Mit dem Dorfe Sampa verließen wir das Ra-dschu-Thal und überstiegen ohne besondere Anstrengung den 5000 Meter hohen Kungschi-la, der die Grenze zwischen dem Gebiete von Litang und Batang bildet. In Tasson erwartete und begrüßte uns der König von Batang mit seinem Milizheere. Er trug die Kleidung eines chinesischen Mandarins mit der Decoration des rothen Hutknopfes.

Es scheint, daß die beiden Nachbarstaaten nicht in bester Harmonie leben, denn kaum wurden die Litanger Soldaten der Batanger ansichtig, da

entspann sich ein lebhafter Streit, der nach einigen Minuten in eine Rauferei ausartete. Zuerst benützten beide Theile einige zufällig auf der Erde liegende Stöcke als Waffen; die Litanger retirirten, vereinigten sich aber bald darauf hinter einer Hecke und nahmen gegen die anrückenden Feinde eine entschiedene Stellung. Die schußbereiten Gewehre in der Rechten, erhoben sie ein fürchterliches Geschrei, dessen Sinn leicht zu errathen war. „Noch einen Schritt näher, und es knallt!“ Angesichts solcher Eventualitäten hielt es der König sowohl als die chinesische Militär-Escorte für gerathen, sich in das Kun-kwan zurückzuziehen. Nur der Commandant der Litanger Miliz war muthig genug, sich mit gezogenem Schwerte zwischen die Streitenden zu stürzen, um die außer Rand und Band gekommenen Soldaten zu beruhigen. Mit todtenbleichem Gesichte bemühte er sich, einige kräftige Worte in die Luft zu donnern, doch die Furcht übermannte ihn, ohnmächtig stürzte er vom Pferde. Das wirkte. Die Batanger hatten einen moralischen Sieg erfochten und stellten sich damit zufrieden. Mit breitem Lachen in den wetterbraunen Gesichtern schlossen sie mit den Feinden einen großmüthigen Frieden. Jetzt erst, nachdem die Gefahr vorüber war, trat der Fürst zu seinen Leuten und hielt ihnen eine fulminante Strafpredigt.

Am nächsten Morgen vollführten wir die Besteigung des Tassou-Gebirges oder Tschara-la, dessen steile Formen dem Reisenden noch mancherlei Mühsale entgegenstellen, bevor er in Batang von den Strapazen der Reise im tibetanischen Hochland ausrasten und neue Kräfte für die bevorstehenden Entbehrungen sammeln kann.

Der Tschara-la gleicht in vieler Beziehung dem Gara-la im Westen Litangs. Ebenso wüst und öde, nur in der steilen Anlage des Weges diesen noch übertreffend, ist seine Besteigung nicht ganz gefahrlos, besonders wenn man unter dem ermattenden Einfluß der verdünnten Luft*) es vorzieht, im Sattel zu bleiben. Die chinesischen und tibetanischen Soldaten thaten so, und fielen einer nach dem andern vom Pferde herab. Glücklicherweise brachen sie sich bei dem Sturze nur ihre Waffen und nicht ihre Beine. Die eigentliche

*) Der tibetanische Name für die gefährlichen Ausdünstungen auf den hohen Bergen heißt Ladu, der chinesische Chaan-tschi.

Paßhöhe erhebt sich über einen kreisförmigen, mit wirrem Gerölle erfüllten Thalkessel zu der absoluten Höhe von 5300 Meter. An einigen zugefrorenen Teichen vorbei, windet sich der Weg auf der westlichen Seite des Passes durch das angehäufte Gestein einer breiten Moräne und bringt uns endlich in die steil abfallende, dicht bewaldete Schlucht einer schäumenden Torrente,



Der Gambu-ne.

deren Lauf wir bis nach Batang verfolgen. Am 30. November hielten wir unseren Einzug in die Stadt.

Batang liegt auf einer 2 Kilometer breiten und 4 Kilometer langen Humusmure am linken Ufer des Dschau-dschu, der in der Nähe von Degi entspringt und einige Meilen südlich von Batang in den Kinscha-kiang einmündet. Die Stadt besteht aus zwei Theilen, die Priesterstadt erhebt sich gleich einer Befestigung unmittelbar am linken Ufer des Dschau-dschu und ist von



Der Tschara-la.

einer hohen Mauer umgeben. Das prächtigste Gebäude innerhalb derselben ist jedenfalls der Tempel, dessen vergoldete Dächer bei Sonnenaufgang in zauberhaften Reflexen erglühen. Mehrere hundert Lehmhütten gruppiren sich im bunten Durcheinander um das Gotteshaus, welches 3000 Priester beherbergt.

Die offene Stadt Batang ist kleiner als Litang, hingegen sind die Häuser größer, schöner und reinlicher. Nach der Erzählung der Ortseinwohner wurde Batang vor zehn Jahren durch ein Erdbeben gänzlich zerstört. 2000 Menschen, darunter der Fürst, verloren bei dieser Katastrophe ihr Leben. Bei dem Wiederaufbau der zertrümmerten Stadt mußten die Baumeister über Befehl des Kutuktu Rücksicht auf eine größere Widerstandsfähigkeit der Gebäude nehmen und so entstand das neue Batang in seiner jetzigen, vortheilhaften Ausstattung. Auch das große Kun-kwan, worin wir uns recht bald heimisch fühlten, übertraf alle unsere Erwartungen und Ansprüche.

Schon am nächsten Tage erhielten wir den Besuch des Fürsten und seines Bruders. Sie waren elegant in chinesischer Beamtentracht gekleidet. Der regierende Fürst ist jünger und wurde vom chinesischen Kaiser deshalb vorgezogen, weil er angeblich begabter und von gewinnenderem Wesen war, als sein Bruder. Er gab uns sein Alter mit 33 Jahren an, eine Behauptung, die nicht wenig Eitelkeit verräth, wenn man bedenkt, daß sein ältester Sohn schon 19 Jahre alt war.

Tags darauf statteten wir die Gegenvisite ab. Der Fürst bewohnte ein großes, tibetanisches Haus am Nordende der Stadt. Wir passirten zuerst einen großen Viehhof und kamen dann zu einem kleinen Holzpavillon, an dessen Stufen wir von dem Fürsten empfangen wurden. Er führte uns in einen kleinen Salon, um welchen ihn mancher Mandarin beneiden könnte. Das Zimmerchen war chinesisch eingerichtet. Zwei große, färbige Glasfenster ließen genügend viel Licht herein, um die verschiedenen Nippsachen (Schnupftabakfläschchen aus Achat, Yü und Amethyst, Vasen aus feinem Porcellan, Gluthpfannen aus Kupfer rc.), die auf einem viereckigen, polirten Tische in ausgewählter Unordnung dalagen, im wahren Werthe erscheinen zu lassen. Eine weichgepolsterte Ehrenbank nahm die der Thüre gegenüberliegende ganze Wandfläche ein. Rechts und

links von den Fenstern stehen große Holzgestelle, deren Fächer eine reiche Sammlung an Theeschalen, europäischen Gläsern, Wein- und Brandyflaschen (Geschenke der Missionäre) enthalten. Die Wände sind mit verschiedenen Bildern geschmückt, unter welchen ich neben mehreren chinesischen Glasgemälden die Bilder des heiligen Rochus und Johannes, sowie eine illustrirte Adjustirungsvorschrift der französischen Cürassiere erblickte. Der Fußboden bestand aus harten Dielen und war glatt gewichst.

Der Fürst offerirte uns zuerst in chinesischer Sitte Thee und Tabak und hierauf einen tibetanischen Leckerbissen: gekochte, verzuckerte Bohnen. Unser Gespräch drehte sich selbstverständlich um das Reiseproject und um die tibetanischen Verhältnisse. Der Prinz wich allen verfänglichen Fragen geschickt mit der treuherzig gegebenen Antwort aus: „Das weiß ich nicht.“ Er versprach jedoch sein Möglichstes, um eine Unterredung mit dem Campolama (der Kutuktu war gestorben) zu verschaffen. Leider blieb es bei dem Versprechen. Die Lama hielten seit unserer Ankunft die Thore des Klosters selbst für die Einwohner der Stadt fest verschlossen und erschwerten die Befriedigung unserer Neugierde, das Kloster wenigstens von außen zu besichtigen, durch offene Insulten. Als wir nach einem kleinen Spaziergange an der Klostermauer vorüber uns nach Hause begeben wollten, da sauste zuerst ein zwei Kilogramm schwerer Stein, den ein Lama von dem Walle herabschleuderte, hart am Kopfe des Grafen vorüber. Das war keine Drohung mehr, sondern ein wirklicher Anschlag auf das Leben. Ein förmlicher Steinhagel folgte dieser Kriegserklärung, und wir mußten trachten, der Gefahr zu entrinnen. Als wir darauf dem General Lin die Begebenheit erzählten, zuckte er die Achseln: „Warum geht Ihr zu der Lamaserie. Ihr seid noch gut davongekommen“.

Der Bruder des regierenden Fürsten bewohnt in der Nähe der Residenz sein eigenes Haus. Ein auffallendes Gegenstück in Bezug auf Reinlichkeit, hält er wenig auf eine gefällige Möblirung seiner Wohnung. Sein Stolz ist nur ein complicirtes türkisches Nargileh, welches ihm der verstorbene Kutuktu aus Lassa mitgebracht haben soll. Er wollte es uns zu Ehren als Friedenspfeife in Brand setzen, doch die Pfeife war verrostet und versagte den Dienst.

Als besonderer Thierfreund befaßt er sich am liebsten mit der Zucht von Pferden, Maulthieren, Hunden und Katzen, ja er besitzt in seinem Garten ein Murmelthier und einen Bären. Als ich wenige Tage darauf nach dem Frühstück vor unserer Wohnung spazieren ging, war ich nicht wenig überrascht, in dem dicken, plumpen, braunen Ungethüme mit dem weißen Halbmonde auf der Brust, das mir aufsichtslos auf der Straße entgegen kam, die Bekanntschaft des fürstlichen Bären zu machen. Unwillkürlich wich ich der Bestie, die in possirlichen Sprüngen die ganze Straßenbreite für sich in Anspruch nahm, aus. Nach einer Weile kam eine Schaar kleiner Kinder aus einer Seitengasse. Sie stürzten auf das Thier los und kneteten und kneiften es an allen Seiten. Der gutmüthige Bär ließ sich Alles gefallen. Endlich entschloß er sich zu dem Besuche unseres Kun-kwan. Auch die Soldaten folgten dem Beispiele der Kinder und wälzten sich mit dem Bären im Staube. Freilich hörte ich noch denselben Tag die Nachricht, daß der Bär auf dem Heimwege einen Knaben erheblich verletzte und einen Maulesel des Fürsten zerrissen hatte.

Der Thronerbe von Batang ist ein schöner Bursche von tannengleichem Wuchse. Sein gebräuntes, rundovales Gesicht erhält durch die feingeschnittene, griechische Nase, die großen, funkelnden Augen und die blendend weißen Zähne zwischen den halbgeöffneten, schwellenden Lippen nahezu ein classisches Gepräge. Als er das erste Mal unsere Wohnung betrat, entschuldigte er sein Erscheinen mit den Worten: Er habe gehört, daß ich Musik betreibe, und bitte mich, ihm etwas vorzuspielen. Das that ich auch, doch der Prinz war über die Handhabung der Ziehharmonika mehr verwundert als entzückt. Sein Staunen erreichte aber den höchsten Grad, als Loczy das Mikroskop herbeibrachte und ihm verschiedene kleine Objecte in 300facher Vergrößerung vor die Augen führte, er konnte nicht begreifen, daß die Riesenbilder mit den winzigen Staubtheilen zwischen den Glasplatten identisch seien. Um diesem Zweifel ein Ende zu machen, stellte Loczy an die Gesellschaft (die uns attachirten Officiere waren unterdessen auch in das Zimmer getreten) das Ersuchen, ihm ein Thierchen leihweise zu überlassen, das sowohl bei den Chinesen, wie auch bei den Tibetanern zu den unvermeidlichen Attributen des gesunden Menschen-

blutes gehört. Die Frage ging von Mund zu Mund, keiner der Herren wollte sich durch die Vorweisung eines solches Besitzes dem Spotte der anderen preisgeben. Doch nach einigen Minuten siegte die Neugierde. Der Prinz überreichte mit kindlichem Lachen das gewünschte Insekt. Der Höhepunkt des Abends war erreicht, als unsere Gäste das krabbelnde Thierchen unter dem Glase nach ihrer Aussage „wie einen unbeholfenen Drachen in einer tiefen Grube“ — mit Muße beobachten und ihrer tollen Heiterkeit durch ein zügelloses Gelächter freien Lauf lassen konnten.

So wurde es schnell Abend. Die Talgkerzen brannten bereits auf dem Tische, als ein Tibetaner in das Zimmer trat und dem Prinzen einen Holzkasten einhändigte. Der Prinz öffnete den Deckel und brachte ein primitiv construirtes Cymbal zum Vorschein, auf welchem er einige tibetanische Lieder vorspielte. Wenn auch die Melodie nicht den gewünschten Eindruck auf unser Gehör ausübte, so barg sie dennoch mehr musikalischen Werth, als das monotone, chinesische Saitengeklimper.

Selbstverständlich zollten wir dem fürstlichen Musiker die wohlverdiente Anerkennung. Während er in höchster Verlegenheit bemüht war, das ungetheilte Lob bescheidentlich abzuweisen, fielen seine Augen auf ein Instrument, das neben den Leuchtern auf dem Tische lag. Es war dies eine kleine Feuerzange, welche wir als Putzscheere gebrauchten. Endlich konnte er der Versuchung nicht widerstehen, er nahm die Zange in die Hand, noch ein prüfender Blick, dann führte er sie zur Nase, um sie behutsam zu quetschen. Vermuthlich glaubte er, die Feuerzange könne auch mit Erfolg als Taschentuch verwendet werden.

Seine schöne Adlernase wurde durch diese Unvorsichtigkeit in der schwärzesten Weise gekennzeichnet. Als ihn seine schadenfrohen Freunde auf die Flecken aufmerksam machten, erhob sich der Prinz mit blutrothem Gesichte und wünschte uns angenehme Ruhe.

Tags darauf erwiderten wir den Besuch. Der Fürst war aber nicht zu Hause und so machte der Prinz die Honneurs. Loczy überreichte ihm ein europäisches Eßbesteck und ich eine Mundharmonika. Da kam plötzlich der Onkel. Mit neidischen Blicken betrachtete er die kleinen Geschenke, eine Miß-

stimmung trat ein, der Gesprächsstoff war plötzlich wie abgeschnitten, und es schien gerathen, so bald als möglich die Residenz zu verlassen, wo — wie ich später erfuhr — ein kleiner Streit wegen der Frage, wem die Geschenke eigentlich gehören sollten, zum Ausbruche kam.

Die Militärbedeckung, welche uns der Vicekönig von Sze-tschuen beigestellt hatte, meistens Chinesen der südlichen Provinzen, litt unaussprechlich unter dem Einflusse der großen Kälte, die 15—17° C. erreichte. Die Soldaten schliefen nothgedrungen sehr oft im Freien. Die nackte Erde war das Bett, die Kleidung am Leibe der einzige Schutz gegen den Frost. Kein Wunder, daß mancher von ihnen krank wurde, und einer der Armen endlich den Strapazen unterlag.

Die Kameraden entzündeten, nachdem sie des Verstorbenen blaßgelbes Gesicht verhüllt hatten, einen ganzen Scheiterhaufen von Räucherpapieren und begannen hierauf bitterlich zu schluchzen. Es war nur eine Effectscene in der großen Comödie der Leichenfeierlichkeit, denn vordem hatten sie dem kaum erkalteten Todten die Schuhe von den Füßen gezogen, um sie zu verkaufen. Wenn ein Chinese einen Angehörigen verliert und selbst nicht im Stande ist, Crocodilsthränen zu weinen, so miethet er sich Klageleute, die in der lärmenden Leidesäußerung Virtuosen sind.

Keiner seiner vorgesetzten Officiere ließ sich blicken, sie fürchteten sich vor dem Todten. Und fern im Süden freuten sich Weib und Kinder auf die baldige Rückkunft des Familienvaters, der in der Fremde nun entseelt dalag. Vier Tage lang lag die Leiche nahe der Thoreinfahrt.

Die buddhistischen Lama des großen Klosters zerbrachen sich die Köpfe, ob der Verstorbene begraben oder verbrannt werden sollte. Wäre der Soldat ein Tibetaner gewesen, so hätte man ihm einfach einen großen Stein um den Leib gebunden und ihn sodann in den blauen, schäumenden Gebirgsfluß Dschau-dschu geworfen. So aber war er ein Chinese — und Taotist — und darum dauerte es so lange, bis der Tag und die Art der Bestattung bestimmt werden konnten.

Am 5. December endlich brachte man einen alten Thorflügel, welcher sonst in unserer Küche als Schneidebrett verwendet wurde, in das Leichen-

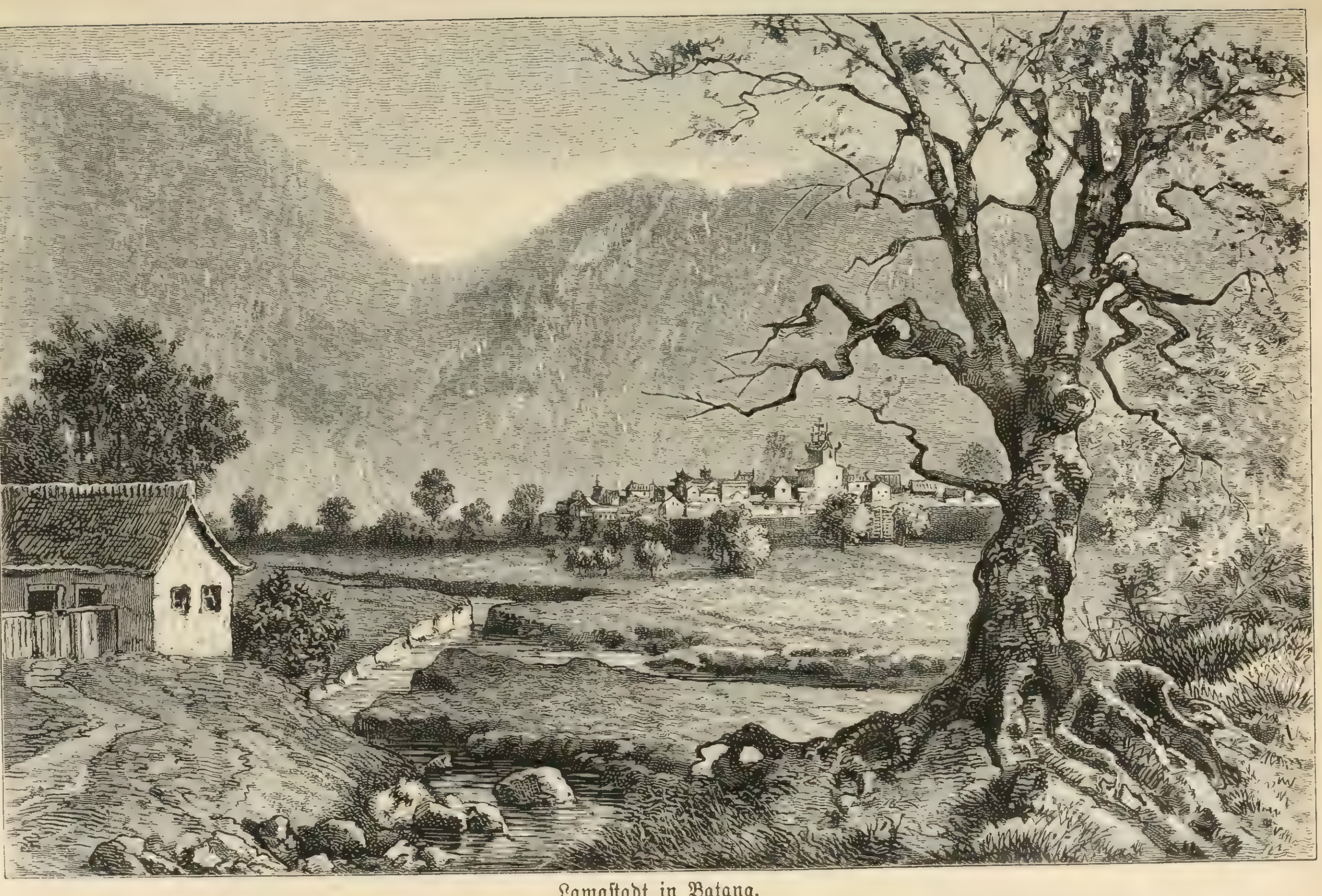
haus; darauf legte man den Cadaver und bedeckte ihn mit einer alten Filzdecke. Der Kopf lag auf einem Stoße Räucherpapier, in welchen die Form der landesüblichen Messingmünzen eingeschnitten war; das Gesicht war ebenfalls mit solchen Papieren überdeckt. Ohne Sang und Klang, ohne Begleitung der Lama und Officiere trugen drei gemiethete Chinesen den Todten fort.



Tibetanische Leichenverbrennung.

Einige Cameraden folgten dem Zuge und streuten längs des Weges Räucherpapiere.

Ich folgte dem Leichenzuge in angemessener Entfernung. Der chinesische Friedhof liegt etwas erhöht im Süden der Stadt auf einem kleinen Plateau. Der Ort, wo die Grabhügel in langer Reihe wie Kalköfen an einander gereiht sind, ist öde und wüst. Die Särge der Verstorbenen werden auf den geebneten Boden gestellt, dann in Form eines überdachten Fuhrmanns-



Lamaſtadt in Batang.

wagens ummauert und mit Kalk übertüncht. An der Westseite erhalten die Gewölbe kleine Oeffnungen, damit man die Sargköpfe sehen kann. Als ich den Ort erreichte, war einer der gemietheten Chinesen damit beschäftigt, in einer seichten, etwa zwei Meter langen und kaum einen Meter breiten Grube einen Scheiterhaufen zu errichten.

Die Cameraden des Verstorbenen saßen und hockten in einer Gruppe auf dem verdorrten Rasen und gaben theils dem Feuermanne Weisungen, theils kritisirten sie den Lebenslauf des verstorbenen Freundes. Die Gesellschaft schien nicht im mindesten ergriffen zu sein, im Gegentheile sie benahm sich so, als sei das traurige Schauspiel mehr ein Spaß, eine Zerstreuung. Einer allein machte eine Ausnahme. Es war dies der Soldat, welcher den armen, hilfsbedürftigen Kranken bis zur letzten Stunde aufopfernd gepflegt hatte, ein blasser, junger Mensch, der in Hokeu eines kleinen Vergehens wegen Stockstreiche erhalten hatte. Dieser lag abseits der Gruppe auf dem Boden und pflückte gedankenvoll einen gelben Halm nach dem anderen aus dem trockenen Boden und warf ihn auf den Holzstoß.

Als der Holzstoß fertig war, warfen die gemietheten Leute den Leichnam mit zur Erde gewandtem Antlitze darauf. Einer der Beschäftigten betrachtete aufmerksam den schönen Zopf, welcher nun verbrennen sollte; dann zog er ein Messer aus der Tasche und säbelte so lange mit der stumpfen Klinge, bis er die Haare vom Scheitel getrennt hatte. Während der Operation schleifte er den Kopf des Todten unbarmherzig an den Holzkanten hin und her. Nun wurde über den Körper eine weitere Lage Holz geworfen, bis der Stoß die Höhe von zwei Meter erreicht hatte. Die Länge desselben ließ Einiges zu wünschen übrig, denn die Füße des Soldaten ragten aus dem Holze hervor.

Ein Mann brachte nun acht aus Erde geformte Lampen und ein größeres Gefäß mit Butter. Im Nothfalle sollte damit das Holz eingefettet werden, damit es besser brenne. Das war aber nicht nothwendig. Die Leute schichteten an den vier Seiten des Scheiterhaufens (der Kopf lag südwärts) sowie auf dem Boden der Grube Hobelspäne und dünne Holzstücke auf und endlich — war es dem treuen Pfleger des Verstorbenen vorbehalten, das

Holz unterhalb der schwebenden Füße mit einigen Räucherpapieren zu entzünden. Bei der immensen Trockenheit, welche in den Herbstmonaten hier herrschte, war der Scheiterhaufen binnen einer Viertelstunde eine Flamme. Ein schwacher Wind erhob sich und fachte das Feuer noch mehr an.

Während das Feuer gierig sein Opfer beleckte, verließ ich den Schauplatz dieser pietätlosen Todtenbestattung.

Ungefähr eine Stunde später wanderte ich wieder zu dem Platze, um zu sehen, wie schnell die Verkohlung vor sich gehe. Oben angelangt, bemerkte ich den mißtrauenden Feuermann, welcher mir in aller Eile gefolgt war, um meine Absichten zu überwachen. Der Holzstoß war bereits zum größten Theile verkohlt, aus den glühenden Kohlen züngelten hie und da mächtige Flammensäulen empor. Der Anblick des Gerippes, aus dessen Stellung man beinahe vermuthen konnte, das blos scheintodte Opfer habe Anstrengungen gemacht, sich der glühenden Last zu erwehren, war ein grauenhafter.

Am nächsten Tage begegnete ich auf einem Spaziergange zu den warmen Bädern*) den treuen Cameraden des Verstorbenen, welcher in einem Sacke die gesammelten Knochen des Freundes und in der Tasche das Geschenk des Grafen Széchenyi für die Hinterbliebenen mit sich tragend, nach Osten ritt. Das glückliche Gefühl, in seine Heimat zurückkehren zu dürfen, gab sich deutlich in seinem stummen Abschiedsgruße kund.

Wir verkehrten nahezu alltäglich mit Abbé Biêt, dem Bruder des Missionsbischofs in Ta-tsien-lu. Er bewohnte ein besseres Haus in unserer Nachbarschaft, wo er in einer kleinen Capelle jeden Morgen für die wenigen Christen seiner Pfarre die Messe celebrirt. Er wußte uns die zuverlässigsten Nachrichten über die beunruhigenden Gerüchte, die von der Grenze des Priesterreiches nach Batang drangen, mitzutheilen. Jeder Tag brachte frische Neuigkeiten über die Raubthaten und Plünderungen des aus Lassa anrückenden Milizheeres. Der Civilmandarin von Batang war schon vor unserer Ankunft

*) Die Schwefelbäder von Batang liegen an der Litanger Straße im Osten der Stadt und werden von den Lama und den tibetanischen Frauen zu jeder Zeit stark besucht. Die Männer und Frauen baden separirt in den heißen Quellen (+ 35° C.), die nach drei Seiten ummauert sind.

aus der Stadt geflohen und sein Stellvertreter, ein alter, biederer, dafür aber einflußloser, mohamedanischer Subaltern-Officier, konnte aus eigener Initiative gar nichts für uns thun, wollte er nicht seinen Hals riskiren. Obwohl uns damit die Möglichkeit genommen war, weiter zu reisen, so beschloß Graf Széchenyi trotz der Warnungen von Seite des Missionärs und des tibetanischen Königs, eine Recognoscirung bis zum Kinscha-kiang auszuführen. Die Reise nahm einen Tag in Anspruch. Wir erfuhren aber nichts Neues und konnten nur den mächtigen Strom bewundern, der in einem engen, felsigen Thale träge nach Süden fließt. Bei der vorherrschenden Trockenheit besaß das Wasser nur eine Breite von 150 Schritt, der übrige Theil des Bettes war mit Sand und Steingerölle ausgefüllt. Der zahlreichen Cataracte wegen, über welche der Fluß sich seine Bahn nach den Ebenen im fernen Osten geschaffen, ist derselbe nicht schiffbar.

Die nahen Gebirgszüge bestehen aus steilen, felsigen, entholzten und nur mit Dornengestrüpp bewachsenen Formen. Dort, wo die Hänge flacher werden und dann wie ein kleines Plateau die felsigen Abstürze in sanfter Wölbung überdachen, erblickte ich in der Mitte der frischgrünen Weide hin und wieder ein einsames tibetanisches Gehöfte.

Schon Tags vorher hatten die tibetanischen Fürstenbrüder ihre Kerntruppen, wie eine Vorpostenkette zum Kinscha-Strome entsendet, damit wir von den auf den Bergen lauernden Priestersoldaten nicht angefeindet und angeschossen würden.

Auf dem Heimwege hieß es, daß einer unserer Beschützer, von einer feindlichen Flintenkugel schwer verwundet, nach Batang transportirt worden sei. Dieser Vorfall wurde jedoch schnell vergessen, als der Bruder des Fürsten die unerwartete Neuigkeit erfuhr, die Seele des verstorbenen Kutuktu habe von seinem jüngsten, dreijährigen Sohne Besitz genommen.

Das war ein Freudenfest für Batang. Abends erfolgte die feierliche Proclamation des Klostervorstandes. Bis spät in die Nacht hörten wir aus allen Häusern die melancholischen Töne der Clarinetten und den tiefen Brummbaß der Posaunen und Hörner aus der Lamaserie. Freudig erregte Gruppen singender Tibetaner umstanden die ganze Nacht hindurch ihre Kinder,

die in munterem Reigen eine Anzahl brennender Kerzen umtanzten, welche sie in der Mitte des Hofes auf dem Kehrichthaufen aufgepflanzt hatten. Der Fürst arrangirte am folgenden Tage ein großartiges Festessen, zu welchem er alle Würdenträger des Klosters einlud. Die Musikcapelle der Priester begann schon mit Morgengrauen in dem Hüttenpalast, der uns so nahe lag, daß kein Mißton verloren gehen konnte, ihre ohrenzerreißende Production. Endlich wurde der junge Gott in feierlicher Procession in das Kloster übertragen. Auf den nahen Feldern brannten große Feuer. Bei jedem Scheiterhaufen wartete eine Anzahl rothgekleideter Lama auf den Zug. Sobald der Kutuktu eine solche Stelle passirt hatte, löschten die Priester das Feuer und schlossen sich der Procession an.

Da es uns untersagt wurde, die Heiligkeit der Handlung durch unsere Anwesenheit zu entweihen, konnte ich die Vorgänge nur aus der Ferne beobachten. Als ich aber trotzdem eine wahre Reckengestalt die rothfärbige Umgebung nahezu um eine Kopflänge überragen sah, da fragte ich unseren Pema, wer das wohl gewesen sei. Mit verächtlichem Lächeln ertheilte er mir folgende Antwort: „Ah, das ist der Campo-lama, ein schlechter Lama. Der gute Lama weiß seine Vorschriften, und er befolgt sie. Dieser aber nicht; denn wenn er eine Reise unternimmt, ertheilt er ganz eigenthümliche Befehle; in jedem Dorfe, wo er übernachtet, verlangt er mehr, als ein Futai es zu thun pflegt." Pema schüttelte verdammend sein verwildertes Haupt; er war empört darüber, daß Campo-lama sein Gelübde so vergessen konnte. Im Uebrigen hörte ich über die sittliche Corruption der gesammten Lamasippschaft so viele und schauerliche Erzählungen, daß es sogar schwer wird, über den Campo-lama den Stab zu brechen.

Die Festlichkeiten zu Ehren des lebenden Buddha waren verklungen, und wenn man während derselben unsere Anwesenheit in Batang ignorirt hatte, so gestaltete sich dafür bald darauf unsere Lage zu einer recht kritischen. Zuerst waren es die Nachrichten, die Pater Biêt aus Yarkalo erhielt, welche insofern höchst beunruhigend lauteten, als die hart an der Grenze liegende, entfernteste Missionsstation in erster Linie gefährdet erschien. Die Sache verhielt sich so.

Der Vicekönig von Sze-tschuen hatte seinem gegebenen Versprechen gemäß, wirklich ein Schreiben nach Lassa expedirt, worin er dem chinesischen Amban befahl, den Vorstand (Tanguti) des tibetanischen Landesministeriums womöglich für eine freundliche Aufnahme der Europäer umzustimmen. Der Brief kam nur bis Kianka. Der Courier wurde von den dortigen Priestern aufgehalten und seines Postpacketes beraubt. Das Volk erfuhr in wenigen Tagen den Inhalt des Schreibens. Die Lama schürten das bereits glimmende Feuer des Mißmuthes zur hellen Flamme, indem sie von Haus zu Haus zogen und die waffenfähigen Männer zum Kampfe gegen die fremden Eindringlinge aufforderten: „Der Zorn Buddha's zeigt sich bereits in Euren Familien; Eure Väter, Eure Kinder sterben an den Blattern; Ihr habt nicht genügend zu essen, denn kein Regen erfrischt Euere Felder, und die Früchte verdorren im ausgetrockneten Boden. Ihr Alle werdet noch verhungern! Und warum? Weil Ihr saumselig zuseht, wie der Feind Schritt für Schritt näher kommt, um unser heiliges Land zu verwüsten und uns zu verderben!"

Solche Reden verfehlten nicht die beabsichtigte Wirkung. Bald standen 4000 Mann unter den Waffen. Der Chef des Klosters von Kianka entsendete nun eine Deputation von einigen Lama nebst 200 Milizsoldaten nach Yarkalo zu dem Missionär mit der Drohung, daß alle Christen des Dorfes ohne Gnade massacrirt würden, wenn die Europäer nicht von dem Vorhaben, nach Lassa zu gehen, abstehen sollten. Dem Missionär gelang es zwar, einen Courier nach Batang abzusenden, der von dem chinesischen Civilbeamten Hilfe und Unterstützung verlangen sollte, doch der Mandarin Tschao war geflohen, und niemand Anderer konnte es wagen, den Tibetanern entgegenzutreten.

Da überraschte uns eines Abends der Dolmetsch Tang mit der unheimlichen Warnung, in Bezug auf unsere Nahrung recht vorsichtig zu sein, denn die Lama hätten nun auch die Chinesen von Batang für ihre Absichten gewonnen, indem sie auf unsere Köpfe einen hohen Preis ausgesetzt hätten.

„Und die Chinesen sind recht habgierige Leute, das wisset Ihr selbst," schloß er seine angsterfüllte Rede.

„Die Vorposten der Armee stehen bereits in Tschropa-long*) und heben dort ein großes Grab aus, wo Ihr hineingeworfen und zum warnenden Beispiel mit Steinen eingedeckt werden sollt," meldete jetzt wieder Pema mit eisiger Ruhe und gab seinem rechten Oberarme einen leicht verständlichen Schwung: „Jetzt ist es höchste Zeit."



Heiße Bäder in Batang.

Selbst Pater Biêt beschwor uns in seiner Sorge, umzukehren; es werde bös enden.

Wir aber hofften noch immer auf die Unterstützung der Chinesen, auf die Giltigkeit des Reisepasses, auf die Unantastbarkeit des Ehrenwortes, welches uns der Gouverneur von Kuku-nor in erhabener Stimmung gegeben.

*) Ein tibetanisches Dorf am Kinscha-kiang, eine Tagereise südlich von Batang.



Das Innere eines tibetanischen Hauses.

Alle Versprechungen von Seite der chinesischen Regierung und ihrer höchsten Beamten erwiesen sich als Lug und Trug, als berechnete Vorspiegelung in dem Momente, wo es absolut unmöglich war, Aufklärung und Rechenschaft zu fordern.

Der Graf erhielt am 13. December ein aus Peking durch einen speciellen Courier expedirtes Schreiben. Wenn man erwägt, mit welcher Sehnsucht wir diesen Brief erwarteten, dessen Inhalt für unsere Projecte entscheidend sein mußte, wird man begreifen, mit welch' athemloser Spannung wir die Uebersetzung des Interpreten verfolgten.

Schon die ersten Zeilen auf dem kunstvoll zusammengefalteten Rosapapier enthielten nichts Gutes. Das Tsungli-yamen bedauerte, unter den obwaltenden Verhältnissen nicht in der Lage zu sein, uns weitere Unterstützung angedeihen zu lassen. An eine Weiterreise nach Lassa sei nicht mehr zu denken, weil die Priester und das Volk in höchster Erregung einen heiligen Eid geschworen hatten, jeden Fremden zu tödten, der ihr Land betreten wolle. „Unsere Macht hört am Grenzsteine bei Tschropa-long auf" — heißt es in dem Schreiben weiter, „wir können Euer wegen keinen Kampf mit diesem dummen und ungastlichen Volke beginnen, denn unsere Militärbesatzung ist zu schwach und in der Minderzahl. Was wir thun können, ist nur das, Euch hoffentlich unversehrt nach Yün-nan zu bringen."

Zur Bekräftigung dieser Behauptung lag eine Abschrift des Eides, welchen die Tibetaner geschworen, dem Briefe mit der Bemerkung bei, daß der Tanguti die Regierung wiederholt aufmerksam gemacht habe, daß die Priester zum Aeußersten entschlossen seien. Der Stab war über unsere schönen Pläne gebrochen. Konnten wir Drei einen Kampf mit 4000 Mann aufnehmen? Das wäre Wahnsinn gewesen. Die chinesische Regierung gestand selbst ein, daß sie über Tibet keine Macht, keinen Einfluß ausübt, daß Tibet nur mit Waffengewalt gefügig gemacht werden könne.

Wenn ich je noch daran gezweifelt hätte, daß dieses Priesterregiment nur dann China's Oberherrschaft anerkennt, wenn es die Geschenke des Kaisers in Empfang nimmt, so schwand nun der Glaube an ein tributäres Tibet mit einem Schlage, als wir die Ungiltigkeit und Werthlosigkeit des Regierungspasses in so niederschlagender Weise erfuhren.

Es war eine Schmach für China, daß ein mit dem Siegel der Präfectur ausgestattetes Document in dem Augenblicke, wo es wirkliche Dienste leisten sollte, sich nur als Maculatur erwies.

Es scheint mir kaum glaublich, daß das Tsungli-yamen über die tibetanischen Verhältnisse so wenig aufgeklärt war, und uns im guten Glauben auf ein wirkliches Abhängigkeitsverhältniß des Priesterreiches in Tibet den Paß ausfertigte. Ich glaube vielmehr, daß das Minister-Collegium sich schämte, die Einflußlosigkeit des Reiches in der Verweigerung des für Lassa giltigen Reisedocumentes einzugestehen. Sie schrieben ihre Namen ohne große Bedenken unter das Regierungsversprechen und dachten sich: an Ort und Stelle werden Euch schon die Lama eines Besseren belehren. Die Engländer in Peking hatten recht, als sie seinerzeit den Reisepaß mißtrauisch kritisirten und mit schlauem Lächeln die Köpfe schüttelten.

Von allen Seiten verlassen, sah Graf Széchenyi die Nothwendigkeit der Abreise von Batang ein, wollte er nicht seine Expedition und die bedrohten französischen Missionäre der blinden Wuth der fanatischen Buddhisten preisgeben. Er beschied am nächsten Tage alle Beamten und Officiere von Batang in seine Wohnung und theilte ihnen mit, er wolle nach Yün-nan reisen, im Falle er die Route über das tibetanische Land der Mitte, Tschung-tjen wählen könne. Er entschied sich für diesen Weg, um nicht die Route des englischen Capitäns Gill zu verfolgen, welcher vor einigen Jahren von Batang über Atense nach Li-kiang escortirt wurde. Die Mandarine steckten ihre Köpfe zusammen und conferirten in bedenklicher Weise. Auf die entschiedene Bemerkung des Grafen hin, er werde auch dann nach Tschung-tjen gehen, wenn die Herren dagegen sein sollten, erklärten sie sich endlich mit Allem einverstanden und setzten die Abreise für den 15. December fest.

Es erübrigt mir nur noch beizufügen, daß die Missionäre unter dem Verdachte, uns nach Batang gerufen zu haben, selbst nach unserer Abreise von dem tibetanischen Raubgesindel Vieles zu leiden hatten, und daß Monate vergingen, bevor die Aufregung der Lama sich so weit legte, daß die französischen Priester nicht mehr für ihr Leben zu fürchten brauchten.

XXI.

Von Batang nach Tali-fu.

Ein Abschiedstrunk. — Im Bivouac. — Eine Jause beim Fürsten. — Gefährliche Brücken. — Eine Mondesfinsterniß. — Tschung-tjen. — Abschied vom General Lin. — Das Kinscha-Thal. — Wieder unter Chinesen. — Tali-fu.

Es war am 15. December um 2 Uhr Nachmittag. Im wintermäßigen Reisecostume, den Revolver umgürtet, saßen wir in Gesellschaft des Fürsten im Empfangssalon des Kun-kwan und warteten, den dampfenden Abschiedsthee schlürfend, auf den General Lin, der es gewöhnlich mit der Zeit nicht sehr genau nahm. Endlich kam er; sein Kopf stak wie immer in einer warmen Kapuze, aus welcher nur die Spitze seines Stumpfnäschens schüchtern hervorlugte.

„Zoa, zoa! Gehen wir, sonst wird es Abend," eilte Graf Széchenyi, doch auch der General hatte Durst und trank noch einige Schalen seines Lieblingsgetränkes, bevor er sich Gesicht und Mund mit dem langen Aermel seines Seidenkleides abwischte und im sichtlichen Einverständnisse schelmisch mit dem Kopfe nickte.

Wir bestiegen die Pferde und ritten langsam dem Gepäckstrain voran. Vor dem letzten Hause der Stadt lagerte eine Schaar alter Weiber. Als sie uns erblickten, standen sie auf und begannen ein ohrenzerreißendes Geheul. Jede dieser weichherzigen Matronen hielt in der Rechten einen irdenen Topf, der bis zum Rande mit einer Flüssigkeit, auf welcher ein Stückchen Butter schwamm, gefüllt war. Ich war der Erste, der ihnen in die Hände fiel. Die Thränen liefen der Anführerin in hellen Strömen über die runzeligen Wangen, als sie mir ihren Topf zum Trunke anbot. Was konnte ich thun?

Mich ekelte schon vor dem Gefäße, um wie viel mehr vor dem räthselhaften Inhalte. Mit stiller Resignation führte ich den Topf zu den Lippen und that so, als söge ich begierig an dem tibetanischen Nectar. Trotzdem ich die Zähne fest aufeinander preßte, so behielt ich doch den Geschmack einer auf concentrirtem Fusel geronnenen, ranzigen Butter im ganzen Gaumen. Ich warf den alten Versucherinen etliche Münzen auf den Boden, worauf sie ihr schmerzerfülltes Jammern abbrachen und erst wieder mit wachsender Kraftentwickelung anstimmten, als sie des Grafen ansichtig wurden.

Diese Aufmerksamkeit war sicherlich eine von dem Fürsten arrangirte Abschiedsscene, denn wie mir Loczy, der an dessen Seite ritt, mittheilte, war jener, als ihm der Becher gereicht wurde, selbst bis zu Thränen gerührt.

Unser Weg brachte uns am ersten Tage bis nach Ba=dschung=dschi, dem kleinen Dörfchen, wo wir auch vor drei Wochen, als wir nach Batang reisten, übernachteten. Den folgenden Morgen ließen wir die bekannte Straße links, und wandten uns, das Thal einer wilden Torrente ersteigend, nach Süden. Es war grimmig kalt. Trotz des großen Gefälles war der Wildbach zugefroren. Das Eis knirschte unter den Füßen, es glitzerte auf dem Wege und an dem Felsgesteine und hing wie spröde Glassplitter an den spärlichen Ueberbleibseln der Sommervegetation. Wir mußten, da der Weg bald am rechten, bald am linken Uferrande das Flüßchen begleitet, einige Brücken passiren, welche, da sie gänzlich vom Glatteis bedeckt, und ohne Geländer in schlüpferiger Abdachung zur Tiefe sich neigten, die größte Vorsicht geboten. So wanderten wir im finsteren, frostigen, düsteren Urwalde ohne Unterbrechung und Rast bis zum Nachmittage. Endlich erreichten wir eine kleine, von schützenden Felswänden umschlossene Waldlichtung. Ein mächtiges Feuer brannte vor dem großen, schwarzen Reisezelte des Fürsten, welches die Leibwache bereits für ihren Herrn in Stand gesetzt hatte. Wir tranken mit gierigem Wohlbehagen den mit Gerstenkleie und Butter präparirten, heißen Thee und warteten geduldig auf das Eintreffen des Gepäcks, um auch unser Zelt, welches Graf Széchenyi schon in Ta=tsien=lu anfertigen ließ, neben dem des Königs aufschlagen zu lassen. Nach einem frugalen Mahle legten wir uns zur Ruhe.

Trotzdem ich alle Kleidungsstücke über meine Bettdecke geworfen hatte, so fühlte ich dennoch die besonders mit dem Morgengrauen tiefer sinkende Temperatur in ihrer ganzen Schrecklichkeit. Ich stand frühzeitig auf, warf einen neugierigen Blick auf das Thermometer (es zeigte — 20° C.) und flüchtete mich zu dem Feuer, wo die Dienerschaft die ganze Nacht durchwacht hatte. Es währte nicht lange, so erschien der vor Frost bebende Fürst und drängte zum Aufbruch. Auch General Lin war an dergleichen Unannehmlichkeiten nicht gewöhnt, trotzdem seine magere Gestalt durch die Unzahl der Pelze, welche er trug, eine kugelförmige Rundung angenommen hatte.

Wir marschirten weiter. Nach einer guten Wegstunde lichtete sich der Wald und wir konnten in der breiter werdenden Thalsohle die Wohlthaten der erwärmenden Sonnenstrahlen genießen.

Die Stämme des Urwaldes nehmen zusehends in ihrer Höhe ab und vermengen sich schließlich mit dem Zwergholz und dem niederen Dornengestrüppe zu dem letzten Vegetationsgürtel des vor uns liegenden Gebirges. Ueber Schutt und Stein geht es nun in kurzen, steilen Windungen aufwärts zu dem Passe Dsamba-la (5050 Meter hoch), der weit und breit wegen seiner giftigen Luft verrufen und gefürchtet ist. Es ist wahr, wir Alle fühlten den Einfluß der verdünnten Luft in weit stärkerem Maße als auf dem höheren Tschara-la. Auch die Pferde arbeiteten sich mit zitternden Nüstern mühsam den Berg hinauf und rasteten öfter, als es den ungeduldigen Treibern wünschenswerth erschien.

Die Tibetaner haben die Paßhöhe durch die Errichtung einiger Obe geheiligt, und zwischen den Steinhaufen die weißgebleichten Skelete jener Lastthiere, die während der Bergtour zu Grunde gegangen waren, zusammengelesen.

Im Süden öffnet sich ein anmuthiges Thal. Eine kurze, recht beschwerliche Steile noch, und wir betreten den breiten, muldenförmigen, wiesengrünen Ursprung des Mo-dschou, an dessen Uferterrassen der Weg sich in sanfter Abdachung zu dem hochstämmigen Walde hinschlängelt.

In dem zweiten Bivouac begrüßte uns der Bruder des Fürsten von Ta-tsien-lu. Er war vorausgeeilt, um auf dem Weideplatze rechtzeitig die

Zelte aufzuschlagen und für hinreichende Lebensmittel zu sorgen. Die beiden Fürsten bewiesen sich überhaupt seit der Abreise von Batang als liebenswürdige Reisebegleiter, vielleicht deshalb, weil sie nicht mehr die Controle der Lama zu befürchten hatten. Ihre ungezwungene Geselligkeit hatte bald die Schranken des chinesischen Ceremoniels überwunden, wir verplauderten die Abende in so freier Weise, daß General Lin beinahe eifersüchtig wurde und sich in Aufmerksamkeiten überbot.

Wir hörten unter Anderem von dem Fürsten, daß Abbé Gabet noch bis zum heutigen Tage unter den Tibetanern ein ehrenvolles Andenken genießt und sogar an vielen Orten in Anbetracht seiner gut genährten Persönlichkeit als „unsterbliches Idol" (wie Tang übersetzte) verehrt und vergöttert wird. Jeder Tibetaner kennt zum mindesten den französischen Missionär unter dem Namen „Langnase". Der Fürst wollte gar nicht glauben, daß Gabet längst gestorben sei, denn auch er schien trotz der so oft geäußerten Freigeisterei ihn als lebenden Buddha zu verehren.

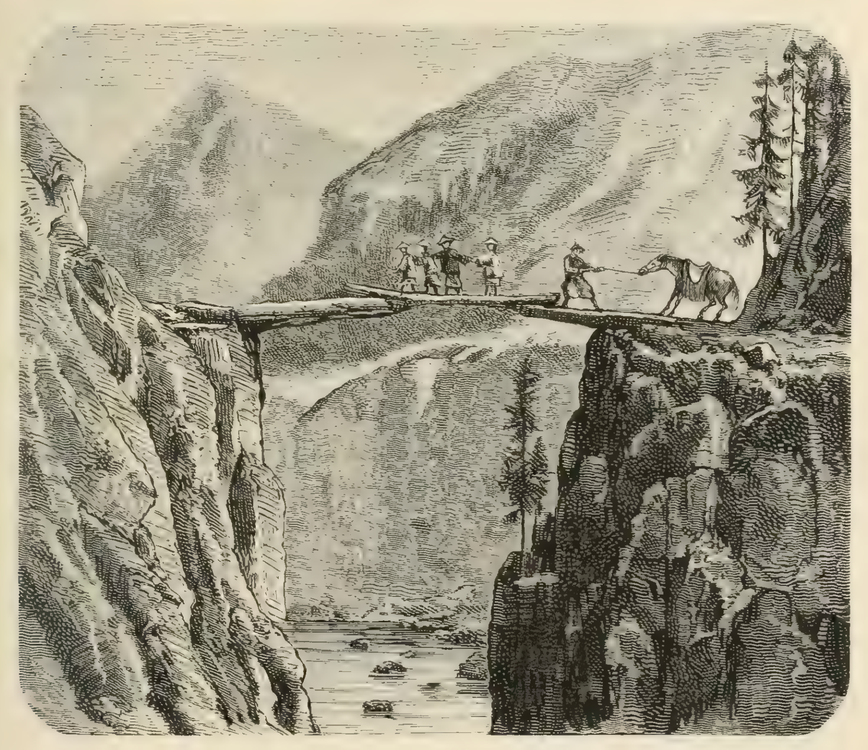
Am vierten Reisetage übernachteten wir wieder in einem tibetanischen Dorfe. Hier in Tungolo machten wir endlich die Bekanntschaft mit dem Civilmandarin Tschao, der sich bei unserer Ankunft von Batang geflüchtet hatte. Da Tschao behauptete, er käme soeben von Ta-tsien-lu, so bleibt es mir ein Räthsel, wie es möglich war, daß er kaum eine Woche nachdem wir den Beschluß gefaßt hatten, über Tschung-tjen nach Tali-fu zu reisen, mit uns in Tungolo zusammentreffen konnte. Wären auch Batang und Ta-tsien-lu mit einer Telegraphenleitung verbunden, so ist die Entfernung zu groß, um die Strecke selbst bei ununterbrochener Reise in so kurzer Zeit zu hinterlegen. Ich glaube daher, daß der Beamte aus einem nahen Verstecke die Vorgänge beobachtete und erst im richtigen Momente vor die Oeffentlichkeit trat.

Kurz und gut, kaum war Tschao erschienen, da zeigten sich schon wieder Hindernisse und Schwierigkeiten aller Art. Er sei von der langen Reise erschöpft und müsse einen Tag lang der Ruhe pflegen.

Der Graf war anderer Ansicht und entgegnete ihm kurz und bündig: Da wir schon so lange auf seine Intervention verzichten mußten, so würden wir auch ohne ihn weiter kommen. Er möge getrost nach Batang gehen,

wo seine Anwesenheit dringend geboten wäre. Der Beamte mußte stricte Vorschriften zu befolgen haben, denn er ignorirte den wohlgemeinten Rath und schloß sich am nächsten Morgen der Colonne an.

Unweit des Dorfes Jaregun liegt an der rechten Seite des Weges ein stattliches Kloster, Namens Tschao-gö. Eine Lama-Deputation stand vor



Brücke über den Den-dschu.

dem Orte und begrüßte in ehrfurchtsvoller Weise den Fürsten, sowie die chinesischen Mandarine. Als aber wir in ihre Nähe kamen, kehrten sie sich voller Verachtung um und zeigten uns ihre Rückseite.

Auch späterhin, als es im Thale lebhafter wurde und zahlreiche Ortschaften in der Mitte fruchtbarer Felder die wilde Romantik der Waldgebirge bedeutend milderten, genossen die Würdenträger des Reiches von allen Seiten den Ausdruck serviler Unterwürfigkeit. Die Tibetaner brachten große

Butterziegel und schwere Säcke mit Gerstenkleie, die Frauen credenzten die bekannten Töpfe mit Branntwein, von den Lamaserien schmetterten die Freudenfanfaren in das Thal herab und in den Fortificationen krachten die Mörser. Der Fürst konnte besonders mit der Haltung des aus zwanzig Häusern bestehenden, reichen Dorfes Zung-za vollkommen zufrieden sein. Von nah' und ferne waren die Unterthanen herbeigeeilt, um unter der Führung der Priester ihre kniefällige Huldigung darzubringen.

Die beiden Fürsten hatten auf einer großen Wiese ihre Zelte aufgeschlagen und luden uns, nachdem sie die Audienzen ertheilt hatten, zu einem Imbiß ein.

Es war, als hätten sie die Absicht, gerade heute in ihrer vollen Majestät zu glänzen, als wollten sie den Beweis liefern, daß ein tibetanischer Herrscher auch in europäischem Luxus Großes zu leisten im Stande ist. Der Fürst stand mit seinem Bruder vor dem Bivouac und weidete sich mit herzlichem Vergnügen an unserem Staunen über die blendend weißen Zelte, die den höchsten Ansprüchen eines englischen Sportsman genügt hätten.

„Ich habe sie von einem Freunde in Lassa zum Geschenke erhalten," erklärte er uns deren Besitz, „sie sollen aus Calcutta stammen. Ich weiß nicht, ob es wahr ist." Jeder Zweifel mußte verstummen, denn die wasserdichte Leinwand zeigte auf dem Dache die in grellem Roth eingenähte Firma: Anderson, Calcutta.

Der Fürst forderte uns auf, das Innere des Zeltes zu besichtigen. Im Hintergrunde stand ein mit persischen Teppichen belegter Divan und vor demselben ein reich geschnitzter Tisch. Konnte es uns da noch wundern, daß ein Diener eine Kanne duftenden Kaffee's (ein Geschenk der Missionäre), ein zweiter einen Topf frischer Sahne, ein dritter Brod, Butter und Zucker brachte!

Nach der Jause überreichte uns der Fürst einige kleine Geschenke sammt der unerläßigen Kata *) und begleitete uns in das Quartier, um an unserer bescheidenen Abendmahlzeit theilzunehmen.

*) Kata ist ein langes, schmales, durchsichtiges Gewebe aus Baumwoll- oder Seidenfäden, ohne welche Beigabe die Tibetaner weder ein Geschenk geben noch nehmen.

Wir verließen am nächsten Tage das Gebiet des Mo-dschu, welcher sich bei Zung-za unter einem rechten Winkel nach Westen wendet und nach weiteren 100 Li in den Kinscha-kiang fließt, überstiegen den Paß Dengu-la und gelangten ohne viele Mühe und Anstrengung in das Thal eines anderen Nebenflusses des Kinscha-kiang, mit Namen Den-dschu. Den Oberlauf des Flusses haben wir bereits am Abende vor der Besteigung des Tschara-la bei dem Orte Tassou, wo die Soldaten aus Litang und Batang gegenseitig ihre Stärke erprobten, kennen gelernt.

Sein Thal gestaltet sich von nun an, besonders nach der Einmündung des am westlichen Abhange des Gambu-ne entspringenden Ra-dschu, zu einer düsteren, wildromantischen Schlucht, die, zu beiden Seiten von unzugänglichen, hohen Felswänden eingeengt, an Abenteuerlichkeit und unerschöpflicher Abwechslung nichts zu wünschen übrig läßt. Bergauf und ab zwängt sich der schlechte und bedenklich schmale Weg in jede nur halbwegs gangbare Spalte des zerklüfteten, zerrissenen Bergfußes; jetzt verdecken noch einige Gesträuche die Gefährlichkeit der Situation, doch einige vorsichtige Schritte nach vorwärts lassen uns plötzlich vor einem gähnenden Abgrunde zu unseren Füßen zurückprallen. Etliche in das Gestein gehauene Stufen bringen uns wenige Meter höher in das dünne Gestrüppe eines kleinen, flacheren Plätzchens, von dessen scharfkantiger Abdachung eine Brücke auf das jenseitige Ufer hinüberführt. Und welche Brücke! Von den beiden Uferbänken reichen 5—6 dünne Baumstämme in einer Länge von 6 Meter wie die Spreizen eines Sprengwerkes in die Höhe. Eine gleiche Anzahl längerer Stämme darüber und der Bau ist fertig. Geländerlos erhebt sich die spaltenreiche Brückendecke in einer Breite von kaum 1 Meter, 12—18 Meter über das grüne Gebirgswasser, das in seinem engen Bette unheimlich gährt und schäumt.

In dieser Art übersetzt der Weg innerhalb zweier Tage neun Mal den Strom. Manche Brücke wurde erst kürzlich aufgebaut, und zwar neben den Trümmerresten des alten Ueberganges, welcher in Folge der Ueberlastung zusammenstürzte und alle Passanten in die verderbliche Tiefe hinabriß.

Bei der Gefährlichkeit des Weges mußte das Reiten nahezu gänzlich aufgegeben werden, selbst die Fürsten und Mandarine gingen größtentheils

zu Fuß. Die Art und Weise, wie diese Herren die Brücken überschritten, entbehrte nicht einiger Komik. Der kräftigste Diener mußte zuerst eine Belastungsprobe der Brücke vornehmen, indem er in der Mitte den in allen Fugen wankenden und wackelnden Holzbau durch wiederholtes Emporschnellen des Körpers in eine bedenklich ächzende Bewegung versetzte. Sodann ging er zu dem Fürsten und versicherte ihn unter den heiligsten Schwüren der Solidität der Brücke. Ohne eine weitere Entgegnung abzuwarten, stellte er sich nun mit vorwärts gebeugtem Oberkörper vor den schwindelnden Bau, ein zweiter Diener legte seine Hände auf die breiten Schultern des voranstehenden, und so bildeten die treuen Unterthanen eine lebende Kette, deren letztes Glied, ihr Fürst, in dem Bewußtsein, daß, wenn das Gerüst zusammenbräche, er nicht der Einzige verunglücken würde, mit fest zusammengekniffenen Augenlidern den unsicheren Gang vollführte. Ein Tibetaner, dessen Aufgabe es war, den Fürsten durch zeitgemäße Rathschläge vor einem Fehltritte zu bewahren, beschloß den Zug. In ähnlicher Weise wurden auch alle abschüssigen Wegstellen überwältigt. —

Wieder ein Jahr war vorübergezogen. Reich an Eindrücken und Erfahrungen, konnten wir mit einiger Befriedigung auf die großen Gebiete zurückblicken, welche wir seit dem letzten Christfeste durchstreift und kennen gelernt hatten. Wenn wir auch vor Jahresfrist noch in der Hoffnung schwelgten, die letzte Champagnerflasche am Weihnachtstage in Lassa leeren zu können — eine Illusion, wie wir es erfahren mußten — so feierten wir doch diesmal den heiligen Abend in einer gänzlich unbekannten Gegend, in einem Lande, welches zuvor noch von keinem Europäer — ja nicht einmal von einem Missionär betreten worden war.

Der Christtag verging wie jeder andere Reisetag; unsere Delicatessen waren mit dem letzten Schluck Champagner, welchen wir bereits in Batang tranken, zu Ende, ein gebratener tibetanischer Hahn mit pechschwarzen Knochen und Zwiebelreis mit ranziger Butter trugen wenig dazu bei, die festliche Stimmung des Abends zu erhöhen.

Wir näherten uns dem Kinscha-kiang. Der Weg verläßt das dunkle Thal des Den-dschu und schlängelt sich in scharfen Windungen auf den Hang

der linksseitigen Begleitung empor, deren Einfaltungen und Vorsprünge seiner Trace geringere Schwierigkeiten entgegenstellen, als die senkrechten Steinmauern des ungangbaren Defilé's in der Tiefe.

Trotzdem kamen auch hier solche Wegpartien vor, welche das Herz schneller schlagen machten und im Vergleiche mit den schwebenden Brücken sogar größere Kenntnisse im sicheren Balanciren erheischten. Abgesehen davon, daß es an vielen Stellen möglich war, von dem fußbreiten Wege aus einen Stein in den 2000 Fuß tief unten dahinfließenden Strom zu werfen, und es bei der enormen Steile durchführbar schien, mit einem Sprunge das stahlgraue Wasser des Kinscha-kiang zu erreichen, so erlangte erst die Gefährlichkeit des Weges ihren Höhenpunkt, wenn derselbe den festen Boden verließ und als gebrechliches Holzgerüste an der senkrechten Fläche der mehrere hundert Meter zu der Thalsohle abstürzenden Felsenmauer von Kante zu Kante gleichsam in der Luft schwebte. Wenn dann das am Halfter nachgezogene Reitpferd in instinctiver Abwehr der Gefahr den Gehorsam kündet und mit vorwärts gestemmten Füßen Miene macht, das Leitseil zu zerreißen, so verschieben sich wohl die morschen Trittbretter auf den in den Felsen eingerammten Pfosten, und es entstehen Spalten, welche eine abschreckende Aussicht bis zu dem tief unten schäumenden Strom eröffnen. Der Reisende thut dann gut, sich an einem etwa vorhandenen Vorsprunge anzuklammern, um dem am ganzen Körper zitternden Thiere Zeit zur Beruhigung zu gönnen. Ein festes Anziehen der Zügel könnte von den schlimmsten Folgen begleitet sein. Mir gelang es immer, meinen Muzzi durch langsames, ruckweises Locken mit dem Zügel von der momentanen Stützigkeit zu heilen und ihn zur vorsichtigen Passage der bedenklichsten Wegstellen zu bewegen.

Daß unter solchen Verhältnissen das Gepäck nicht mehr von Tragthieren weiter befördert werden konnte, ist selbstverständlich. Schon in Schume mußte sich Graf Széchenyi entschließen, 150 Leute, Männer, Frauen und Kinder, für den Gepäckstransport zu engagiren. Sie wurden in jedem Dorfe von der zuständigen Wula abgelöst. Besonders in der Nähe von Pongdschera (chinesisch: Pong-dschela) bot die Menschen-Wula ein interessantes Schauspiel. Die Umgebung wird von dem sogenannten Hoschu-Stamme

bewohnt, dessen Frauentracht zum mindesten eine auffallende genannt werden kann. Die Frauen tragen folgende Kleidungsstücke: Strohsandalen oder rothe Tuchstiefel, weit flatternde Hosen aus einem schmutzig-grauen Wollstoffe, auf dem nackten Leibe eine kurze Pelzweste und bei großer Kälte darüber eine braun und schwarz gestreifte Lodendecke, die wie ein flacher Mantel mittelst eines Strickes um den Hals gebunden wird. Ein monströser Chignon aus Yakhaaren oder Schafwolle, der aus zwei schraubenartig gewundenen, dicken Wülsten besteht und nach rückwärts in langen Fransen endet, bildet die Krone der Eitelkeit, die sich übrigens noch durch einen mächtigen, grellrothen Korallenzweig als linksseitigen und ein schweres Gold- oder Silbergehänge als rechtsseitigen Ohrschmuck in schreiender Weise äußert. Weiter südlich bei Tschung-tjen bleibt die Tracht eine ähnliche, nur wird der Haarkranz durch eine viereckige Haube ersetzt.

Pong-dschera, eine größere tibetanische Stadt von 40 Häusern (mit einem eigenen Fürsten), liegt am rechten Ufer des Kinscha-kiang. Wir erreichten hier zum ersten Male seit dem Ausfluge von Batang wieder die felsigen Uferbänke des Stromes, welcher hier 100 bis 125 Schritte breit und 4 bis 6 Meter tief ist. Die Geschwindigkeit des Laufes ist verschieden. Wenn das Wasser im schleichenden Laufe eine Strecke lang alle die gefährlichen Klippen, welche allein schon die Bootfahrt ausschließen, trügerisch verdeckt, so wälzt es sich bald darauf in solcher Unbezwinglichkeit über einen schäumenden Cataract, daß man das donnernde Getöse meilenweit zu hören vermag.

Wir verzichteten auf eine zeitraubende Ueberfuhr nach Pong-dschera und übernachteten auf der Plattform eines tibetanischen Hauses am linken Flußufer.

Am nächsten Tage zählten wir den 28. December. General Lin war schon einige Tage zuvor durch einen Regierungs-Courier beauftragt worden, bei der bevorstehenden Mondesfinsterniß rechtzeitig die vorgeschriebenen Andachten anzuordnen und seine Soldaten zur Wachsamkeit zu ermahnen, auf daß der böse Himmelshund den Mond nicht verschlinge. In dem schriftlichen Erlasse war die Stunde des Beginnes der Finsterniß für Batang und Tschung-tjen ziemlich genau mit 10 Uhr angegeben. Als aber der General

säh, daß ich bereits um 8 Uhr meine Vorbereitungen für die Observation einleitete, so kam er in eine arge Klemme, er wußte nicht, sollte er mir oder den Pekinger Astronomen mehr Vertrauen schenken.

„Lin, jetzt geht es an!“ deutete ich mit der ausgestreckten Hand auf den in aller Pracht am östlichen Himmel glänzenden Vollmond. Das Wort entschied.

Lin befahl den Soldaten, alle Vorbereitungen für das Gebet so rasch als möglich zu besorgen. Während die Soldaten einen Teppich über die gestampfte Erde des Daches ausbreiteten und dann einen Tisch brachten, auf welchen sie einen Gluthtopf mit Räucherstöckchen und eine Schale Thee stellten, warf sich der General in seine Parade-Uniform. Als er wieder aus seiner Kammer heraustrat, standen die Soldaten vor dem improvisirten Altar in Reih' und Glied und erwarteten die weiteren Befehle. Doch der Mond machte noch keine Miene, sich hinter dem vollen Erdschatten zu verkriechen, und da der General, trotzdem er die Handfläche schirmend vor die Augen hielt, an dem scheinbar unbeeinträchtigten Lichte der Mondscheibe den Halbschatten der Erde nicht zu unterscheiden im Stande war, so ließ er mit einem vorwurfsvollen Blicke auf mich die Mannschaft abtreten und legte sich schlafen. Um 10 Uhr 15 Minuten endlich tangirte der Kernschatten den Mondrand.

Kaum hatte ich dieses Ereigniß durch das Teleskop wahrgenommen, da wurden alle bösen Geister des Kinscha-Thales lebendig, in Pong-dschera wirbelten die Trommeln, in der nahen Lamaserie übertönten die dröhnenden Felle der Pauken das ohrenzerreißende Concert der Clarinetten, Posaunen und Tschinellen, auf den Höhen brannten mit einem Male eine Unzahl von Feuersignalen, und Jeder, der ein Gewehr bei der Hand hatte, that sein Möglichstes, um den gefräßigen Hund von seinem Beginnen abzuschrecken. Der General eilte nun mit beflügelten Sprüngen von seinem Bette auf die Plattform und warf sich in reiner Verzückung der ganzen Länge nach vor dem Altar auf den Boden. Die Soldaten folgten dem Beispiele ihres Commandanten und schlugen ihre Köpfe drei Mal gegen die Erde. Nach einer Weile erhoben sie sich und umkreisten im Gänsemarsche drei Mal den Opfertisch, worauf sie abermals in die Knie sanken. Dieser Vorgang wiederholte sich so lange,

als die Verfinsterung andauerte. Als der Tumult das höchste Maß erreicht hatte, da schoß Graf Széchenyí zum Ergötzen der Tibetaner einige Raketen in die Luft. Um Mitternacht war der Spektakel zu Ende, der Mond stand flecken- los und unbeschädigt, wie vor der Verfinsterung, nahezu im Zenith. Die Soldaten verbeugten sich zum Ausdrucke des Dankes noch einmal vor dem



Caravane tibetanischer Lastträger.

Altar und begaben sich zur Ruhe. Nur einer von ihnen konnte noch nicht glauben, daß die Gefahr vorüber sei. Er warf sich noch einmal zu Boden und rang in purer Verzweiflung so lange die Hände, bis ihn seine Cameraden schließlich verspotteten.

Am nächsten Tage passirten wir bei der Einmündung des Gamt-suj-samba in den Kinscha-kiang die Grenze zwischen Sze-tschuen und Yün-nan. Der



Gebirgsweg am Kinscha-kiang.

Fluß bildet gleichzeitig die südliche Grenze des tibetanischen Königreiches Batang. Der Fürst begleitete uns noch bis zu dem ersten Dorfe in Yün-nan, Schin-tao, ordnete hier die Zusammensetzung einer Wula an und übergab uns dann der alleinigen Obsorge des Generals, mit der Bitte, uns wohlbehalten nach Tschung-tjen zu führen.

Zum Abschiede schrieb er seinen Namen in mein Notizbuch. Er heißt: Lo-zung-won-te. Als reicher und mächtiger Fürst von Batang stehen ihm zwei Hausfrauen, Namens Lohla und Penzi, zur Seite. Sein Bruder Kue-zung-tscha-pao ist sparsamer und gibt sich mit einer Frau, Namens Uong-tschi, zufrieden.

Am nächsten Morgen marschirten wir in einem kleinen, steilen Seitenthale des Gamt-suj-samba nach Südosten und erreichten in den Nachmittagsstunden mit der Höhe eines schmalen Plateau's das anmuthig auf einer Waldblöße gelegene Dörfchen Njischi.

In der Nacht erhob sich ein eisiger Sturmwind, der unser Nachtquartier — eine Art Blockhaus — in allen Fugen erzittern machte. Als die aufgehende Sonne wieder die aufgeregte Atmosphäre beruhigte, waren alle Spitzen des Gebirgspanorama's mit einer Schichte blendenden Schnee's überzogen. Ohne etwas von der gewonnenen Höhe einbüßen zu müssen, schlängelt sich der Weg längs des bewaldeten Hanges zu dem weit sichtbaren Passe Tschara-la, hinter welchem Tschung-tjen liegen soll. Hie und da gestattet ein freies Plätzchen im Walde einen ergiebigen Blick hinüber zum Kinscha-Thale, dessen Gewässer in divergirender Richtung mit unserer Straße nach Süden fließen. Ein kahles, steiles und zerklüftetes Hochgebirge, dessen schneidige Rückenlinie durchschnittlich die absolute Höhe bis zu 5000 Meter innehält, füllt als Wasserscheide den verhältnißmäßig schmalen Raum zwischen dem Kinscha-kiang und dem Lant-san-kiang aus.

Auf der bewaldeten Paßhöhe des Tschara-la bezeichnet ein mit flatternden Fahnen geschmückter Obe von nun an eine Höhenmarke von 3710 Meter.

Einige Schritte nach abwärts öffnen sich die hohen Nadelhölzer zu beiden Seiten des steinigen Weges, gleichsam als effectvolle Umrahmung des wunderbaren Panorama's, welches sich zu unseren Füßen wie ein Paradies über den Horizont ausbreitet. Ungefähr 300 Meter tiefer als der Tschara-la gelegen,

erschien die von niederen Hügelzügen freundlich umsäumte Ebene von Tschung-tjen, das fruchtbare Land der Mitte, von der Höhe betrachtet, bedeutend größer an Fläche, als sie es in Wirklichkeit ist. Unsere Aufmerksamkeit wird zunächst von der glitzernden Fläche des See's Ominzoka in Anspruch genommen. Wie flüssiges Erz die kurzen, felsigen Abstürze des westlichen



Mondesfinsterniß.

Ufers umspülend, reflectiren die dunkelgrünen Fluthen das im leisen Windhauche erzitternde Spiegelbild des hohen Tannenwaldes in der unergründlichen Tiefe. Das östliche Ufer verflacht sich zu den breiten, versumpften Thalebenen der den See speisenden Gebirgsflüsse und ist der Tummelplatz zahlreicher Wildenten und Gänse.

Die nahen Gebirge erheben sich wenig mehr als 1500 Fuß über den Seespiegel. Dagegen wird die ganze Landschaft von einem schneebedeckten,

fünfzackigen Gebirgsstock beherrscht, der auf circa 100 Li Entfernung den südöstlichen Gesichtskreis weit überragt. Es ist das der heilige Berg Djau-aringa, die Burg der Berggeister im Lande der Mitte.

Wenngleich der See Ominzoka keinen ersichtlichen Abfluß aufweist, so ist es wahrscheinlich, daß das Wasser in der Nähe des Tschara-la sich einen



Der See Ominzoka.

unterirdischen Weg zum Kinscha-kiang gebahnt hat. Pema theilte mir mit, daß am jenseitigen Hange des erwähnten Gebirges ein großer Fluß aus dem Felsen hervorbreche, und ich vermuthe, daß derselbe nichts Anderes sei, als der Abfluß des Ominzoka.

Der Weg führte uns im Halbkreise längs des Nordrandes des See's auf die 1000 Schritt breite Thalsohle eines versumpften Flüßchens, und nach einer weiteren Stunde auf einen niederen Sattel, von wo wir zur Linken

in dem kesselförmigen Thalursprung die Lamastadt Schire-ta-zung erblickten, deren weißgetünchte Wohnhäuser sich um den vergoldeten Haupttempel malerisch gruppiren. Zur Rechten schlängelt sich ein wasserreicher Fluß in mehreren Armen durch die cultivirte Ebene, auf welcher einige gänzlich isolirte, zusammenhanglose, mit Wald und Gestrüpp bewachsene Kuppen, wie die Figuren auf einem Schachbrett, die Uebersicht einigermaßen beeinträchtigen. Dennoch schimmern uns bereits zwischen den entlaubten Aesten der Obstgärten die ersten Vorposten von Tschung-tjen in der Gestalt größerer Gehöfte aus der Ferne entgegen.

In einem dieser Meierhöfe erwartete uns der chinesische Mandarin der Hauptstadt mit seinem Gefolge. Unter dem Donner der abgefeuerten Mörser servirte uns der Beamte den Begrüßungsthee und geleitete uns hierauf im Festzuge nach den Quartieren.

Tschung-tjen liegt 3400 Meter über dem Meere, am Ostrande der dicht bevölkerten Ebene. Obwohl die 150 Häuser der Stadt bei einer regellosen Anlage in der Mehrzahl noch die tibetanische Bauweise beibehalten, so erinnern bereits vielfache Anzeichen, z. B. das große Militär-Castell und die bekannte Form der offenen Verkaufsbuden, an die Nähe der chinesischen Civilisation. Die Bevölkerung ist gemischt. Drei Viertheile entfallen auf die Tibetaner, das letzte Viertel auf die chinesischen Händler. Die ersteren werden von ihrem eigenen Fürsten regiert, die Gesammtbevölkerung aber untersteht dem Befehle des chinesischen Magistratsbeamten, welcher in seinem Wirken von zwei Subaltern-Mandarinen unterstützt wird. Außer einer 50 Mann starken Militärbesatzung verdient noch der chinesische Nachtwächter Erwähnung, der als ausgesprochener Feind der sorgenlosen Nachtruhe niemals seinen großmächtigen Gong als Kopfkissen benützen will.

In Bezug auf Industrie und Handel besitzt Tschung-tjen keine große Bedeutung. Wie auf einer von dem Verkehre abgeschlossenen Insel begnügen sich die Einwohner mit den Producten ihres Landes, sie säen und ernten, sie melken die Kühe und weben sich die Kleidung aus den Haaren ihrer Hausthiere. Diese Anspruchslosigkeit wurde durch die importirten Artikel der chinesischen Kaufleute nur wenig beeinträchtigt, so daß sich die Geschäftsthätigkeit der letzteren nur auf die Bedürfnisse der Beamten und Soldaten erstreckt.

Wir bewohnten die geräumigen Hallen eines aufgelassenen tibetanischen Tempels, dessen lockeres Mauerwerk von allen Seiten mit Holzpfeilern und massiven Säulen gestützt wurde.

Während wir den eintägigen Aufenthalt in der Stadt zu kleinen Spaziergängen in der Umgebung ausnützten, schnürte General Lin sein Bündel, denn die Stunde der Trennung war gekommen. Mit dem Eintritte der Dämmerung bat er uns in sein Quartier, damit wir den Abend zum letzten Male in seiner Gesellschaft verbrächten. Er hatte ein kleines Nachtessen vorbereiten lassen, und in Anbetracht unserer Geschmacksrichtung angeordnet, daß die Gerichte anstatt in Oel, in Butter gebacken würden.

Als wir bei Tische saßen, übergab er Jedem von uns, wie er sagte, als Erinnerungszeichen an ihn, ein Stück tibetanischen Wollstoffes, einen großen Strohhut und eine chinesische Seidenkappe. Seine Großmuth erstreckte sich sogar auf unsere Diener, denen er mit herablassendem Lächeln lange Rupienrollen in die großen Hände drückte.

Es war eine schwere Aufgabe, die Geschenke in entsprechender Weise zu erwidern, denn die wenigen Artikel, welche ich mir für dergleichen Gelegenheiten in Europa und Schanghai anschaffen konnte, waren schon längst ausgegeben, ja der Fürst von Batang hatte das letzte Kleinod — meinen Siegelring — in seiner Tasche. Da fiel mir ein, daß ich noch einen starken, englischen Plaid besitze. Freilich that es mir in Anbetracht der empfindlichen Kälte und meiner defecten Kleidungsstücke wehe, mich von demselben trennen zu sollen, da ich aber wußte, daß die Chinesen alles Andere eher verzeihen, als knauserische Sparsamkeit, so gab ich dem General getrost mein Letztes. Andererseits kostete es dem Grafen viele Ueberredung, bevor er den General zur Annahme der Wulabezahlung bewegen konnte.

„Ich darf das Geld nicht annehmen," entgegnete Lin, „mein Herr Tin=kum=pao würde mich mit seiner Ungnade bestrafen, denn er betrachtet Euch als seine Gäste."

Nachdem das Silberpacket einige Male auf dem Tische hin= und hergeschoben worden war, drückte der Graf es dem Mandarine mit den kategorischen Worten in den Pelz: „Machen Sie damit, was Sie wollen, ich

weise die Gastfreundschaft des Vicekönigs in diesem Maßstabe entschieden zurück." Ich glaube, der General war ein ehrlicher Mann, denn er bat den Grafen um eine schriftliche Ablehnung der unentgeltlichen Gepäcksbeförderung, damit er sich in Tsching-tu-fu genügend rechtfertigen könne. Er entschuldigte sich hierauf, daß die Wege in der Provinz Yün-nan in schlechterem Zustande



Abschied von General Lin.

seien, als in Sze-tschuen. „Habt Geduld und seid nicht so eigensinnig, wenn Manches anders ausgeht, als Ihr es wünschet. Ich gebe Euch diese Rathschläge, weil Ihr ein Volk kennen lernen werdet, das Euch gefährlich werden kann. Es sind das die wilden Lyssu, dort unten am Kinscha-kiang. Wenn Ihr aber glücklich in Eure Heimat zurückkehrt, dann denkt manchmal an mich und verzeihet mir, wenn ich Euch beleidigt habe."

Als wir am nächsten Morgen Tschung-tjen verließen, stand der General mit seinen Soldaten auf der Straße. Pema, der mit ihm nach Batang zurückreisen wollte, hatte sich der Gruppe angeschlossen. Der General streckte uns in europäischer Weise die Hand entgegen, er wollte sprechen, doch aus Rührung versagte ihm die Stimme.



Hinab zum Kinscha-kiang.

„Alicumolo (aliquo modo) habet tristitiam in corde," commentirte der diensteifrige Dolmetscher. Kaum drangen die weich gesprochenen Worte zu den Ohren des Generals, da rissen die künstlichen Fesseln der Willenskraft, in krampfhaftem Schluchzen ergoß sich der Thränenstrom über die gebräunten Wangen des wackeren Kriegers.

Tang versuchte zwar einige Tage darauf die Weichherzigkeit des Generals durch die Behauptung herabzusetzen, er habe nur aus Freude darüber geweint,

weil es ihm gelungen sei, uns in Sicherheit über die Grenze von Sze-tschuen zu führen, und er einem Versprechen gemäß dafür von Tin-kum-pao in dem Range befördert und mit einem fürstlichen Geldgeschenke belohnt werden solle; sei dem, wie immer, Lin hat sich auf jeden Fall durch seine zweimonatliche Begleitung ein freundliches Plätzchen in unserer Erinnerung gesichert.

Die Ebene von Tschung-tjen erstreckt sich von den letzten Häusern der Stadt auf beiläufig 30 Li Entfernung nach Süden. Die Wasserscheide zwischen dem Seegebiete und dem nach Süden in den Kinscha-kiang fließenden Tjen-su-ho befindet sich noch in den versumpften Wiesengründen der Ebene ungefähr in der Mitte dieser Strecke, so daß der See bei einem unbedeutend höheren Wasserstande gezwungen wäre, nach Süden abzulaufen.

Der Weg windet sich vom Rande der Ebene eine Stunde lang durch eine dicht bewaldete, steinige Schlucht. Wir überschreiten eine im chinesischen Style erbaute, solide Brücke und betreten eine zweite Fläche, die in Bezug auf Cultur und Bevölkerung jene von Tschung-tjen weit überflügelt.

Vor uns schlängelt sich der Fluß in zahlreichen Silberarmen durch das bebaute Ackerland; von 30 Meter hohen Rideaux begleitet, ist sein Gefälle so groß, daß es den Bauern nur wenig Mühe gekostet hat, das Wasser in kunstgerecht ausgehobenen Gräben auf die Felder zu leiten. Bald sind es dichte Auen, bald ausgedehnte Obstgärten, welche die Scenerie der Thalsohle vortheilhaft heben und den aus schindelgedeckten Blockhäusern combinirten Ortschaften gewinnende Lebensfrische verleihen. Die westliche Thalbegleitung besteht aus weichen, runden und bewaldeten Formen, im Osten aber erhebt sich über den dunklen Nadelholzwald der zerklüftete und zackige, heilige Felsrücken des Djau-aringa. Man könnte sich in diesen anmuthigen Rahmen ganz gut das Getriebe großer Städte, den Segen dampfender Fabriken und die Wohlthaten eines Schienenstranges mit der dazugehörigen Drahtleitung hineindenken, wenn man vergessen wollte, daß die Höhe des Plateau's 3350 Meter beträgt.

Schon vor dem Dorfe Siau-tschung-tjen bemerkte ich im fernen Südosten die zarten Umrisse einer mächtigen Schneekuppe, an welche sich ein nach Süden streichender, vereister Felsengrat anlehnt. Ich erkundigte mich in dem Quartiere nach der Entfernung und dem Namen des Berges; doch

Niemand wollte mir eine Auskunft ertheilen, vielleicht aus Furcht, das letzte Heiligthum am Südrande des tibetanischen Hochlandes zu entweihen.

Bei der offenen Feuerstelle der Küche eines der ersten Häuser des Dorfes lag ein junger Lama; er betete in Gedanken, indem er die Kugeln seines Rosenkranzes durch die Finger gleiten ließ und wie ein Affe die in der Backentasche aufgespeicherte Dsamba-Portion langsam zerkaute. Ich ging zu ihm und legte meine Hand auf seine nackte Schulter: „He, guter Freund, wie heißt denn jener große Berg da unten bei dem Kinscha-kiang?“ Diese in gutem Deutsch gesprochene Frage wirkte wie ein Blitzstrahl. Mit gelähmten Zähnen und weit aufgerissenen Augen schnellte der Lama in die Höhe, er wollte davoneilen, konnte aber in der plötzlichen Verwirrung die Zimmerthüre nicht finden. Ich forderte den anwesenden Dolmetsch auf, den Priester zu beruhigen, er habe nichts zu befürchten, ich wünsche nur eine kurze Auskunft. Es dauerte lange, bevor ich den Lama zum Sprechen brachte; ja ich erfuhr erst den Namen jenes Berges — er heißt Kone-moschi — als ich drohte, denselben in meine Heimat mitzunehmen. Im Verlaufe der Unterhaltung wurde der Lama zutraulicher und sprach sogar, als ich ihm erzählte, wie sich seine Collegen in Litang und Batang benommen hatten, seine Entrüstung über deren gänzlichen Mangel an Gastfreundschaft aus.

Am dritten Reisetage verließen wir das Hochland von Tschung-tjen, um über das westliche Gebirge in das Thal des Kinscha-kiang hinabzusteigen.

Wir genossen an diesem Tage während des Marsches von der winterlichen Höhe zur Tropenhitze des tief gelegenen Thales die überraschendste Abwechslung in der Vegetation.

Der oberste Waldgürtel bestand aus Nadelhölzern, zwischen welche sich Eichen und Ahorn mischten; das verkrüppelte Bambu-Unterholz nahm, je tiefer wir kamen, an Höhe zu, endlich wetteiferte es mit den zuerst vereinzelt, dann in Gruppen auftauchenden Rhododendren in wilder Pracht. Als nun gar hie und da eine Palme das vorwitzige Haupt stolz über das nebenan stehende Cactusgestrüppe erhob, da flogen auch schon die bunten Schmetterlinge von Blume zu Blume — der Winter war vorbei.

Der Abstieg war recht steil und beschwerlich. Schon aus weiter Ferne erblickten wir von den spärlichen, entholzten Aussichtspunkten das in der hellen Sonne blitzende Schlangenband des mächtigen Stromes in der Tiefe.

Es dauerte aber noch volle drei Stunden, bevor wir den östlichen Rand der 3 Kilometer breiten Thalebene betraten. Das reich bebaute und dicht bevölkerte Thal liegt nur noch 2040 Meter über dem Meere, demnach um 1400 Meter tiefer als die letzte Nachtstation in Tschescha.

Die Bevölkerung am linken Ufer des Kinscha-kiang, welcher hier Cha-ibi genannt wird, besteht aus einem ackerbautreibenden Volke, welches sich der chinesischen Sprache und Kleidung bedient, und aus wenigen, verkommenen Tibetanern. Auch die Ersteren können füglich nicht als Chinesen angesehen werden, denn sie sprechen noch eine zweite Sprache und weichen in dem Bau und der Einrichtung ihrer Wohnhäuser, sowie in manchen Gebräuchen wesentlich von den reinen Chinesen ab. Ich glaube vielmehr, daß wir es hier mit degenerirten Lyssu zu thun haben, die, vom rechten Ufer des Stromes angefangen, das Gebirgsland bis zur Grenze des Katschin-Territoriums bewohnen.

Die Lyssu sind schwächliche, geistig verkommene Geschöpfe, von einer fast dunkelbraunen Hautfarbe; das flachrunde Gesicht mit der platten Nase, den schiefgeschlitzten Augen und starken Backenknochen erhält durch die ungepflegten, wirren Haare ein verwildertes Gepräge. Ihre Kleidung weicht nur wenig von jener der Pa-yü ab, welche wir im Verlaufe der Reise näher kennen lernen werden, ihre Sprache aber soll mit der birmanischen verwandt sein. Das Volk findet zumeist durch den Anbau von Reis, Mais und Tabak seinen Erwerb. Wenn man auch erzählt, ihr Hauptgewerbe sei der Raub, so dürfte wohl ihr Ruf schlechter sein, als ihr Charakter. Etwas Anderes ist es mit dem Volke der Lou-ze*). Sie bewohnen das Land nördlich der Lyssu. Während diese sich noch an die Ufer des Kinscha-kiang anlehnen, kommt es selten vor, daß jene den Lant-san-kiang überschreiten.

Die Lou-ze sind wilde Nomaden, die sich am liebsten dort aufhalten, wo es etwas zu jagen oder zu rauben gibt. Ueberall gefürchtet, wo ihr Name bekannt wurde, sucht man so viel als möglich ihre Nähe zu meiden,

*) Das Suffix „ze" bezeichnet die Unabhängigkeit von China.

und so kommt es, daß selbst die Chinesen nicht viel von dem Thun und Lassen dieser Barbaren zu erzählen wissen. Sie gebrauchen eine eigene Sprache, ohne lesen und schreiben zu können, und huldigen einer heidnischen Religion, die im Glauben an böse Geister und an die Nothwendigkeit blutiger Thieropfer gipfelt. Ihre Kleidung besteht aus den Fellen der erlegten wilden Thiere und ihre Waffenausrüstung aus Pfeil und Bogen, langen Speeren und breiten Schwertern (Dahs), welch' letztere sie aller Wahrscheinlichkeit nach von ihren Nachbarn, den Katschin, erstehen.

Wir übernachteten in dem Dorfe Kelo-won, in einem freundlichen neuerbauten Holzhause. Der Hausherr räumte uns bereitwillig den ganzen ersten Stock ein und versorgte uns außerdem mit frischem Reis und sonstigen Lebensmitteln.

Unser Weg blieb nun drei Tage lang am linken Ufer des Kinscha. Der Strom theilt sich in dem steinigen breiten Bette in mehrere Arme. Die zwischen denselben liegenden geröll- und sandreichen Inseln werden zur Zeit des Hochwassers von den um 6 Meter anwachsenden Fluthen vollkommen überspült, so daß nur die Kronen der angepflanzten Weiden über das Wasser ragen. Die Breite des Stromes beträgt 160 bis 240 Schritt, die durchschnittliche Tiefe 6—8 Meter, die Geschwindigkeit 0·9 Meter in der Secunde. Die klare Farbe des Wassers wechselt zwischen blau und grün. Die Höhe der Thalbegleitung nimmt merklich ab, die entholzten, runden Formen verflachen sich zu bebauten Terrassen, und nur hie und da verschönert eine Felswand den eintönigen Charakter des schütteren Waldes. Bei Mbo-pje-won vollführt der Strom, dem Wechsel der geologischen Streichungsverhältnisse folgend, den scharfen Bug nach Osten.

Wie leicht wäre es ihm gewesen, in gerader Richtung nach Süden die schmale Wasserscheide des Lant-san-kiang zu überwältigen, doch nein, er ändert wie ein treuer Vasall seinen Lauf und durchbricht die imposanten Schneefelsen des Kone-moschi und des Sue-san in einer schauerlich düsteren Schlucht.

Obwohl die genannten Gebirge zur Zeit unserer Anwesenheit mit Eis und Schnee bedeckt waren, ja selbst der Name Sue-san (Schneeberg)

seinen triftigen Grund haben sollte, so spricht doch die Höhe derselben (höchstens 5000 Meter) dafür, daß die südliche Sonne im Sommer den Schnee mitleidlos zum Schmelzen bringen muß.

Bei Mbo-pje-won nahmen wir Abschied von dem letzten Erinnerungszeichen an Tibet, nahe der Ueberfuhr stand der letzte Obe.

Am 8. Jänner 1880 übersetzten wir auf einem alten, morschen Boote, welches 8 Pferde und 30 bis 40 Menschen aufnehmen konnte, den Strom. Mit dem Betreten des rechten Ufers waren wir unter chinesischem Volke, die Straßenjugend bewarf uns in alter Sitte wieder mit Steinen und begrüßte uns mit dem wohlbekannten Namen: Yang-kwej-tze.

Der Weg, welcher bis jetzt, wenn auch manchmal schmal, so doch von vorzüglicher Beschaffenheit war, erhält nun durch die lückenreiche Pflasterung eine unliebsame Beigabe. Eine streng südliche Richtung beibehaltend, steigen wir einige Stunden die sanft geneigte Berglehne zu der Wasserscheide zwischen dem Kinscha- und Lant-san-kiang empor, welche von den Chinesen Kwan-san (Bergthor) genannt wird. Ebenso flach und gleichmäßig geht es auf der anderen Seite in ein cultivirtes Thal hinab, dessen abwechselnde Breite von relativ niederen, schwach bewaldeten Höhen begrenzt wird. Dorf an Dorf zwängt sich in den engen mit schlanken Pagoden gekrönten Rahmen, Maulesel-Caravanen bevölkern die Straße, lärmende Lastträger sitzen vor den schmutzigen Wirthshäusern, endlich erheben sich im Hintergrunde die grauen Umrisse der ersten ummauerten Stadt.

Kjän-tschuen ist eine Stadt, wie jede andere in China, sie könnte sammt ihren Einwohnern ebenso gut in Kan-su oder Hu-peh stehen, ohne daß diese Provinzen einen fremdartigen Anstrich erhalten würden. Die Anlage der Städte, die Bauart der Häuser, der Charakter des Volkes, dessen Sitten, Gebräuche, Hauseinrichtung, Lebensart und Geschmacksrichtung bleiben dieselben an der Ostküste, in der Wüste, wie im Herzen und an der Westgrenze des großen Reiches. Wir erkennen diese neugierigen, kindischen, übermüthigen, schreienden und drängenden Leute als alte Bekannte, und ich muß sagen, ich freute mich über das zudringliche Treiben, welches mich früher so oft widerlich berührte.

Kjän-tschuen liegt am Westrande der 5 Kilometer breiten Thalebene. Die Ueberbleibsel eines größeren See's — welcher ehemals das ganze Becken ausfüllte und dann nach Südwesten seinen Abfluß fand — in der Gestalt eines Teiches von 2 Quadrat-Kilometer Fläche zur Linken passirend, wendet sich die Straße etwas nach Südosten, wir übersteigen einen niederen Paß und gelangen in das Thal des Büh-tji-ho, dessen Laufrichtung jeden Wegweiser nach Tali-fu entbehrlich macht.

Eine halbe Stunde südlich der kleinen Stadt Ten-tschuen genießt der Reisende den ersten Anblick des See's von Tali-fu, Namens Oell*)-chaj, was so viel bedeutet, als See Nr. 2, denn der erste Rang in der Provinz Yün-nan gebührt dem See der Hauptstadt Yün-nan-fu, Namens Tjen-tschi.

Der Oell-chaj erstreckt sich, genährt von dem wasserreichen Büh-tji-ho und mehreren kleinen Zuflüssen, in einer Längenausdehnung von 95—100 Li bei einer Breite von höchstens 20 Li, von Nordwest nach Südost. Ich bemerkte nur eine einzige kleine Insel in der Längenmitte und nahe der mit zahlreichen Ausbuchtungen versehenen, steilen Ostküste. Die Tiefe nimmt von dem flachen und versumpften Westrande nach Osten, dem Tummelplatze vieler Segelboote, zu. Die Westküste ist sehr seicht und bietet den Fischern Gelegenheit, ihre Netze ohne Benützung des Bootes weit in die blauen Fluthen hinaus zu tragen. Der angebliche Fischreichthum des Oell-chaj dürfte bei einer näheren Untersuchung merklich geringer sein, da sämmtliche Bewohner der Westküste (wahrscheinlich auch der Ostküste) — also mehrere hunderttausend Menschen — sich nur mit der Fischerei beschäftigen. Wenn sich aber aus der Menge der vorkommenden Wasservögel (wilde Enten, Sumpfschnepfen, Störche, Kraniche, Reiher, Möven ꝛc.) ein Schluß auf die Lebendigkeit unter der Wasserfläche ziehen ließe, dann könnte man den Fischern nur zu ihrer Berufswahl gratuliren.

Die östlichen Gebirge erheben sich höchstens 100 Meter über die Wasserfläche und bilden mit ihren felsig zerklüfteten Abstürzen die an vielen

*) Die richtige Aussprache des „Oell" läßt sich mit unseren Lettern nicht wiedergeben, nachdem wir keine Bezeichnung für den Laut besitzen, der durch Aussprache des Consonanten r entsteht, ohne daß die Zunge in Vibration versetzt wird.

Stellen unzugängliche Küste, im Westen dagegen tritt das Gebirge weiter zurück und erreicht dafür in dem von Nord nach Süd streichenden Felsengrate des Tsang-san die absolute Höhe von nahezu 4000 Meter. Da es vor einigen Tagen in der Umgebung geregnet hatte, so war der hohe Rücken mit Schnee bedeckt; von ewigem Schnee, der dem vollkommen



Der Kinscha-Durchbruch.

entholzten Gebirge von englischen Geographen zuerkannt wird, kann jedoch keine Rede sein.

Die Chinesen hatten uns schon drei Tage hindurch versichert, der Weg nach Tali-fu übertreffe in Bezug auf seine Güte die höchsten Anforderungen. Desto größer war die Enttäuschung. Wenn auch die Breite der Straße 4 Meter beträgt, ein Ausmaß, das allerdings vereinzelt dasteht, so bietet dafür das Pflaster ein Bild der Verwüstung ohne Gleichen. Es war, als



Tali-fu.

seien die Pflastersteine absichtlich aus ihren Lagern gerissen worden, um die Gangbarkeit des Weges thunlichst zu erschweren; selbst die schönen, großen, flachen Quadersteine in der Straßenmitte, auf deren Erhaltung die chinesischen Lastträger ein besonderes Augenmerk legen, waren theils zerbrochen, theils in einer Weise zertrümmert, die auf ein systematisches Vernichtungswerk mit Pulver und Dynamit schließen ließ. Diese Vermuthung klingt nicht mehr unwahrscheinlich, sobald wir die Stadt Tali-fu betreten, welche vor wenigen Jahren noch der Stolz der reichen Provinz Yün-nan, heutzutage mehr eine Ruine, als den hervorragenden Handelsplatz an der so wichtigen Hauptstraße repräsentirt.

Wir erblicken nur wenige Häuser, welche nicht die Spuren des monatelangen Kampfes um den Besitz der Stadt aufweisen. Es muß sehr heiß hergegangen sein während der Belagerung der Stadt durch die Chinesen. Pater Leguilcher, der Provicar der Mission in Yün-nan, welcher in Tali-fu residirt, sah die Gräuelscenen der feigherzigen Niederträchtigkeit vom Anbeginne bis zum Ende der Revolution, er selbst war mehrere Male gezwungen, in das Gebirge zu fliehen, um den hinterlistigen Anschlägen gegen sein Leben zu entgehen. Trotz aller Erfahrung aber wußte er nicht, welche Partei die größere Verachtung verdiene, die Chinesen des buddhistischen oder des mohamedanischen Glaubens. Auf jeden Fall hat Tali-fu in der Geschichte der mohamedanischen Revolution gegen die chinesische Regierung eine traurige Berühmtheit erlangt, denn der letzte Abschluß des blutigen Drama's spielte sich innerhalb ihrer Mauern ab.

Die Umstände, unter welchen die Mohamedaner nach China einwanderten, sind bis heute noch nicht ganz aufgeklärt. Unter allen diesbezüglichen sagenhaften Erzählungen klingt jene am wahrscheinlichsten, welche annimmt, daß der Kaiser Tung-hoan-tsong um das Jahr 757 n. Ch. seinen Minister Kasi nach Westen (wahrscheinlich nach Indien) entsandte, damit er den Nachbarfürsten um die Entsendung eines Hilfsheeres zur Unterdrückung des Aufstandes des Rebellen Wong-loschan bewege. Es gelang ihm auch, 3000 fremde Soldaten zu diesem Zwecke zu erhalten. Nach der siegreichen Unterwerfung der Rebellen hatten die Fremdlinge an der schönen Provinz Yün-nan solchen

Gefallen gefunden, daß sie sich entschlossen, die Heimat zu vergessen, und bei der Wahrung ihres Glaubens ein neues Heim zu gründen. Sie nahmen die chinesischen Sitten an, heirateten chinesische Mädchen und wurden so der Stamm der jetzigen mohamedanischen Bevölkerung im südwestlichen China.

Andererseits klingt es nicht minder glaubwürdig, daß zur Zeit Dschingis-khan's eine zweite Einwanderung der Mohamedaner von Turkestan nach den Provinzen Kan-su und Schen-si stattgefunden habe, denn es ist kaum anzunehmen, daß die große Anzahl der Mohamedaner (4 Millionen) im westlichen China nur auf das Hilfsheer des Ministers Kasi zurückzuführen sei.

Die chinesischen Mohamedaner oder Chwej-chwej, wie sie im Reich der Mitte heißen, haben zwar die wichtigsten Glaubenslehren des Propheten*) vergessen, unterscheiden sich aber in ostentativer Weise durch ein gesetztes, würdiges Wesen und durch die Enthaltsamkeit vom Genusse des Schweinefleisches und des Branntweins von den buddhistischen Bewohnern China's. Die reinen Chinesen dagegen betrachten die Mohamedaner als fremdartige Elemente und scheuen sich nicht, ihrer Geringschätzung — in Wort und That — offenen Ausdruck zu verleihen.

Rebellionen der Mohamedaner gegen ihre Unterdrücker sind daher nichts Ungewöhnliches und in dem Mangel an socialer Gleichberechtigung begründet. Der letzte Aufstand gewann durch die unglaubliche Ausdehnung über den ganzen Westen des Reiches und durch die Mitwirkung der Taiping-Rebellion**) in den südöstlichen Provinzen eine ungewöhnliche Bedeutung. Aus kleinen Reibereien zwischen den Anhängern beider Religionssysteme in unbedeutenden Ortschaften entwickelte sich mit der Zeit ein grausamer Krieg. Wo sich die rothen und weißen Fahnen der Streitenden begegneten, da gab es keinen Pardon, der fliehende Theil war bis auf dem letzten Mann dem Tode geweiht. Niemals aber war es die Tapferkeit, sondern immer nur die

*) Trotzdem bei vielen chinesischen Mohamedanern der große Philosoph Confucius die Stelle des Propheten eingenommen, pilgern doch alle Jahre viele Gläubige nach Mekka.

**) Taiping-wan, „der himmlische König", organisirte die Erhebung in der Südprovinz Kuang-si und drang mit seinem aus Dieben, Räubern und Mördern recrutirten Heere siegreich bis an den Yang-tze-kiang vor, wo er endlich von Lihung-tschang geschlagen, gefangen genommen und enthauptet wurde.

größere Feigheit, welche den Kampf entschied. Mehr als zehn Jahre sind seit dem letzten Aufflackern des Aufstandes verflossen, trotzdem konnten wir überall in Kan-su, in Schen-si und in Yün-nan an den Trümmern und Ruinen der zerstörten Ortschaften den Schauplatz wiedererkennen, auf dem sich die fürchterlichsten Scenen der Mordbrennerei und des Massenmassacre abgespielt hatten.

Hätten die Mohamedaner es verstanden, die anfangs mühelos gewonnenen Vortheile auszubeuten, indem sie die einzelnen Banden zu einem einheitlich organisirten Heere vereinigt hätten, dann wäre es ihnen ein Leichtes gewesen, die corrumpirte chinesische Armee vom Grunde aus zu vernichten, und ihr Anführer wäre vielleicht heute Kaiser von West-China. So aber gelang es den Chinesen — freilich mit dem Aufgebote aller Macht — die Rebellen einzeln zu unterjochen.

Insbesonders in Yün-nan war die Sache der Mohamedaner eine günstige. Der Gouverneur der Provinz führte als geheimer Verbündeter der Rebellen seinen Kaiser durch falsche Nachrichten irre, er beschwichtigte die Regierung durch überschwängliche Berichte über die erfochtenen Siege, ja er schloß sogar mit den Aufständischen einen Separatfrieden, in welchem er das westliche Yün-nan als ein selbstständiges Reich anerkannte und den Häuptling Tu-wen-tsen als mohamedanischen Kaiser bestätigte. So konnte es nicht länger fortgehen. Die chinesische Regierung erfuhr endlich den wahren Sachverhalt und schickte ein großes Heer gegen Tali-fu. Nach mehrmonatlicher Belagerung fielen die Mauern und mit ihnen der neue Kaiserthron in Trümmer. Wie die Fluthen eines die Dämme durchbrechenden Hochwassers, so überschwemmten die Sieger die Stadt. Niemand, der ihnen auf der Straße begegnete, wurde geschont, Männer, Kinder, Frauen und Greise fielen unter den Schwertstreichen der entmenschten Bestien, das Blut rann in Strömen. Und der Kaiser Tu-wen-tsen? Mit stoischer Ruhe erwartete er in einem armseligen Hause sein Schicksal. Da zertrümmerte eine anrückende Truppe das Holzthor, welches in das Gemach führte. Der Kaiser umklammerte mit fester Hand den Griff seines Schwertes, um eines würdigen Todes zu sterben. — „Zurück!“ rief der Commandant, welcher zuerst den berühmten

Rebellen-Chef erblickte, den nachfolgenden Soldaten zu, „der Mann ist mein Gefangener.“

Ein feierlicher Zug bewegt sich durch die verwüstete Gasse. Voran einige Gongschläger, mit den Ausrufern, dann ein rothes Ehrenparapluie, endlich eine kostbare Sänfte. Darinnen sitzt der mohamedanische Kaiser finsteren Blickes. Ein bitteres Lächeln umspielt die fest zusammengepreßten Lippen.

Wahrhaftig, das war eine raffinirt lüsterne Vorbereitung für die Hinrichtung eines Kaisers. Vor dem Zelte des chinesischen Obercommandaten wurde Halt gemacht. Der General trat aus dem Zelte, begrüßte ehrfurchtsvoll den Rebellen und forderte ihn auf, einzutreten. Er bot ihm einen Stuhl an und begann mit einigen Entschuldigungsphrasen die Einleitung zum Gespräche. Tu-wen-tsen bat, da er sehr ermüdet war, um eine Schale Thee. Der General selbst reichte ihm in zuvorkommender Höflichkeit die dampfende Tasse. Tu-wen-tsen führte sie begierig zu seinen Lippen und leerte sie bis zu dem letzten Tropfen, worauf das Gespräch seine Fortsetzung fand. Er hatte sich in seinem Lehnstuhl nach vorwärts gebeugt und die Augen geschlossen. Auf einmal machte er eine Anstregung, sich zu erheben, fiel aber zu Boden und erlag in wenigen Minuten dem Gifte, welches er unbemerkt in den Thee gemischt hatte. Wenige Stunden darauf wurde der Leichnam geköpft. Der Sieger von Tali-fu bereut heute noch seine Unvorsichtigkeit bei der Gefangennahme des mohamedanischen Kaisers innerhalb der dunklen Mauern eines Gefängnisses.

Mit dem Falle von Tali-fu war das Schicksal der mohamedanischen Rebellion entschieden. Heute herrscht wieder Friede und Freundschaft zwischen den Buddhisten und Mohamedanern. Die chinesische Regierung that sicher ihr Bestes, indem sie — durch die drohende Gefahr gewitzigt und in der Hoffnung, daß ein mohamedanischer Beamter den Staat auch nicht mehr betrügen würde, als ein Anhänger des Confucius — den Mohamedanern gleiche Rechte wie den übrigen Chinesen gewährte.

XXII.

Von Tali-fu nach Bamo.

Abreise von Tali-fu. — Landschaftliches. — Kettenbrücken über den Lant-san-kiang, Lu-kiang und Long-kiang. — Young-tschang-fu. — Teng-yueh. — Flora, Fauna und Klima des Tapeng-Thales. — Handelsverhältnisse. — Das Volk der Pa-yü und der Katschin. — Abenteuer in Manwyn und Kejan. — Rettung aus der Gefahr. — Die Ebene des Irawadi. — Bamo. — Der Dampfer kommt. — Auflösung der Expedition.

Zwanzig Li im Süden von Tali-fu erheben sich die grauen Mauern einer größeren Stadt, Namens Scha-kwa, aus den versumpften Wiesengründen des südlichen See-Ufers. Die kleinen Wasseradern, welche die höher gelegenen Felder inundiren, vereinigen sich hier zu einem großen Canale, der als Abfluß des Oell-chai das im Westen vorliegende Felsgestein zuerst unterminirt und dann durchbrochen hat.

Eine natürliche Felsbrücke, welche 5 Meter über dem Wasserspiegel sich zu einem kühnen Bogen wölbt, gibt uns noch einen sprechenden Beweis für die unermüdliche Kraft des Wassers. Bei wachsendem Gefälle schäumt die brausende Torrente über die mächtigen Steinblöcke der romantischen Schlucht und beruhigt sich erst bei dem Dörfchen Ho-tjang-pu, wo sie nach der Einmündung des aus Kjän-tschuen-tschou kommenden Kjän-ho unter dem Namen Kiu-long-kiang ihren Lauf ändert, um dem Lant-san-kiang entgegenzueilen. Unser Weg, welcher bis jetzt in scharfen Windungen den Flußlauf verfolgte, schmiegt sich nun in ähnlicher Weise dem linken Ufer des Kjän-ho an und bringt uns am zweiten Reisetage zu dem reichen Städtchen Jan-pin. Seinen Reichthum verdankt der Ort weniger den Erträgnissen des nur spärlich bebauten Thales, sondern vielmehr dem Metall- und Mineralreichthume der nahen Gebirge. Abgesehen von dem Vorhandensein edler Metalle, als Gold

und Silber, ist der Tsang-san ein unerschöpflicher Fundort von Zinn, Eisen, Blei, dann Opalen, Arsenik und Kreide.

Jan-pin genießt als Hauptzollstation an der großen Handelsstraße, welche China mit Birma verbindet, eine gewisse politische Bedeutung.

Wie alle staatlichen Einrichtungen, so leidet auch der Zollschranken von Jan-pin an der Fäulniß der sittlichen Corruption seiner Wache. Wäre der Gefälls-Mandarin nur halb so ehrlich, als freundlich, die Finanzlage der Provinz Yün-nan würde wahrlich eine wünschenswerthe Aufbesserung erfahren. So aber drückt der Beamte beide Augen zu, und beordert sogar gegen eine größere Privat-Remuneration seine Soldaten, die Schwärzerbanden auf einem der Schleichwege über den Tsang-san nach Tali-fu zu escortiren, damit nicht etwa die in der Umgebung hausenden Räuber den Transport beunruhigen.

Zwischen dem Kiu-long-kiang und dem Lant-san-kiang breitet sich eine Landschaft aus, deren Charakter uns lebhaft an das europäische Mittelgebirge erinnert. Der Weg durchschneidet dieselbe von Ost nach West. Wir übersteigen drei kantige Gebirgszüge, deren Kuppen nur wenig die dicht bewaldete Rückenlinie überragen. Die entholzten, steilen, von vielen Wasserlinien durchfurchten und zerrissenen Hänge enden gewöhnlich in Nasenform, und begrenzen in scharfer Weise die Ränder der schmalen Thalebene.

Die wenigen Ortschaften der Chinesen*) liegen entweder in den kesselförmigen Thalerweiterungen oder in der Nähe eines Flüßchens auf den flachen Ausläufern des Gebirges und bestehen aus armseligen Holzhäusern oder Rohrhütten. Die Leute, welche darin wohnen, sehen arm und herabgekommen aus, und da ihre Felder (Opium, Reis, Erdäpfel, Bohnen, Erbsen, Gemüse) nur geringe Erträgnisse abwerfen, so befassen sich dieselben mehr mit dem ergiebigeren Geschäfte des Schmuggels.

Der erste größere Ort, welchem wir auf der Weiterreise begegnen, heißt Sa-yang.

Sa-yang liegt in einem Thalkessel, umrahmt von steilen, kahlen Bergen, vier Tagreisen südwestlich von Tali-fu auf einer 1533 Meter hohen, 10 Kilo-

*) Die Bevölkerung ist keine rein chinesische, vielmehr eine Mischung der Pa-yü mit den Chinesen, und sieht daher den echten Chinesen als Fremdling an.

meter langen und 3 Kilometer breiten Thalebene, deren flache Beschaffenheit inmitten der vorherrschend schluchtenartigen Thäler auf ein ehemaliges Seebecken hinweist. Sa-yang ist ein Marktflecken mit einem Civilmagistrate und zählt bei 5000 chinesische Einwohner. Die Häuser sind aus Ziegeln und Holz erbaut.

Der Reisende nach Birma hat mit dem Aufbruche von Sa-yang noch einen 2485 Meter hohen, in Rückenform auslaufenden Gebirgsast zu über-



Brücke über den Lant-san-kiang.

schreiten, bevor er auf einem steilen, selbst für Saumthiere beschwerlichen Abstieg zu dem Lant-san-kiang gelangt. Dort, wo er ihn am wenigsten vermuthet, 10 Kilometer im Süden von Sa-yang, überschreitet er den Strom. Das Wasser kommt von Norden und bricht sich an der 1156 Meter hohen Uebersetzungsstelle durch ein imposantes Felsthor, welches seine Breite auf 100 Schritte einengt, seinen Weg nach Süden. Die steil abfallende Thalbegleitung ist baumlos und nur mit Hutweiden oder Cactusgesträuchen

bewachsen. Der Strom hat an dieser Stelle einen trägen Lauf. Trotzdem verkehren keinerlei Fahrzeuge, weil in Folge des starken Gefälles und der vielen Felsenriffe weiter im Süden die Schifffahrt unmöglich wird. Bei Hochwasser ist das gesammte, im Durchschnitte 120 Schritte breite Thal vom Wasser überfluthet. Zur Zeit unserer Anwesenheit (24. Jänner 1880) waren einzelne freie Inseln bemerkbar, die mit feinem Sande bedeckt waren.

Am südlichen Ausgange der Felsschlucht, deren Wände mit eingemeißelten Inschriften bedeckt sind, befindet sich die schönste Kettenbrücke, welche ich in China passirte. An jedem Kopfe schließt sich ein kleines Dorf mit niedlichen Tempelbauten an.

Die Brückendecke ruht auf 12 starken Ketten (ähnlich den europäischen Ankerketten). Sie ist 70 Schritte lang und 3½ Meter breit. Zwei weitere Ketten, mit den unteren mittelst Eisenstangen und einem Holzgitterwerk verbunden, fungiren als Geländer. Die Brücke erhebt sich 12 Meter über den Wasserspiegel. An ihren beiden Enden greifen die massiven, aus Bruchsteinen erbauten Verankerungsmoli auf je 15 Schritte in die Strombreite.

Der Name des Flusses lautet auf chinesisch: Lant-san-kiang, auf tibetanisch Da-kio, auf siamesisch Mekoung, auf anamitisch Son-kong. Der verdienstvolle Missionär Abbé Desgodins sah den mächtigen Fluß bei Tschamtu und sagt, er sei hier so bedeutend, daß seine Quellen mindestens noch 300 Kilometer weiter nordwestlich liegen müssen. Aller Wahrscheinlichkeit nach, und zwar den eingeholten Erkundigungen entsprechend, entspringt der Fluß im tibetanischen Hochlande unter 92° östlicher Länge und 34° nördlicher Breite, durchschneidet sodann die Handelsstraße Ta-tsien-lu—Lassa, fließt durch das tibetanische Fürstenthum Tschraja, passirt in der Nähe der chinesischen Grenze die Salinen von Yarkalo, durchfurcht den zergliederten Westen der Provinzen Yün-nan und Anam, bewässert Kambodscha und mündet in drei Armen bei Saigon in das süd-chinesische Meer.

Nach Passirung der Brücke beginnt alsbald der Aufstieg. Hat man einmal den reizend gelegenen Ort Talischau erreicht, so gewinnt man die Paßhöhe Wu-fu-tschang (oder Fünf-Tiger-Berg, 2485 Meter) mit leichter Mühe. Vom Sattel aus erblickt man bereits die Stadt Young-tschang-fu.

Ein im Beginne sehr steiler, beschwerlicher Abstieg führt in gerader Richtung zu der breiten, mit Reis, Mohn und Tabak bebauten Ebene der Stadt.

Young-tschang-fu liegt am Westrande dieser fruchtbaren Ebene, die rechteckige Umfassungsmauer der Stadt erstreckt sich bis in die angrenzende Thalschlucht und die Thore sind durch die Ablagerung des Alluvialbodens bis zur Hälfte verschüttet. Die nur zur Hälfte (Westhälfte) bewohnte Stadt entspricht weder in ihren Häusern noch in ihren Verkaufsgewölben den an sie gestellten Erwartungen, trotzdem sie eine Haupthandelsstation zwischen Birma und Yün-nan ist. Die Einwohner beschäftigen sich mit der Teppicherzeugung und Steinschleiferei. Von europäischen Waaren bemerkte ich nur Spiegel und Wachszündhölzchen. Wir konnten von Glück sprechen, daß wir uns nicht verleiten ließen, unseren Aufenthalt in der Stadt auf mehrere Tage auszudehnen, denn kurz nach unserer Abreise brach eine Revolution gegen die strengen Stadtbeamten aus, welche erst nach mehreren Wochen von der Garnison erfolgreich unterdrückt werden konnte. Bei einer großen Tropfsteinhöhle im Süden der Stadt wendet sich der Weg nach Südwest in das Gebirge und führt nach einer kurzen Steile auf den sanft ansteigenden kahlen Ausläufern des Tung-san dem 2225 Meter hohen Passe zu.

Die Station Pupjao erscheint von der Höhe wie ein Wespennest, das mit einem Sprunge zu erreichen wäre, so steil windet sich der Weg hinab zu dem Kessel, dessen Sohle über und über mit Reis und Opium bebaut ist. Der kleine Ort gewinnt durch die üppigen Bambugesträuche an Romantik. In der allgemeinen Symmetrie der Natur scheint das Flüßchen, welches die kleine Thalebene bewässert, eine Ausnahme zu machen, denn es fließt im Gegensatze zu allen anderen Wasserläufen von Süd nach Nord. Ein relativ niederer Sattel trennt uns noch vom Lu-kiang. Von der Höhe geht es 15 Kilometer auf dem gepflasterten und mit Steinstufen versehenen Wege steil zum Thale hinab.

Der Lu-kiang entspringt in geringer südwestlicher Entfernung vom Lant-san-kiang, bildet hierauf die Grenze zwischen den unabhängigen Fürstenthümern Dso-gong am rechten und Pomi am linken Ufer und fließt an den Städten Menkong (am linken) und Tschamo-tong*) (am rechten Ufer)

*) Beide Orte waren ehemals französische Missions-Stationen.

vorbei. Er durchströmt theilweise das Land der angeblich wilden Lou-ze und Lyssu, durchschneidet die chinesische Provinz Yün-nan, trennt endlich Birma von Siam und ergießt sich unter dem Namen Salwen (Saluen) in den Golf von Martaban. Die Tibetaner nennen den Strom Nyen-kio.

Der Lu-kiang tritt an der Stelle, wo wir ihn übersetzten, aus seinem eingeengten Thale in einen langgestreckten, flachen Kessel, an dessen Ostseite er seinen Lauf fortsetzt; 22 Kilometer südlich verengt sich das Thal wieder zur Schlucht. Die Thalsohle ist merkwürdigerweise fast gar nicht bebaut und bewohnt, da unter den Chinesen die Ansicht herrscht, daß die bösen Ausdünstungen des mit hohem Gras bedeckten Bodens, besonders während der Nacht, die Feldfrüchte vergiften und auf die Gesundheit der Menschen verderblich wirken. Die Krankheit, welche in solchen Fällen die ganze Umgebung mit Schrecken erfüllt, äußert sich in kleinen, dunkelrothen, auf beliebigen Theilen des Körpers hervortretenden Beulen. Binnen 24 Stunden ist jeder Erkrankte rettungslos verloren.

Während das rechte Ufer in flacher Böschung zum Flusse abfällt, ist das linke durch 50 Meter hohe Felswände scharf markirt. Der Fluß übertrifft in seiner Wassermenge den Lant-san-kiang. Südlich der Uebergangsstelle staut sich das Wasser und braust sodann über einen mächtigen Cataract. Die Flußbreite betrug am 27. Jänner 1880 nur 80 Schritte, doch deutet schon die Bauart der mächtigen Kettenbrücke auf die Fülle des Wassers zur Regenzeit in den Sommermonaten.

Die Brücke besteht aus zwei Theilen. In der Mitte des Flußbettes erhebt sich nämlich ein mächtiger, aus Granit erbauter Steinthurm von 30 Schritt Durchmesser. Der östliche Theil der Brückendecke ist 100, der westliche 70 Schritte lang, demnach beträgt die Gesammtlänge der 4 Meter breiten Brücke 200 Schritte. Die Construction derselben ist eine ähnliche wie am Lant-san-kiang. Auf dem Mittelpfeiler befindet sich ein chinesisches Mauthhaus.

Der auf der Brückendecke abgelesene Barometerstand ergibt eine absolute Höhe von 726 Meter für den Strom. Sein Bett liegt demnach um 439 Meter tiefer als der Lant-san-kiang.

Nach der Passirung der Brücke steigt das Terrain sanft, aber beständig gegen Westen an. Abseits der Straße bemerkte ich einzelne elende Rohrhütten, welche bereits von Pa-yü-Stämmen bewohnt waren. Der Weg schlängelt sich in kühnen Serpentinen um die kantigen, dicht mit Laubhölzern bewachsenen Bergnasen und trichterförmigen Mulden, überwindet in 15—20gradigen Steigungen eine Höhe nach der andern und bringt den ermüdeten Reisenden endlich zu dem nahe einer flachen Rückfallkuppe gelegenen Dorfe Homoschu. Von hier brauchen wir noch gute 2½ Stunden mühsamen Emporklimmens bis zu dem Passe von Siang-san (2563 Meter hoch), welcher in Folge der Beschwerlichkeit seiner Ersteigung bei allen Chinesen als der höchste in der ganzen Provinz Yün-nan gilt. In Wirklichkeit ist es nur die relative Höhe von 1837 Metern über dem Lu-kiang, welche zu ersteigen den bequemen Chinesen wenig zusagt. In der Nähe des Passes erheben sich die Kuppen nur wenige hundert Fuß über die Einsattelungen, weiter im Norden aber erreichen die zackigen Felskuppen eine relative Höhe von mehr als 600—700 Meter. Mit Ausnahme der steilen und nackten Felspartien ist das ganze Gebirge dicht mit Bambu, Laubholz und Schlinggewächsen bewaldet.

Der laubenartig von den Baumkronen überwölbte Weg vom Siang-san-Passe zum Long-kiang hinab ist anfänglich sehr steil und schlecht. Mit dem Dorfe Talischu erreichten wir den Waldrand. Die Lage des Ortes ist reizend und gestattet eine ausgiebige Fernsicht über das breit sich öffnende Thal des Long-kiang.

An der 1390 Meter hohen Uebergangsstelle ist der Long-kiang ein mächtiger Fluß von 70 Schritt Länge und mindestens 2 Meter Tiefe. Die Wassermenge und das nach beiden Seiten hin nur ein geringes Areale umfassende Zuflußgebiet, sowie die eingezogenen Erkundigungen bestimmen mich, die Quellen des Long-kiang zum mindesten unter den 29. Breitegrad zu verlegen. Die Kettenbrücke, auf welcher wir den Fluß übersetzten, bestand aus 10 Trag- und 2 Geländerketten, war 70 Schritte lang, 3 Meter breit und schwebte in der Höhe von 10 Meter über dem Wasserspiegel. Alle Kettenbrücken gerathen bei ungleichmäßiger Belastung sehr leicht in Schwankung.

Der Weg gewinnt zuerst in halsbrecherischer Weise den 30 Meter hohen rechtsseitigen, eingerissenen Uferrand und bringt uns sodann, eine Stunde lang sanft ansteigend, zu dem nächsten Orte Kan-lang-tschaj. Die weiter westwärts liegenden Anhöhen werden ebenfalls leicht genommen und bieten uns nach allen Seiten lohnende Ueberblicke. Trotz der relativ niederen Lage des Rückens erblicken wir noch einmal, und zwar zum letzten Male die Schneefelder des Tscha-san.

Ein ziemlich schroffer, aber kurzer Abstieg führt uns endlich in einen von steilen Anhöhen eingerahmten Thalkessel, dessen Ebene mit Reis bebaut ist. Im Norden des Kessels erblicken wir die grauen Umfassungsmauern einer bedeutenden Stadt. Es ist Teng-yueh, die letzte Magistratsstadt China's. Die aus Trachyt erbauten Stadtmauern weisen mit ihren vier Ecken nach den Himmelsgegenden und haben in jeder Quadratseite eine Länge von zwei Kilometer.

Die Stadt ist trotz der mächtigen Mauern klein, die Häuser gruppiren sich nur im westlichen Theile zu einigen Gassen; der nördliche Theil enthält nur Ruinen, der übrige Raum ist theilweise Friedhof, theils Wüstenei. Zwei Amtsgebäude, in welchen der Civil-Gouverneur und der Militär-General residiren, sowie ein in Angriff genommener Tempelbau sind die einzigen erwähnenswerthen Gebäude.

Die Bevölkerung zählt höchstens 5000 Seelen und findet zum großen Theile in den bedeutenden Steinschleifereien, in welchen der im nördlichen Birma gewonnene Nephrit zu verschiedenen Schmucksachen, als Armbänder und Ohrgehänge, verarbeitet wird, eine lohnende Beschäftigung.

Teng-yueh liegt in der noch bedeutenden Höhe von 1714 Meter im Süden des vulcanischen Gebirges Hoschuen-san an dem östlichsten und ersten Nebenflusse des Irawadi, auf welchen der Reisende aus China nach Birma stößt. Es ist dies der Schintscha-ho, welcher ungefähr 2½ Tagreisen im Norden Teng-yueh's entspringt, 12 Kilometer im Nordosten der Stadt zwei kleine Seen, und zwar den Tsing-chaj und Pej-chaj bildet, dann die fruchtbare Thalebene in unzähligen Canälen bewässert, im Westen der Stadt über mehrere Wasserfälle stürzt, bei Siao-ho-ti sich mit dem Siao-ho vereinigt

und nun bis Lantjen unter dem Namen Lantjen-ho in einem 3—4 Kilometer breiten Thale nach Süden fließt.

Bei Lantjen verengt sich das Thal zu einem Defilé. Vor Kangai öffnet es sich wieder zu ansehnlicher Breite und nimmt hier den aus Norden kommenden Tapeng-ho auf, welcher Name dem Flusse bis zu seiner Mündung bleibt. Nach Passirung mehrerer Cataracte im Westen von Mayün-ke, wo sich das Thal zur Schlucht verengt, tritt der Fluß bei Mamo in die Niederung und ergießt sich schließlich bei Bamo in den Irawadi.

Die Vegetation dieses zwischen Birma und China sich ausbreitenden Gürtels ist an die verschiedenen Höhen gebunden. Im Tapeng-Thale selbst und auf den zunächst liegenden Bergen begegnen uns schon tropische Pflanzen, als herrliche Ficusbäume, Bambu, Aloen, Cylinder-Cactusse, Palmen und wunderbar schöne Camelien-Waldungen. Die Thalebene ist zumeist mit Reis bebaut, doch bemerkte ich auch Gerste, Erbsen, Mais, Baumwolle, Tabak und Mohn. Anfangs Jänner hatten die Mohnsprößlinge schon eine ansehnliche Höhe erreicht. Die Bauern verwenden eine große Sorgfalt auf den Ackerbau. Den ganzen Tag über waren die Familien mit dem Ausjäten des Unkrautes und der Zertrümmerung der Erdschollen mittelst kleiner Holzhämmer beschäftigt.

An Obstbäumen sind zu erwähnen: Granatäpfel, Pfirsische, Bananen, Kirschen und Trauben. In den Hausgärten werden gelbe Rüben, Kartoffel, Bohnen, Salat, Kohl und Zwiebeln gepflanzt.

Die Berge sind westlich von Teng-yueh wieder durchwegs dicht bewaldet. Aus dem dichten, undurchdringlichen Bambu-Unterholze ragen die Stämme prächtiger Eichenbäume, Birken, Zimmtbäume, sowie hin und wieder verschiedener Nadelhölzer stolz zum Himmel empor. Ihre Aeste sind ganz mit Schlinggewächsen bedeckt.

Trotz dieser üppigen Vegetation ist das Thierleben sehr spärlich vertreten. Tiger, Leoparden, wilde Elephanten ꝛc. halten sich, so wie die Affen, nur in den Niederungen des Irawadi auf. Wir bemerkten selbst auf dem sogenannten Katschinberge nur wenige Raub- und Singvögel. Im Tapeng-Thale sahen wir Kraniche, Wildenten (besonders Anas rutilla), Geier und kleine Fischraubvögel. Dafür finden wir bei den Bewohnern eine große Zahl

von Hausthieren, und zwar prächtige, starke Büffel und gut gebaute Rinder ohne Höcker, ferner kleine Ponies und bessere Maulthiere, welche die Leute von den Chinesen kaufen. Endlich sah ich Schafe, Schweine, Hühner, Gänse, Enten in großer Menge. Haushunde sind nicht so häufig als in China, dafür aber größer, stärker und schöner in Bau und Farbe. Katzen gibt es sehr viele.

Das Klima im Tapeng-Thale ist ein herrliches. Selbst im Hochsommer wird die Hitze nicht unerträglich, wie dies bereits am Irawadi der Fall ist. Die Wintertemperatur dagegen sinkt nie so tief, daß man zu der Gluth-



Brücke bei Lantjen.

pfanne flüchten müßte. Die Regenzeit fällt zwischen die Monate Mai und September. Zu Beginn dieser Saison wechseln Regentage oft mit klarem, heiterem Wetter ab. Im Sommer aber regnet es oft wochenlang unausgesetzt fort, und die Berge sind bis zur halben Höhe in Wolken und Nebel gehüllt. Zu dieser Zeit stockt auch der Handel zwischen Birma und China. Im Winter dagegen ist der Handelsverkehr sehr rege.

Der Haupthandel nach China umfaßt Baumwolle, Salz, Nephrit, Bernstein, andere Edelsteine und Elfenbein. Die Chinesen dagegen bringen hauptsächlich Opium, welches die Bergbewohner sehr lieben, aus ihrem Lande.

Die Baumwolle wird zu Schiffe auf dem Irawadi bis Bamo gebracht und dort von chinesischen Händlern gekauft, welche die Ballen auf Tragthieren nach Yün-nan befördern. Wir begegneten unzähligen solchen Caravanen. Noch bevor wir die chinesische Grenze erreichten, fiel mir der Umstand auf, daß alle Baumwollballen wie von Flintenkugeln durchlöchert schienen. Als wir uns bei den Maulthiertreibern um die Ursache dieser Verwü-



Vegetation im Tapeng-Thale bei Kangai.

stungen erkundigten, erfuhren wir in der Regel haarsträubende Erzählungen über die Angriffe der Räuber in den Katschinbergen, welche die Caravanen mit einem wahren Kugelregen überschüttet hatten. Mich wunderte es nur, daß alle Projectile in die Baumwolle gedrungen waren, ohne die Maulthiere oder die Treiber zu verletzen. Späterhin klärte sich das Räthsel auf. Die Löcher rührten allerdings von den Katschin her, doch lag dabei jede feindselige Absicht ferne. Wenn nämlich eine dieser Caravanen campirt, so

werden bei den Wachfeuern die Schüreisen glühend gemacht und sodann in die Baumwollballen getrieben. Das so entstandene Loch ist eine unerschöpfliche Quelle. Die Transportführer stehlen jeden Tag einige Hände voll Baumwolle und geben diese an Stelle der Baarbezahlung ihren jeweiligen Wirthsleuten. Bei diesem Vorgange profitirt Jedermann. Der Wirth erhält die doppelte Bezahlung, der Maulthiertreiber erspart sein eigenes Geld, das Maulthier trägt Tag für Tag eine geringere Last, und der Käufer der Baumwolle ist schließlich froh, daß ihm sein Gut nicht gänzlich von den bösen Räubern abgenommen wurde.

Der Nephrit ist ein elastischer, zäher Stein, welcher an einem rechtsseitigen Nebenflusse des Irawadi in der Nähe der Stadt Mogung gefunden und in ganz China als Edelstein verwendet und behandelt wird. Er wird nur noch südlich von Yarkand und auf Neuseeland gefunden und gewann bei dem Umstande, als man Nephritwerkzeuge auch bei Ausgrabungen in Europa und Amerika fand, besonders in der Neuzeit an culturhistorischer Bedeutung. Die Farbe des Steines ist verschiedentlich: blau, röthlich, gelblich, grün und grau. Grün ist die vorherrschende Farbe, milchgrau die seltenste und bei den Chinesen am meisten bevorzugt. Der Preis eines reinen, milchgrauen, durchschimmernden Steines ist in China ein enormer. Reiche Familien opfern oft Hunderttausende von Gulden, um ein Armband oder sonst einen Schmuckgegenstand aus diesem Gesteine zu besitzen. Die Steine werden von ihrem Fundorte entweder per Schiff nach Canton, oder zu Land nach Tsching-tu-fu in China gebracht, wo sie dann verarbeitet werden. In der Nähe der Fundorte des Nephrits befinden sich auch Bernsteinminen, deren Ausbeute jedoch im Vergleiche zu dem Nephrithandel nur einen geringen Absatz nach China findet. Sehr schwunghaft wird auch der Elfenbeinhandel betrieben, doch nimmt nur ein geringer Theil der Waare den Landweg nach Canton.

Alle Caravanen, welche wir auf ihrem Wege von Birma nach China begegneten, waren auf das festlichste herausgeputzt und geschmückt. Besonders war auf den Putz des ersten und zweiten Thieres, welche den Zug anführten, eine große Sorgfalt verwendet. Der Kopf war im vollsten Sinne des Wortes in Seidenschnüren und Quasten eingehüllt, Blumen und Kränze

bedeckten die Stirne, auf welcher ein, in den meisten Fällen zerbrochener Spiegel glitzerte. Je stärker die Caravane war, desto reicher war das Leitthier ausgestattet, aber auch desto mehr waren die Baumwollballen durchlöchert.

Der Tapeng-Fluß ist für die geographische Charakteristik der Gegend zwischen den Flüssen Long-kiang und Irawadi von größter Wichtigkeit, denn er trennt zwei ganz verschiedene Bergsysteme. Im Süden ziehen parallel mit ihm die sogenannten birmanischen Katschinberge, als langgestreckte, scharf markirte Gebirgsrücken mit prominenten Kuppen und tief eingeschnittenen Sätteln, deren Fortsetzung nach Süden das zerrissene und reich gegliederte Bergland des Königreiches Birma bildet. Der Wanderer, welcher im Tapeng-Thale selbst reist, wird dem empfangenen Eindrucke nach, den Bergen im Norden eine gleiche Formation zuschreiben wie jenen im Süden; die Contouren der Höhen bringen die Täuschung hervor, als laufe im Norden des Tapeng ein paralleler Rücken mit dem Thale. Die Forschungsreisenden, welche bisher die Gegend besuchten, blieben immer im Thale, und so kommt es, daß in der That auf allen bestehenden Karten ein Parallelrücken eingezeichnet wurde, was zur Folge hatte, daß man den nördlich gelegenen Nebenflüssen des Irawadi einen ostwestlichen Lauf zumuthen mußte. Ich war nun so glücklich, aus eigener Anschauung zu finden, daß ein solcher Parallelrücken nicht existirt und daß das Flußnetz sich ganz eigenthümlich darstellt.

Schon im mittleren Laufe des Tapeng fiel es mir auf, daß sich die Wassermasse des Flusses in überraschender Weise vermehre. Ich concentrirte meine Aufmerksamkeit auf die unscheinbarsten Wasserrinnen, die in 15—30gradiger Böschung von dem vermeintlichen Gebirgsrücken im Norden herabstürzten, ohne irgendwie einen Anhaltspunkt zu finden, der mich zu der Annahme berechtigt hätte, das Wasser käme von weiter her, als von den scheinbaren Einsattlungen. Unsere Marschlinie lief bisher beständig am linken Ufer. Bei der Stadt Tsanta (auch Tschanta-tu genannt) übersetzten wir den bereits mächtigen und breiten Fluß. Ich las glücklicherweise am Uferrande den Stand des Barometers ab. Eine breite und circa 8 Kilometer lange Alluvialebene trennte uns noch von der Stadt und wurde von rechts nach links durch niedere Hügelzüge abgeschlossen. Wie erstaunte ich,

als ich vor der Stadt einen Fluß erblickte, dessen tiefes Wasser anscheinend stille stand. Ich blickte nach Norden und sah dieselbe steile und mit Gerölle bedeckte Wasserrinne zur Höhe führen, wie vorher schon mehrere. „Sollte dies Wasser ein Arm des Tapeng sein?“ war meine erste Frage. „Aus diesem Risse kann doch nicht so viel Wasser herabfließen? — Wie käme aber ein Arm des Tapeng hieher? — Das ist ja doch ein von beiden Seiten eingeschlossenes Thal!“ Ich blickte auf das Aneroid — richtig! wir sind um hundert Fuß höher als vorher am Tapeng. Da gab es keinen Zweifel mehr, das große Wasser mußte vom Norden kommen.

Wir waren kaum in der kleinen Stadt Tsanta angekommen, als ich die erfahrensten Diener des Hauses zu mir berief und mich nach den Verhältnissen des Flusses erkundigte. Ich erfuhr, daß dieser Nebenfluß Tsanta-ho heiße und sein Ursprung auf 12 Tagreisen Entfernung im Norden liege. Da ich in die Aussagen Zweifel setzte, so ließ ich mir mit Holzstäbchen den Lauf des Flusses und die Lage der Ortschaften, auf welche man am 7., 10. und 12. Tage stoße, demonstriren. Meine Annahme, es müsse sich im Norden eine ausgedehnte Plateaulandschaft ausbreiten, erhielt die vollste Bestätigung, als wir nach Passirung noch mehrerer ähnlicher Wasserlinien, die unseren weiteren Weg am rechten Ufer des Tapeng durchschnitten, uns von Manwyn in die nördlichen Berge wandten. Je mehr wir, aus der breiten Thalebene kommend, uns den Bergflüssen näherten, desto deutlicher hörte ich ein gewisses Brausen aus der Schlucht des bei Manwyn mündenden Nebenflusses. Eine gute Stunde Steigung brachte uns zur Höhe und — ich muß sagen, mir klopfte das Herz vor Freude, als ich meine Annahme gerechtfertigt sah — wir befanden uns auf einem Hochlande, 504 Meter über dem 926 Meter hohen Tapeng-Thale, dessen steile Abfälle nach Süden bisher als die Hänge eines kantigen Gebirgszuges angenommen wurden.

Nicht allein diese Entdeckung in orographischer Beziehung, sondern hauptsächlich die hydrographische Gliederung erschien mir von einiger Bedeutung. Alle Flüsse und Bäche des Hochlandes haben eine durch die parallel streichenden und nur wenige hundert Fuß relativ höheren Berglinien streng vorgezeichnete, selbstständige Laufrichtung von Nord nach Süd.

Wenn wir die Flüsse vom oberen und mittleren Yang-tze-kiang angefangen bis zum Irawadi betrachten, so fällt uns die gleiche Erscheinung in die Augen. Diese sonderbare Eigenschaft und insbesondere die Thatsache, daß das Wassernetz jedes Hauptflusses sich nur auf eine geringe Breite entwickelt, läßt folgende Behauptung gerechtfertigt erscheinen: Die Quellen des Irawadi müssen bei dem Vergleiche der Wassermengen des Brahmaputra bei Sudyia mit jenen des ersteren bei Bamo in viel höheren Breiten liegen, als bisher angenommen wurde. Sie müssen, wenn der Irawadi nicht mit dem Sanpu in Tibet identisch sein kann und soll, weit im Norden des tibetanischen Hochlandes angenommen werden.

Der Irawadi ist das größte geographische Fragezeichen im großen Asien. Wo mögen seine Quellen liegen? Wie mag sein Ober- und Mittellauf beschaffen sein? Je mehr wir uns seinem Gebiete näherten, desto mehr wuchs mein Interesse für diese Fragen. Wo ich nur Gelegenheit fand, zog ich Erkundigungen über seinen Lauf ein. Nahezu alle Tibetaner, die über ihr Land Auskunft ertheilen konnten, gaben mir auf die Frage, woher der Strom komme, zur Antwort: Von Lassa. — Einige Chinesen waren wieder der Ansicht, daß die durch ihre vorzüglichen Pferde berühmte Stadt Pomi am Talo-kiang oder Irawadi liege.

In Teng-yueh erblickte ich im Salon des chinesischen Generals eine Karte, welche dessen Dienstesrayon darstellte und von Teng-yueh bis Bamo reichte. Ich ruhte nicht früher, bevor ich die Karte zur Copirung in meinen Händen hatte. Eine kleine Beschreibung am Rande der Karte sagt: „Der Irawadi kommt unter dem Namen Gau-dschu von Lassa. Hohe Schneeberge zu beiden Seiten begleiten das Thal, in welchem wilde Stämme jeden Fremdling plündern und tödten. Ein anderer großer Fluß, Namens Mongan-tschang, welcher bei Mong-käng-ti vorbeifließt, der berühmten Stadt, wo der edle Yü gefunden wird, ergießt sich vier Tagreisen im Norden von Sinke (Bamo) bei dem Dorfe Ta-lo-gi in den Ta-lo-kiang“.

Nach chinesischen und tibetanischen Quellen wäre also der Irawadi doch nichts Anderes als der Unterlauf des tibetanischen Sanpu.

Nach den Aussagen des Missionärs Pater Josef Faure, der während unserer Anwesenheit, aus seiner acht Tagreisen entfernten Station in den nördlichen Katschinbergen nach Bamo herabkam, verengt sich das Thal des Irawadi alsbald im Norden der Stadt zu dem sogenannten ersten Defilé, einer von mächtigen Felsabstürzen umrahmten Schlucht.

Bei Uägi (drei Stationen von Bamo) erweitert sich das Thal, nimmt bei Katschion den Mogung-Fluß auf und verengt sich erst wieder bei der Theilung des Stromes in den großen und kleinen Irawadi ungefähr in der nördlichen Breite von 25° 30′. Sowohl der große als kleine Irawadi sollen nach den Aussagen der Katschin-Stämme weit oben in Tibet ihre Quellen haben, doch keinesfalls in der Nähe der tibetanischen Landeshauptstadt vorbeifließen. Die Namen und Lage der am Irawadi verzeichneten Orte verdanke ich ebenfalls der Erfahrung des Missionärs. Der Fuß der die Thalbegleitung bildenden Berge ist auf der Strecke von acht Tagreisen nördlich, sehr gegliedert und die Kuppen der zusehends ansteigenden Rücken sind bis auf einen mit Hutweiden bewachsenen Gürtel, der auf 500 Meter Höhe über das Thal sich erstreckt, mit dichtem Urwalde bedeckt.

Nach Capitän Hannay beträgt die Wassergeschwindigkeit des Stromes bei der Einmündung des Mogung-Flusses zwei englische Meilen in der Stunde, die Tiefe des Wassers an den Ufern zwei Faden, in der Mitte drei Faden, die Flußbreite an dieser Stelle nach der Beobachtung des Dr. Griffith 900—1000 Yards.

Wenn wir aus der Vergleichung der Wassermenge einen Schluß auf den Lauf eines Gewässers ziehen dürfen, so ergibt sich für den Irawadi nahezu die doppelte Länge als für den Brahmaputra.

Aus dem Gehörten eine richtige Folgerung über den oberen Lauf des Irawadi zu fällen, ist schwer. Die Ansichten, nicht allein unter den Eingeborenen, sondern auch unter allen Geographen widersprechen sich sehr.

Wenn ich es nun wage, meine Ansicht dahin auszusprechen, daß ich mich den Aussagen des Pater Faure um so mehr zuneige, als die Forschungen des letzten Punditen, der den Sanpu bis zum 94. Längengrade verfolgte, ergaben, daß der genannte Fluß hier unter einem scharfen Bug nach Süden,

scheinbar direct dem Brahmaputra zufließt, so lasse ich mich hauptsächlich von dem Beweggrunde leiten, daß bei der Schwierigkeit des Vordringens für jeden fremden Reisenden in dieser Richtung, jene Stämme (hier die nördlichen Katschin), die dem Strome zunächst wohnen, am frühesten über die an ihr Land geknüpften Fragen eine annähernd richtige Aufklärung ertheilen können. Sie sagen, der Strom entspringt im weiten Norden Tibets. Sollte diese Aussage begründet sein, dann bleibt dem Geographen nichts Anderes übrig, als die Quelle der beiden Irawadi südlich vom Ursprunge des Lu-kiang zu verlegen.

Es erübrigt mir noch mit einigen Worten der Bevölkerung zu gedenken, welche das von uns bereiste Gebiet zwischen dem Lu-kiang und Irawadi bewohnt.

Mit dem Betreten des Lu-kiang-Thales bemerkt der vom Osten kommende Reisende, daß die allerdings noch in chinesische Tracht gekleideten Bewohner keine Chinesen mehr sind. Weiter westlich gegen Teng-yueh wird auch die Tracht eine andere, besonders die der Frauen. Das Volk nennt sich selbst Pa-yü, der englische Oberst Yule gibt ihm den Namen Schan. Das Territorium, welches von ihm bewohnt wird, ist ein verhältnißmäßig großes und erstreckt sich von Bamo bis weit nach Süden. In Birma selbst haben sich die Pa-yü bereits so mit den Birmanen vermengt, daß ihre Sprache hier nahezu verwischt ist. Im Norden ist dieses Volk noch bis an den oberen Irawadi verbreitet und nennt sich am linken Ufer Didschu, am rechten Telon.

Die Gestalt der Pa-yü-Männer ist eher klein und zierlich zu nennen. Der Kopf ist edler und besser geformt als jener der Chinesen. Die dunklen Augen liegen nahezu horizontal, die Nase ist gerade, der Gesichtsausdruck überhaupt nähert sich der kaukasischen Race.

Die Gesichter der Frauen sind feiner geschnitten, die braunen Augen groß und lebhaft, doch verliert der Glanz derselben bedeutend durch den Mangel an Brauen und Wimpern. Die Gesichtsfarbe ist lichtbraun. Höher gestellte Familien kennzeichnen sich durch eine lichtere Hautfarbe.

Die Tracht der Männer besteht aus kurzen, blauen Jacken mit Knöpfen aus Bernstein oder Silber, einer kurzen, bis zu den Knien reichenden,

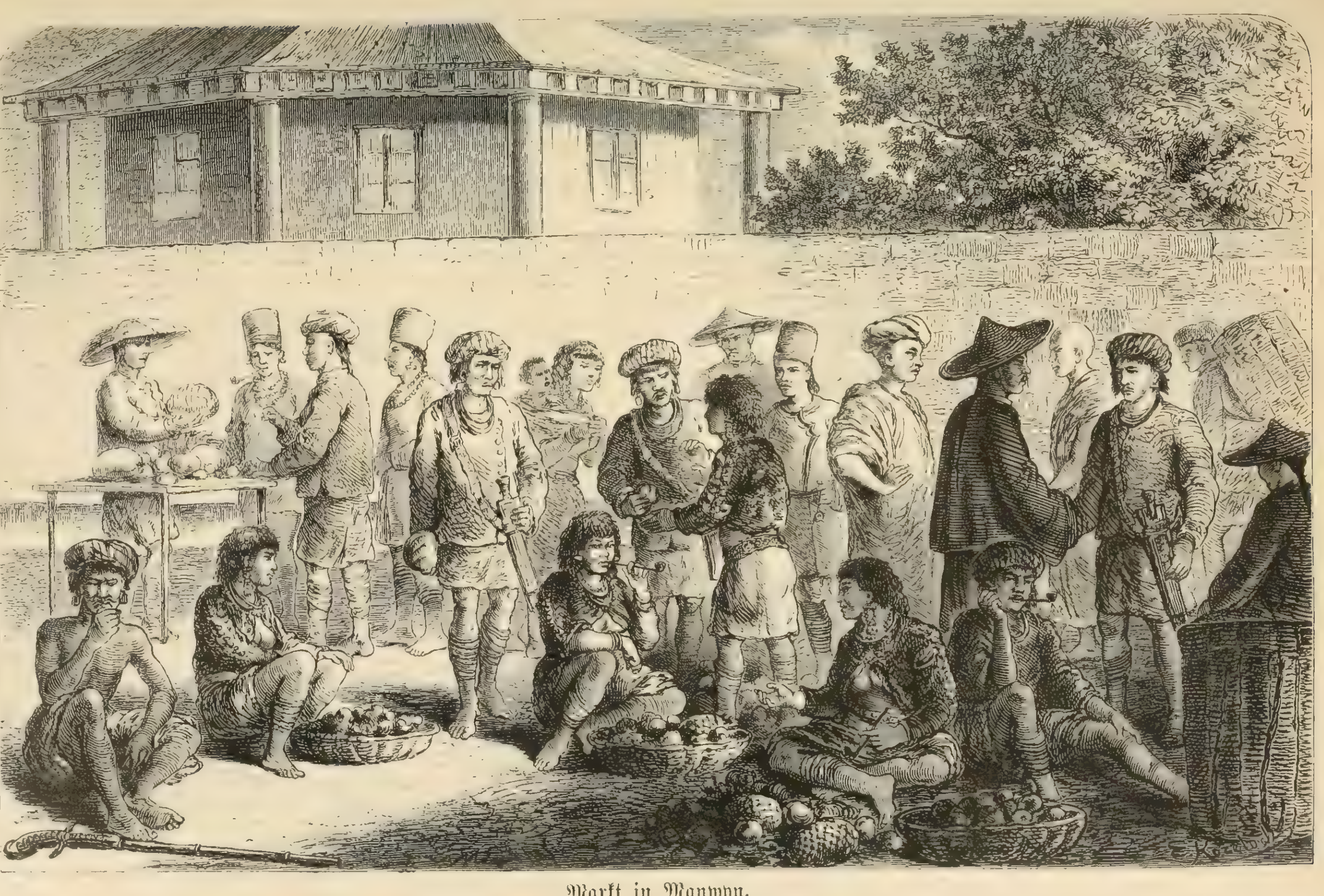
schlotternden Hose aus blauer Baumwolle, endlich aus gleichen Schuhen mit Ledersohlen. Im Sommer bedeckt ein großer Strohhut das bezopfte Haupt der Bewohner des Tapeng-Thales, zu jeder anderen Zeit windet der Pa-yü einen blauen Turban um den Kopf.

Ich fand bei den Pa-yü-Männern als gewöhnliche Waffe nur die Luntengewehre der Chinesen, die bei der Mündung des Laufes mit zwei gekrümmten Hörnern in Charnieren versehen waren, um beim Gebrauche einen Stützpunkt für das sichere Zielen zu gewinnen.

Die Frauen zeigen gleichfalls eine besondere Vorliebe für die dunkelblaue Farbe ihrer Kleidung. Die Jacke reicht bis zu den Knien, ebenso die Pantalons. Die Knie sind nackt und bis zum Beginne der Wade mit Ringen aus einem Schlinggewächse umwunden, die wie Drahtringe aussehen. Schuhe fehlen fast gänzlich. Den merkwürdigsten Theil ihrer Kleidung bildet die Kopfbedeckung, bestehend aus einem langen, breiten, blauen Bande, das turbanartig um den Kopf gewunden wird, und in der fertigen Form vollkommen einem der Krämpe beraubten europäischen Herrencylinderhut gleicht. Die Jacke ist besonders bei vermögenden Leuten mit Silberplättchen geschmückt. Die Ohrläppchen sind durchlöchert; ein massiver Silbercylinder oder ein Bamburöhrchen dient als Ohrschmuck. Die Pa-yü-Frauen in Birma ersetzen diese Silbercylinder durch Cigarren aus Tabak und Stroh, welche sie mit Vorliebe rauchen.

Es fiel mir überhaupt bei dem Pa-yü-Volke auf, daß nur die Frauen Tabak rauchen, ja niemals ohne Pfeife oder Cigarre gesehen werden, während die Männer diesen Genuß verschmähen und lieber zur Opiumpfeife greifen.

Das Pa-yü-Volk zeichnet sich durch seinen ernsten, ruhigen, offenen Charakter aus. Mehr zurückhaltend in Worten und Handlungen, ist es schwer, die Leute in ein längeres Gespräch zu ziehen. Der Umgang mit dem Volke leidet nicht an formaler Höflichkeit, im Gegentheil, die Lüge scheint verpönt zu sein. Während der wenigen Wochen, als wir das Land durchstreiften, machten wir wiederholt die Wahrnehmung, daß sich die Leute gern freundlicher und zuvorkommender gezeigt hätten, wäre es ihnen nicht von den Chinesen verboten worden.



Markt in Manwyn.

Die Pa-yü-Stämme erbauen ihre Häuser im chinesischen Style und verzieren ihre Dächer mit schwungvollen Giebeln und verschnörkelten Drachengestalten.

Die Hauptbeschäftigung des Volkes ist der Ackerbau. Außerdem beschäftigt sich ein großer Theil der Bevölkerung mit Silberarbeiten, Strohflechterei und Weberei. Letztere fällt hauptsächlich den Frauen zu.

Die Nahrung besteht aus Fleisch und Feldfrüchten. Thee ist wie bei den Chinesen das Lieblingsgetränk.

Das Volk huldigt durchweg dem Buddhismus, doch erlitt die Religion durch die Uebernahme der abergläubischen Doctrinen von den Chinesen vielfache entwürdigende Formen; Aberglaube und Zauberei treiben auch hier ihr böses Spiel. Im Allgemeinen aber zeigt das Volk dieselbe Gleichgiltigkeit gegen religiöse Dinge wie die Chinesen. Die Priester genießen nicht das Ansehen wie die tibetanischen Lama und kümmern sich auch weit weniger um ihren eigentlichen Beruf als um eine sorgenlose Existenz. Sie beschäftigen sich deshalb vielfach mit Nebenarbeiten. Die Tracht der Priester besteht aus einem gelben Turban, weißer Jacke, gelbem Unterkleid, weißen Strümpfen und chinesischen Schuhen. Die Zähne sind wie die der verheirateten Japanerinen geschwärzt. Nach dem Tode werden die Priester verbrannt.

Die Pa-yü-Männer nehmen sich nur Eine rechtmäßige Frau. Die Heiraten geschehen ohne kirchliche Ceremonie nur nach Uebereinkunft mit den Eltern der Brautleute.

Die Verstorbenen werden in ähnlicher Weise wie bei den Chinesen begraben, ein von den Hinterbliebenen errichteter Gedenkstein ziert das Grab.

Das Volk im Tapeng-Thale besitzt eigene Fürsten, welche die Tracht chinesischer Mandarine tragen und den Befehlen des Statthalters von Yün-nan blindlings folgen. Ihre Macht ist demnach nur eine formelle, indem sie der chinesischen Regierung für Land und Leute verantwortlich sind.

Mit der Ankunft in Manwyn wurden wir mit einem anderen Volke, den Bergbewohnern oder wie sie vorwiegend bei den Birmanen genannt werden, mit den Katschin bekannt. Das Volk nennt sich selbst Tsching-po.

Da sich auf der kurzen Strecke, welche wir noch bis Bamo zurückzulegen hatten, Mancherlei ereignete, so will ich in die Beschreibung der Katschin auch die Erzählung unserer Reise-Abenteuer einflechten.

Der Stadtcommandant von Teng-yueh hatte uns — nachdem erst kürzlich zwei reisende Mandarine im Tapeng-Thale ermordet worden waren, zu unserem Schutze eine 30 Mann starke Militär-Escorte beigestellt. Schon am ersten Tage unserer Reise war ein Soldat nach dem andern verschwunden. Wir erreichten demnach das Städtchen Manwyn ohne Bedeckung. Vor dem Stadtthore wurde gerade Markt abgehalten, und in bunter Farbentracht mengten sich da die wilden Bergbewohner mit der vorwiegenden Pa-yü-Bevölkerung der Stadt. Der Unterschied zwischen den beiden Volksstämmen ist schon bei dem ersten Anblicke, besonders durch die Verschiedenheit der Tracht, ein auffälliger. Obwohl der Totaleindruck der Katschingestalten kein imponirender ist, da sie kleine, schwächliche Leute sind, so sprüht doch aus allen Augen ein trotziges Feuer, das mit dem scheuen Benehmen sonderbar contrastirt. Sowohl die Gesichter der Männer als die der Frauen können nicht unschön genannt werden. Die Augen des oval und edel geformten Kopfes sind horizontal, die Nase stark und gerade, die rothgefärbten Lippen fein geschnitten. Die Zähne sind vom Betelkauen schwarz. Die Männer haben keine besonders auffallende Tracht, ja der Schnitt der Kleidung stimmt vielfach mit jenem der Pa-yü überein; nur der blaue Turban ist weiß gestreift, und ein Schwert im Gürtel darf nie fehlen. Weiters führen die Männer noch folgende Waffen: lange Speere, die in Birma verfertigt werden, bestehend aus einem zwei Meter langen Bamburohre mit einer 0·3 Meter langen, scharf geschliffenen Spitze; Luntengewehre, wie die der Chinesen, welche die Bergbewohner mit bewunderungswerther Geschicklichkeit zu handhaben verstehen, endlich Bogen und Pfeile. Die Spitzen der Pfeile werden häufig mit Aconitum vergiftet.

Die Haare werden vom Scheitel angefangen strahlenförmig über die Stirne gekämmt und oberhalb der Augenbrauen rund abgeschnitten. Desgleichen reichen die losen, mitunter gekräuselten und wellenförmigen, schwarzen oder braunen Haare nur bis zum Nacken.

Sowohl die Männer als die Frauen tragen in den Ohrlöchern die mannigfachsten Gegenstände, als Silbercylinder, deren Enden mit Edelsteinen oder Glasperlen geschmückt sind, so daß sie wie kleine Teleskope aussehen, europäische Glasperlen, endlich viereckige, größere Scheiben aus getriebenem Silberblech mit herabhängenden Silberketten, die um die Ohrmuscheln gewunden sind. Als Halsschmuck fehlen selten ein bis drei massive, glatte Silberringe im Durchmesser des Kopfes, neben etlichen Glasperlenschnüren und einigen Ketten aneinander gereihter Venusmuscheln. An den Armgelenken reihen sich Armbänder aus Silberblech, Bernstein, Nephrit und Horn in bunter Auswahl aneinander. Auch die Finger sind mit einer Anzahl Silberringe und kostbaren Edelsteinen geschmückt.

Die Frauen und Mädchen tragen auf dem bloßen Leibe eine bunte, kurze Jacke aus Baumwolle, die nur den Oberkörper theilweise bedeckt. Sodann um die Hüften gebunden ein bis oberhalb der Knie reichendes Unterkleid; beide Kleidungsstücke sind mit Muscheln geschmückt. Ebenso wird das Unterkleid durch ein mit Muscheln bedecktes breites Band festgebunden. Roth auf dunklem Untergrunde ist die vorherrschende Farbe der Kleidung. Hin und wieder ist ein orangegelber Streifen, dann wieder ein rosarothes, mit eingewebten Blumen versehenes Stück Zeug — europäischen oder persischen Ursprunges — eingeflickt. Die Beine und Füße sind bloß und wie bei den Pa-yü mit Schlinggewächsringen umwunden. Schmutzig sind sie alle.

Als wir das Innere der Stadt betreten hatten, war es eine schwierige Aufgabe, eine Wohnung zu finden. Wir wanderten von Haus zu Haus und wurden überall abgewiesen. Ich begab mich mit dem Diener Hute-schan zu dem Gerichtsgebäude, um mit dem Mandarin zu sprechen; das Haus war verschlossen. Selbst als der Diener den Versuch machte, das Thor zu sprengen, meldete sich keine Seele. Wie wir später erfuhren, hat sich der Beamte, als er hörte, daß Europäer ankommen, geflüchtet. Ein Lamaknabe führte uns schließlich in eine Spelunke, wo wir Quartier erhielten.

Kaum hatten wir es uns in dem Wirthshause einigermaßen bequem gemacht, so erschien Tang, der Dolmetsch, mit der Nachricht, der „Minister" des hiesigen Mandarins wünsche uns zu sehen. Er kam. Sein Aeußeres

hatte aber durchaus nichts Ministerhaftes an sich. Es war ein wahres Galgengesicht, das sich uns präsentirte, und wir glaubten zu der Annahme vollkommen berechtigt zu sein, in ihm den Mörder Margary's zu finden*).

Ohne das geringste Zeichen von Respekt und Würde tobte er in einer so komischen Art in unserem Zimmer, daß wir ihm helllaut in das Gesicht lachten. Er war sichtlich bemüht, den würdevollen, breiten Gang hochgestellter Mandarine, sowie deren affectirtes, gesangartiges, gedehntes Sprechen nachzuäffen, was unsere Heiterkeit nur noch vermehrte. Dieses Benehmen aber, das bei uns nicht den gewünschten Erfolg der Einschüchterung hervorbrachte, wirkte dafür desto mehr auf das Volk, da es Zeuge war, wie der Beamte uns mißachtete. Nachdem der Minister sich entfernt hatte, stürmte der Pöbel in den Hof, johlte und höhnte aus voller Kehle, doch wir brauchten nur die Bambustöcke zu zeigen, da fuhr sofort das Gesindel beim Thore hinaus; unsere treuen Wächter, die tibetanischen Hunde, standen den Leuten am meisten im Wege, wenn sie sich dem Zimmereingange zu nähern versuchten, denn sie attaquirten jeden Zudringlichen und hielten die Volksmenge in angemessener Entfernung.

Gegen Abend kam der Minister wieder. Ohne uns eines Grußes zu würdigen, ließ er sich auf dem Ehrensessel des Zimmers nieder. Das war zu viel; ein Ruck und er mußte unfreiwillig den eingenommenen Platz verlassen. Ich fürchtete schon, er würde ohne Verzug auf seine Mentoren losstürzen, so erglühten seine Augen, so ballte er die Hände. Da trat der Dolmetsch in das Zimmer. Er begriff sofort die kritische Situation und drängte den wüthenden Beamten in sein Schlafzimmer. Dort ging es anfangs hitzig zu, endlich aber beruhigte das eifrige Zureden den beleidigten Mann. Nach einer Weile erschienen Beide vor uns, und der Dolmetsch sprach im Namen des Mandarins: Auch er habe einen Decorationsknopf und müsse uns mittheilen, daß die Möglichkeit unserer Weiterreise nur von ihm abhänge. Graf Széchenyi entgegnete: „Gut! ist er wirklich ein Beamter, dann müsse er sich erstens durch Höflichkeit und zweitens durch seine Visitkarte legitimiren! Bis jetzt wissen wir nicht, mit wem wir es zu thun haben." Der Minister machte

*) Siehe Anhang.

ein tiefes Compliment und ging. So verzog sich unsere Abreise von Manwyn von Tag zu Tag. Wir stießen auf zahllose Schwierigkeiten wegen der Beistellung der Maulthiere. Der Minister trug redlich das Seine dazu bei, um uns in dieser Weise seine Ueberlegenheit und Rache fühlen zu lassen. Erst auf die Drohung hin, den Sachverhalt nach Peking zu melden, um den Beamten zur Bestrafung anzuzeigen, und daß wir gesonnen seien, ohne Gepäck und Führer aufzubrechen, versprach der Beamte die Beistellung der nöthigen Maulthiere.

Da erschien plötzlich der mittlerweile zurückgekehrte Stadtcommandant mit seinem Minister in Begleitung eines recht verdächtig aussehenden Menschen, welcher uns als Prinz der nördlichen Katschin vorgestellt wurde. Weder seine verwahrloste Kleidung, noch sein Benehmen kennzeichneten den Fürsten. Die Forderungen, welche die beiden Mandarine im Namen des Fürsten an uns stellten, waren etwas übertrieben. Sie bezifferten anfangs den täglichen Miethpreis für ein Maulthier auf 15 fl. und verlangten eine Extra-Remuneration von 300 fl. für die Soldaten des Fürsten. Endlich gelang es, eine Einigung, und zwar in der Fixirung des Miethpreises auf 10 fl. per Thier und Tag, und einer Remuneration von 100 fl. für die Soldaten zu erzielen.

Am nächsten Morgen wurden wir endlich erlöst. Um 11 Uhr kam der Räuberfürst und um Mittag konnte die Colonne aufbrechen.

Nach einstündiger starker Steigung erreichten wir das Territorium der Katschin, wir befanden uns auf dem Plateau. Der Weg besitzt nur Fußwegbreite und übersetzt mehrere kleine Hügel, die dicht bewaldet sind. Auf einem dieser Hügel lag in einer kleinen Waldlichtung die Residenz des Fürsten, in der wir übernachten sollten.

Vor dem Steinwall, welcher das Haus umgibt, erhielten wir den Befehl, abzusitzen, die freien Bergbewohner dulden aus religiösen Bedenken nicht, daß Jemand zu Pferde den Hofraum betritt. Das Fürstenhaus ist ein armseliges Bambugebäude, ohne Eisen- oder Steinbestandtheile. Von Norden und Süden führt ein Eingang in das Innere, dem Fremden ist es jedoch nur gestattet von Süden einzutreten. Zuerst passirten wir einen Stall,

dessen Umzäunung mit den behornten Kopfskeleten getödteter oder verendeter Büffel geschmückt ist, und dessen Sumpfboden bei jedem Schritte zitterte und vibrirte. Ueber einige Stufen gelangt man in das eigentliche Wohnhaus, das in eine westliche und östliche Hälfte getheilt erscheint. Der westliche Theil besteht aus fortlaufenden, geschlossenen Zimmern, der östliche Theil aus drei gegen den langen Gang hin offenen Appartements, in dessen mittlerem und größtem der versenkte, offene Herd sich befindet, auf welchem ein beständiges Feuer unterhalten wird.

Der Fürst bewohnte mit seiner Familie die geschlossenen Wohnräume, die Dienerschaft und seine Leibwache den gegenüber liegenden Raum. Wir erhielten das dem Stalle zunächst liegende Zimmer als Wohnung zugewiesen. Der Boden der Zimmer besteht aus sehr rein gescheuerten Brettern und die Zimmerdecke ist mit dem vom Rauche geschwärzten Dachstuhle identisch. Das ganze Haus ruht auf Pfählen, die wenigen Wirthschaftsgebäude liegen tiefer und schon an der Grenze des dichten und düsteren Urwaldes. Der Fürst führte uns gastfreundlich in sein Haus und beauftragte die weibliche Dienerschaft, auf dem Boden unseres Zimmers frische Strohmatten auszubreiten.

Die ganze schwere Arbeit wurde nicht allein bei dem Fürsten, sondern wird bei den Katschin überhaupt von den Frauen und Mädchen ausgeführt. Wenn des Morgens die Männer noch der Ruhe pflegen, sind die Frauen bereits mit der Reinigung der Wohnung, des Stalles und der Küche, mit der Zubereitung des Reisfrühstückes beschäftigt. Selbst die Fürstin gönnte sich keine Ruhe, spaltete Holz und trug Lasten von und zu den Wirthschaftsgebäuden.

Die Stellung der Frauen ist demnach eine mehr sclavenmäßige. Die Frau wagt nicht einmal das Auge zu erheben, wenn sie mit ihrem Herrn und Gebieter spricht. Sie kümmert sich nicht um dessen Handlungen, Geschäfte und Unternehmungen, sie findet Alles gut und unumstößlich, was er beschließt, was er entscheidet. Die Unterordnung der Frau geht so weit, daß deren Tod als pecuniärer Verlust beklagt wird, weil dadurch eine Arbeitskraft verloren geht. Darum wird auch eine Familie, die viele Töchter besitzt, als wohlhabend betrachtet.

Die Männer aber verrichten keine Handarbeiten. Höchstens daß einer einmal ein nahes Feld besucht und der Frau in roher Weise demonstrirt, wie der Acker bebaut werden soll, damit die Baumwolle, der Reis und Tabak in genügender Menge gedeihen. Die Hauptbeschäftigung der Männer besteht in Besuchen bei den Nachbarn, um dort Scheru (ein süßes, erfrischendes Getränk aus Reis) zu trinken und Opium zu rauchen; nur wenn die Noth schon bis zum Munde reicht, entschließen sie sich, mit ihren Mauleseln und Frauen nach Mamo zu reisen, um ihnen dort Lasten, die nach China transportirt werden sollen, aufzubürden.

Bei der vorherrschenden Unmoral bei den Katschin sind die Heiraten der niederen Classe mehr Geschäftssachen, wobei die allfällige Mitgift und die physische Stärke der Braut erst erwogen werden. Bei der wohlhabenderen Classe jedoch gehören Eheschließungen zu den bedeutendsten Ereignissen und werden mit besonderen Gebräuchen und Ceremonien inscenirt. Wenn*) alle Vorbereitungen zu der Hochzeit getroffen worden sind, so werden von dem Bräutigam zwei Boten zu den Anverwandten der Braut geschickt, welche einen Tag für die Hochzeit fixiren. An diesem Tage nun erscheinen fünf Männer und fünf Mädchen in dem Dorfe der Braut und quartieren sich in einem Nachbarhause ein. Beim Beginne der Nacht wird die Braut ohne Wissen ihrer Eltern von einem anderen Mädchen zu der Deputation geführt, die sofort aufbricht und das Mädchen in das Dorf des Bräutigams entführt, wo sie in einem angrenzenden Hause untergebracht wird. Am nächsten Morgen wird sie unter einem Baldachin vor das Haus des Zukünftigen geführt und wartet hier so lange, bis eine Gesandtschaft von einigen alten Männern aus ihrer Heimat angelangt ist, die zum Bräutigam gehen und ihn fragen, ob er nicht wisse, wo die Tochter ihres Herrn sei. Der Bräutigam führt die Leute nun zu dem Baldachin und fragt jene, ob das Mädchen die gesuchte Person sei. Auf deren Bejahung bedeutet er ihnen, das Mädchen wieder zu den Eltern zurückzuführen. Doch die Männer antworten: „Alles ist in bester Ordnung; wir lassen das Mädchen, wo es sich befindet". Nun beginnt die Ceremonie: während auf der einen Seite den Göttern geopfert

*) Anderson, Report on the Expedition to Western Yünan.

wird, schlichten auf der andern Seite die betreffenden Freunde die Geldangelegenheit.

Der Priester stellt hierauf durch Ausstreuen von Gras einen grünen Weg zwischen dem Baldachin und dem Hause des Bräutigams her. Hierauf werden die Hausgötter um Glück und Segen für das neue Paar angefleht, ein Büffel und einige Hühner geopfert. Das Blut der getödteten Thiere fließt über das Gras, die Braut begibt sich nun auf diesem sonderbaren Wege in ihr neues Heim, wo sie von ihrem Manne empfangen wird. Essen, Trinken, Musik und Tanz vereinigen die geladenen Gäste zu dem häuslichen Feste.

Bei einem Sterbefalle signalisiren die Hinterbliebenen die Trauerbotschaft ihren Nachbarn durch Flintenschüsse. Sind die Freunde versammelt, so geht ein Theil in die Urwälder, um den Sarg zu zimmern, während die anderen den Hausgöttern opfern; der Sarg wird an Ort und Stelle, wo der Stamm unter Abschlachten eines Huhnes gefällt wird, ausgehöhlt und die Stelle, auf welche der Kopf zu liegen kommt, mit Kohle geschwärzt.

Der Leichnam wird gewaschen, und in neue Kleider gehüllt, in den Sarg gelegt. Bevor der Sarg in das Grab gesenkt wird, geben die Angehörigen dem Verstorbenen ein Stück Silber in den Mund, damit der Geist bei der bevorstehenden Passage über einen großen Strom die Ueberfuhr bezahlen könne. Ehe noch das Grab mit Erde verschüttet wird, opfert der Priester den Göttern einige Tropfen Scheru. Das übrig gebliebene Getränk wird von den Leidtragenden getrunken. Die alten Kleider des Verstorbenen werden nebst einer Schüssel Reis auf den Grabhügel gelegt, und auf dem Heimwege von der Ruhestätte streuen die Freunde Reiskörner auf den Weg. Die Leidtragenden versammeln sich hierauf im Trauerhause und feiern das Ereigniß mit Singen, Tanzen und Trinken, so lange der Scheru währt.

Leute, welche durch das Schwert getödtet wurden, werden so schnell als möglich in eine Strohmatte gehüllt und begraben. Neben dem Grabe bauen die Freunde eine Hütte für den ruhelosen Geist des Getödteten. Das gleiche Verfahren findet statt bei an Blattern Verstorbenen oder solchen Frauen, die vor der Entbindung starben. Im letzten Falle glauben die Katschin, die Verstorbenen werden in böse Geister verwandelt, und darum

ist die Furcht vor einem solchen Tode bei jungen Frauen eine unbeschreiblich große.

Wir sehen schon aus der Schilderung dieser Sitten und Gebräuche bei Hochzeiten und Leichenbegängnissen, daß die Religion der Katschin mit dem Buddhismus nichts gemein hat. Ihre Religion umfaßt zwar den Glauben an ein höchstes Wesen, das Alles erschaffen hat, ja sogar den Glauben an einen Himmel und eine Hölle, also an ein Fortleben nach dem Tode und ein Vergelten der guten und schlechten Thaten während der irdischen Existenz, doch die Ansichten der Einzelnen geben uns nicht die geringsten klaren Anhaltspunkte zur Definition ihres Glaubens.

In einem Cultus aber stimmen alle Bergbewohner überein und dieser besteht in der Verehrung der sogenannten Nats oder der Schutzgeister. Die Nats sind zweierlei Gattung, gute und böse. Die guten Geister beschützen den Aufgang und Untergang der Sonne und des Mondes, das Gedeihen der Feldfrüchte, den Wohlstand und die Gesundheit der Familien. Der Reisegott beschützt den Wanderer auf seinem Wege, der Jagdgott bringt dem Jäger Glück, der Hausgott schützt das Gebäude vor Feuersgefahr u. s. w. Außerdem glauben die Katschin, daß die Geister der Ermordeten unter dem Namen Munla die Berge unsicher machen, und daß sie von jenen Personen Besitz nehmen, denen ein gleiches Schicksal bevorsteht. Um die Gunst dieser Geister zu gewinnen, werden ihnen vielfach Opfer gebracht.

Die Katschin-Priester, sogenannte Tumsa, werden bei solchen Gelegenheiten zu Rathe gezogen und sind dem Volke beim Schlachten des Viehes und dem Verspritzen des Blutes behilflich. Jede Gemeinde hat ihren eigenen Priester. Derjenige Jüngling, welcher sich berufen fühlt, das heilige Amt zu bekleiden, nimmt nach dem Tode des Priesters dessen Stelle ein. Der Priester ist auch Arzt, d. h. er muß die bösen Geister, welche den Kranken foltern, erkennen und selbe durch die geeigneten Arzneien zu vertreiben suchen. Als Arzneimittel spielt das pulverisirte Horn junger Büffel eine große Rolle. Der Priester hat auch die Aufgabe, allfällige Naturereignisse, das Gedeihen und Mißrathen der Ernten vorherzusagen, und er verschafft sich die Sehergabe durch das aufmerksame Analysiren der Knochen

geopferter Hühner, sowie aus der Art, wie ein über das Feuer gehaltener Grashalm verkohlt. Zweimal im Jahre werden unter der Aufsicht der Priester große Opferfeste gefeiert. Hat man der Nats gedacht, so erfreut sich das Volk an großen Gelagen, die mehrere Tage andauern. Bei Epidemien (Blattern-Epidemien sind gar nichts Seltenes) finden außergewöhnliche Opfer-Ceremonien in gleicher Weise statt.

Die Katschin haben keine Schrift, doch verstehen die Vornehmeren die chinesische Sprache und Schrift zu gebrauchen. Ihre Zeitrechnung ist sehr primitiv. Das Jahr beginnt mit dem Tage, als sie den neu geernteten Reis zu verzehren anfangen, und endet an dem Tage, an welchem wieder eine Schüssel mit frischem Reis vor ihren Augen steht.

Sclaverei ist ein altes Herkommen unter den Katschin. Sowohl Knaben als Mädchen werden alljährlich in Assam geraubt und sodann an die wohlhabenden Katschin verkauft. Ein junger Sclave kostet 40 fl., ein erwachsener Mann nur 20 fl. Das Loos der Sclaven ist kein zu hartes, und die Kinder derselben werden mehr oder minder zur Familie gezählt.

Die Nahrung des Volkes besteht aus Reis, Gemüse, Schweinefleisch und getrockneten Fischen, die aus Birma importirt werden. Die Männer genießen ihre Mahlzeiten separirt von den Frauen.

Die Katschin-Dörfer bestehen nur aus drei bis höchstens zehn Gehöften, deren Wohngebäude von einem 2 Meter hohen Steinwalle umschlossen sind.

Unser Gastgeber bekleidete den Rang eines Tsobwa. So nennen die Katschin alle ihre Fürsten, die ein kleines Territorium beherrschen. Der Tsobwa erhält alljährlich von jedem seiner Unterthanen als Zehent einen großen Korb voll Reis und nach dem jeweiligen Abschlachten eines Hausthieres den vierten Theil des Bratens. Von allen durchziehenden Handelscaravanen hebt der Fürst eine kleine Zollabgabe ein. Die Fürstenwürde ist so wie die seines ersten Ministers, welcher Pomein genannt wird, erblich. Der Fürst übt die Gerichtsbarkeit selbst aus; bei wichtigen Entscheidungen beruft er seine Würdenträger zu einem Rathe, der sich entweder beim Feuerherde in der Wohnung oder unter freiem Himmel im Hofe constituirt, um den Fall zu besprechen und zu erwägen.

Die Katschin-Fürsten treten ganz und gar selbstständig auf, und es scheint mir, daß die chinesische Regierung auf das freie, ungebundene, heimtückische Volk nur sehr geringen Einfluß ausübt. Mit den Birmanen leben die Katschin in beständiger Feindschaft, die oft in blutige Rauferei ausartet.

Besonders die Einwohner von Bamo und der benachbarten Ortschaften haben viel von den Raubzügen der Katschin zu leiden. Unversehens naht sich ein bis an die Zähne bewaffneter Haufe, meist während der Nacht, einem friedlichen Dorfe, plündert und raubt alle Habe und führt mit Vorliebe die jungen birmanischen Mädchen als Sclavinen in die Berge. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß die gegenseitige Furcht eine enorme ist. Wenn die Katschin Nachtwache halten, um sich vor einem, wie sie annehmen, bevorstehenden Ueberfalle zu sichern, so schlingen die patrouillirenden Männer ihre Arme um die Schultern der Nachbarn und machen unter fortwährendem lauten Schreien die Runde um das bewachte Object. Die Birmanen schreien nicht allein, sondern schießen auch ihre Gewehre in die Luft ab. Bei diesen Nationen schwillt erst der Kamm, wenn sie einen schwächeren Feind vor sich haben, dann aber, wenn der Sieg sicher ist, kennt die Wuth keine Grenzen. Trotzdem sind die Bergbewohner den Birmanen überlegen, denn die Birmanen übertreffen jene an Feigheit. Wie wir bei der Ankunft in Bamo erfuhren, fand während unseres Aufenthaltes bei den Katschin unten im Irawadi-Thale ein Kampf zwischen ihnen und den Birmanen statt. Es wurde den ganzen Tag hin und her gefeuert, und zwar in einer Distanz, die außerhalb des Bereiches der Luntengewehre lag. Es fiel nur ein einziger, dafür aber ganz unschuldiger Schiffer, welcher die Unvorsichtigkeit begangen hatte, mit seinem Boote auf dem Tapeng-Fluß, welcher die Streitenden trennte, nach Bamo zu fahren. Mit Beginn der Nacht zogen sich die Kämpfer zurück, und beide Theile feierten am traulichen Herde das Siegesfest.

Das in circa 20 Fürstenthümer eingetheilte Katschin-Territorium erstreckt sich als breiter Streifen von dem Rand der Schneeberge im Norden zwischen dem Oberlaufe des Tapeng und Irawadi bis nahe zum 24. Breitengrade nach Süden. Ich habe dieses Gebiet als politisch selbstständig betrachtet,

obgleich die Karte des Generals von Teng-hueh nichts von einer solchen Trennung wissen will und die Katschin als Unterthanen des himmlischen Reiches betrachtet. In Wirklichkeit aber läuft die Reichsgrenze China's von der Grenzstadt Mayünke (Manwyn) längs des Plateaurandes nach Norden, macht in der Höhe des Tscha-san eine Biegung nach Osten und fällt dann, die Stämme der Lyssu noch in die Provinz Yün-nan einverleibend, mit der Wasserscheide des Lu-kiang und Long-kiang zusammen.

Graf Széchenyi war nach unserer Ankunft im Fürstenhause zu Kejan mit dem Auspacken des Bettes beschäftigt, da kam der Prinz, hockte sich neugierig zu den Koffern und begann den Inhalt derselben zu durchwühlen. Der Graf deutete ihm wiederholt an, die Sachen nicht in Unordnung zu bringen, da sich aber jener in seiner Beschäftigung nicht stören ließ, half ihm der Graf schließlich über die Schwelle. Das Malheur war geschehen.

Ich promenirte im Hofe, als Tang zu mir kam, um mir den Sachverhalt mit der Mittheilung zu berichten, der Prinz sei wüthend und werde uns nicht weiter ziehen lassen, da er uns gastfreundlich aufgenommen habe, und nun in seinem eigenen Hause geschlagen worden sei.

Ich legte der Erzählung anfangs keine besondere Bedeutung bei, doch die Sache wendete sich zum Schlimmen. Der Dolmetsch bemühte sich im Verlaufe des Abends, den Fürsten zu beschwichtigen, doch dieser wies ihn barsch zurück: er hätte jeden Chinesen, welcher ihm eine solche Beschimpfung zugefügt, auf der Stelle getödtet. Während der Nacht berief der Fürst seine Würdenträger und erzählte ihnen die erlittene Schmach. Die Stimmung wurde eine erregte, der Zorn wuchs mit der Erhitzung des Blutes durch Branntwein, und der Fürst vergoß Thränen der Wuth. Ein Versuch des Grafen, den Fürsten versöhnlicher zu stimmen, hatte nur entgegengesetzte Resultate. Wir fürchteten einen Ueberfall und lagen wachend, den Revolver schußbereit zur Seite, auf der Strohmatte.

Schwül und träge verliefen die Stunden der Nacht. Am nächsten Morgen packten wir unsere Betten und harrten der Weiterreise. Da erschien Tang mit der Meldung, der Fürst wolle nicht mehr mit uns verkehren und habe sämmtliche Maulthiere in den Wald treiben lassen. Er

verlange etliche tausend Gulden als Sühn- und Lösegeld. Sei die Summe bis zum Abend nicht gezahlt, so würden wir sofort erschossen. Aber auch für den Fall, als das Geld zu seiner Verfügung stehe, werde er uns dennoch nicht weiter reisen lassen. Diese Aussage klang nicht verlockend. Wir verlangten eine Unterredung mit dem Fürsten. „Er schläft noch," hieß es jetzt, und eine Stunde später: „Er frühstückt." Er blieb während des ganzen Tages unsichtbar, dafür rochen wir an allen Ecken und Enden die glimmenden Gewehrlunten der 120 Soldaten, welche uns bewachten.

Wir öffneten wieder die Bettsäcke und erwarteten geduldig die Klärung dieser heiklen Situation. Um Mittag kam Tang zu mir; er zitterte an allen Gliedern, als er mir die unangenehme Aussicht eröffnete, daß wir insgesammt am nächsten Morgen erschossen würden.

„Es kommt nur darauf an, ob dies nicht früher dem Fürsten passirt," war meine Antwort.

„Res difficilis, difficillima!" jammerte Tang.

Die Stunden schlichen so langsam, als wäre die Sonne festgebannt, eine unwiderstehliche Sehnsucht drängte mich dem Ende der Affaire, gleichviel ob mit gutem oder schlechtem Ausgang, entgegen. Da nahm ganz unerwartet die Sache eine für uns günstige Wendung. Im Verlaufe des Nachmittags kam ein chinesischer Kaufmann, ein Freund des Prinzen, welcher uns in Kan-gai kennen gelernt hatte, mit einer großen Caravane in Kejan an. Er hörte sogleich von unserer mißlichen Lage und bot sich als Vermittler an. Der Graf nahm den ohne Zweifel eigennützigen Vorschlag an und trug dem Manne auf, mit dem Fürsten zu unterhandeln. Es dauerte nicht lange, da hörten wir schon die ersten Resultate: Diese Europäer tragen viel Geld mit sich, vielleicht Tausende; wenn sie erschlagen werden, so falle der ganze Reichthum dem Fürsten zu, es sei daher keine unbillige Forderung, wenn er für die Schonung des Lebens 500 Silberklumpen und als Andenken etliche gute Gewehre fordere.

Wenigstens ein Antrag. Tang gab darauf mit einem kräftigen Schwure die Antwort: „Die Europäer sind schon mehr als zwei Jahre auf der Reise und ihre Baarschaft beläuft sich nur auf 100 Taël, nicht um einen Cash mehr."

Die Unterhandlungen zogen sich in die Länge, endlich meldete uns der Dolmetsch das Ultimatum des Räubers, welches folgende ermäßigte Bedingungen enthielt: 1. die Zahlung eines Sühngeldes von 200 Taël, 2. die Vertheilung von 40 Taël als Remuneration an die Leibwache, 3. die Schenkung eines Gewehres, und zwar desjenigen, welches der Mann mit den „vier Augen" trage (meines Werndlstutzens). Bei Erfüllung dieser Bedingungen könnten wir morgen Früh weiter reisen, im Verweigerungsfalle würden wir, wie ursprünglich bestimmt war, erschossen. Der Dolmetsch ertheilte uns schließlich den Rath, „Consilium" zu halten, denn die Sache gestalte sich immer bedenklicher.



Residenz in Kejan.

Graf Széchenyi entschied sich, so sehr er sich auch persönlich dagegen sträubte, aus Rücksicht auf uns und die übrigen Begleiter, für die Erfüllung dieser Bedingungen. Gegen 9 Uhr Abends kam der Dolmetsch mit der Bot-

schaft, der Prinz wünsche das Geld. Tang übernahm den schweren Sack mit Silber und trug ihn in das Zimmer des Fürsten, welcher sofort die Klumpen abwog.

Wir beobachteten von unserem Lager aus den Vorgang; das Silbergewicht schien ihn zu befriedigen. Er forderte hierauf das Gewehr. Der Graf beauftragte mich, das meine zu überliefern.



In Gefangenschaft.

Kaum hatte Tang die Uebergabe bewerkstelligt, so begehrte er im Namen des Prinzen 100 Stück Patronen. Ich besaß deren nur etwa zwanzig, und reichte dem Interpreten fünf Stück, während ich die übrigen in den Rocktaschen verbarg. Während der Prinz eine davon in das Patronenlager schob (er hatte den Vorgang während des Marsches von Manwyn hieher an mir beobachtet) donnerte er uns zu:

„Ich will 100 Patronen und nicht fünf. Gebt mir 100 Patronen, oder ich verwende die erste für einen von Euch."

„Er möge es versuchen! Doch so viele Patronen besitzen wir nicht."

„Ich sah in Manwyn, daß Ihr viele Munition mit Euch führt."

„Es mag sein, doch die übrigen Patronen eignen sich nicht für das Gewehr."

„Ich will sie sehen."

Graf Széchenyi ließ eine Handvoll Schrotpatronen in das Zimmer tragen.

„Diese sind schlecht!" schrie der rasende Mensch. „Gebt mir die Patronen, welche Jener (er deutete auf Loczy) benützt."

Loczy besaß zwar einen ähnlichen Stutzen wie ich, doch war das Patronenlager länger und für den Gebrauch eiserner Hülsen (welche nach jedem Schusse frisch gefüllt werden konnten) eingerichtet. Loczy schickte ihm drei solche Patronen mit der Bemerkung, er möge selbst versuchen, ob sie für das Gewehr geeignet seien.

Der Fürst lärmte mit heiserer Stimme weiter: „Gebt mir das dazu gehörige Gewehr, ich will es untersuchen!"

Tang's aufgeregte Sprache, jede Muskel im Gesichte verrieth seine Angst: „Geben Sie ihm das Gewehr, um Gottes Willen, geben Sie es her, er erschießt Sie augenblicklich!"

Auch wir waren einen Augenblick fassungslos. Obwohl Jeder von uns den Revolver, der Graf nebstbei noch einen Doppelstutzen unter der Bettdecke verborgen hielt, war die Situation zu kritisch, um jäh zu handeln.

„Er will uns entwaffnen," sagte der Graf.

„Geben Sie das Gewehr," drängte Tang, „sonst geschieht ein Unglück!"

„Und wird er es zurückstellen, wenn er sieht, daß der Schaft gebrochen ist?"

„Ich weiß es nicht!"

Sollen wir es darauf ankommen lassen, daß der Mensch schießt? — Sollen wir zuerst den Kampf auf Leben und Tod eröffnen? Vor dem Hause stehen seine Soldaten — bei 100 an der Zahl — eine voreilige That und

wir sind rettungslos verloren. . . . . Nach kurzem Nachdenken erhielt der Fürst das Gewehr. Er besah es von allen Seiten und gab es mit dem Bemerken, er könne es nicht brauchen, zurück, aber Patronen wolle er, 100 Patronen. — Die besitzen wir nicht.

Da — krachte es, und die Kugel schlug in die Wand. Ein rohes Gelächter begleitete die unvorsichtige Handhabung des Gewehres. Der unfreiwillige Schütze öffnete nun behutsam das Verschlußstück, die Hülse blieb natürlich im Lager liegen, er wollte sodann den im Schafte eingeschraubten Ladestock herausziehen, um die Hülse aus dem Laufe zu stoßen, es ging aber nicht. Mit einem wahren Wuthgebrüll zog er sein Schwert, um den Schaft zu zerspalten.

„Schlagt sie todt, schlagt sie todt! Nun gaben sie mir auch noch ein schlechtes Gewehr!“ rief er seinen Leuten zu, die nicht wußten, was geschehen war.

Ich nahm den Stutzen, schraubte den Ladestock aus dem Gewinde und stieß sodann die Hülse aus dem Lager. Ich hütete mich wohl, zu zeigen, daß bei einem kräftigen Emporschnellen des Verschlußstückes die Hülse von selbst herausfliegen müsse.

„Gut,“ schrie der Fürst, und hob die übrig gebliebenen Patronen drohend in die Höhe, „Seht Euch diese Kugeln gut an! sie werden mir dazu dienen, alle Europäer auszurotten! — In der Nacht aber lasse ich alle Euere Koffer öffnen, vielleicht finde ich noch viele Kugeln, und dann wehe Euch!“

Das tragi-komische Schauspiel fand vorläufig seinen Abschluß, indem Tang mit dem Gelöbnisse, er wolle, wenn die Sache gut ablaufe, in Bamo drei Messen lesen lassen, gegen Mitternacht sein Lager im Hofraum aufsuchte. Er wünschte uns keine „gute Nacht!“ sondern stöhnte, gebrochen an Geist und Körper: „Seid vorsichtig und wachsam, der Prinz will Euch tödten!“

Das waren wir auch bis 2 Uhr. Graf Széchenyi übergab uns für alle Fälle je einen Goldbarren, um im schlimmsten oder vielleicht besten Falle bei einem Fluchtversuche nicht mittellos dazustehen.

Der Prinz hielt im anstoßenden Gange mit seinen Leuten Kriegsrath. Fort und fort drangen wispernde Laute an unser Ohr. Endlich wurde es

ruhig, Einer nach dem Andern schlich an unserem Bette vorbei und verschwand durch die geöffnete Thür in das Freie. Bei dem matten Scheine des erlöschenden Feuers konnte ich einige Male beobachten, wie der Prinz aus dem angrenzenden Zimmer mit glühenden Augen unser Thun und Treiben verfolgte. Er glich in dieser Stellung dem Typus eines — Meuchelmörders. Dann wurde es dunkel und dunkler vor meinen Augen, ich verfiel in einen festen Schlaf.

„Auf! Auf! — Einpacken! — Wir marschiren nach Bamo!“ So wurde ich um 6 Uhr Morgens von Tang geweckt.

Gott sei Dank! Ich hörte das Klingeln der Glocken, welche die Maulthiere um den Hals tragen, es war kein Zweifel, wir reisen weiter. Um 8 Uhr war das Gepäck verladen, ein Schuß, und die Caravane setzte sich in Bewegung. Das war aber auch eine Gegend, wie für Räuber geschaffen! Bald im dichten Gebüsche, bald in schattenreichen Laubgängen zwängt sich der Weg bergauf — bergab über tief eingeschnittene Sättel und in überwucherten Schluchten durch die Wildniß. Da in diesem Labyrinth ist unter den günstigsten Umständen bei dem Mangel an Orientirung an ein Entkommen aus der Gefangenschaft nicht zu denken!

Um 5 Uhr Abends erreichten wir eine Waldlichtung, von wo wir zum ersten Male das mit Auen bedeckte breite Thal des Irawadi erblickten. Wir übernachteten hier. Während wir nun bei dem prasselnden Bivouacfeuer ungeduldig die Resultate des Koches abwarteten, kam auch der Dolmetsch und hockte sich neben uns auf den Boden. Hinter ihm stand der Fürst. Er zeigte sich zum ersten Male. Mit schlauem, aber freundlichem Lächeln verfolgte er die Verhandlung.

„Die birmanische Grenze,“ begann Tang, „ist nur noch 40 Li entfernt. Tau-zung (so hieß der Prinz) fürchtet sich, mit Euch weiter zu reisen, denn einmal in Mamo, werdet Ihr Rache nehmen und ihn tödten. Er wird deshalb mit seinen Leuten und Tragthieren von hier nach Kejan zurückkehren und Euch in der Wildniß im Stiche lassen.“

Das fehlte noch inmitten des Urwaldes! Andererseits entbehrte die ausgesprochene Befürchtung nicht eines triftigen Beweggrundes. Wir beschwich-

tigten seine Besorgniß mit dem Versprechen, nichts gegen ihn unternehmen zu wollen. Der Fürst gab sich aber damit nicht zufrieden, sondern verlangte ein „Juramentum“.

„Gut, gut, ich schwöre dem Banditen, daß ich ihn nach der Gepäcksübergabe in Mamo frei in seine Berge ziehen lassen werde,“ endete Graf Széchenyí die Unterhaltung.

Der Prinz zog sich mit dem Rathschlage zurück, einen wachsamen Hund in der Nähe der Pferde anzubinden, denn die Umgebung sei sehr unsicher, es gäbe da viel — Gesindel. Die Nacht verlief sehr unruhig, die Hunde bellten, die Nachtwache schrie, hin und wieder krachte ein Schuß. Um 5 Uhr, es war noch stockfinster, standen wir auf, und als ein zartes Roth am östlichen Himmel den Beginn der Dämmerung verkündete, brachen wir das Lager ab.

Fort bergab, durchzog der Weg eine Waldlandschaft, deren üppige Tropenvegetation ein wahres Wunderwerk der Natur genannt werden muß. Zwischen den Luftwurzeln der breit belaubten Ficuskronen vermengen sich die Riesenblätter der wild wachsenden Bananen mit den schlanken Bamburohren zu einer riesigen, dicht verschlungenen Barrière, aus dem saftigen Grün glühen die rothen Blumenknospen der Camelien hervor wie die hellen Sterne in einer mondlosen Nacht, zerzackte Farrenkräuter umkränzen das naßkalte Gestein des Thales, und hunderttausend Thautropfen glitzern in der Morgensonne auf den Blättern und Blüthen wie die kostbarsten Diamanten.

Um 11 Uhr Vormittags betraten wir die versumpfte Ebene. Die Uebersicht wird durch den 4—6 Meter hohen Schilfwuchs in hohem Maße beeinträchtigt. Die Sonne stand im Zenith, als wir das erste birmanische Dorf Mamo erreichten. Es liegt am rechten Ufer des Tapeng, der hier von den chinesischen Händlern Mamo-ho genannt wird.

Mamo besteht aus einigen luftigen Hütten, die, ganz aus Bamburohr erbaut, auf 1—2 Meter hohen Pfählen ruhen. Wir bezogen ein solche Rohrhütte in der Absicht, so bald als möglich nach Bamo zu reisen. Es existirt zwar auch eine Landverbindung nach Bamo, da dieselbe aber einige Male den Tapeng übersetzt, so schien es in Berücksichtigung des Gepäckes gerathen,

ein Salzschiff abzuwarten. Dieselben bestehen aus zwei ausgehöhlten Canoës mit einem darüber construirten, kleinen Holzhäuschen und verkehren regelmäßig alle 3—4 Tage zwischen Mamo und Bamo *).

Der Katschin-Prinz schien seine Abreise nicht gar so eilig betreiben zu wollen; im Vertrauen auf die Einhaltung unseres Versprechens oder auf seine Soldaten, vielleicht auch auf die guten Beziehungen zu den birmanischen Einwohnern von Mamo übernachtete er sogar in der Grenzstation. Am folgenden Morgen übernahm er einen Transport von Baumwolle für Manwyn. Um 7 Uhr fiel der Signalschuß für den Aufbruch, eine halbe Stunde später sah ich nur noch eine Staubwolke in weiter Ferne.

Zwei Tage warteten wir vergebens auf das Eintreffen des Salzschiffes. Wenn auch der freundliche Gastwirth Alles aufbot, um uns den Aufenthalt so angenehm als möglich zu gestalten, wenn auch das Schäkern und Lachen der kindlich frohen, birmanischen Jugend das im langen Verkehr mit den Chinesen halberstarrte Herz neu erwärmte, so schlugen doch die Pulse reger, höher wogte die Brust bei dem Gedanken: nur wenige Meilen trennen uns noch von den Ausläufern der Civilisation. Die Birmanen und Chinesen wußten so viel Anziehendes von der Stadt Bamo zu erzählen, daß es mich mit unwiderstehlicher Sehnsucht zu den Ufern des Irawadi hinzog.

„Ach Bamo, dort ist es gut, dort findet Ihr Europäer und europäische Gebäude, darunter Wirthshäuser mit weichen Betten und einer Tafel, die sich unter der Last der Gerichte und der Weine völlig beugt! Jeden Tag kommt ein Dampfschiff aus Rangun mit Sachen, die jeder Beschreibung spotten. Ihr werdet es ja sehen!" So plauderten die Leute fort, und mir rann das Wasser im Munde zusammen. Wer wird mir das verargen, wenn er die Strecke noch einmal flüchtig übersieht, welche wir im Verlaufe von

*) Zur Erklärung der verschiedenen Benennung der bisher bekannten Orte diene Folgendes:

Chinesischer Name:		Birmanischer Name:
Teng-yueh-tschou	=	Momejn.
Mamo	=	Siko oder Mindsit (neue Stadt).
Sinke	=	Bamo.

1½ Jahren unter den größten Entbehrungen und Gefahren, abgeschnitten von aller Civilisation, inmitten einer feindseligen Bevölkerung, die uns tag-täglich zum mindesten mit Worten insultirte, durchzogen und nun hinter uns wußten.

Vorüber war das Alles, wie ein Traum, mächtige Gebirge thürmten sich in unserem Rücken empor, dort lag China, dort die mongolische Wüste, dort Tibet und vor uns öffnet sich das liebliche Bild der Heimat. Ewig konnten wir nicht in der Rohrhütte von Mamo auf eine zufällige Erlösung warten, darum ließen wir das Loos entscheiden, wer von uns auf einem Canoë nach Bamo rudern sollte, um ein größeres Schiff herauf zu beordern, welches Graf Széchenyi, die Dienerschaft und das Gepäck nach Mamo bringen sollte. Es traf mich, und Loczy schloß sich der Expedition an.

Nach langen Verhandlungen gelang es endlich, ein Fahrzeug zu miethen. Freudige Erwartung schwellte die Brust, als wir Freitag den 13. Februar 1880 um 11 Uhr Vormittags vom Lande abstießen, um auf dem trägen, trüben Wasser des Tapeng ohne Segel und bei gänzlicher Windstille abwärts zu schwimmen. Wir kamen nur langsam vorwärts, denn, wenn auch die Fluß-breite 200—300 Schritte beträgt, so stießen wir jeden Augenblick auf eine Sandbank und es kostete dann immer große Mühe, das Boot wieder flott zu machen. Einige arme Dörfer lagen auf den Sandbänken zwischen dem dichten Schilfwuchse, hungerige Kormorane tauchten hie und da, nach Beute suchend, unter das Wasser. Um die Langweile der eintönigen Fahrt zu ver-scheuchen, schossen wir nach ihnen, doch alle Schüsse gingen fehl. Das ruhige Sitzen in dem ausgehöhlten, schwankenden Baumstamme wurde qualvoll. Die Sonne ging unter, ohne daß wir Bamo erblickten — es wurde Nacht. Um 8 Uhr endlich erreichten wir die versandeten Ufer des Irawadi, dort schim-merten Lichter, ja wir sind bereits in Bamo.

„Wo ist das Yang-schen-Kun-kwan, das europäische Wirthshaus?“

Zweimal landeten wir, ohne es zu finden. Das erste Mal kletterte ich die steile Uferwand des Stromes empor und kam zu dem Stakettenzaun eines großen Gartens. Meine Ungeduld, Europäer zu sehen, hätte ihn durch-brechen können, doch das Thor war — verschlossen. Ich pochte mit aller

Macht an die verrostete Klinke, umsonst, keine Seele meldete sich, das Haus war wie ausgestorben. Der zweite Versuch hatte Erfolg. Wieder war es ein europäisches Haus, das am Uferrande lag. Das Thor war offen, ich erstürmte die Treppe, ein Lichtschein drang mir entgegen.

„Wohnen hier Europäer?“ — „Yes!“

Ich trat in das Zimmer zweier französischer Priester, die gerade das Abendessen einnahmen. Sie waren zum mindesten über den unverhofften Besuch erstaunt. Ohne ihnen viel Zeit zur Ueberlegung zu lassen, frug ich die Herren, ob in Bamo ein Hotel sei. Lächelnd antwortete mir der eine: „O nein!“

„Also kein Hotel? — Wir kommen von weit her und ich bin sehr hungerig . . .“

Nie in meinem Leben haben mir Fastenspeisen so gemundet, wie an diesem Freitag. Jetzt erst kamen wir dazu, den Herren in großen Umrissen unser Erscheinen zu erklären. Brauche ich da noch beizufügen, daß die Missionäre sofort ein Zimmer einräumten und uns als ihre Gäste betrachteten? . . . Sie erzählten uns hierauf, daß nur sechs Europäer in Bamo ansässig seien, und zwar nur Collegen, zwei französische Missionäre, das seien sie selbst, nämlich P. Ferdinand Simon und P. Josef Faure, und vier amerikanische Missionäre, Mr. Salto, Stewenson, Friday und Roberts, die zwei letzten sammt Frau und Kindern.

Auf unsere Frage, wo wir ein größeres Schiff miethen könnten, um Graf Széchenyi aus Mamo abholen zu lassen, gab uns P. Simon den Rath, mit dem birmanischen Gouverneur zu sprechen.

Das thaten wir auch am nächsten Morgen. Der Gouverneur, ein schlichter, anspruchsloser Mann, bewohnt wie die übrigen Einwohner eine bescheidene Rohrhütte im Centrum der Stadt. Er nahm uns freundlich auf und versprach uns seine Unterstützung. Trotzdem dauerte es noch einige Tage, bevor Graf Széchenyi in Bamo eintraf. Wir machten unterdessen die Bekanntschaft mit den amerikanischen Missionären und besichtigten in ihrer liebenswürdigen Gesellschaft die Sehenswürdigkeiten der Stadt.

Bamo liegt umsäumt von einem Palissadenwalle an dem linksseitigen, 15 Meter tief eingerissenen Uferrande des Irawadi und besteht eigentlich



Bamo am Irawadi.

nur aus einer breiten Hauptgasse von $1^1/_2$ Kilometer Länge. Während der Regenzeit (Juni—September) wird die Stadt hin und wieder von den austretenden Fluthen des Irawadi überschwemmt. Die Häuser sind durchwegs aus Holz und Bambuflechtwerk erbaut und können weder Anspruch auf Schönheit noch auf Räumlichkeit erheben; ihre Anzahl beträgt höchstens 700. Das hervorragendste Gebäude ist die englische Residenz auf einem niederen Hügel am nördlichen Ende der Stadt und schon außerhalb der Umfassung gelegen. Hier fand der englische Consul Mr. Cooper, der verdienstvolle Forschungsreisende, vor zwei Jahren seinen Tod; er wurde von dem Unterofficier seiner indischen Leibwache meuchlings erschossen.

Die Residenz stand zur Zeit unserer Anwesenheit leer, da der Consul in Folge der ausgebrochenen Differenzen zwischen Indien und Birma abberufen worden war. Es hieß, die britische Regierung wolle den Posten ganz auflassen.

Die Einwohner von Bamo theilen sich in beiläufig 2000 Pa-yü (Schan) und 600 Chinesen. Der Haupthandel mit Baumwolle, Edelsteinen und Salz liegt in den Händen der letzteren, sie stehen selbst mit den Katschin in Tauschverbindung, und liefern ihnen gegen Abgabe von Silber, Gold und Schweinen das nöthige Salz. Außerdem begegnen wir bei den Spaziergängen in den lebendigen Gassen mitunter den abgehärmten und verwetterten Gesichtern der Nachkommen jener Hindu, welche in dem letzten Kriege mit Assam gefangen genommen worden waren.

Unter den vielen Tempeln, welche in der Kuppel ihrer spitzbogenförmigen, massiven Thürme die kostbarsten Buddha-Statuen aus Nephrit bergen, nimmt die berühmte Pagode von Alt-Bamo den ersten Rang ein. Alljährlich wird vor dem mächtigen Sandsteinbau unter dem Schutze der hundert Gottheiten ein großer Markt abgehalten, und selbst aus Rangun kommen dann die frommen Pilger hieher, um zu feilschen und zu beten. Der Tempel liegt in der Mitte einer berüchtigten Dschungel, die sich in einem breiten Gürtel weit nach Süden erstreckt.

Tiger und Leoparden, Wildschweine und Hirsche geben hier dem Jäger hinreichend Gelegenheit, seine Geschicklichkeit zu erproben.

Vor vier Monaten ging eines Morgens ein altes Weib zu der Pagode, um ihre Andacht zu verrichten. Als sie das Innere des Haupttempels betrat, prallte sie erschrocken zurück, zu den Füßen der vergoldeten Buddha-Statue lag ein mächtiger Tiger im festen Schlafe. Sie lief in die Stadt und alarmirte die Bevölkerung. Vierzehn beherzte Männer entschlossen sich zu der gefährlichen Jagd. Sie umzingelten die Pagode und erhoben dann einen schrecklichen Lärm. Der aus seiner Ruhe aufgescheuchte Tiger wollte entfliehen, die Männer schossen auf ihn und brachten ihm einige Wunden bei. Bevor es aber gelang, die Bestie zu tödten, hatte sie schon zwei Jäger zerfleischt. — Gefährlicher als die Tiger sind noch die Leoparden, da sie viel häufiger die Menschen angreifen als jene.

Beinahe zu gleicher Zeit mit dem erzählten Vorfalle geschah es, daß zwei Schiffer bei einem Landungsversuche im ersten Defilé in ernste Lebensgefahr geriethen. Ein Leopard sprang in das Boot und hatte den Einen bereits unter den Krallen, als der Zweite in kalter Ueberlegung das Schwert zog und dem Raubthiere den Schädel spaltete. Sie brachten den getödteten Leoparden nach Bamo, wo er sogleich Abends gebraten und verzehrt wurde. Es ist nichts Seltenes, daß sowohl Leoparden wie Tiger während der Nacht den Palissadenwall, welcher lediglich zu ihrer Abwehr errichtet wurde, überspringen, sich irgend eine Beute holen, und dann auf demselben Wege den Rückzug in die Dschungel antreten.

Nachdem Graf Széchenyi angekommen war, übersiedelten wir in die englische Residenz. Die Zimmer waren europäisch möblirt und boten uns wohlthuenden Comfort. Unsere Chinesen wichen mit heiliger Scheu den weich gepolsterten Ottomanen aus, da sie glaubten, es seien dies die Grabstätten der verstorbenen Europäer. Vierzehn Tage weilten wir schon in Bamo. Wir durchstreiften die Dschungeln und erlegten so manches Wild. Loczy bekam sogar einen Leoparden in Sicht, die Bestie rettete sich jedoch durch die Flucht.

Am 26. Februar war ganz Bamo alarmirt, es hieß, 4000 Katschin seien im Anzuge, um die Stadt zu plündern. Die Missionäre sagten aber, es wären nur 300, welche die Aufmerksamkeit der Einwohner in Anspruch

nehmen wollen, während eine andere Abtheilung es auf einen größeren Baumwoll-Transport, der nach Mamo expedirt wurde, abgesehen habe. Eine Anzahl bewaffneter Männer zog zur Vertheidigung der Vaterstadt gegen Norden. Ich hörte in der Nacht während meiner astronomischen Observation die Signalschüsse der Soldaten, die im weiten Umkreise von Zeit zu Zeit abgefeuert wurden; die Nacht verlief jedoch ruhig.

Als am folgenden Morgen die Frauen von Bamo zu der großen Pagode wallfahrteten, um die göttliche Unterstützung im Kampfe mit den Räubern zu erflehen, da rückte bereits die Sicherheitswache mit übernächtigen Gesichtern und vor Frost zitternden Gliedern wieder in das traute Heim ein. So heiß auch die sonnenglühenden Tage verlaufen, die Nächte sind feucht und kühl (+ 8° C.).

Mr. Stewenson überraschte uns am 24. mit der unverhofften Nachricht, daß Nachmittags das Dampfschiff erwartet werde.

Loczy und ich erstiegen zu wiederholten Malen die Dachlocalitäten der Residenz und lugten nach allen Rauchwolken aus, welche sich über der in einzelnen Theilen brennenden Dschungel erhoben — vergeblich. Schon begannen wir den Worten des alten Hauswächters zu glauben, welcher behauptete, es dauere zum mindesten noch eine Woche, bevor das Schiff einträfe; da hörte ich aus weiter Ferne einen minutenlangen Pfiff .... der Dampfer kam.

Zum Strome eilend, erblickten wir das Schiff, im majestätischen Laufe die Fluthen durchschneidend, bereits in der Nähe der Stadt, am Flaggenstocke wehten die wohlbekannten englischen Farben. Am Abend besuchten wir das Schiff. Der Capitän war nicht anwesend, und die zwei Maschinen-Ingenieure gaben uns auf die vielen Fragen nur einsilbige Antworten. Später kamen die Missionäre und der Capitän. Nach einigen Aufklärungen wurden wir um so freundlicher begrüßt.

Graf Széchenyi beschloß für seine Person, noch in Bamo zu bleiben, um dem Jagdvergnügen nachzugehen, er wollte erst mit dem nächsten Schiffe in 14 Tagen nach Rangun aufbrechen. „Fahren Sie voraus," sagte er zu uns, „ich bin hier gut aufgehoben und will, wenn möglich, noch einige Leoparden erlegen."

Wie ein Geiziger seinen Schatz, so verschlossen behielt ich meine Gedanken in der Brust, doch im Innern regte es sich freudig und wehmüthig zugleich, mir schmeckte kein Bissen der Mahlzeit, die Conversation schlug wie eine dumpfe Brandung an mein Ohr, die Heimat spiegelte sich an den dunklen Holzwänden des Salons wie die Schattenbilder einer Zauberlaterne.

Am nächsten Morgen ging ich zu meinem treuen Muzzi*), streichelte seine struppige Mähne und gab ihm die letzte Handvoll Zucker, ich nahm Abschied von Tang, Ta-kl und Hute-schan und dankte den Missionären für die freundliche Aufnahme.

An Bord der „Thambya-Dine" vereinigte uns ein gemeinschaftliches Frühstück. Noch ein dankerfüllter Händedruck dem Grafen Széchenyi, dann mußten die Herren das Schiff verlassen, der Signalpfiff des Dampfers widerhallte von den Katschinbergen und die Radschaufeln griffen in das trübe Wasser.

---

*) Die Pferde wurden von den amerikanischen Missionären übernommen.

XXIII.

Von Bamo heimwärts.

An Bord der „Thambya-Dine". — Unglücksfälle. — Mandalay. — Geschichtliche Daten über Birma. — König Thibo. — Die Birmanen. — Prome. — Eine Fahrt durch das Feuer. — Aufnahme in Rangun. — Heimreise.

Die „Thambya-Dine", ein neuer Raddampfer, stand unter dem Commando des Capitäns Barkmann, eines jungen und liebenswürdigen Finnländers. Obwohl erst 25 Jahre alt, diente er bereits 15 Jahre der Irawadi-Compagnie, welche ihn kürzlich zum Capitän mit 1000 Rupien Monatsgehalt ernannte. Wir unternahmen in seiner Gesellschaft allabendlich in der Nähe des Landungsplatzes kleine Spaziergänge am Ufer, denn die Schiffahrt währt nur vom Morgen bis Abend. Er gab uns bereitwillig und gerne Aufschlüsse über Land und Leute und konnte dies im vollsten Maße thun, da er das Königreich Birma seine zweite Heimat nannte.

Obwohl die „Thambya-Dine" nur 3½ Fuß tief ging, so boten doch die vielen Sandbänke dem Schiffe mancherlei Schwierigkeiten. Alle Augenblicke vernahmen wir das Knirschen des Sandes auf dem Grunde, wir saßen sogar zwei Mal fest und es dauerte immer einige Stunden, bevor der Dampfer wieder flott wurde. Dies wurde in folgender Weise durchgeführt: Nachdem ein Rettungsboot den schwersten Anker aufgenommen hatte, ruderte es eine Strecke seitwärts oder stromaufwärts zurück und warf denselben in die Tiefe, worauf die Kette mittelst Dampfkraft aufgewunden wurde. Das Manöver wurde so lange wiederholt, bis der Anker festen Grund faßte und somit das Schiff aus der Klemme zog.

Nach 1½stündiger Fahrt von Bamo erreichten wir das Felsthor des zweiten Defilé's. Hier vereinigen sich die vielen Arme des enorm breiten

Stromes zu einer verhältnißmäßig schmalen Wasserrinne, die bei sehr großer Tiefe durch die enge Felsenstraße, welche sie sich selbst geschaffen, in scharfen Windungen einen großen Bug nach Westen vollführt. Sowohl die hohen Bäume, welche die durchschnittlich 120 Meter (relativ) hohen Berge bewalden, so wie die natürlichen Höhlen und Kanten der Felsen sind der Tummelplatz der übermüthigsten Affenfamilien.

Nach einer weiteren einstündigen Fahrt voller Romantik und Abwechslung gelangen wir wieder in die Ebene. Unübersehbare Dschungelgebiete umfassen von rechts und links die Uferränder des spiegelglatten Stromes, doch verkünden uns auch von Zeit zu Zeit die das Dickicht überragenden Spiralspitzen der Pagoden die Nähe der Ortschaften.

Vor dem Eingange des dritten Defilé's, welches wir am folgenden Morgen passirten, das jedoch seiner Bezeichnung nur wenig entspricht, weil die bewaldeten niederen Hügel weder das Flußbett einengen, noch die Gangbarkeit des Terrains durch ihre Structur beeinträchtigen, erhebt sich in der Wassermitte eine kleine Insel, welche unter den Birmanen berühmt wurde, weil die Priester eines hier erbauten kleinen Tempels die Fische des Stromes so gezähmt haben, daß diese sich auf ein mit einem Bambustocke gegebenes Zeichen in ganzen Schaaren vor der Ufertreppe versammeln, um nebst der Fütterung auch die Liebkosungen ihrer Beschützer entgegen zu nehmen.

Trotz der eintönigen Fahrt schwebte ein ungewöhnlicher Reiz über all' den Bildern, die in schneller Reihenfolge an mir vorüberflogen. Es mochte vielleicht der Einfluß der Ruhe, das Gefühl innerer Befriedigung sein, welches mich bei dem Bewußtsein, wieder englischen Boden unter den Füßen zu fühlen, optimistisch stimmte. Immerhin war die Fahrt auf dem Dampfschiffe nicht ohne aufregende Momente.

Wir waren nicht mehr ferne von Mandalay. Ich stand neben dem Bugspriet und starrte hinaus in die Ferne, um die Contouren der Hügelkette, an deren Fuße die königliche Hauptstadt liegt, zu erspähen. Eine heilige Ruhe herrschte ringsum, die birmanischen Passagiere schliefen, ich hörte nur das zitternde Rasseln der emsig arbeitenden Dampfmaschine. Da bemerkte ich in der Richtung unseres Courses ein Holzfloß, das langsam von der

Wasserströmung fortgetrieben wurde. Immer kleiner wurde der Zwischenraum, welcher die beiden Fahrzeuge trennte, doch das Floß sowie der Dampfer blieben in einer Linie. Dort drüben aber stand ein Mann mit schreckensbleichem Antlitze, die Angst schien ihm die Glieder gelähmt zu haben, bewegungslos starrte er dem Verhängnisse entgegen. Mir stockte förmlich der Athem in banger Erwartung der nächsten Minute. Obwohl der Capitän sofort den Befehl zum Stillstand der Maschine ertheilte, und die Räder gleich darauf mit Contredampf einsetzten, es war zu spät, das Floß war verloren. Schon spritzte der weiße Schaum des aufgewühlten Wassers dem Schiffer in das Gesicht, da machte er einen Satz und verschwand sogleich in dem Strudel.

Es macht immer einen eigenthümlichen Eindruck, wenn die Maschine eines Dampfers im Fahrwasser plötzlich stille steht; an das gleichmäßige Geräusch der Dampfarbeit gewöhnt, ahnt man sofort ein Ereigniß von Bedeutung. Darum war auch bald die ganze Gesellschaft auf den Beinen und stürmte gegen die Schiffstreppe. Dort saß bereits der verunglückte Birmane, sprachlos stierte er hinüber in das Wasser, wo die zertrümmerten Ueberreste seines Fahrzeuges von den Wellen fortgetrieben wurden. Der Capitän beschenkte ihn mit einer Handvoll Rupien und ließ ihn dann zum Ufer bringen, wo er von seinem Reisebegleiter, einem zottigen Hunde, der bereits an das Land geschwommen war, mit freudigem Gebell begrüßt wurde.

Als Graf Széchenyi 14 Tage darauf von Bamo nach Rangun fuhr, da ereignete sich in der Nähe derselben Stelle ein anderes Unglück. Alle chinesischen Diener waren an Bord, sie sollten von Rangun über Schanghai in ihre Heimat zurückkehren. In alter Gewohnheit vertrieben sie sich — nachdem sie sich an dem Wunderding des Dampfschiffes sattgesehen — die Zeit mit Theetrinken. Auch der arme Ta-kl ließ in der Freude, in Bälde seine alte Mutter in Schen-si begrüßen zu können, manchen Sparpfennig springen, wußte er doch, daß er jetzt keine Störung während der Mahlzeit zu befürchten brauchte. Da ging er nun eines Morgens mit seinem Krug zur Schiffstreppe, band eine Schnur an dessen Henkel und beugte sich hierauf nach vorne, um das nöthige Wasser für den Frühstücksthee zu schöpfen. In diesem

Augenblicke stieß das Schiff auf eine Sandbank. Ta-kl verlor das Gleichgewicht und stürzte in das Wasser. Noch einmal sah Hute-schan die langen Arme des „großen Kerls“, dann war es ruhig für immer — der Chronometermann liegt dort unten tief am Grunde des Irawadi im nassen Grabe. Alle Rettungsversuche, die der Capitän unmittelbar nach dem Unglücksfalle anstellen ließ, blieben resultatlos, es blieb also nichts Anderes übrig, als nach zwei Stunden eifrigen Nachsuchens wieder die Anker zu lichten.

Am Abend des 28. Februar hielten wir vor Mandalay, „der goldenen Stadt“, der Residenz des berüchtigten Königs Thibo.

Da die „Thambya-Dine“ nur zwischen Mandalay und Bamo verkehrt, so übersiedelten wir sogleich auf das bedeutend größere Schiff „Aloung Pyah“, welches uns nach Prome bringen sollte. Wir gewannen dadurch einen Tag, welchen wir zu einer kurzen Besichtigung der Stadt und der flüchtigen Beschreibung des birmanischen Volkes verwenden wollen.

Mandalay liegt in der Mitte der im Osten von einer Hügelkette halbkreisförmig begrenzten Alluvialebene, am linken Ufer des Irawadi. Die ersten Häuser erheben sich bereits an der hohen und steilen Landungsbank und erstrecken sich, eine breite, staubige Straße begleitend, bis zu der imposanten Umfassungsmauer, welche die Hauptstadt in einem symmetrischen Rechteck umschließt. Die Mehrzahl der Wohngebäude stellt ein Gefüge aus Holz und Bambugeflecht vor, und ruht auf 1—2 Meter hohen Pfählen. Mandalay genießt mit vollem Rechte den Ruf, die herrlichsten und reichsten Tempel zu besitzen. Wer aber die Zeichnungen in Garnier's Atlas und die architektonischen Bilder in Yule's Werk vorher gesehen, wird sich unmöglich einer leisen Enttäuschung erwehren können, wenn er, die schmutzigen Gassen durcheilend, von Pagode zu Pagode pilgert. Sie währt jedoch nur kurze Zeit, denn bald wird der Beschauer von der Großartigkeit der Kunstwerke im vollsten Maße überwältigt und geblendet.

Ein unberechenbarer Reichthum blickt uns entgegen, wenn wir die himmelstrebenden Pyramiden oder die ausgebauchten Kuppeln der mit wundervoller Ornamentik überschwenglich ausgestatteten Thürme bewundern, wir senken das Auge vor der Pracht der goldenen Spitzen, auf deren Spiralen

nußgroße Rubine und Smaragde funkeln und blitzen, zu Boden und versinken bei dem Betrachten der kunstvollen Schnitzarbeiten, welche die Wände überfüllen, in stumme Bewunderung des menschlichen Schaffens und Wirkens. Solcher Tempel gibt es in Mandalay Hunderte. Wir konnten wegen Zeitmangel nur die hervorragendsten besuchen.

Auf den Straßen erblickte ich vorwiegend Fußgänger. Und wenn manchmal ein mit höckerigen Ochsen bespanntes Holzfuhrwerk, dessen prächtige Ausstattung nur noch der Tragfedern entbehrte, im unsichern Laufe bald die rechte, bald die linke Häuserreihe tangirte, so wichen die Leute respectvoll aus und warfen einen scheuen Blick zu den Insassen. Die in rauschenden Seidenhüllen gekleideten, reizenden Mädchen dort oben verdienten auch alle Aufmerksamkeit. Außer diesen Personenwagen verwenden die Birmanen noch zweiräderige Holzkarren für den Lastentransport, deren massive Räder nie gefettet werden, weil das Volk die Musik liebt.

Die Reitponies, welche jedoch größtentheils nur von den Europäern als solche ausgenützt werden, zeigen trotz der unansehnlichen Gestalt eine seltene Ausdauer. Besonders die in Mandalay gezüchteten Ponies genießen einen so guten Ruf, daß sie, obgleich ihr Kaufpreis an Ort und Stelle nur 120 Rupien beträgt, von den Pferdeliebhabern in Calcutta um 600 Rupien erstanden werden.

Daß in Birma und Siam die schönsten Elephanten gehalten werden, ist weltbekannt. Zu welch' staunenswerthen Leistungen die abgerichteten Elephanten ausgenützt werden können, sah ich bei dem Besuche der hervorragendsten Dampfsäge in Rangun, wo die klugen Ungethüme inmitten des sausenden Räder- und Riemengetriebes die Holzstämme mit einer unfehlbaren Sicherheit bis zur Sägemaschine vorschoben und dann die fertigen Bretter davontrugen, um sie mit kunstgerechtem Verständniß im Hofe aufzuschichten.

Im Bazar von Mandalay handeln die einheimischen und chinesischen Kaufleute mit Seidenstoffen, Elfenbein, Gold- und Silberschmuck, Edelsteinen und Töpferwaaren. Wie überall im Orient, wo die farbenglänzenden Steine den Europäer in Versuchung führen, sei ihm auch hier, bevor er die Rupien auf den Tisch hinzählt, die Warnung ertheilt: Es prüfe, wer sich bindet . . .

Der Haupthandel in Mandalay umfaßt den Baumwoll-Export nach China. Bei dem Umstande, daß alle europäischen Artikel nur mit 1 Percent Einfuhrszoll besteuert werden, kauft man seine Bedürfnisse in Birma bedeutend billiger als in Indien. Nur Waffen und Munition waren im Jahre 1880 in Folge der bedrohlichen politischen Lage einer 20percentigen Einfuhrssteuer unterworfen. Die Birmanen wußten diesen Umstand zu ihrem Vortheil auszubeuten, denn die meisten Stämme der Flösse waren ausgehöhlt und bargen in ihrem Innern eine enorme Anzahl englischer Gewehre.

Im Centrum der Stadt befindet sich, von einem dreifachen Palissadenwalle umgeben, die königliche Residenz. Vor jedem Eingangsthore stand eine Wache, die allen Besuchern den Eintritt verwehrte, König Thibo wollte keinen Menschen sehen. Selbst viele Beamte, die in großem Aufzuge, das goldene Parapluie als Zeichen ihrer Würde voran, dem grausamen Könige ihre Huldigung darbringen wollten, mußten unverrichteter Dinge wieder die Heimreise antreten.

Um die Ursachen besser verstehen zu können, welche Thibo so menschenfeindlich stimmten, scheint es mir nothwendig, einige Worte über die Geschichte des Landes zu erwähnen. Die Birmanen gehören zu der indo-chinesischen Familie und mögen vor langer Zeit, aus Central-Asien kommend, die Ufer des Irawadi zu ihrer jetzigen Heimat erwählt haben.

Die älteste Geschichte des Landes umfaßt sagenhafte Erzählungen über die Heldenthaten tapferer Könige und Krieger. Auch über Birma verdanken wir die ersten positiven Nachrichten den Portugiesen, die im 17. Jahrhundert auf Malacca landeten und von hier Gesandtschaften nach Siam und Birma entsendeten. Mit dem damaligen König von Birma scheinen sie in guter Freundschaft verkehrt zu haben, denn sie unterstützten seine Raubzüge gegen Pegu (damals ein selbstständiges Königreich) und Siam.

Bis 1750 folgte ein Krieg dem andern, eine Revolution der andern. Da übernahm endlich ein Bauer aus dem Dorfe Myouk-myo die Führung eines Aufstandes gegen die Willkürherrschaft des birmanischen Königs, eroberte Pegu, Tavoy und Martaban und ließ sich schließlich zum König mit dem Namen Alompra ausrufen. Alompra ist der Gründer der



Birmanische Schauspieler.

jetzigen Dynastie, deren elfter König Thibo ist. Die Reihenfolge der birmanischen Herrscher ist folgende: Alompra (1753 bis 1760), Naung-dau-gji (1760 bis 1763), Tschen-byo-yen (1763 bis 1776), Tschen-gu-men (1776 bis 1781), Moung-men (1781), Bhodau-fra (1781 bis 1819), Hpaj-gji-dau (1819 bis 1837), Tharawadi (1837 bis 1846), Pagan-men (1846 bis 1853), Moung-lon (1853 bis 1878), Thibo (1878).

Unter der Regierung des Königs Hpaj-gji-dau erlitten die britischen Colonisten in Aracan mancherlei Unbilden und Insulten. Die Engländer nahmen sich der bedrohten Unterthanen an und erklärten nach einigen resultatlosen Unterhandlungen dem König den Krieg. Sie nahmen zuerst Rangun und dann das ganze Land bis Yandabo in Besitz. Der im Jahre 1826 abgeschlossene Friede sprach den Engländern Aracan und Tenasserim zu.

König Pagan-men genießt den Ruf, der grausamste aller Herrscher des Hauses Alompra gewesen zu sein. Kein Tag verging, ohne daß er sich an den Qualen seiner Opfer erfreute. Man erzählt sich, daß er nur aus Laune seinen Leibeigenen glühende Nägel in den Leib treiben, anderen wieder die Glieder mit schweren Hämmern zu Brei zerstampfen ließ u. s. w. Als er seine Blutgier auch an den europäischen Kaufleuten versuchen wollte, da machten ihm die Engländer einen Strich durch die Rechnung. Es kam zum Kriege, der mit der vollständigen Annexion der Provinz Pegu endete (1852). Sein Sohn Moung-lon, der Vater des jetzigen Königs, bestieg im darauffolgenden Jahre den Thron. Er verlegte die Residenz von Amarapura nach Mandalay*). Nur dem Umstande, daß Moung-lon im Jahre 1862 einen Handelsvertrag mit England unterzeichnete, verdankte es der schwer geprüfte König, daß er von der englischen Regierung eine thatkräftige Unterstützung zur Unterdrückung der Erhebung seiner eigenen Söhne erlangen konnte. Die Engländer nahmen alle vier Prinzen gefangen und halten sie heute noch hinter Schloß und Riegel.

Im Jahre 1873 folgten die Italiener und dann die Franzosen dem Beispiele der Engländer, indem sie mit dem Könige einen Handelsvertrag

*) Ein solches Ereigniß ist in Birma gleichbedeutend mit dem Untergange der früheren Hauptstadt, da alle Kaufleute dem König in die neue Residenz folgen.

abschlossen. Obgleich es der alte König mit dem Einhalten der eingegangenen Bündnisse nicht sehr genau nahm, so erreichte Birma unter seiner Regierung doch einen bedeutenden Aufschwung; der Irawadi wurde dem Weltverkehr eröffnet und Rangun mit Bamo durch eine Telegraphenleitung verbunden.

Auf dem Todtenbette bezeichnete der König Moung-lon seinen ältesten Sohn zum Nachfolger. Seine Lieblingsfrau versuchte ihn in der letzten



Birmanisches Fuhrwerk.

Stunde für ihren Sohn Thibo umzustimmen. Der Sterbende konnte nicht mehr sprechen und man legte das Schweigen für seine Zustimmung aus, Thibo wurde zum Könige proclamirt.

Es ist eine althergebrachte Sitte unter den Birmanen, daß ein neuer König bei seiner Thronbesteigung alle Personen unschädlich macht, die ihm gefährlich werden könnten. Daß Thibo nicht wie sein Vater handelte, der nur drei oder vier seiner Brüder erdolchen ließ, sondern sofort 86 Brüder,



Goldene Pagode in Rangun.

Schwestern, Vettern und Cousinen in das bessere Jenseits schickte, rechnen ihm die Birmanen beiweitem nicht so übel an, als die Europäer und besonders die Engländer.

Der rechtmäßige Thronerbe Nyoung Yan und dessen Bruder Nyoung Ok flüchteten sich rechtzeitig in die Residenz des britischen Consuls Mr. Shaw und retteten dadurch ihr Leben. Sie entkamen glücklich nach Calcutta und stellten sich unter den Schutz des englischen Gesetzes.

Das indische Gouvernement schrieb lange Protestnoten gegen das grausame Vorgehen des Königs, dieser aber verbat sich das Einmischen einer fremden Macht in seine innere Politik und sprach bereits von einem Kriegszuge gegen Pegu. Da verließen mit einem Male der englische Consul und sämmtliche europäische Kaufleute Mandalay, und Thibo nahm mit Schrecken wahr, daß schwere Gewitterwolken an der Südgrenze des Reiches sich aufthürmten. In seiner ersten Besorgniß wollte er eine Gesandtschaft zu dem Vicekönig von Indien senden, die demselben berichten sollte, er (Thibo) sei von dem englischen Consul Shaw schlecht behandelt worden. Die Gesandtschaft wurde an der Grenze von Britisch-Birma aufgehalten und in Thayet-myo internirt.

Der Handelsverkehr am Irawadi stockte gänzlich, und schon äußerte sich das Mißvergnügen der birmanischen Kaufleute in lauten Vorwürfen gegen den König und die Regierung, als sich Thibo entschloß, die Herren in Rangun zu bitten, wieder ihre Dampfer nach Mandalay und Bamo zu senden. Der König mußte die Sicherheit des Verkehres garantiren und noch andere Begünstigungen für die Irawadi-Compagnie gewähren, bevor die Handelsbeziehungen wieder angeknüpft wurden. So standen die Sachen während unserer Anwesenheit in Mandalay.

Die „Thambya-Dine“ war das erste Schiff, welches nach einer mehrmonatlichen Unterbrechung in Bamo gelandet hatte. Die politischen Verwickelungen löſten sich mehrere Monate darauf zur allgemeinen Zufriedenheit.

Die Bewohner von Birma erinnerten mich mit ihrem ungezwungenen, leichtlebigen Wesen an die Japaner. Immer heiteren Sinnes, zählen sie zu den sorglosesten Menschen der Welt. Anspruchslos in allen Bedürfnissen, findet der Birmane die höchste Seeligkeit im süßen Nichtsthun. Hat er drei

Tage im Monat fleißig gearbeitet, so genügt ihm der Lohn von 3 Rupien zum Lebensunterhalt für die nächsten 27 Tage des unermüdlichen Müßigganges. Ceremonien sind nur am Hofe zu finden, das Volk bewegt sich in der ungezwungensten Weise, liebt Unterhaltungen, costümirte Theatervorstellungen, Glockenmusik und lacht gerne und viel. Dabei steht es vollkommen unter dem Einflusse der Beamtenwelt, die durch ein terroristisches Auftreten ihre Unfähigkeit und Indolenz zu bemänteln bemüht ist. Immer von dem Principe beseelt, nur für das eigene Wohlbefinden zu sorgen, liegt dem birmanischen Mandarin wenig an dem Festhalten an Recht und Gesetz, wenn darunter das Gewicht seiner Geldsäcke leiden sollte.

Die Gouverneure der Provinzen gelten als kleine Könige, da sie in den meisten Fällen über Tod und Leben ihrer Unterthanen zu entscheiden haben.

Die Birmanen tragen eine einfache Kleidung, die dem heißen Klima vollinhaltlich Rechnung trägt. Ein Turban auf dem Kopfe, eine Baumwolljacke am Leibe und ein um die Hüften gewundenes, leichtes Stoffgewebe über die Beine ist Alles, was sie vor den Strahlen der südlichen Sonne schützt. Die arbeitende Classe begnügt sich mit dem letztgenannten Kleidungsstücke allein.

Die birmanischen Frauen verstehen es mit besonderem Scharfblick, die vortheilhaftesten Farben für ihre einfache Tracht zu wählen. Nach der besonderen Verordnung irgend eines Königs besteht ihre Tracht nur aus einem schmalen Stück Baumwolle oder Seide, das so um den Leib geschlungen wird, daß es sich bei jedem Schritt öffnet.

Der Gesichtsausdruck der birmanischen Mädchen ist fein, das Auge feurig, die Zähne blendend weiß. Das rabenschwarze Haar endet in einem Knoten am Hinterhaupt oder umwallt manchmal in loser Ungezwungenheit den Nacken. Eine blühende Camelie ist der effectvollste Schmuck der kunstlosen Frisur. Die Frauen und Mädchen genießen in allen Handlungen dieselbe Freiheit wie die Männer, die Frau eines Beamten erledigt sogar in Abwesenheit ihres Mannes die wichtigsten Staatsgeschäfte.

Die Birmanen zeigen eine besondere Vorliebe für Gold und Edelsteine, und man wird selten einen Mann oder eine Frau finden, die nicht mit einem Schmuckgegenstand — doch niemals einem falschen — als Finger=

ringe, Armbänder, Ohrringe, Halsketten ꝛc., prunken. Des Birmanen Stolz geht dahin, nur echte Edelsteine zu besitzen, ja er versteht es, den edlen Stein durch das Abwiegen mit der Hand von dem falschen zu unterscheiden.

Der Tag, an dem wir Mandalay mehr durchflogen als besichtigten, war schnell vorübergegangen. Abends waren wir von dem Bischof der Mission zu Gaste geladen. Die freundlichen Herren wollten uns gar nicht weiter ziehen lassen, wir sollten fort und fort über den Verlauf unserer „merkwürdigen Reise“ erzählen, aber es war bereits Mitternacht vorüber und wir mußten an Bord der „Aloung Pyah“, die mit Sonnenaufgang die Anker lichten wollte.

Am nächsten Morgen dampften wir bereits zwischen den Dschungeln der großen Irawadi-Ebene nach Süden. Je mehr wir uns der britischen Grenze näherten, desto mehr lichtete sich die Waldung. Herr Goldenberg, unser Landsmann, einer der reichsten Holzhändler in Rangun, hat bereits mit seinen Elephanten wacker aufgeräumt.

In Thayet-myo, der befestigten Grenzstation, erblickten wir die ersten Helme englischer Soldaten. Wenige Stunden darauf landeten wir vor Prome.

Es war schon Nacht, als wir in das englische Hotel übersiedelten, dennoch konnte ich es mir nicht versagen, noch den Bahnhof zu besuchen. So viel ich bei der spärlichen Abendbeleuchtung wahrnehmen konnte, gruppiren sich die Wohnhäuser der englischen Beamten (europäische Kaufleute sind nur wenig ansässig) um den prächtigen Quai an der Uferbank des Irawadi. Die im luftigen Style aus Holz erbauten Häuser liegen gewöhnlich unter dem Schatten riesiger Bäume in der Mitte eines Ziergartens.

Ich ging zuerst an dem großen Badehause vorüber, welches man nie benützt, weil in dem Bassin ein großes Crocodil gepflegt wird, dann passirte ich die englische Kirche, und erreichte endlich die Station, als gerade der Train von Rangun einfuhr. Wie seinerzeit die chinesischen Frauen in Canton die Passagiere des Schiffes, so bestürmte hier eine Armee birmanischer Frauen und Mädchen die Eisenbahnreisenden, um ihnen Unterkunft zu vermitteln. Es war ein köstliches Schauspiel, wie die muthwilligen Frauen den Männern

das Gepäck entrissen, sie bei dem Arme faßten und halb willig, halb mit Gewalt davonzogen.

Nach einer halben Stunde war es auf der Bahnstraße wieder ruhig, in der angrenzenden Gasse aber saßen die Gäste im Kreise der lachenden und schwatzenden Gesellschaft auf der matt beleuchteten Veranda und stärkten sich mit Speise und Trank von den Mühsalen der Reise.

Am folgenden Morgen lösten wir die Bahnbillets, um 6 Uhr ertönte das Glockensignal und die Maschine setzte sich in Bewegung.

Die Eisenbahn von Prome nach Rangun ist schmalspurig, die Personenwagen sind klein und bieten nur wenig Bequemlichkeit, die Frachtwagen fassen nur 5 Tons Ladung. Dafür ermöglicht die aus schnurgeraden Linien zusammengefügte Trace die größtmögliche Schnelligkeit der Fahrt, und der Zug durchraste die Ebene mit einer Geschwindigkeit von 9 geographischen Meilen in der Stunde. Was auf den wenigen Feldern, die an mir vorüberflogen, gebaut wird, das vermag ich nicht zu sagen, der Boden war steinhart ausgetrocknet.

Je mehr wir uns von dem fruchtbaren Gebiete des Irawadi entfernten, desto dünner wurde die Bevölkerung, desto wilder die Umgebung, endlich durchschnitten wir die unermeßliche Dschungel. So mochte ich zwei Stunden lang die wilde Pracht der südlichen Vegetation bewundert haben, und schon senkte sich mein Kopf in bedenklicher Weise gegen die Brust, als ein eigenthümliches Knistern und Knattern an meine Ohren drang. Ich wandte mich wieder zum Fenster und blickte in das Freie. Wie mit einem Schlage war die Mattigkeit, welche mich vorher zu überwältigen drohte, verschwunden, mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte ich den Verlauf des großartigen Schauspieles, welches sich in der Dschungel abspielte.

Der Urwald brannte lichterloh. Von dem glühenden Boden züngelten die Flammen zu dem verdorrten Gestrüppe empor und entzündeten im Wellenschwunge die dichten Laubkronen der hohen Bäume. Prasselnd zersprangen die saftigen Bamburohre, die erhitzte Luft zerriß mit einem fürchterlichen Knalle die grünen Knoten des hohlen Cylinders, es war, als hörte ich das heftige Kleingewehrfeuer eines mörderischen Gefechtes. Zur Rechten wie zur

Linken schlugen die Flammen, dem Luftzuge folgend, zu den Wagenfenstern, die Hitze wuchs zur unerträglichen Gluth, ich machte mich darauf gefaßt, daß der Zug selbst in Brand gerathen könnte*). Doch die Locomotive arbeitete mit vollem Dampfe, die Räder berührten kaum den Boden, der Zug schien über die Schienen zu fliegen — es war eine unheimliche Fahrt.

Nachdem wir eine Stunde lang das Vorgefühl des Gebratenwerdens durchkostet hatten, verminderte sich die unerträgliche Hitze, wir hatten die bereits verkohlten Flächen erreicht. In der Luft zwitscherten wieder die Vögel, sie hatten sich in großer Anzahl versammelt, um die Würmer zu erbeuten, welche aus dem erwärmten Boden hervorkrochen, um sich zu retten. Wir durchfuhren wieder bebautes Land und trafen gegen 1 Uhr in der Mittagstation Leppadan ein, wo wir nach indischer Sitte das Tiffin einnahmen.

Nach 11stündiger Eilfahrt (der Dampfer benöthigt von Prome nach Rangun drei Tage) lief der Zug in die Eisenbahnstation Rangun ein. Wir mietheten zwei Wagen und fuhren zu „Jordan's Hotel". Der Portier musterte uns von Kopf bis zu den Füßen und — wies uns ab: „Ich habe keinen Platz für Sie."

Die Civilisation zeigte sich mißtrauisch. Kleider machen Leute, und unser verwildertes Aussehen konnte wahrlich Niemand Vertrauen einflößen. Die Röcke waren fadenscheinig und geflickt, die Schuhe zerrissen, die Hüte zerknittert, das Gesicht sonnenverbrannt, die Haare ungepflegt, deshalb verzeihe ich heute Mr. Jordan seine damaligen Bedenken.

Der Besitzer des „British-Birma-Hotels" nahm uns nach einer kurzen Auseinandersetzung desto freundlicher auf.

Am nächsten Morgen — es war Sonntag, darum blieben die europäischen Verkaufsläden geschlossen — machten wir eine Spazierfahrt durch die Hauptstraße der europäischen Stadt. Es wird jedem Oesterreicher unsägliche Freude bereiten, nach langem Herumirren in fremden Ländern die vaterländische Flagge hoch in der Luft flattern zu sehen. So war es auch bei mir.

*) Die Schienen ruhen nicht auf Holzschwellen, sondern auf eisernen Tellern.

Die Consulatsflagge weht über einem schönen Gebäude auf einem Platze, den man füglich als Centralpunkt des Handels und Verkehres bezeichnen kann. Das Thor war verschlossen, denn der Consul Herr Buhmeyer wohnt außerhalb der Stadt. Wir fuhren zu ihm. Der Babu (Portier) fragte uns nach dem Begehren. „Ist Herr Buhmeyer zu Hause?" — „Ja!" — „Können wir mit ihm sprechen?" — „Ja!" — „Dann tragen Sie die Karten hinauf."



Eine Fahrt durch's Feuer.

Während der Babu die Visitkarten in den ersten Stock trug, betrachteten wir die Blumenanlagen vor der Veranda. Nach wenigen Minuten kam der Babu zurück, er lächelte verlegen: „Mr. Buhmeyer ist nicht zu Hause." — „Wann also können wir wiederkommen?" — „Ich werde ihn sogleich fragen!" — — „Nein, nein, lassen Sie das bleiben."

Wir fuhren in das Hotel zurück. Vor dem Thore erwarteten uns zwei Zeitungsreporter, die uns behufs eines Interviews besuchten. Am Montag erschienen bereits lange Berichte über unsere Reisen in den Tages-

blättern. Das Eis schmolz vor dem allmächtigen Einflusse der Presse um so mehr, weil auch der Schneider seine Schuldigkeit gethan.

Als wir nun dem Consul unsere officielle Aufwartung mit der resultatlosen Bitte gemacht hatten, uns, als mit den Verhältnissen gänzlich unvertraut, bei der Umwechslung der vier Goldbarren, welche uns Graf Széchenyi für die Heimreise übergeben hatte, behilflich zu sein, da stellte mir sein Secretär, ein junger Deutscher, meinen vorgewiesenen Paß mit der Frage zurück: „Haben Sie denn gar keine anderen Empfehlungsschreiben nach Rangun?“ — „Nein, nicht einmal von den Katschin.“

Dafür standen uns der rühmlichst bekannte Bischof Bigandet und der französische Generalconsul mit Rath und That zur Seite; es war aber auch höchste Zeit, daß die Herren uns einen Chinesen zuwiesen, der die Geldumwechslung übernahm, denn es war Gefahr im Verzuge, selbst mit dem Golde in der Tasche mittellos dazustehen.

Unser Aufenthalt in Rangun *) währte eine Woche. Wir fanden viele Freunde, die es sich angelegen sein ließen, uns zu unterhalten und die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen.

Den ersten Rang unter diesen nimmt die große, goldene Pagode Schoë Dagon im Norden von Rangun ein. Schon unter den alten birmanischen Königen genoß der stolze Bau eine abgöttische Verehrung und jetzt noch wandern alljährlich Hunderttausende buddhistischer Pilger zu der Stätte, um die unter dem Thurme begrabenen acht Haare Buddha's anzubeten. Der Hauptthurm des Tempels ist massiv und aus Ziegeln erbaut. Die Spitze stellt eine aus purem Golde geschmiedete Krone vor, und die Mantelfläche des Thurmes ist zolldick vergoldet. Jeder Pilger klebt, nachdem er seine Andacht verrichtet hat, einige Goldplättchen an die Mauer, reiche Fürsten aber führen das Gold in Lastwagen hieher und lassen es durch die Priester zur Ausstattung der Pagode verwenden. So repräsentirt dieselbe einen unermeßlichen Reichthum, der von Tag zu Tag anwächst.

Rangun besitzt seinen Public-garden, seinen zoologischen und botanischen Garten. In den kühlen Abendstunden versammelt sich die Gesellschaft unter

*) In Rangun sind 1050 Europäer angesiedelt.

den Palmen und Bananen der geschmackvollen Anlagen und erholt sich bei den Klängen einer gut geschulten Musik von den Anstrengungen des Tages.

Viele von allen denen, die hinüberzogen in die heißen Tropenländer des fernen Osten, kehren nimmer heim, sie erliegen den Einflüssen des bösen Klima's; so lange aber noch der Colonist zu schaffen vermag, arbeitet er mit rastlosem Eifer an seinem Werke. Reich zu werden, um dann in der Heimat ein sorgenloses Dasein zu führen, das ist sein Ideal, und nirgends auf der Welt, als wie in jenen Landen kommen die Worte des Dichters in so trockener Weise zur Verwirklichung: Am Golde hängt, nach Golde drängt doch Alles! —

Ich bin zu Ende.

Am 15. März landeten wir in Calcutta, wo wir bei dem Vicekönig Lord Lytton-Bulwer die freundlichste Aufnahme fanden. Desgleichen wurde ich bei meiner Ankunft in Bombay durch die Einladung des englischen Gouverneurs ausgezeichnet und überrascht.

Ich schiffte mich in Bombay auf der „Olympia", einem englischen Schraubendampfer, ein und erreichte nach einer bewegten Fahrt am 11. April Suez. Während der Eisenbahnfahrt von Suez nach Alexandria lernte ich den bekanntesten Theil Egyptens aus eigener Anschauung kennen. Ich blieb drei Tage in Alexandria und benützte endlich, da alle Postschiffe überfüllt waren, die „Russia", ein mit erstaunlichem Comfort ausgestattetes russisches Dampfschiff, zur Weiterreise über Smyrna nach Constantinopel.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalte in der Hauptstadt des Osmanenreiches brachte mich ein Lloyddampfer nach Varna und von da die Eisenbahn über Rustschuk und Bukarest zur siebenbürgischen Grenze.

Am Abend des 1. Mai 1880 begrüßte ich nach einer 2½jährigen Abwesenheit die Thürme der Kaiserstadt an der schönen blauen Donau.



Anhang.

I. Den Postverkehr mit Europa besorgen: 1. Die Peninsular and Oriental-Steam-Ship-Company (kurz: P. and O. S. S. C.) in regelmäßig 14tägigen Intervallen. 2. Messageries Maritimes mit 14tägigem Dienste. Für Oesterreich geht die Postroute mit einem P. and O.-Schiffe via Brindisi, mit der M. M. via Neapel*). 3. Ocean-Steam-Ship-Company, Liverpool. Dampfer des Alfred Holt. Ankunft und Abfahrt je 14 Tage einmal. 4. Andere Dampfschiff-Gesellschaften, deren Ankunft und Abfahrt zwar nicht an bestimmte Tage gebunden ist, aber regelmäßig alle Monate einmal stattfindet, und zwar englische Linien: Glen-, Castle- und King-Linie; deutsche Linien: Hamburger Dampfschiff-Rhederei ꝛc.

Nach Amerika besorgt die japanische Mitzu-Bishi-Mail-Steam-Ship-Company den wöchentlichen Dienst von Schanghai nach Yokohama. Dort ist der Anschluß mit der amerikanischen Pacific-Mail S. S. C. und der englischen Occidental and Oriental S. S. C., welche beiden Gesellschaften, im Cartellvertrage stehend, einen regelmäßigen 14tägigen Dienst mit Führung der Post zwischen Yokohama nnd San Francisco unterhalten.

Die Einwohnerzahl von Schanghai betrug im Jahre 1877 an Chinesen: in der chinesischen Stadt 181.200, in den Settlements 95.662, zusammen 276.862. 8000 Chinesen fungiren als Diener bei den Europäern. Die Anzahl der Ansässigen in Schanghai betrug in demselben Jahre 1673, und zwar: Männer 1086, Frauen 296, Knaben 126, Mädchen 165 davon waren: Engländer 878, Amerikaner 181, Portugiesen 168, Franzosen 145, Deutsche 129, Spanier 103, Oesterreicher 7. Der übrige Theil recrutirte sich aus folgenden Nationen: Japaner, Parsi, Malayen, Schweden, Schweizer, Westindier, Eurasier, Manillamänner, Holländer, Ostindier, Russen, Norweger, Italiener, Belgier, Javanesen, Indier Griechen, Chilianer, Araber, Neger.

Die Sterblichkeit unter den Ansässigen nahm pro Mille ausgedrückt von 1870, in welchem Jahre 34·3 starben, bis zum Jahre 1876, in welchem 23 Fälle registrirt wurden, continuirlich ab. Es starben im Jahre 1876 unter Anderem: an Herzkrankheiten 7, an Dysenterie 4, an Wechselfieber 3, an innerem Fieber 3, an Phthisis 5, und zwar fielen die meisten Todesfälle auf die Monate September und October, die wenigsten auf März, April und Mai.

---

*) Ich erlaube mir allen Jenen, welche Briefe aus Oesterreich nach dem fernen Oriente zu besorgen haben, den Rath zu geben, dieselben immer am Freitage abzusenden, da in diesem Falle der directe Anschluß vermittelt ist.

II.*) Der bedeutendste unter diesen Häfen ist jener von Yokohama, welcher an der gesammten Schiffahrtsbewegung mit 37·4 Percent participirt, ihm folgen Nagasaki mit 32·9 und Kobe mit 22·7 Percent.

Die Zahl der einlaufenden Schiffe betrug in allen vertragsmäßig geöffneten Häfen im Jahre 1873: 974 mit 1,019.281, 1874 891 mit 965.475, 1875 831 mit 951.323 1876 666 mit 630.719 Tonnengehalt.

Die japanische Handelsflotte zählte im Jahre 1879 324 Fahrzeuge mit 73.045 Tonnengehalt, unter diesen befanden sich 168 Dampfer mit 40.669 Tonnengehalt.

Die Handelsbewegung wird am deutlichsten aus folgenden Zahlen hervorgehen. Es betrug:

im Jahre	die Einfuhr	die Ausfuhr
1874	121,118.145 Frcs.	100,008.185 Frcs.
1875	147,335.335 „	90,074.450 „
1876	110,437.575 „	128,347.330 „
1877	129,503.705 „	108,460.605 „
1878	134,169.070 „	110,766.420 „

Unter den Einfuhrsartikeln figurirten im Jahre 1875: Wollenstoffe, Baumwolle im Werthe von 72 Mill. Frcs., Modeartikel, Glaswaaren &c. im Werthe von 42 Mill. Frcs., Zucker und Gewebe aus China im Werthe von 25 Mill. Frcs., Metalle im Werthe von 6 Mill. Frcs., Waffen und Munition im Werthe von 2 Mill. Frcs.

Unter dem Ausfuhrartikeln des Jahres 1877 hatte der Thee einen Werth von 22.046.600 Frcs., die Seide einen Werth von 48,217.780 Frcs.

III. Margary verließ im Sommer 1874, auf das beste ausgerüstet und mit sehr werthvollen Empfehlungsschreiben des chinesischen Ministeriums des Aeußern (Tsungli-yamen) versehen, Schanghai, um in der Würde eines hohen Beamten, im Auftrage der britischen Regierung, den Ueberlandweg von Birma über China zu recognosciren. Es ist sicher, daß ihm in der Hälfte des Weges von seinen Vorgesetzten der Befehl zur Umkehr nachgeschickt wurde, daß aber Margary nicht darauf achtete und weiter reiste. Er erreichte mit Beginn des Jahres 1875 glücklich die Stadt Teng-yueh-tschou und erhielt hier Briefe vom englischen Consul in Bamo, daß eine andere englische Expedition unter dem Commando des Obersten Brown, welche die Aufgabe hatte, von Bamo aus die Handelsstraße bis Teng-yueh zu untersuchen, Bamo noch nicht verlassen hatte, sondern hier sein Eintreffen abwarte. Am 17. Jänner 1875 kam Margary nach Bamo, wo er von der erwähnten Expedition des Obersten Brown herzlich empfangen wurde. Margary war der erste Europäer, welcher diese für die Zukunft so wichtige Route bereiste, er besiegelte aber seine unsterbliche That mit seinem Blute. Er schloß sich freiwillig der Expedition des Obersten Brown an, um nochmals die Reise, und zwar von Birma nach Schanghai zurückzulegen; die Expedition war ungewöhnlich stark ausgerüstet. Oberst Brown war der Chef, Mr. Elias, bekannt durch die Reise durch die große central-asiatische Wüste, war der Geograph, Dr. Anderson der Naturforscher derselben. Sowohl eine große Anzahl erprobter indischer, als eine zahlreiche Schaar birmanischer Soldaten bildete die Sicherheitsbedeckung.

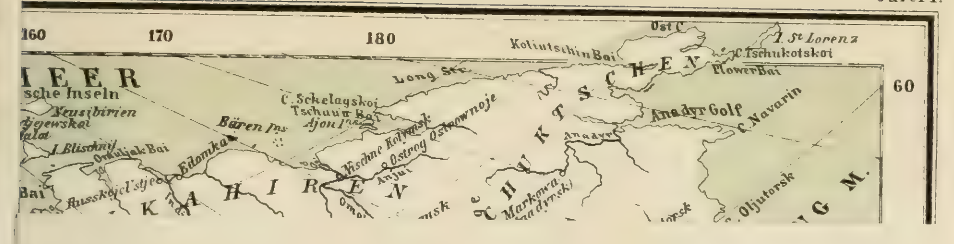
*) Auf Seite 199 des Textes irrthümlich als Anhang IV bezeichnet.

Im Februar traten sie die Reise an, und erreichten unter den ungünstigsten Umständen, die höchst wahrscheinlich ihre Entstehung dem Mißtrauen verdankten, welches die bewaffnete Macht auf die wilden Stämme und weiterhin auf die Chinesen hervorbrachte, die Höhen im Südwesten der kleinen Stadt Manwyn. Margary hatte sich bereit erklärt, bei der zunehmenden feindseligen Haltung der Bewohner die Straße gegen Manwyn aufzuklären. Während nun Oberst Brown sich in seinem Lager verschanzte, um einen bevorstehenden Angriff abzuwehren, langte die Nachricht ein, daß Margary erschlagen worden sei, und bald darauf flogen auch schon einige feindliche Kugeln in das Lager.

Von allen Seiten umzingelt, war die Lage der Expedition eine verzweifelte, denn der nothwendig gewordene Rückzug mißlang. Da kam einer der Fürsten der Berge, welcher gleichsam als neutraler Zuseher das Recht der Gastfreundschaft nicht verletzen wollte, zu dem Oberst mit der Meldung, daß ihm vom Feinde 500 Rupien geboten wurden, wenn er sich am Kampfe betheilige. Oberst Brown versprach ihm drei Körbe voll Silber, wenn er ihn nach Birma zurückführe. Der Fürst ging darauf ein und rettete so die Expedition vor dem gänzlichen Untergange.

Die näheren Umstände über die Ermordung Margary's sind bis heute noch nicht gelüftet und werden auch niemals aufgeklärt werden, denn selbst die Entsendung einer englischen Gerichtscommission nach Manwyn lieferte keinerlei Resultate. Trotzdem blieb die Strafe den Chinesen, welche die Engländer für die Blutthat verantwortlich machten, nicht aus, da es zweifellos war, daß sich Chinesen auch an dem Kampfe betheiligt hatten. Es wurde ihnen in dem Vertrage zu Tschifu 1876 die Eröffnung von vier weiteren Häfen und die Zahlung einer großen Entschädigungssumme an die Hinterbliebenen des Ermordeten dictirt. Außerdem sind die indirecten Folgen für die seinerzeitige Eröffnung des Landweges nicht zu unterschätzen, denn wenn auch die Engländer für die Gegenwart diese Angelegenheit ruhen lassen, so ist es doch zu hoffen, daß sie über kurz oder lang die Mauer sprengen werden, welche figürlich das große Reich nach Westen hin absperrt.




160
170
180
60
Ost C.
Koliutschin Bai
I. St Lorenz
C. Tschukotskoi
Long Str.
C. Schelagskoi
Tschaun Bai
Ajon I.
Bären Ins.
Anadyr Golf
C. Navarin
Anadyr
Anjui
Markowa
Oljutorsk



Verlag von Alfred Hölder k.k. Hof- u Universitäts Buchhändler in Wien





